RICARDA HUCH

Die Romantik

Buchhandlung der
Gossner'schen Mission
Berlin-Friedenau
Handjerystr. 19/20
Fernspr. Rheingau 75

NUNC COGNOSCO EX PARTE

TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

Ricarda Huch

Die Romantik

Erster Teil:

Blütezeit der Romantik

1924

H. Haessel, Verlag, Leipzig

PT361. H8

13. und 14. Auflage des ersten Teiles
Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Printed in Germany

Zur ersten Auflage.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre her, daß eine Geistesrichtung sich in Deutschland zu entwickeln begann, zu der die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts herrschende einen Gegensatz bildet, die aber seit etwa zwei Jahrzehnten einer Wiedergeburt entgegenzugehen scheint. Deshalb dürfte in unserer Zeit, wo man nach einer vorangegangenen gänzlichen Abwehr der romantischen Ideen sie um sich herum von Neuem aufleben sieht, ein größeres Verständnis dafür möglich sein, als eine frühere Generation haben konnte. In dieser Meinung habe ich das vorliegende Buch geschrieben, das sich den über den selben Gegenstand bereits bestehenden Werken nicht an die Seite stellen, geschweige denn sie verdrängen soll. Denn ich beabsichtige nur den Sinn der Romantik darzustellen, das Denken der Romantiker, wie es aus ihrem Wesen hervorging, und habe deshalb versucht, ein Bild der Menschen, die in Betracht kommen, zu geben, und dann ihrer Ideen.

Meine Quellen waren einzig die Werke der Romantiker, ihre Briefe und sonstiges Biographisches mit eingeschlossen.

Während der vorliegende Band das Entstehen und Erblühen der Romantik zum Gegenstande hat, will ich

in einem folgenden versuchen, ihr Reifen und Abwelken darzustellen. Er soll die sogenannte jüngere romantische Schule umfassen oder besser gesagt, alle diejenigen Erscheinungen, die die angeregten romantischen Ideen weitergeführt oder irgendwie innerhalb derselben gelebt und gewirkt haben; wobei es mein Bestreben sein wird, nichts Wesentliches zu übersehen.

Ich hoffe, diesen Band nach Verlauf eines Jahres vollendet zu haben.

Zur zweiten Auflage.

Ich habe bei Gelegenheit dieser neuen Auflage nichts anderes zu bemerken, als daß ich mich freue, daß mein Versuch, den Geist einer Epoche in seinem lebendigen Wirken darzustellen, freundlich aufgenommen wurde.

Inhalt

	Seite
Die Gebrüder Schlegel	1
Karoline	26
Das Athenäum	43
Novalis	62
Apollo und Dionysos	81
Der romantische Charakter	116
Romantische Philosophie	150
Die neue Religion	178
Schiller und Goethe	198
Leben	220
Romantische Liebe	247
Romantische Ironie	276
Romantische Bücher	294
Das Märchen	314
Symbolische Kunst	329
Die alte Religion	347
Tod	367

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/dieromantik0000huch

Die Gebrüder Schlegel.

Eine Schar junger Männer und Frauen stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands. Sie kommen wie vor Jahrhunderten die blonden germanischen Stämme der Wanderung: abenteuerlich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben, mit übermütiger Verachtung die alte morsche Kultur über den Haufen werfend. Von der scheuen Ehrfurcht vor überlegener Gewalt, die die feine Ausbildung des Römischen Reiches trotz alledem den barbarischen Eroberern einflößte, empfanden freilich die Romantiker nichts. Sie standen den eigenen Vorfahren gegenüber, deren Schwächen sie durch und durch kannten, und deren Vorzüge ihnen wenig imponierten; ihre Bewunderung griff in entlegene Vorzeit zurück, wo sie die Eigenart ihres Stammes rein ausgeprägt zu finden glaubten.

Das sonnige Glänzen junger wandernder Sieger liegt blendend über dem kleinen furchtlosen Trupp. Aber am meisten gleichen sie gerade jenen Stämmen der Völkerwanderung, den blühendsten, genialsten, die in der Fremde, wo sie heimisch zu werden gedachten, früh untergingen, die Frucht ihrer Kämpfe Späterkommenden überlassend. Sie verbrauchten ihre Kräfte in der mutwilligen Verschwendung des ersten Sturmes, kindisch und sorglos schwelgten sie in leichten Siegen über schwächliche Gegner, die sie verachteten, verspritzten ihr schäumendes Blut ohne

Not, aus Lust des Kämpfens und Ringens, hielten ihren Besitz nicht zu Rate und dauerten nicht aus. Über der freudigen Pracht ihrer Triumphe liegt schwer schattend der frühe, nicht ruhmlose, aber zunächst erfolglose Ausgang und macht sie zu tragischen Erscheinungen.

Derjenige, der als Führer des streitbaren Häufchens angesehen wird, Wilhelm Schlegel, war kein Feldherrngenie, kein Herrscher von Gottes Gnaden, vor dem sich alles niederwirft, unwillkürlich einer elementaren Macht huldigend. Er war ein Mensch von hellem und weitem, aber fast ausschließlich äußerem Bewußtsein, von Umsicht und Klarheit; es war kein Lodern allgewaltiger Leidenschaft um ihn her, aber ein vielfarbiges, reizendes Raketensprühen beweglichen Geistes blitzte aus seinen Augen. Leicht, elegant, freundlich, ritterlich, als immer bereite Waffe in der Hand den anmutig geformten Dolch haarscharfen Witzes, so müssen wir uns sein Bild ausmalen, wie er in guter Stunde war. „Das, was ich am meisten an Dir liebe," schrieb ihm sein zärtlicher Bruder, „ist am sichtbarsten, wenn Du glücklich bist." Jung hätte er sterben sollen, in der Fülle des Gelingens; das war die Tragik des eisernen, folgerichtigen Schicksals für ihn, daß er so lange lebte und das Alter erfuhr, das er sein Leben lang mit ahnender Angst gefürchtet hatte. Dies sich Anklammern an die Jugend war nicht etwa Mangel an Fähigkeit oder gutem Willen, die Dinge ernst zu nehmen. Aus dem tändelnden Jüngling wurde sogar, wenn er arbeitete, ein gelehrter Pedant, als welcher er ja auch in der Erinnerung der späteren Geschlechter fortlebte, die für die „übermütigen Götterbuben", wie Wieland die Brüder Schlegel nannte, kein Verständnis mehr hatten. Jetzt immer noch kennt man ihn hauptsächlich als den gründlichen Forscher, den unermüdlichen Übersetzer, der von sich selbst sagte: „Im Stehn, im Gehn, im Wachen

und im Bette, auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren, stets dichtend." Diese eigentümliche Mischung von Anmut, Oberflächlichkeit und Pedanterie beruht auf dem Mangel an Gewicht. Es fehlte ihm an Masse, an dem unbewußten Kern, der die Grundlage des Menschen bildet. Alles läßt sich daraus erklären; in seinen Beziehungen zu den Frauen die Unfähigkeit, große, stätige Leidenschaften zu erregen und zu empfinden. Er suchte und fand viel Neigung der Frauen, liebenswürdig, wie er war, mit dem feuchten Schimmer, der seine glänzenden braunen Augen so anziehend machen konnte; aber nur gaukelndes Schmetterlingsglück, alle Lieblichkeit eines spielenden Jünglingslebens war ihm beschieden, niemals das satte, stolze Genügen einer kraftvollen Natur. Von der einzigen Frau, für die er ein echtes, ernstes Gefühl hatte, soweit er das haben konnte, von Karoline muß man wohl sagen, daß sie ihn niemals wahrhaft geliebt hat. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre schrieb ihm sein jüngerer Bruder warnend: „Ich wünschte nicht, daß Du die Zeit Deiner Jugend und das Jugendliche in Deiner Liebe als Dein ganzes Leben ansäheſt . . . Warum wolltest Du das Ende der jugendlichen Liebe als das Ende Deiner Herrlichkeit des Lebens überall betrachten? Sie sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark und vollkommen gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken Deines eigenen besseren Selbst sein könnte." — „Das kannst Du, wenn Du willst," fuhr Friedrich fort; aber der unglückliche Narcissus, der sein besseres Selbst über dem zitternden Spiegelbild der unstäten Wellen, in das er verliebt war, vergaß, hätte das nicht einmal wollen können. Wenn er nicht der junge, blonde, mutwillige Schwärmer sein konnte, wollte er nicht leben. Er war ganz ohne Größe und darum ohne Fähigkeit,

das Große ganz zu erkennen, zu lieben, zu wollen. Das ist der Kern all der zarten und liebevollen Ermahnungen, die Friedrich an ihn richtete: wenn er ihn vor Zerstreuung warnt, die der Tod aller Größe sei. — Größe sei nur mit Konzentration aller Kräfte verbunden möglich; wenn er ihn bittet, er möchte sich die Begeisterung nicht schwinden lassen; wenn er fürchtet, es möchte eine gewisse unzufriedene Kälte bei ihm herrschend werden. Wilhelms „uralter Haß gegen die Vernunft" bildete einen beständigen Streitpunkt zwischen den Brüdern, „seine Idiosynkrasie gegen die Vernunft, das Denken," die es ihm unmöglich machte, wie Friedrich sagte, das Große, z. B. in Schillers Person zu verstehen. Unter Vernunft begriff nämlich Friedrich das Vermögen der Ideale; er nannte sie einen Grundtrieb, den nach dem Ewigen. Wenn nun auch Wilhelm dichtete:

„Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöh'n",

so besagt das nichts andres, als daß er geschmackvoll und klug genug war, um zu wissen, was man tun und sein müsse. Grundtriebe aber besaß er gar nicht, das war eben das Ein und Alles, was ihm fehlte. Auch die peinliche, stets verletzte Eitelkeit, zu der er verdammt war, hatte in diesem Mangel ihren Grund. Es ist eigentümlich, wie alle eiteln Menschen den Eindruck einer großen inneren Leere erwecken. In dem dunkeln Gefühl, keinen nährenden Kern im Innern zu haben, hungert es sie beständig nach andern Menschen, an denen sie zehren können. Sie gehören nicht zu den guten Menschen, von denen Salomon in den Sprüchen sagt, daß sie von sich selber gesättigt werden. Eitelkeit ersetzt das Selbstbewußtsein; sie ist wie ein Korsett oder Geradehalter,

der einem das Ansehen eines aufrechten starken Menschen geben soll, eine Art Auto-Suggestion: wenn der Schwache sich nicht überschätzte, würde er aus Mangel an Selbstvertrauen zusammenbrechen. Diejenige Selbstliebe, die Friedrich meinte, wenn er schrieb: „Wer sich selbst liebt, der ist auf dem Wege, etwas Großes zu werden," die fehlte Wilhelm. Er war wie ein Schiff ohne Ballast, nur auf einem kleinen ruhigen Gewässer zu spielen gemacht.

In den Augenblicken, wo er das Herz hatte, ganz ehrlich zu sein, gestand er sich, daß ihm in der Kunst der schönste Kranz versagt bleiben müsse. Dann brandmarkte er, wie Friedrich sagt, seine Kraft, in die innerste Eigentümlichkeit eines großen Geistes einzugehen, unmutig mit dem Namen „Übersetzertalent". Was für eine reizbare Empfänglichkeit für das Schöne, welches Verständnis für fremdes Genie, was für ein erstaunliches Sprachgefühl und Gedächtnis mit angestrengtem Fleiße zusammenkommen mußten, damit die unsterbliche Shakespeare-Übersetzung entstehen konnte, das kann nie genug hervorgehoben werden. Und dennoch — liest man darin, so empfindet, so denkt man an Shakespeare, nicht an Wilhelm Schlegel. Des Dichters Persönlichkeit kann man nur in seinen eigenen Werken suchen. Schlegels Gedichte belehren uns in feinster Weise darüber, wie aller gute Geschmack und alles Wissen von dem, was schön und nicht schön ist, die geheimnisvoll wirkende Kraft, die blind das Gute hervorbringt, nicht zu ersetzen vermögen. Wie klar sah er, worauf es ankommt. „Unser Dasein", sagt er gelegentlich, „ruhet auf dem Unbegreiflichen, und die Poesie, die aus diesen Tiefen hervorgeht, kann dieses nicht rein auflösen wollen. Dasjenige Volk, wofür es sich der Mühe verlohnt, zu dichten, hat hierüber, wie über vieles, die natürliche Gesinnung beibehalten; alles verstehen, d. h. mit dem Verstande begreifen wollen, ist

gewiß ein sehr unpopuläres Begehren. Beispiele werden dies einleuchtend machen. Die Bibel, wie sie gegenwärtig in den Händen des Volkes ist, wird nur sehr unvollkommen verstanden, ja vielfältigst mißverstanden, und dennoch ist sie ein äußerst populäres Buch. Von unsern neueren Exegeten zum allgemeinen Verständnisse zugerichtet, würde sie unfehlbar ihre Popularität großenteils einbüßen. Die alten, besonders katholischen Kirchenlieder, voll der kühnsten Allegorie und Mystik, waren und sind höchst populär; die neuen bild- und schwunglosen, vernünftig gemeinten und wasserklaren, die man an ihre Stelle gesetzt hat, sind es ganz und gar nicht. Und warum sind sie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerksamkeit weckt, nichts das Gemüt plötzlich trifft und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Worte, wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll, darf in der weißen Magie oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren sein."

Aber er selbst war kein Magier. Es war nichts, gar nichts Dämonisches in ihm. In seinen Liebesgedichten fehlt der süße Schmelz starker Sinnlichkeit, und nur sein unbestechlicher Geschmack bewahrte ihn davor, anstatt dessen witziger Lüsternheit Raum zu geben, die dagegen in seinen satirischen Scherzgedichten gern hervortritt. Seine Schwester Charlotte traf ganz das Richtige, wenn sie ihn mit Wieland verglich, indem sie sagte, die beste und wirksamste Kritik eines Autors sei ihrer Meinung nach, in eben dem Fache ein besserer Schriftsteller zu sein, und sie traue Wilhelm zu, auf diese Art gegen Wieland zu Felde ziehen zu können. Fast niemals fehlt ihm Grazie, die freilich zu elegant ist, um die Grazie eines

Naturkindes zu sein. Nicht die Anmut, die aus Kraft hervorgeht, beseelt seine Gedichte; aber es ist doch etwas Schwebendes in ihnen, wie wenn die Naturtriebe mit der Schwere ihres Müssens nicht auf ihn wirkten. Zarte, im Kopf entstandene Empfindungen hauchen leicht vorüber; man kann wohl unmutig werden über die seifenblasenartige Glätte und Leere dieser angeblichen Leidenschaften; dafür senken sich die Verse auch niemals mit schwüler Schwermut belastend auf das Gemüt, des Dichters Geistesunfreiheit verratend. Man möchte ihm einen Erguß heißen irdischen Blutes in die Adern mehr wünschen, er ist wie eine lose, flatternde Blume, in deren zierlichen Stengel die Säfte der Erde nicht hinaufströmen können.

Nur einmal ist er, wie auch Goethe urteilte, über sich selbst hinausgegangen in der Zueignung des Trauerspiels „Romeo und Julia", an Karoline gerichtet, die damals endlich seine Frau geworden war. Mag ihm hier auch seine innige Vertrautheit mit der Dichtung zugute gekommen sein, so ist es doch das nicht allein; indem er fein die poetische Weisheit Shakespeares rechtfertigt, die Romeo und Julia gerade deshalb auf der Höhe des Glückes und der Liebe sterben läßt, damit nicht sie — ein weit herzzerreißender Untergang — ihre Liebe überleben, mochte er die Gefahr mit dunkler Wehmut ahnen, die in seinem eigenen Wesen und Geschick lag. Kein feindlicher Anblick schreckt Liebe, im Kampfe schwillt ihr Mut, sie schaudert nicht, bei Toten sich zu betten —

„Ach, schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüt' erfahren:
Hat aller Blüten Blüte mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löst Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
Ach, jedem fremden Widerstand entronnen
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen."

Es liegt eine wahre und keusche Trauer in den Versen. Das gedämpfte Herzklopfen einer furchtsamen Wehmut über die eigene Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit, das ist, was er am wahrsten und tiefsten in sich durchlebte, und überall, wo das anklingt, berührt uns, wenn auch nur ganz leise, der geheimnisvolle Zauber, der aus den Elementen der Natur und des Menschen dringen kann:

„Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen,
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen,
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf g'nügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt Ihr für sein grenzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?"

Die Mängel in Wilhelms Natur schlossen freilich auch große Vorzüge ein. „Frisch und kräftig befaßte er sich nicht mit Psychologie," schrieb einmal Karoline, was hier als entschiedenes Lob gemeint ist; er zerfaserte nicht das Innere, wie es damals die Darstellungsweise der modernen Schriftsteller wurde, denen es dabei nur selten gelang, eine ganze Erscheinung lebendig vor die Augen zu stellen. „Du bist gewaltig bei Frommanns gelobt worden", schrieb sie ihm ein andermal, „Du könntest, was Du wolltest und tätest, was Du könntest und wärest ein Kleinod von Rechtlichkeit." Ja, das Kränkliche, Unbestimmte, ins Grenzenlose Ausschweifende der meisten übrigen Romantiker lag nicht in seinem Wesen. Alles was er schrieb, wenn es auch tiefer und bedeutender hätte sein können, war doch ein Ganzes, abgerundet, hatte Form. Er verfügte über das, was man Mache oder Virtuosität nennt. Eine gewisse Behendigkeit des Handelns und Ausführens machte ihn im praktischen Leben den Gefährten überlegen, die sich zum Teil mit der Unermeßlichkeit ihrer Pläne be-

gnügten. So wurde er der Direktor, Wortführer, Herausgeber, Anordner, Antreiber; so ist er noch jetzt als das Haupt der romantischen Schule bekannt. Als Vorkämpfer des Guten, Neuen und Bekämpfer des Schlechten in der Literatur, hat er jedenfalls unter allen das Meiste geleistet, der unermüdliche Rufer im Streit.

Die Reinheit und Schärfe seines Verstandes, seine unfehlbare Empfindung für das Schöne, wie für das Häßliche und Lächerliche, sein Mut, seine scheidige Kampflust machen viele seiner kritischen Schriften zu kleinen Kunstwerken. Er selber sagte in späteren Jahren, zwischen Ernst und Ironie, von seinen Leistungen auf diesem Gebiete: „Der Kritiker, aus dessen Schriften man hier eine Auswahl gesammelt findet, stand in seinen jüngeren Jahren in üblem Rufe. Man schilderte ihn wie einen Wüterich, einen Herodes, der an einer Menge unschuldiger Bücher nichts Geringeres als einen bethlehemitischen Kindermord verübt habe. Man hat, wie mich dünkt, dem Manne Unrecht getan. Er hat sein lästiges Amt mit Mäßigung und Schonung verwaltet.“ Und wirklich wird man in seinen schärfsten Angriffen fast nie die Höflichkeit des Weltmanns vermissen, der sich selbst zu hoch schätzt, um grob oder plump zu werden. Sein Witz ist zu anmutig, um nicht die Beleidigung durch die spielende Form zu mildern. Und die unerbittliche Schärfe dem Schlechten gegenüber ist besonders nachdrücklich, wenn das Schlechte überschätzt wird und unverdiente Lorbeeren erntet: er suchte sich gern mächtige Gegner, er machte es sich nicht leicht. Was aber seine Angriffslust um so schätzenswerter macht, ist sein ritterliches Einstehen für das Schöne, das ihm nie entging. Er hatte genug Mut und Zutrauen zum eignen Urteil, um verborgene, namenlose Talente zu entdecken, verunglimpfte zu verteidigen; war er doch der Erste, der den jungen Tieck ermunterte und anpries, der

Einzige, der sich des unglücklichen Bürger gegen Schillers allzuharte, verständnislose Kritik annahm. So erfreulich aber auch diese ernste Würdigung eines großen Toten ist, am gelungensten sind doch seine übermütigen Streifzüge ins feindliche Philisterlager. Hier vor allem findet sich die Urbanität und Festivität des Stiles, um die Friedrich seinen Bruder so sehr beneidete, während er „sententiae vibrantes fulminis instar“ vermißte.

Eigentümlich ist es, daß, wenn man noch eben diese Vorzüge Wilhelms aufrichtig bewundert, einem doch wieder ein Ausspruch von seiner Schwester Charlotte Ernst in den Sinn kommen kann, die einmal an Novalis über ihre Brüder schrieb: „Wenn sie sich recht strenge selbst prüfen wollten, so würden sie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder ist, sondern daß etwas Mutwille zugrunde liegt und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können.“ Diese Eitelkeit ist vielleicht zu allgemein menschlich, um nicht vollkommen entschuldbar zu sein, und doch ist es so: man weiß, es war ihnen ernst; sie sagten ihre Überzeugung, auch wenn es gegen ihren Vorteil war, und trotzdem empfinden wir nicht die Bewunderung und Sympathie, die wir für ein mutvolles und uneigennütziges Betragen haben. Vielleicht hängt es mit dem Gefühl zusammen, als hätten sie nicht so handeln müssen, als sei Absicht dabei gewesen; und man schätzt nun einmal den blinden Trieb zum Guten höher als die löblichste Absicht. Charlottens Tadel bezieht sich auf beide Brüder; Wilhelm allein eigen — sogar im Gegensatze zu Friedrich — ist eine Eigenschaft, die noch ärgerlicher berührt, als Mutwille oder Eitelkeit: die Korrektheit, die über sein ganzes Wesen und alle seine Handlungen ausgegossen war. Schon seine äußere Erscheinung war peinlich korrekt, „allerliebst geputzt und

gesalbt", wie Karoline neckend sagte; aber auch das jedenfalls nicht zuviel. Ebenso wenig war jemals etwas an seinem Betragen auszusetzen. Ob Karoline ihm einen Korb gab oder seine Hülfe beanspruchte oder sich von ihm scheiden lassen wollte — er war immer gleich höflich ohne sich wegzuwerfen, gefaßt und entgegenkommend ohne frivol zu sein; tat, was in seiner Macht stand, um sie zu schonen, ohne zu zögern noch auch zu überstürzen, sowohl ohne Schwäche wie ohne Gewaltsamkeit. Einzig in einer gewissen Schärfe des Wesens verriet sich zuweilen seine Unzufriedenheit. Ebenso im brüderlichen Verhältnis: Friedrich bat ihn nie umsonst um Geld, er war immer hülfsbereit, und zwar ohne seine Gabe durch mehr Vorwürfe und Ermahnungen als nötig waren zu vergällen; obwohl er viel zu verständig war, um verschwenderisch oder auch nur besonders freigiebig zu sein, hätte man ihn doch nicht berechnend nennen können. Mustergültig war auch sein Benehmen gegen literarische Feinde und Angreifer: er bediente sich nur ehrlicher Mittel im Kampf, nie war er falsch oder hinterlistig, die Geringeren beachtete er kaum, sondern stürmte neuen Feinden entgegen. Andrerseits atmete auch die erwähnte Ehrenrettung Bürgers vollendete Tadellosigkeit aus. Kurz man muß immer loben, wie er handelte; und doch ist vielleicht diese einwandfreie Korrektheit gerade das, was ihn der wärmeren Zuneigung am meisten entrückt.

Wie ganz anders Friedrich, an dem seinem Freunde Schleiermacher die „Leichtigkeit, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert", auffiel. „Schlegel ist aber eine hohe, sittliche Natur", setzte Schleiermacher voll Anerkennung hinzu, und es scheint fast, als ob dem ernsten, unbestechlich rechtlichen Geistlichen diese Mischung von hoher Sittlichkeit und moralischer Nachlässigkeit sehr gefallen habe. Wieviel

mehr Liebe und Freundschaft erfuhr der stets inkorrekte Friedrich als sein Bruder! Wenn Wilhelm der Leichte war — zierlich und beweglich, aber ohne Größe — so war Schwere Friedrichs Wesen. Er sei, sagte seine Gattin Dorothea von ihm, was die Orgel unter den Instrumenten, die Orangenblüte unter den Blumen, die Pfirsich unter den Früchten; höchst charakteristische Vergleiche für diesen Menschen von imponierender, aber nur schwer beweglicher Masse, der erfüllt war von Gedanken und Gefühlen, von sinnlich-geistigen Schätzen, die aber, allzu tief in den Grund seines Wesens eingewühlt, nur selten, nach den mächtigsten Erschütterungen, gegen die Oberfläche stiegen. Während man Wilhelm beklagen muß, daß er nicht mehr war, möchte man Friedrich vorwerfen, daß er nicht mehr wurde. Denn die Bestimmung zur Größe war in ihm und hatte keinen andern Feind, als seine weibisch-träge Sinnlichkeit. Bewege, tummle dich, schaffe, handle, möchte man ihm immer zurufen, der nicht viel andres tat als lesen, lesen und lesen. Er las so viel, wie Wilhelm schrieb. Unablässig vermehrte er seine Kenntnisse, häufte Ideen auf Ideen, die seinen schwerfälligen Geist belasteten. Es sei keine Gefahr, sagte einmal Dorothea, daß er jemals an Gehalt zu Geisteswerken verarme, allein die Gefahr sei, daß er an seiner Ideenmasse ersticke. In seiner Konstitution lag eine Neigung zum körperlichen und geistigen Fettwerden. Sein großer, runder, priesterlicher Kopf mit den etwas schweren, sinnenden Augen und dem vollen weichlichen Kinn, das sich zu einem doppelten ausbildete, zeigt einen bedeutenden, aber bequemen und sinnlichen Menschen. „Die Männlichkeit seiner Gestalt offenbarte sich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muskeln. Vielmehr waren die Umrisse sanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Überfluß. In hellem Lichte bildete die Oberfläche überall breite Massen",

so beschreibt er selbst mit Wohlgefallen seinen behaglichen Körper. Weniges klingt so aus seinem Herzen gekommen, wie seine Lobpreisungen des Müßiggangs. „O Müßiggang, Müßiggang, du bist die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung; dich atmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb". Das Sprechen und Bilden sei nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften, das Wesentliche sei das Denken und Dichten, und das sei nur durch Passivität möglich. Je schöner das Klima, desto passiver sei man. Nur die Italiener wissen zu gehen und die Orientalen zu liegen, am zartesten und süßesten habe sich der Geist in Indien gebildet Das war nicht nur Humor der Übertreibung; er begnügte sich wirklich mit dem Denken und Dichten und verachtete das Bilden und Ausführen, er hat jedenfalls wirklich unzählige Male, „wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bach" gesessen, „gleich einem Weisen des Orients versunken in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen". Er erinnert an einen jungen Mann, von dem Steffens in seinen Lebenserinnerungen erzählt, er sei so faul gewesen, daß er ein förmliches Studium darauf verwendet habe, auf welche Weise man am längsten im Stuhle sitzen könne, ohne seine Stellung zu verändern.

Diesem Trägen hatte sein Genius eine beschwerliche Lebensbahn ausgesucht, aber er verstand die weise Absicht, benutzte den Wink nicht. Womöglich ließ er immer andere für sich arbeiten. Und er hatte eine gewisse zutunliche Kindlichkeit an sich, die machte, daß es tätige Menschen natürlich fanden, etwas für ihn zu tun.

Die Jünglingsjahre, die Wilhelm so leicht und geräuschlos abliefen, verbrachte er unter peinvollen Zuckungen und Kämpfen seines Innern. Er litt unter einem be-

ständigen Mißklang, den er in sich fühlte, und dessen letzte Ursache war, daß er kein hinreichendes Gegengewicht besaß für sein ungeheures Denkvermögen, für seine Rezeptivität. Das Vermögen und die Lust, hervorzubringen und zu handeln, worin sein aufgespeicherter Ideenstoff sich hätte verarbeiten können, war Wilhelm allein zugeteilt. So gut wie Friedrich sich seines mächtigen Verstandes bewußt war, wußte er, daß ihm etwas Großes fehlte, welches Etwas er verschieden benannte, sehr häufig aber Liebe, die Seele der Seele. Nicht um Verstand möchte er Gott bitten, sondern um Liebe. Die stets rege, alles durchschauende Kritik seines Verstandes erschwerte ihm das unbefangene Liebhaben, wonach er doch schmachtete. Je nachdem ob er die reich ausgestattete Seite seines Wesens genoß oder die verkümmerte entbehrte, wechselte ein gerechtfertigtes Gefühl von Überlegenheit mit einem Gefühl von Ohnmacht und Einsamkeit, was ihn scheinbar unvermittelt zwischen den höchsten Höhen und den tiefsten Tiefen auf- und abschwanken ließ. Er lebte in einem beständigen Wechsel von Schwermut und Ausgelassenheit, sagt er in der „Lucinde". Rührend ist es, wie er zu sein oder auf die Menschen zu wirken wünschte, nämlich so, „daß von meiner Rechtschaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit oft und viel mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiste braucht gar nicht die Rede zu sein, oder höchstens sollte man mich verständig finden. Jedermann sollte mich gut nennen, wo ich hintrete, sollte sich alles erheitern, jeder sich nach seiner Art an mich schmiegen, und die sich was dünken, mich gnädig anlächeln. Aber längst habe ich bemerkt, welchen Eindruck ich immer mache. Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune, und meine Nähe drückt. Am liebsten besieht man mich aus der Ferne wie eine

gefährliche Rarität. Gewiß, manchem flöße ich bitteren Widerwillen ein. Und der Geist? Den meisten heiße ich doch ein Sonderling, das heißt ein Narr mit Geist."

Wie deutlich sieht man hier, was er war — klug, geistreich, witzig, interessant, bedeutend — und was er nicht war: unbefangen, liebenswürdig, heiter, herzlich. Erstaunlich ist es, mit welcher Schärfe er seine Größe und seinen unersetzlichen Mangel sah: daß er nicht lieben konnte, weder andere noch sich selbst. „Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin, das heißt mit mir zufrieden. Denn mein Verstand ist so, daß wäre alles ihm gleich und Harmonie in mir, so wäre ich's schon."

Das Ideal seines Wesens sah er in Hamlet. Nicht, daß er es ausdrücklich sagte; aber seine Auffassung Hamlets ist so persönlich, wie man einen fremden Charakter nur vermittels seines eigenen faßt, weil man mit seiner Seele lebt, oder was dasselbe sagen will, ihm die eigene Seele zum Leben leiht. Der Grund zu Hamlets innerer Zerrüttung, sagt er, liege in ihm selbst, in dem Übermaß seines Verstandes und dem Mangel verhältnismäßiger Kraft der Vernunft. Wäre er weniger groß, so würde er ein Heros sein. Seine Unentschlossenheit rühre daher, daß er eine zahllose Menge von Verhältnissen übersehe. „Durch eine wunderbare Situation wird alle Stärke seiner edeln Natur in den Verstand zusammengedrängt, die tätige Kraft aber ganz vernichtet. Sein Gemüt trennt sich, wie auf der Folterbank nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergerissen; es zerfällt und geht unter im Überfluß von müßigem Verstand, der ihn selbst noch peinlicher drückt, als alle die ihm nahen. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißver-

hältnis der denkenden und der tätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig scheinen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint, vor der ewigen kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt." Ganz ebenso erschien Friedrich damals seinen Freunden: „Deine urteilende Idee steht mit Deiner genießenden im Mißverhältnis," schrieb ihm Novalis. Nur daraus, daß er sich eines mit Hamlet fühlte, krank an der selben unheilbaren Disharmonie, läßt sich seine Meinung erklären, die Tragödie könne unter Umständen augenblicklichen Selbstmord veranlassen. Diese Umstände waren eben die seinigen. „Wenn ich auf dem Wege, den ich in Göttingen ging, beständig mit dem Verstande zu genießen ohne zu handeln, blieb, so hätte er mich in Kurzem zum Selbstmord geführt. Die Liebe zu einem Gegenstande, der Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unsern eilenden Geist aufhalten; denn sonst wird diesem Kurzsichtigen die Welt bald zu klein." Selbstmord war denn auch lange Zeit sein täglicher Gedanke, und er wäre, wie er selbst sagt, diesen Entschluß auszuführen wohl fähig gewesen, „wenn er überhaupt zu einem Entschluß hätte kommen können."

Ich will anführen, wie er selbst den qualvollen Zustand dieser Jahre, wo er „untätig und mit sich uneins" war, schildert:

„Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Marke des Herzens

zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigener Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher und unter den Menschen wie Einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. — Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. Und so verwilderte er denn immer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich."

Ohne Zweifel hätte er sich herausreißen können. „Es ist Trägheit, was uns an peinliche Zustände kettet", sagt Novalis. Aber träge war er eben; der Elastizität seines Freundes Novalis gegenüber war er wie etwa eine Kuh, vor deren Augen eine Lerche pfeilschnell in die Wolken steigt. Was für goldene Worte wußte er seinem Bruder über den Nutzen eines bürgerlichen Amtes zu sagen: ein vollkommener Querpfeifer erfülle doch sein Wesen, nämlich die Querpfeiferei; wenn er einen guten Pfiff tue, könne er ebenso zufrieden mit sich sein wie Gott, wenn er eine Welt gemacht habe. Durch sein ganzes Leben hindurch zieht sich der Wunsch, ein Amt, einen festen Beruf zu haben, seinem Hange zum bequemen Sichgehenlassen ganz entgegen; und doch wich er gern aus, wenn sich eins bieten wollte. Wenn er seinem Bruder predigte: „Es kommt nur auf dich an, ein großer Mensch zu werden" oder „Laß doch gar nicht die Gottheit aus deiner Brust aus Trägheit allmälig entweichen" oder er solle sein Glück für seine Vortrefflichkeit nützen, so ermahnte er damit eigentlich mehr sich selbst als Wilhelm, für den diese Lehren gar nicht paßten und kaum verständlich sein mochten.

Klopstock, Schiller, Luther, Fichte, Männer von frischer Tatkraft, waren die Muster, die er aufstellte, die er groß nannte. An Einsicht konnte es ihm bei seinem umfassenden Verstande nicht fehlen; aber er war wie die Jünger, denen Christus zurief: „Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Siehe, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Das Außerordentliche, das er so lange dunkel erwartet hatte, geschah: er lernte Karoline kennen, und die Liebe, die zerrüttend in ihm gebrannt hatte, weil ihr der Gegenstand fehlte, begrüßte entzückt die endlich Gefundene. Im allgemeinen waren ihm die Frauen zu platt — denn sie wären noch platter als die Männer, sagte er — um sich mit ihnen abzugeben. Daß er auf diejenigen mit dem Geiste herabsah, die seine Sinnlichkeit mächtig anzogen, war stets die Ursache zu quälenden Konflikten, wenn er mit Frauen in Berührung kam. Damals meinte er, er sei reiner Liebe wohl nur zu Männern fähig. Und die Leidenschaft zu einer Frau, die er als Student in Leipzig durchmachte, war allerdings eine dermaßen verzerrte „armselige Raserei", daß man ihre Geschichte in seinen Briefen nicht ohne Ekel und Mitleiden lesen kann. Karoline ergriff ihn ganz. Da gab es keine Spaltung in seinem Gefühl, wie es keine in ihrem Wesen gab: seine Freundschaft, seine Bewunderung, sein Urteil gehörten ihr wie seine blinde Zuneigung. Aber indem er sich seine schrankenlose Liebe gestand, schwur er sich zugleich Entsagung; denn diese einzig verehrte Frau war die Geliebte Wilhelm's, seines heißgeliebten Bruders. Nie erscheint Friedrich liebenswerter als damals, wo er, still und anspruchslos verzichtend, sich dankbar des Glückes freute, der heimlich Geliebten, die zugleich Freundin seines Bruders war, dienen zu können, des Glückes zu lieben überhaupt. Durch Karoline fühlte er sich dem Leben wiedergegeben; in der

Liebe, die eine positive Tätigkeit des Gemütes ist, fand er das Gegengewicht gegen den negativen Verstand.

Von dem Zeitpunkt an, wo die Liebe der beiden Brüder, durch das Gefühl für die selbe Frau nicht aufgelöst, sondern erhöht, einen so schönen Triumph feierte, ging sie ihrem Niedergange entgegen. So langsam allerdings, daß das Verhältnis durch eine Reihe von Jahren noch unverändert blieb, ja sogar in vollerer Blüte zu stehen schien. Beide, Wilhelm sowohl wie Friedrich, konnten glauben, jetzt dem Höhepunkte des Glückes nahe zu sein. Was er so lange vergebens ersehnt hatte, Freundschaft und Liebe, fand Friedrich reichlich in Berlin, wohin er sich als fünfundzwanzigjähriger junger Mann begab: die Freundschaft Schleiermacher's, die Liebe von Dorothea Veit, der Tochter von Moses Mendelssohn. Ein Bild hoher Freundschaft hatte ihm immer vor der Seele geschwebt; er hielt sich für geschaffen, es zu verwirklichen. „Ich bin nun einmal eine unendlich gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie", sagte er von sich selbst. Er konnte durchaus nicht allein sein, nichts allein treiben; er brauchte Jemanden zum Symphilosophieren, zum Symfaullenzen, kurz zum Symexistieren — eine charakteristische Wortbildung, die er sich erfunden hatte und gern gebrauchte. „Mitteilung, Teilnahme, Arm, an dem du wandelst, das wird dir fehlen, und wird dir fehlen, wie es Keinem fehlt", schrieb ihm Novalis einmal, als er nach einer anderen Stadt übergesiedelt war, wo er Niemanden kannte. Aber der „gute innige" Schlegel hatte einen Teufel in sich, der ihm die liebsten Freunde mutwillig und bösartig verscheuchte. So sagte er Novalis geradezu ins Gesicht, daß er ihn zuweilen verachte, und begriff kaum, daß der Beleidigte diese Erklärung nicht mit seinem Wahrheitsdrange oder seiner Eigenheit „Dolche zu reden", wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, entschuldigte. Später

freilich zog sich der Zwist wieder zu; Friedrich's „Zauberkraft auf menschlichen Geist" war so groß, seine kindliche Offenheit und Umgangslust so versöhnlich, daß seine Freunde ihm nicht leicht etwas nachtrugen. Damals aber führte das Leben ihm Schleiermacher zu, der von allen Männern, die Friedrich nahe traten, ihm die zärtlichste und dauerndste Neigung geschenkt hat.

Mit seinen lebhaften Augen, der Schärfe seines Blickes, die sogar etwas Zurückstoßendes haben konnte, mit seinen streng geschlossenen Lippen, immer überlegt und besonnen, war Schleiermacher ein bestimmter Gegensatz zu dem weichen, behaglich trägen Schlegel. Dieser Verschiedenheit waren sie sich auch wohl bewußt und nannten ihr Verhältnis scherzweise eine Ehe, in der Schleiermacher die Frau war. Mit weiblicher Innigkeit hing der kleine, zarte, etwas verwachsene Jüngling an dem schönen, stattlichen Freunde. Friedrichs Kindlichkeit und Naivetät, die Heftigkeit seiner Wünsche, Neigungen und Abneigungen, ja sogar seine Leichtfertigkeit entzückten ihn. Alles, was Schleiermacher fehlte, hatte Friedrich im Übermaß. Ein großes Wort habe Friedrich einmal von ihm gesagt, schreibt Schleiermacher, „nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich immer frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nah als ich." Friedrich war eher in Gefahr des Erstickens oder dem Tode durch Überfütterung nahe. Ihren Verstand bewunderten sie gegenseitig. Und wenn Friedrich durch seine Natur, durch die Wucht seiner Persönlichkeit imponierte, gestand er selbst wiederum Schleiermacher, obwohl er der Jüngere war, eine gewisse Überlegenheit zu, die ihren Grund in seiner Frühreife, Besonnenheit, Zielbewußtheit, seinem tätigen Fleiß, seinem Ernst hatte. Friedrich hatte ein sinnliches, Schleiermacher ein moralisches Übergewicht. Damit hing zusammen, daß Schleiermacher

ganz unkünstlerisch war, was aber nicht störend empfunden ward; denn Ethik, Psychologie, Religion, kurz die Wissenschaft war ein so großes Gebiet gemeinsamen Interesses, daß es an Stoff zu endlosem „Symphilosophieren" nicht fehlte.

Die Freundschaftsehe hinderte aber beide Teilnehmer nicht, auch Frauenliebe zu suchen. Während Schleiermacher einen eigentümlich geistig-herzlichen Verkehr mit der berühmten Schönheit Henriette Herz pflegte, stürzte sich Friedrich in zügellose Leidenschaft zu der häßlichen Dorothea. Auch Dorothea ergänzte Schlegel: sie war immer tätig, geschickt zu aller Arbeit, ebenso behende zum Schreiben und Schaffen, wie er schwerfällig. Freilich gab es in ihr auch nicht entfernt so viel Gehalt zu verarbeiten. Sie galt für klug und bedeutend; auch dürfte man nicht das Gegenteil von ihr behaupten; aber weder logisch noch tief zu denken war ihre Sache. Daß sie lebhaft, leicht und viel sprach, eine rasche Fassungsgabe besaß, auch gescheit genug war, um nichts Dummes zu sagen, Nichtwissen einzugestehen und wo es angebracht war, zu schweigen, ließ sie geistvoller erscheinen als sie war. So selbständig sie im Handeln sein konnte, im Denken war sie durchaus abhängig. Gerade das machte sie zu einer bequemen Frau für Friedrich. Während sie alles Praktische für ihn besorgte, soviel als möglich für ihn arbeitete, ordnete sich ihr Verstand dem seinigen völlig unter, und da ihre weibliche Hingebung keine Grenzen kannte, wurde er der Gott dieser unschönen, aber liebevollen, strebsamen und temperamentvollen Frau, der gegenüber sein Mißtrauen und seine Empfindlichkeit ihn bald verließen. Sich so bedingungslos angebetet zu fühlen, das war es, was ihm immer gefehlt hatte; daß sie ihm das gab, zog ihn hauptsächlich zu ihr hin; bei ihm vertraten allmählich Dankbarkeit, Bequemlichkeit und Gewöhnung die Stelle der Liebe, soweit sie nicht nur Sinnlichkeit war. Es ist begreiflich, daß fast

alle Freunde Friedrichs sich von diesem Verhältnis, auf das Dorothea so stolz war, peinlich berührt fühlten. Ja, vielleicht haben diejenigen nicht Unrecht, die sie späterhin seinen bösen Dämon genannt haben. Denn mit ihrer blinden Unterwürfigkeit konnte sie nichts als seiner Trägheit Vorschub leisten. Sie hatte jene Affenliebe für ihn, die Müttern als Sünde angerechnet wird; es war nicht sein guter Genius, den sie in ihm erkannte und liebte. Das Temperament seines Wesens, seine gemütliche Kindlichkeit, die olympische Ruhe, die er haben konnte, hätten ihn nach zwei Seiten führen können: zur heiteren Überlegenheit des Weisen und Glücklichen oder zur immer stumpfer werdenden Behäbigkeit eines Haremsweibes. Ohne es zu ahnen, trieb ihn Dorothea den bösen Weg abwärts. Sein durch ihre geistige Unterordnung gelähmter Intellekt trat mehr und mehr in den Dienst seiner stärker anschwellenden materiellen Seite. Sie hätte ihn beflügeln sollen und zog ihn, in der Meinung, sein Wohl zu befördern, mit starkem Gewicht zur Erde.

Wie anders, wie fördernd wirkte Karoline durch die Überlegenheit ihres Geistes auf die Männer ein, die ihr nahestanden, obwohl sie nicht weniger tätig und liebevoll war. Man kann sich eines wehmütigen Lächelns nicht enthalten, wenn man sich erinnert, was für Grundsätze Friedrich in Bezug auf Freundschaft und Liebe hatte. Von keiner andern wollte er etwas wissen, als die auf gegenseitiger Anregung zur Sittlichkeit beruhe. Als Karoline das erstemal Wilhelms Antrag zurückgewiesen hatte, tröstete er den betrübten Bruder, indem er ihm riet, seinerseits sie zu verwerfen und sich dadurch über den Verlust hinwegzusetzen: „Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht. Du hast sie nur gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird. Oder weißt Du etwa

nicht, daß Du in ihr Dein eigenes Ideal der Größe liebtest?" Und über ihr eigenes brüderliches Verhältnis schrieb er an Wilhelm: „Ich sage Dir aber, daß ich es so mit Dir halte, wie Lavater mit Christus, der ihm geradezu erklärt, daß, wenn er ein noch besseres Medium mit Gott findet, er den ersten Platz räumen muß." Als er Karolinen kennen lernte, entsagte er dem Glück, „aber er beschloß es zu verdienen und Herr über sich selbst zu werden."

Jetzt berauschte er sich in dem Genuß, dessen Entbehrung so peinlich an ihm gezehrt hatte. Nun hatte er, was er vor Jahren als das Wünschenswerteste hingestellt: die Liebe zu einem Gegenstande, den Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens; denn da Dorothea verheiratet war, fehlte es nicht an Widerstand und Schwierigkeiten von allen Seiten. Da die „Wut der Unbefriedigung" gestillt war, wurde er liebenswürdiger, zuversichtlicher, froher. Mutig und stolz sah er ins Leben; niemals vorher hatte er eine so rege und fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Bis dahin hatte er mit einer Mühseligkeit gearbeitet, die an einem Menschen, der sich selbst zum Schriftsteller bestimmt, etwas Komisches hat. Das elegante, liebenswürdige Sichausströmen Wilhelms hatte ihm als Ideal vorgeschwebt, wiewohl er sich halb und halb seiner gediegeneren, körnigeren Eigenart nicht ohne Genugtuung bewußt war. Jetzt glaubte er seines Bruders Geschmeidigkeit mit seiner Kraft und Tiefe vereinigt zu haben. Wirklich vollendete er mehrere Aufsätze ästhetischen Inhalts voll neuer Gesichtspunkte, originaler Ideen, weiter Aussichten. Er lud einmal etwas ab von dem großen Haufen angesammelter Entwürfe.

Von langer Dauer war indessen dieser Aufschwung nicht. Nachdem der Kampf vorüber war, und das Glück gesichert, sank Friedrich tiefer als vorher in seine Trägheit zurück; eine zunehmende Hypochondrie war die Folge.

„Wird er aber schwer über den Dingen", erzählte Dorothea, „oder die Dinge schwer über ihm, das ist nicht zu entscheiden, aber gewiß ist, daß das Leben ihm sauer wird"; und in komischem inneren Konflikt zwischen praktischer Einsicht und mißverstandenem Idealismus: „Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber — soll ich leider sagen? — das eigentliche Arbeiten und alles Geschäft immer schwerer." An Gründen für seine Untätigkeit fehlte es ihm nie. Nur blitzartig waren die Augenblicke einer so staunenswerten Selbsterkenntnis, die ihn einmal zu Wilhelm sagen ließ: „Wußtest du nicht, daß ich den Mangel an innerer Kraft immer durch Pläne ersetze?" Gewöhnlich schob er alles auf die Ungunst seiner materiellen Lage. Gewiß ist es, daß für jeden Armgeborenen der Kampf ums Dasein desto härter ist, jemehr er einem ideell-geistigen Leben zugetan, und nicht ohne Bitterkeit kann man die äußere Beschränktheit im Leben eines so hochbegabten Menschen mit ansehen. Aber wo blieben in späterer, besserer Zeit die großen Taten, die kommen sollten, wenn nur einmal das Gespenst des Mangels und der Sorge von der Schwelle verscheucht wäre? Muß man nicht Karolinens klaren Blick bewundern, die sagte: „Denn Manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich; es würde nur seine beste Eigentümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Sie ers genösse."

Seit Karoline und Dorothea neben den Brüdern standen, fing das alte feste Band, durch das sie sich untrennbar vereinigt glaubten, locker zu werden an, und das ist wohl das Traurigste, was sie erleben mußten. Anfänglich war Friedrich, der sechs Jahre jüngere, der unbedingt Aufschauende und Verehrende gewesen, allmählich aber, als der Reichtum und Umfang seines Geistes zur Geltung kam, änderte sich das Verhältnis und Wilhelm

empfand ihn als den Stärkeren, den Tonangebenden. In diesem Verkehr einzig war Eitelkeit ganz ausgeschlossen, wo beide gegenseitiger Anerkennung, ja Bewunderung gewiß waren, sich überhaupt als zwei Hälften eines würdigen Ganzen fühlten. Sie wurden inne, wie sie einander ergänzten und wurden nicht müde, es einander zu sagen und sich dieser Blutsfreundschaft und Gemeinsamkeit zu freuen. Sie schwelgten in gemeinsamen Entwürfen und besonders Friedrich war kindlich beseligt, wenn er ihre beiden Namen nebeneinander gedruckt unter ihren brüderlichen Werken lesen konnte. Und diese Einheit und Einigkeit wurde angetastet, nicht durch Feindliches, dessen sie sich hätten erwehren können, sondern durch Frauen, die auch Anteil an ihnen hatten, die ihrem Herzen nahe standen, im Grunde also durch sich selbst. Aber leicht konnten sie von dem Traume ihrer Unüberwindlichkeit im Zusammenwirken nicht lassen. „Ihr seid ein einziges unteilbares Wesen", schrieb Novalis an Friedrich zu der Zeit, als der Samen der Entzweiung schon gesät war. Mit ängstlicher Besorgnis hielten sie das Kleinod fest, das für sie einen Talisman bedeutete: den Glauben an die innere Notwendigkeit, den Naturzwang ihrer Liebe. Die romantische Schule selbst ist ein Denkmal dieser Liebe. Der gewichtige Friedrich war der Magnet, der die begabten Freunde anzog, Wilhelm, der Rührige, Helle, Wache, wie Karoline ihn nannte, organisierte sie. Hoffnungsvoll stand er am Strande, um auf seligen Inseln ein neues Reich der Poesie zu gründen:

Verbrüderte Gefährten seh ich schweben.
Was schreckte mich, daß ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.

So leit', o süße Poesie, mein Leben!
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Karoline.

Wenn über einen Verstorbenen das Urteil der Zeitgenossen auseinandergeht, Haß und Liebe wetteifern, sein Bild jedes in seinen Farben auszumalen, dann wünschen wir, alle die widersprechenden Zeugnisse einmal vergessen und anstatt dessen einen Blick in das Antlitz tun und ein Wort aus dem Munde vernehmen zu können, die der Tod ausgelöscht hat, damit wir das Geheimnis der Seele daraus ablesen. Wie war sie denn in Wahrheit, diese Karoline, die der große Schiller Dame Lucifer nannte und die so vielen andern die Einzige, Unvergleichliche war, die unwiderstehlich alle anzog, auf die der warme kluge Blick ihres liebevollen Auges fiel? Wenn wir sie selber fragen könnten, würde sie gewiß stolz und freimütig und klar über sich Auskunft geben, und vielleicht würde sie mit lieblicher, halb scherzender Wehmut sagen: Seht Ihr es mir denn nicht an, daß mein Herz gut ist?

Sie war nicht eigentlich ein romantischer Charakter mit sonderbaren Mischungen, Dämmerungen, Rätseln, sondern ihr Wesen war die Sicherheit und Ruhe der Harmonie, und es ließe sich auf sie anwenden, was Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde" von der kleinen Wilhelmine sagt: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit."

Sie war die Tochter eines Göttinger Professors Michaelis und, im Jahre 1763 geboren, fast noch ein

Kind des ancien régime, aufgeklärt und verständig, in ihrer frühen Jugend sogar ein wenig sentimental. Wie sie in einem Brief an ihre Freundin Luise Gotter ihre Verlobung und Hochzeitsfeier beschreibt, bei welcher Gelegenheit man das junge Paar in bekränzte und mit Versen geschmückte Lauben führte, das mutet wie Klopstock und Wieland ein. Aber wenn einmal von Zeit zu Zeit ein heller, starker Naturlaut durchbricht, so spürt man, daß diese Merkmale eines ausgehenden Zeitalters ihr nur angeflogen sind durch Beispiel und Sitte, die auf einen harmonischen Charakter stark zu wirken pflegen. So dichtete ja der junge Goethe seine Anfänge ganz im Geschmacke seiner Zeit und mußte erst von Herder auf revolutionäre Bahnen geführt werden.

Karoline begann ihr Leben als Frau des Bergmedikus Böhmer in Klausthal, eingeengt in Wälder und Berge, zurückgezogen in einen beschränkten Kreis, wo sie sich niemals heimisch fühlte. Es war nicht, daß sie großartigere Verhältnisse ersehnt hätte; aber ihre starke Natur verlangte unbewußt nach Geschicken, die sie bilden und entwickeln könnten; denn der Genius des Menschen will immer, was ihn fördert, und führt sogar Unglück herbei, wenn der Mensch es braucht und daher Anrecht darauf hat. Sie war nicht dazu angetan, über sich selbst nachzugrübeln und sich durch wirkliche und eingebildete innere Konflikte einen Zeitvertreib zu verschaffen; aber sie fühlte deutlich, daß die Ruhe und Gemächlichkeit ihr nicht gut taten, und eine leise Angst erwachte in ihr, die „edle Tätigkeit" möchte ganz erlahmen, sie könnte träger und träger werden in ihrer Meeresstille und zuletzt abseits liegen bleiben mit stockenden Kräften. Sie war auch deswegen frei davon, sich der Schwermut hinzugeben, weil die ihr natürliche Weltanschauung war, der Mensch sei bestimmt, zu genießen, mehr als jedes andere Geschöpf,

und verfehle seinen Zweck, wenn er es nicht tue. Glücklich zu sein schien ihr, wenn sie es nicht von selbst war, eine Pflicht, und sie versuchte es immer wieder und wieder, wie auch die Umstände es ihr erschweren mochten. Leichtsinn oder Genußsucht war das nicht — wie es sich denn um ein roh materielles Genießen nicht handelte —, vielmehr eine große, seltene Gerechtigkeit: wenn sie unzufrieden war, suchte sie die Schuld niemals anderswo als in sich. Daß die Welt schön sei, voller Gaben und Segen, war ihr unumstößliches Gefühl; wenn ihr Blüte und Frucht nicht zufielen, machte sie es sich zur Aufgabe, an einem Zweiglein oder Blatte froh zu werden. Unter gedämpften Tränen lächelnd, suchte sie sich heiter zu erhalten zwischen den ernsten, graden, schwarzen und verschneiten Tannen des Harzes, mit denen sie nichts anzufangen wußte, las und las in den Büchern, die die Schwester ihr aus der Göttinger Bibliothek durch die Botenfrau hinüberschickte — Romane, Memoiren, Weltgeschichte, verschollene Philosophie und Lebensweisheit — und stellte sich wohl auch inmitten der drückenden Einsamkeit vor den Spiegel, nickte ihrem betrübten Bilde zu und rief es ermunternd an: Gräme dich nicht allzusehr, Karolinchen!

Ihres Mannes Rechtlichkeit achtete sie, und die blinde Zärtlichkeit, die ihr junges liebesuchendes Gemüt auf ihn geworfen hatte, hielt sie ängstlich wie zum Selbstschutz, in ihrem Herzen zusammen. Auch Schwäche mag man es von einem anderen Standpunkte aus nennen, diejenige Schwäche, die ihr eigenstes Wesen ausmachte und zugleich ihre Stärke war, daß sie nämlich ohne Liebe nicht sein konnte. Da er nun einmal ihr Gefährte war, wollte sie nicht wissen und sehen, sondern liebhaben, liebhaben, weil sie ohne das nicht hätte atmen und sein können. Da er aber, wie es scheint, viel weniger Umfang des Wesens hatte, als sie Liebesfülle besaß, überschüttete

sie mit allem Überfluß ihres Herzens die Kinder, die sie bekam, so daß man hätte meinen können, die Mutterschaft wäre ihre einzige Bestimmung gewesen.

Überhaupt ist das besonders an ihr zu schätzen, daß sie alle Pflichten, die das Leben mit sich brachte, und alle Gelegenheiten, sich zu betätigen, wenn es auch geringfügige Haushaltsangelegenheiten waren, gründlich ergriff, und bei allem, was sie vorhatte, so sehr mit ganzer Seele war, daß man jedesmal hätte meinen können, grade dies sei für sie die Hauptsache und grade dafür sei sie geschaffen. Die kleine Auguste freilich war und blieb in Wahrheit die Hauptsache, das seltsame Geschöpfchen, unschön zuerst, aber von immer zunehmendem Liebreiz, wie es bei den Menschen der Fall ist, an deren Schönheit der sich entwickelnde Geist großen Anteil hat, altklug, kindisch, naiv, frühreif, wissensdurstig und vergnügungssüchtig, ein staunenerregendes Durcheinander, mit demselben weichen Gesicht und der blumenhaften Neigung des Kopfes, wie es der Mutter eigentümlich war. Die andern Kinder starben früh, bald nach dem Tode ihres Mannes, der nach vierjähriger Ehe stattfand.

So rauh wurde sie aus dem Gefängnis ihrer kindlichen Jugend erlöst und keinen andern Gebrauch konnte sie zunächst von ihrer Freiheit machen, als daß sie den kleinlichen Kampf mit alltäglichen Familienkümmernissen und überflüssigen Nörgeleien aufnahm; sie kehrte nämlich zu ihrer Familie nach Göttingen zurück. Wie eng und klein die dortigen Verhältnisse auch waren, empfand sie es doch als eine Wonne, frei zu sein und die Flügel weit, so weit sie wollte, ausspannen zu können, und erinnerte sich mit Grauen an die dumpfen Jahre in Clausthal. Jetzt erst gestand sie sich, daß sie sich wie in einen Zwinger eingeschlossen gefühlt hatte. Aber kaum, daß sie es recht inne geworden war, begab sich die Unglück-

liche freiwillig in neue Sklaverei. Das war eben ihr Fluch — wie vielleicht auch ihr Segen —, daß sie nicht frei sein konnte, daß ihr Herz die Abhängigkeit suchte von etwas Angebetetem. Dieser Hang ihres Herzens konnte, wie sie selbst wohl wußte, sogar für eine Zeitlang ihren hellen, sonst unbestechlichen Geist verblenden, obwohl sie es immer dunkel in sich ahnte, wenn sie auf Irrwegen war.

Der Mann, dem sich ihre Seele nun mit blinder, schrankenloser Hingebung vertraute, scheint ein problematischer Charakter gewesen zu sein. Der starke Instinkt, der sie so sicher machte, fehlte ihm. Er muß sie wohl auf seine Art geliebt haben und war jedenfalls ein Bewunderer ihrer Vorzüge; aber es wäre möglich, daß die Stärke ihrer Natur, die er an ihr liebte, ihn zugleich beängstigt hätte; denn er griff nicht zu, um sie festzuhalten, die ihm mit dem ganzen Stolze und der ganzen Freudigkeit ihrer Liebe entgegenkam.

Ob er sich ihr nicht gewachsen fühlte und deshalb den Mut nicht hatte, sie besitzen zu wollen, oder ob er überhaupt unfähig war, zu lieben, und nur als ein schwächlicher Egoist eine Weile mit halbwahren Gefühlen spielte, bange von sich selbst, seiner Würde und Bequemlichkeit ein Stückchen zu verlieren — kurz, er ließ sich ihre unermüdliche Liebeswilligkeit und Güte gefallen, reizte sie wohl auch gar und blieb dabei doch in einer spröden Zurückhaltung. Mit ihrem vollen Herzen fühlte sie sich fähig, glücklich zu machen, und wollte den, den sie sich erkoren hatte, zu seinem Glücke zwingen. Heiratsanträge, die ihr gemacht wurden, schlug sie um seinetwillen aus

Damals machte sie die Bekanntschaft des jungen Wilhelm Schlegel, der im Umgange mit Bürger, dem einsamen, vergessenen Greise, seine ersten dichterischen Studien machte, und es läßt sich denken, daß der regsame, vor-

urteilsfreie Jüngling eine erquickende Erscheinung für sie war inmitten der dumpfen Herkömmlichkeit oder vorsichtigen Steifheit der Göttinger Honoratioren. Daneben freilich fühlte sie sich ihm gründlich überlegen, und das nicht nur, weil er sechs Jahre jünger als sie war. Für die moderne Richtung in der Literatur mit ihrem, wie man jetzt sagen würde, nervösen, sensitiven Leben hatte sie ohnedies keinen Sinn; der altmodische Gotter, der Mann ihrer Freundin Luise, war für sie, was man nur von einem ordentlichen Dichter verlangen kann. Mit allem Übermut ihrer starken, zuversichtlich das Höchste begehrenden Persönlichkeit wies sie den jungen Schöngeist ab, ja, nicht ohne jene Grausamkeit, die nur Verliebte haben, wenn sie völlig in den geliebten Gegenstand versunken sind.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, sie hätte jemals über einen geliebten Mann wirklich sich und die ganze Welt vergessen. Das brauchte man kaum hervorzuheben und noch weniger zu rühmen. Es möchten leicht mehr Frauen zu finden sein, denen die Liebe alles war: sie unterscheidet das gerade von den meisten, daß sie über ihre Liebe, so groß und hingebend sie auch war, doch die Welt niemals vergaß. Ihr aufmerksamer Geist blieb ihrer blinden, elementarischen Leidenschaft ebenbürtig. Nie verlor sie die denkende Teilnahme an den Menschen und ihrem Tun. Wie klar war aber auch der Spiegel ihres geistigen Auges, mit dem sie die Bilder ihrer Zeitgenossen auffing. Sie konnte auch Vater, Mutter und Geschwister wie Fremde sehen und schildern, nur daß ihr Liebe oder Pietät immer zur Seite standen und wenn nicht ihr Urteil, so doch den Ausdruck ihres Urteils beeinflußten. In ihren Freundschaften mit Frauen war nichts Schwärmerisches und Verstiegenes, vielmehr lag eine gewisse Unerbittlichkeit in der Art, wie sie die Freundin ganz nahm, wie sie war, ohne je zu idealisieren; aber wenn sie auch

nicht durch Schmeichelei verwöhnte, so beglückte sie umsomehr durch Verständnis, richtige Schätzung und unwandelbare Anhänglichkeit. Jene echte, geniale Kunst des Idealisierens verstand sie aber doch, daß sie nämlich die Menschen als Ganzes sehen konnte, ihr Wesen der zerstückelnden Zeit entreißend und schöpferisch zusammenfassend. Daher haben ihre Schilderungen von Personen, die wenigen Fälle ausgenommen, wo persönliche Leidenschaft ihren Blick erhitzte, die Milde parteiloser Wahrheit, der man unbedingt Glauben schenkt.

Wie deutlich tritt die Gestalt Therese Forsters aus den kurzen Bemerkungen hervor, die sie in Briefen über sie gemacht hat: der glückzerstörende Geist, der in ihrer ganzen Familie wohnt, ihre Unglücksucht, die sich diejenigen, die sie liebt, durchaus unglücklich vorstellen muß, wie sie überall Bitteres findet, wie unerquicklich sie für die Menschen im allgemeinen ist, wie unendlich viel sie wenigen sein kann, ihr Zug zur Größe, ihre Energie und Kühnheit. Wie fein und gut ist es, daß sie in allem, was an Theresen abstößt, die „konvulsivischen Bewegungen einer großen Seele" erkennt. Wie Karoline war Therese die Tochter eines Göttinger Professors, des angesehenen Philologen Heyne, und wurde, nachdem ihre Beziehungen zu dem jungen Wilhelm von Humboldt gelöst waren, die Frau des Naturforschers Georg Forster. Für keine Frau hatte Karoline jemals ein stärkeres Interesse. Gerade daß diese ringende und unklare Seele von ihrer Harmonie und Güte, die, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit solcher Sicherheit am Busen der Natur ruhte und ihr ins Auge sah, so verschieden war, machte sie ihr merkwürdig und anziehend. In ihre tatenlose Einsamkeit kam eine Einladung dieser Freundin, zu ihr nach Mainz überzusiedeln, das sich eben der neuen französischen Republik angeschlossen hatte. Da war das Element in dem sie atmen konnte: Leben und

Handlung! Wie eine Erlösung, wie ein Ruf des Schicksals mußte ihr diese Aufforderung erscheinen, ihr, die sich fähig fühlte, „Wunder zu tun und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz und in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen", und die keine andere Aufgabe vor sich sah, als die Erziehung eines kleinen, gutartigen Mädchens, überflüssige gesellige Pflichten und Aufheiterung einer mißvergnügten Familie. Allen Warnungen auch der geliebtesten Menschen zum Trotz zog sie mit ihrem Kinde in die aufgeregte Stadt, in das krampfhafte Treiben eines großen Volkes hinein, wo die wohlmeinenden Freunde ein so leidenschaftliches, liebebedürftiges Geschöpf allerdings für gefährdet halten konnten. Sie indessen pflegte sich auf den Zug ihres Herzens zu verlassen. Mit vollem Bewußtsein tat sie es, es war ihr Stolz und ihre Sicherheit. Sie wußte, daß sie sich irren konnte, nie aber sich selbst verlieren. Sie besaß den glücklichen Instinkt der Nachtwandler, die nicht stürzen, wenn man sie nur ruhig gehen läßt. Auch die Fehltritte, die sie tat, und die Irrwege, die sie wählte, mußten ihr dienen. Um nichts dürfte man sie mehr beneiden als um dies Talent zur Bildung des Lebens, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann, das einem in jedem Schicksal Zuversicht verleiht, weil man im Grunde um den letzten Ausgang nicht besorgt ist. „Vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu bringen", sagte sie einmal, „allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war, und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heute, ich will dies tun und morgen, ich will ein anderes, und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde — nein, es malt sich wohl sehr deutlich in meinen Äußerungen, daß ich nicht weiß, was ich tun soll — bis der Moment kommt." Scharf prägt sich in diesen Worten eine Natur von denen aus, die stets

mehr halten, als sie versprechen, die zu klar bewußt sind, um sich selbst belügen zu können, und deren reiner, starker, nicht zu mißdeutender Instinkt sie schließlich, wenn es nötig ist, zu handeln, das für sie Angemessene tun läßt.

Es mochte nicht leicht für Karoline sein, zwischen Forster und Therese zu leben, die in entgegengesetzter Weise ihr Interesse in Anspruch nahmen; ihr Verstand erkannte Thereses große Anlagen an, aber ihr Gemüt wurde immer weniger durch sie befriedigt; dagegen mißbilligte ihr Kopf Forster, „den schwächsten aller Menschen", während ihre weiblich mütterliche Zärtlichkeit ihm vielleicht gerade wegen seiner Unkraft nicht anders als liebevoll begegnen konnte, dessen Intelligenz, Bescheidenheit und großmütige Gesinnung außerdem ihr Herz bewunderte. Das Verhältnis wurde dadurch noch verwickelter, daß gerade um diese Zeit die Ehe sich vollends auflöste, indem Therese, die jetzt behauptete, ihren Mann eigentlich niemals geliebt zu haben, sich gänzlich Huber zuwandte, dem ehemaligen Freunde Schillers und Bräutigam der Schwägerin Körners, Johanna Stock. Forster hörte bis zum Tode nicht auf, seine Frau zu lieben oder wie Karoline nicht ohne Geringschätzung es beschrieb, „man würde seine Liebe töten können, aber seine Anhänglichkeit nicht". Er habe nicht die Kraft, sich loszureißen, erzählte sie, lebe von Attentionen und schmachte nach Liebe. Nachdem Therese ihr Haus verlassen hatte, wurde Karoline die Trösterin des Unglücklichen. Kurze Zeit hernach traten furchtbare Ereignisse ein; Mainz wurde von den Deutschen belagert und erobert, Forster entfloh nach Paris und Karoline fiel den Siegern in die Hände.

Die Gefangenen wurden als Geiseln auf eine Festung gebracht und mit ausgesuchter Rohheit und Nichtachtung ihrer rechtmäßigen Forderungen behandelt. Karoline's zarte Gesundheit und die Angst um ihr Kind, das sie bei

sich hatte, machten ihr alle Leiden und Entbehrungen doppelt empfindlich. Was war aber das gegen die Martern die ihrem zarten und stolzen Herzen zugefügt wurden! Niemand hatte ihr Verweilen in Mainz, ihren Enthusiasmus für die französische Freiheit und ihre Teilnahme für Forster, den Vertreter derselben gebilligt, man hatte ihr im Geiste die rote Mütze der Jakobiner aufgesetzt — und welcher Schlechtigkeit hielt man Jakobiner nicht für fähig? Über die Unglückliche und Wehrlose ergoß sich die Verleumdung: sie sollte die Geliebte des französischen Generals Custine gewesen sein, ihre Freundschaft mit Forster wurde nichtsdestoweniger als Liebesverhältnis aufgefaßt, ihr Schwager Böhmer, der auf Seiten Frankreichs war und eine zweideutige Rolle gespielt hatte, wurde für ihren Mann gehalten. Sie konnte nichts tun, als stolz und entrüstet ihre Unschuld beteuern, aber sie tat es mit dem Gefühl, daß der Schein gegen sie war. Denn, wie falsch auch die Anklagen waren, die gegen sie vorgebracht wurden, etwas Verhängnisvolles war geschehen: sie erwartete Mutter eines Kindes zu werden, ohne mit dem Vater desselben rechtlich verbunden zu sein, ja, was erst das eigentliche Unglück ausmachte, ohne sich ihm innerlich verbunden zu fühlen.

Man hätte nichts gewonnen, wenn man mit Sicherheit ermitteln könnte, wer der Mann war, dem sich die Einsame so unbesonnen und freudlos hingegeben hatte. Daß sie, die Anschmiegsame, von einem Manne, der sie zu fesseln wußte, hingerissen werden und um seinetwillen Vernunft und Vorsicht hintansetzen konnte, ist weniger überraschend, als daß Leidenschaftlichkeit ihre hellen Augen so umflorte, daß sie die Unwürdigkeit des Liebhabers nicht erkannte oder übersah; und vielleicht hätte es doch nicht geschehen können, wenn nicht vorher die Pein, einen Mann zu lieben, der sie niemals ganz an sich zog und

doch auch niemals entschieden von sich stieß, sie überreizt und im Herzen krank gemacht hätte.

Da sie nun aber allein in die entsetzlichsten Verhältnisse hinausgestoßen war, fand sie ihre ganze Überlegenheit, Seelengröße und Hoheit wieder. Das war es gerade, was ihrer Schwachheit das Verächtliche nahm, daß sie bei aller Weichheit die edle männliche Eigenschaft besaß, nach einem Sturze unverletzt aufstehen und ebenso stark und sicher wie vorher ihres Weges weitergehen zu können. Daß sie Liebe gegeben hatte für etwas, das sie für Liebe genommen hatte und das es auch wohl gewesen war, wenn auch von seiten eines Schwächlings, war ihr vor sich selbst nichts, dessen sie sich geschämt hätte. Was in ihr vorging, war ihrem klaren Bewußtsein immer ganz übersichtlich und durchsichtig, das verlieh ihr das Unschuldsgefühl derer, die durch keine Lüge in sich befleckt sind, und Festigkeit in schwankender Lebenslage, während andere oft selbst dann schwanken, wenn der Boden unter ihnen fest ist. Wie sie immer zu tun pflegte, erkannte sie alles, was geschehen war und was sie getan hatte, in seiner Folgerichtigkeit und ertrug das Notwendige, ohne ein außer ihr befindliches Schicksal anzuklagen. Ihr Mut und ihre Kraft wuchsen mit der Gefahr. Man weiß nicht, wie sie es aufnahm, daß der Mann, der so lange der Stern gewesen war, auf den sie gehofft hatte und dem seine Stellung es am ersten ermöglicht hätte, ihr zu nützen, sich zurückzog, wie es den Anschein hat aus feiger Vorsicht, um sich nicht durch Beziehungen zu der verfolgten, politisch anrüchigen Frau bloßzustellen; möglich ist es, daß sie schon vorher mit diesem Traume abgeschlossen hatte. Etwas Bitteres muß es für sie gehabt haben, daß derjenige, der sich am unermüdlichsten ihrer annahm, Wilhelm Schlegel war, den sie in glücklichen Tagen so übermütig verworfen hatte. Korrekt, wie

er im Empfinden und Handeln zu sein pflegte, ritterlich und verliebt, sprang er ohne Bedenken für sie in die Schranken. Nachdem durch das Zusammenwirken mehrerer Freunde und namentlich ihres jüngeren Bruders ihre Befreiung erzielt war, übernahm er es, was fast noch schwieriger war, für ihre fernere Sicherheit zu sorgen. In völliger Abgeschiedenheit, in der Nähe von Leipzig, erwartete sie die Entbindung von ihrem vaterlosen Kinde. Hier lernte Friedrich Schlegel sie kennen, der sie gewissermaßen als Bevollmächtigter und an Stelle seines Bruders besuchte, der einzige Gast, der ihre Einsamkeit unterbrach. Friedrich kannte Karoline schon aus ihren Briefen an Wilhelm, und seine reflektierende Phantasie hatte sich so gut mit ihr beschäftigt, daß er schon ihr Bewunderer war, als er zum ersten Mal vor sie hintrat. Nun aber überwältigte ihn ihre Persönlichkeit vollständig: er vermochte nichts einzelnes zu tadeln, er empfand sie selbst als Ganzes und wurde ganz von ihr ergriffen.

Welchen Eindruck mußte sie aber auch gerade damals machen: in einer so peinlichen Lage doch voll natürlicher Würde, ohne ängstliche Gedrücktheit bei beständigen körperlichen Leiden doch stets munter, zu Scherz und geistigem Genuß geneigt, auch den Ernst und lebhaftesten Schmerz durch Humor oder kluge Betrachtung mäßigend. Ebenso lieblich wie im Glück, so groß und rührend war sie im Unglück.

Wie ein Wunder erscheint es an dem selbstbewußten Jüngling, daß er ihren Verstand als dem seinigen überlegen achtete, dazu aber, sagte er, habe sie das, was ihm fehle, nämlich die Seele der Seele: Liebe. Immer und immer wieder, Jahre später, als Bitterkeit, Eifersucht und Mißverständnisse das ursprünglich so reine und schöne Verhältnis getrübt hatten, rühmte er an ihr das Talent zur Liebe, mit dem sie jede Entfremdung überbrücken

könne — wenn sie wolle. In der „Lucinde" hat er die Frau, „die einzig war und die seinen Geist zum ersten Male ganz und in der Mitte traf", folgendermaßen geschildert:

„Überhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Mutwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung bald half sie mit Rat und Tat, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit war durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend, wie ein schönes Märchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung und sie erwiderte auch die Frage, die nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen und lieblichen Mienen". Zum Schlusse aber hebt er hervor, daß diese Frau voll zarter Poesie, bei jeder großen Gelegenheit Kraft und Mut zum Erstaunen gezeigt habe.

Es ist beklagenswert, daß auf die höchste Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte mit Notwendigkeit eine Erschlaffung folgen muß, wie denn auch Karoline, nachdem sie eben als Überwinderin ihrer Schwäche und der Not der Welt triumphiert hatte, gerade diejenige Handlung beging, um derentwillen man ihr am ehesten ernstlich zürnen möchte: daß sie nämlich die Ehe mit Wilhelm Schlegel einging. Denn abgesehen davon, daß sie in späterer Zeit selbst erklärte, ihn weniger aus Liebe geheiratet zu haben, als auf den Wunsch ihrer Mutter hin und um sich und ihrem Kinde eine gesicherte Lebensstellung zu geben, wie könnte man glauben, daß sie den Mann wirklich liebe, von dem sie sechs Jahre vorher gesagt hatte: „Schlegel und ich! ich lache, indem ich es schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts!" Ja, selbst wenn man betonen wollte, welche Veränderungen sechs Jahre im Menschen hervorbringen können, wieviel die Zeit hier wirklich verändert hatte: daß die Ehe so bald sich wieder auflöste, beweist doch, daß eine innere Zusammengehörigkeit sich nicht ausgebildet hatte. Sich aber halb aus spielender Verliebtheit, halb aus Bequemlichkeit in Liebe hineinzulügen, ist doppelt sündhaft für eine Frau, die sich das Recht nimmt, dem Instinkte ihres Herzens, wie wenn es eine heilige, unbestechliche Stimme wäre, sich anzuvertrauen, was auch das Urteil der Welt dagegen sagen möge. Im Geheimsten war sie sich dieses Unrechts auch wohl bewußt, denn alle ihre Äußerungen über ihre Verlobung den Freunden gegenüber scheint ein Gefühl von Verlegenheit zu lähmen.

Was alles andererseits ihren Schritt entschuldigen und erklären kann, ist so selbstverständlich, daß ich es nur flüchtig anzudeuten brauche. Sie hatte Ursache, Wilhelm dankbar zu sein, der sich so umsichtig, so tatkräftig, so selbstlos ihrer angenommen hatte, und Dankbarkeit macht

das Herz für Liebe empfänglich. Die Lage war so, daß sie die Bedrängte und Hilflose, er der Beschützer war, was ihm ein Ansehen von größerer Männlichkeit und Überlegenheit verlieh, als er in Wirklichkeit besaß. Dazu kam noch Eifersucht auf die holländische Sophie, deren Liebe Wilhelm über Karolines Härte getröstet hatte, welches Gefühl er nicht ohne kokette Sprödigkeit, vielleicht auch seinerseits aus Eifersucht auf den Vater des neugeborenen Kindes reizte. Man braucht nicht zu bezweifeln, daß sie in den „anmutigen Freund," der so jung, hübsch und unternehmend war, sich verliebt habe; der uneigennützige Friedrich behauptete „kolossalisch verliebt." Die Hauptsache war, daß sie ohne Liebe nicht sein konnte, und daß der Rechte nicht zur Stelle war.

Es sollte sich aber an ihr rächen, daß sie aus Furcht vor dem Alleinsein und vor dem Kampfe des Lebens eine Verbindung geschlossen hatte, in der man sein ganzes Selbst aufs Spiel setzt. Sie lebte nun in Gemeinschaft mit einem Manne, den sie trotz aller seiner Talente und geistigen Vorzüge übersah, nicht daß sie klüger oder edler oder verständiger gewesen wäre, sondern durch ihre allgemeine Wesensreife, die vorgerückter war als seine. Und als nach kurzer Zeit ein Mann in ihren Kreis trat, von dem auch wir zum erstenmal das sichere Gefühl haben, daß er ihr notwendig, ihr bestimmt war, Schelling, war sie gefesselt und fand sich durch eigene Unbesonnenheit und Schwäche in schreckliche äußere und innere Konflikte verstrickt. Bei alledem, wie erfreut man sich gerade dann an der unbezwinglichen Frische ihrer Natur, die kein Zweifel an sich selbst und der Wahrheit ihrer Empfindungen ankränkelte. An den um ihre Fähigkeit zur Treue sich sorgenden Freund schrieb sie:

„Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang,

wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man das so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewußtsein aber von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben; ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Konnte mich etwas anderes vor dem Untergang in meinem gefahrvollen Leben bewahren, als dieses Höchste? Und wenn ich mir Verzweiflung bereitet hätte in der Verzweiflung der von mir Geliebten — ja, ich würde im Schmerz darüber verzweifeln, im Gewissen nicht, niemals könnt' ich wie Jakob ausrufen: Verlasse dich nicht auf dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Not und Tod hinaus und hätte es mich in Not und Tod geleitet".

Man fühlt, daß es keine Redensarten sind; das glaubt man. Sie war treu, weil sie sich selbst treu war und, was für Umwege sie auch einschlug, die rechte Richtung unerschütterlich im Sinne behielt. So bekommt man ein Vertrauen, daß wohl auch die Umwege notwendig und zu irgend etwas nützlich und dienlich waren.

Haben aber alle Worte Karoline lebendig machen können, so wie sie war? Wo ist ihr schalkhafter Mutwillen, das unfehlbare Schicklichkeitsgefühl, mit dem sie das Ernste, das keinen Scherz ertrug, ernsthaft behandelte, wo die schlichte Würde, mit der sie jede Verleumdung und jedes Vorurteil der Übelwollenden oder Schlechtunterrichteten entwaffnete, die kluge Bescheidenheit, mit der sie die Grenzen ihrer Natur erkannte? Nichts von allem ist doch so wundervoll, wie die Unschuld ihres Selbstbewußtseins, das auf der zweifellosen Überzeugung von der ursprünglichen Güte ihres Herzens beruhte. Es ist, wenn sie von dem sanften Mute ihres Herzens spricht, der sie

wegtrage über die dunkelsten Stunden und drohendsten Gefahren, als freue sie sich dankbar eines schönen treuen Gesellen in ihrer Brust, des holden Genius, der ihr innewohnte. Nachdem sie den größten Schmerz ihres Lebens erfahren, ihr Kind verloren hatte, las sie einmal, daß im Homer die Worte vorkommen sollten: Die Herzen der Guten sind heilbar, und bat ihren Mann, ob er nicht die Stelle für sie aufsuchen wolle. „Denn im Homer", schrieb sie, „habe ich das niemals gefunden, bloß in meinem eigenen Herzen."

Das Athenäum.

Der Buchstab' ist der echte Zauberstab.
Friedr. Schlegel.

In dem lieblichen Tale der Schwarza hatte sich im Sommer 1799 der junge Norweger Steffens, Studierender der Naturwissenschaft, der Philosophie, der Literatur und alles Neuen und Schönen gelagert, und las Fichte's Wissenschaftslehre und das Schlegel'sche Athenäum. Daß Fichte und Goethe die Brennpunkte der neuen Zeit seien, hatte er im Athenäum gelesen; Goethe war der Genius seiner Jugend gewesen, Fichte aber ihm bis dahin unbekannt geblieben. Nun vertiefte er sich in die Kunst des abstrakten Denkens, was ihm auch nach einiger Bemühung so wohl gelang, daß er sich im Bannkreise des sich selbst setzenden Ich ziemlich heimisch fühlte. Aber seltsam war es ihm doch, wenn er aufblickte, das Gebirge, die Bäume, die Vögel und die Sonne in ihrem strahlenden unwiderleglichen Dasein zu sehen. Nichts erwähnt er von einem solchen Gegensatz der Natur zum Athenäum, wiewohl es durchaus ein Geschöpf des bewußten Geistes ist: das riß ihn hin und zwar, wie er sagt, durch den mächtigen Geist der Einheit des ganzen Daseins, der wie ein frischer Lebensstrom darin wehe und alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suche.

„Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu im freien Bunde"

sagte Friedrich Schlegel in dem Gedichte, das er das Athenäum betitelte; zum Beweise, daß die Leidenschaft zur Einheit wie die Seele der ganzen Romantik so auch die des Athenäums war oder sein sollte.

Wer die vergilbten, altfränkischen Bände des Athenäums aus einer Bibliothek sich holt und von außen betrachtet, kann es sich kaum vorstellen, daß ein Jüngling, im kühlen, sommerlichen Walde sitzend, sich aus diesen Blättern einen Rausch der Begeisterung las; daß sie einmal so modern und aufsehenerregend waren wie jetzt etwa die „Jugend", nein, viel mehr: eine Fahne der Revolution, von jungen wagemutigen, hoffenden Menschen unter Lachen und Jubel geschwungen. Das sollte mit einem Male eine Lücke reißen in die Mauern der Philisterburg! Und dann wollten sie hinterdrein stürmen und sich erobernd in die dämm'rige, dumpfe Höhle werfen. Wie Feuerbrände sollten die phantastischen Einfälle in die steifen, breitspurigen Gassen fliegen und zünden.

Wer das ausgeheckt hatte unter unzähligen anderen Entwürfen, das war natürlich Friedrich, während er in Berlin nach langem Darben der ersten Jugend in Freundschaft und Liebe schwelgte. Von seinem faulen Freunde in Kopenhagen, für den die bequemste Stellung ein Studium war, erzählt Steffens, daß er der geistig Angeregteste unter ihnen allen gewesen sei; aus seiner körperlichen Unbeweglichkeit heraus habe er stets die ganze Gesellschaft in Atem gehalten. Ebenso verhielt es sich mit Friedrich; damals aber namentlich war er durch und durch von Begeisterung beseelt, von einer gründlichen, nachdrücklichen, massenhaften Begeisterung. Mitten in seiner philosophisch-ästhetischen Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie und in einem Aufsatz über Lessing steckend, erübrigte er Zeit, den Plan für die neue Zeitschrift zu entwerfen und einen Namen zu ersinnen für die herrliche Waffe, die sie

schmieden wollten. Herkules sollte sie heißen, sei es wegen der Schlangen, die der Heros in der Wiege erwürgt oder weil er den Augiasstall gereinigt hatte, dann wieder schlug er Dioskuren vor oder Schlegeleum; denn der verbrüderte Geist von Wilhelm und Friedrich sollte das Ganze regieren. Aber großherzig entsagungsvoll, wie man ist, wenn es sich um die Verwirklichung einer Lieblingsidee handelt, gab er nach und ließ sich das Athenäum gefallen.

Nun aber galt es, den eigenen Enthusiasmus dem Bruder einzuflößen, der dem fremden Plane gegenüber gar nicht so rührig war, wie er sonst zu sein pflegte, auch vielleicht ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegen Friedrichs Entwurfsfieber hatte. Etwas Neues und Gründliches über Lessing war Friedrich selbst im Begriff zu schreiben; ein entscheidendes Wort sollte über Goethe gesagt werden; Wieland hinzurichten sollte Wilhelm übernehmen. Aber vor allen Dingen eine Fülle von Ideen! Wir sind jetzt gewohnt, in jeder Tages-, Wochen- und Monatszeitung eine Fülle von Aphorismen zu finden, meistens Lückenbüßer, die einen allgemeinen, wohlbekannten Gedanken nett zugespitzt ausdrücken und so, vertraut und doch überraschend, bequem eingehen. Damals war das etwas Neues und Friedrich glaubte, die Anmaßung, die darin zu liegen schien, entschuldigen zu müssen. Ganze Werke zu schreiben, sagte er, sei freilich ungleich bescheidener, weil sie ja wohl bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein könnten, und weil den Gedanken im schlimmsten Fall die Zuflucht bliebe, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demütig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken seien gezwungen, einen Wert für sich haben zu wollen und müßten Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein.

Eigen und gedacht waren seine Ideen wirklich, die „Feuerluft aus Friedrich Schlegels Laboratorium", wie

Goethe einmal sagte; keine angeflogenen, schillernden Einfälle, sondern hartschalige Nüsse, die man oft mühsam aufknacken und abschälen mußte, eh' man sie genießen konnte. Sie waren das Ergebnis langen, gründlichen, philosophischen Nachdenkens und ohne energisches Mitdenken des Lesers durchaus nicht zu verstehen. Darin liegt ihr Reiz. Man sieht, es hat sich da ein Denker, um sich den Vorrat seines Bewußtseins klar und übersichtlich zu machen, eine Reihe von Ausdrücken geschaffen, die man, durch gründliches Studium oder besser durch eine gewisse Verwandtschaft der Anschauung, in sich erleben muß, wenn man sie ganz würdigen will.

Es ist auffallend, wie das Fragment die für Friedrich geeignete Form zu sein scheint. Man kann sagen, die Fülle seiner Ideen sei zu schwer gewesen, oder seine Gestaltungskraft habe nicht ausgereicht, eine größere Masse zu formen. Denkfaul war er keineswegs; aber es war ihm bequem, sein bloßes Denken, roh, unverbunden, wieder zu geben, nebeneinander gestellte Steine, damit wer Lust habe, sich ein Haus daraus baue. Wegen dieses Hanges sich fragmentarisch auszudrücken, liebte er den Vergleich mit Lessing; Lessingsches Salz sollten seine Ideen sein gegen die geistige Fäulnis — Randglossen zum Texte des Zeitalters. Aber Lessings Fragmente waren Splitter, die bei einer Riesenarbeit abfielen; Friedrichs Fragmente sind Schnitzeleien, auf die er sein höchstes Können verwendete. Das setzt freilich die Fragmente selbst nicht herab; als eigen gedachte Gedanken haben sie ihre Unsterblichkeit.

Von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet wie ein Igel sollten die Fragmente sein, sagte Friedrich und charakterisierte damit allerliebst seine berüchtigten Paradoxen. Man muß jedes als ein Reich für sich nehmen, voll Stacheln, aber inwendig schön ausgestattet, sauber und wohnlich. Wilhelm und Karoline

gingen beim Frühstück die vielen Hunderte Friedrichscher Ideen durch, die er ihnen zur Einsicht schickte, und hielten es für nötig, wenn ihnen etwas gar zu paradox, stachelig oder schwerverdaulich schien, das Veto einzulegen, zu dem die beiden Gründer berechtigt waren. Er hat die Vetoscheu, sagten sie, als er bald darauf über Kranksein klagte. Bei aller Ehrlichkeit und Unerschrockenheit im Kampf hielt Wilhelm, als Professor in Jena, eine gewisse Vorsicht und Rücksicht doch für geboten; Karoline war ohnehin nie für das Extreme. Friedrich war empfindlich und entrüstet; wenn man eine Meinung habe, solle man sie unterdrücken, weil man nicht sicher sei, ob Goethe lächeln oder die Stirn runzeln werde? Indessen versprach er um des Gelingens willen schließlich alles; es sollte gewissenhaft vermieden werden, was „an Schiller grenzte", nicht einmal über Agnes von Lilien, den Roman seiner Schwägerin, sollte ein Wort fallen. Dagegen mußte Karoline alle seine früheren Briefe durchlesen, um „sittliche Fragmente" zu suchen, woran es noch mangelte, ebenso ihre eigenen und die seines Bruders. Denn nichts lag Friedrich ferner, als etwa das Athenäum mit seinem Geist allein beherrschen zu wollen: es sollte eine große Symphonie verwandter Geister sein. Ob er selbst einsah, daß, wie Wilhelm und Karoline sagten, der Frédéric tout pur unverdaulich wäre, jedenfalls war er der erste, der auf esprit de Wilhelm, esprit de Karoline, esprit de Schleiermacher drang, damit jene Universalität entstehe, die er in jeder Erscheinung, auf jedem Gebiete suchte. Sein Freundschaftshunger hatte die Romantiker gesammelt; unermüdlich betonte er die Notwendigkeit, daß die Gebildeten sich zusammentun und eine unsichtbare Kirche bilden müßten, da der Einzelne nichts Großes ausrichten könne. Die Künstler, sagt er in den Fragmenten, sollen zusammentreten als Eidgenossen zum ewigen Bündnis; eine Hanse

bilden wie die Kaufleute im Mittelalter. Ihm selber entwickelten sich die Gedanken vorzüglich im Gespräch und im Briefwechsel. Dessen war er sich bewußt; ohne die Freunde glaubte er nichts, mit ihnen alles leisten zu können. Tieck, Novalis und Schleiermacher führte er seinem Bruder zu und warb sie zum Mitwirken am Athenäum an. Novalis sollte philosophische und chemische Beiträge geben, Karoline persönliche, Schleiermacher ethische, Wilhelm ästhetische. Und so ist denn das Athenäum wirklich ein Zusammenklang der verschiedensten Individuen geworden, die nur darin eins waren, daß sie die Wahrheit suchten und an den Geist glaubten. Bald sehen uns die reinen, scharfen Augen Schleiermachers daraus an, bald die zum Himmel schwärmenden des frommen Novalis. Von ihm sagte Friedrich, er dichte in Atomen. Seine Aussprüche schweben wie Leuchtkugeln auf in schönem Schwunge, eine sanfte Helligkeit über den dunkeln Himmel verbreitend und ausatmend, ehe man sich ihrer deutlich bewußt geworden ist.

„Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen."

„Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung eine leichtere Existenz verschafft."

Man ahnt einen unergründlichen Gehalt in den Worten und möchte ihn fassen; aber zugleich hauchen sie eine Musik aus, der man sich mit geschlossenen Augen hingeben möchte, ohne zu untersuchen.

Schärfer und bestimmter ist, was Schleiermacher gibt; fast alles berührt das Psychologische, wie sein durchdringender Blick es zutage förderte. Man erfreut sich an der feinen Beobachtung, an der unbeugsamen Wahrheitsliebe, mit der er Folgerungen zieht und keinem Schlusse ausweicht; aber da ist keine zitternde Oberfläche, unter der unermeßliche Tiefe lockt, keine blaue Ferne, kein

süßes Dunkel, das geheimnisvollen Urwald ankündigt. „Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigene Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kitzelnden en rapport-Setzen, besteht in einer Desorganisation und endigt mit einem ekelhaften Hellsehen und viel Ermattung. Gewöhnlich ist auch einer dabei nüchtern."

An ihrer zierlichen Geschliffenheit und der Weltlichkeit ihres Inhalts erkennt man Wilhelms Zutaten. Er bezieht sich niemals, wie die eigentlichen Romantiker zu tun pflegten, auf das Unendliche, sondern beschränkt sich auf ein bestimmtes Werk, irgend eine bestimmte Erscheinung, die er richtig und hübsch beleuchtet. Seine weltmännische Korrektheit und Urbanität verhindert ihn, in Gesellschaft sich anders als allgemein verständlich und vermittelnd auszudrücken.

Friedrichs Geist ist im Athenäum der verbindende Goldgrund des farbigen Gemäldes. Jeden angedeuteten Gedanken verfolgt er bis in seine äußersten Folgen und sammelt alle zu Systemen oder wenigstens Systemprojekten. Man erfährt hier die anregende Kraft, mit der er lebend so viele an sich fesselte, und die vielleicht hauptsächlich darin besteht, daß sein gewaltiger Hang, sich über die Welt klar zu werden, uns wie ein langsam fließender, aber starker Strom ergreift und mitreißt; wie Schwärmereien sich epidemisch mitteilen, so entzündet seine philosophische Wut seine Zuhörer zum Kreuzzuge nach dem heiligen Grabe des Welträtsels.

Ein majestätischer Idealismus ist die Weltanschauung, die das Athenäum proklamiert. An allem Äußerlichen, das der Mehrzahl der Menschen wichtig dünkt und sie beschäftigt, wird mit großartiger Nachlässigkeit vorübergegangen, oder das innerliche Wesen wird daraus hervorgesucht und dadurch die Alltäglichkeit ihren Verehrern entfremdet und auf eine hohe Stufe gerückt. „Nicht in

die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung."

Wissenschaft und Kunst werden von Friedrich einmal geradezu den Göttern und der Unsterblichkeit gleichgesetzt. Als der höchste Vorzug der Deutschen wird ihr Idealismus hingestellt. „Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft." Was für ein hochschwellender vaterländischer Stolz liegt in diesem Bekenntnis; wie fern aber von eitler Überhebung; denn: „es gibt nur wenige Deutsche." Aber der Charakter der großen deutschen Künstler aller Zeit sei rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig, dabei unschuldig und etwas ungeschickt; nur der Deutsche treibe die Kunst als eine Tugend und als Religion. Als die größten Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft zählte Friedrich auf: Kepler, Dürer, Luther, Jakob Böhme, Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte, alles Männer, die durch Geist und Charakter zugleich hervorragen. Auch wird absichtlich kein Unterschied gemacht zwischen Künstlern oder Denkern und großen Menschen; rauscht doch das Motto: Einheit und Ganzheit beständig dem marschierenden Heere voran wie eine Musik von Trompeten und Trommeln, ein heroisches Feldgeschrei.

„Universalität ist Wechselbetätigung aller Formen und Stoffe." So wurde das Gemeinschaftliche in den verschiedenen Künsten gesucht, im Gegensatz zu Lessing, dessen sondernder Verstand ihre Grenzen feststellte. In der Dresdener Galerie hatten Wilhelm und Karoline Betrachtungen über die bildenden Künste angestellt, die sie zu einer Gabe für das Athenäum unter dem Titel „Die Gemälde" anmutig verarbeiteten. Da heißt es:

„Und so sollte man die Künste einander wieder nähern und Übergänge aus einer in die andere suchen. Bildsäulen beleben sich vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden zu Gedichten, Gedichte zu Musik, und wer weiß? so eine herrliche Kirchenmusik stiege auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft.“ Und noch einmal in einem Fragment berührt Wilhelm denselben Gedanken:

„In den Werken der größten Dichter atmet nicht selten der Geist einer andern Kunst. Sollte das nicht auch bei Malern der Fall sein? Malt nicht Michelangelo in gewissem Sinne wie ein Bildhauer, Raphael wie ein Architekt, Correggio wie ein Musiker? Und gewiß würden sie darum nicht weniger Maler sein als Tizian, weil dieser bloß Maler war.“

Auch das kühne und schöne Bild von der Architektur als einer gefrorenen Musik, jetzt beinahe gemeinplätzig geworden, hat Wilhelm zuerst gebraucht.

Das Ineinanderüberschwanken von Musik und Poesie und Malerei wurde ein Lieblingsthema von Ludwig Tieck. „Wie?“ sagt er in der Verkehrten Welt, „es wäre nicht erlaubt, in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren? O wie schlecht wäre es dann mit uns Künstlern bestellt! Wie arme Sprache, wie ärmere Musik! Denkt ihr nicht so manche Gedanken so fein und geistig, daß diese sich in Verzweiflung in Musik hineinretten, um nur Ruhe endlich zu finden? Ach, ihr liebe Leute, das meiste in der Welt grenzt weit mehr aneinander, als ihr es meint.“

Daß er im Zerbino die Flöten sagen läßt: „Unser Geist ist himmelblau, führt dich in die blaue Ferne“ hat man in nachromantischer Zeit lächerlich gemacht, während man jetzt anfängt, die Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Sinnesempfindungen wissenschaftlich zu untersuchen.

Wie nun in allen Künsten ein einziges Grundprinzip geahnt wird, so sollen auch alle Wissenschaften auf eine Wissenschaft zurückgeführt, ja schließlich Kunst und Wissenschaft Eins werden.

„Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein."

Und eben diese Poesie, die auf ihrem höchsten Gipfel eins mit der Wissenschaft ist, ist die romantische, die Universalpoesie, die werdende, die Poesie der Poesie. Die dunkeln Vorstellungen, die die meisten Menschen von der romantischen Poesie haben, als stehe sie in einem unversöhnlichen Gegensatze zu der sogenannten klassischen, als sei sie die überschwengliche, phantastische, verworrene, sind weit ab von der großartigen Idee, die den romantischen Ästhetikern vorschwebte: jedes unpoetische Element soll aus der Dichtung ausgeschieden werden, alles aber, was der Sinn aufnehmen, der Geist erkennen, das Gemüt ahnen kann, soll die allumfassende in sich begreifen. Alles soll poetisiert werden. Nichts ist zu gering oder zu groß für die Poesie; denn auch die kleinste Erscheinung verhüllt ein Unendliches.

Es scheint dem, der sich in das Athenäum vertieft, als gäbe es auf der Welt nichts als Kunst und Wissenschaft, und als ob insofern der Vorwurf gerechtfertigt wäre, alles dies habe nur für gelehrte Künstler und künstlerische Gelehrte, also für einen sehr kleinen Kreis von Menschen, Bedeutung. Und allerdings gehörten ja die wenigen, die hier zu Worte kamen, einer Hanse an, fühlten sich stolz als Mitglieder einer unsichtbaren Kirche. Mit kühler und klarer Verachtung reden sie von der großen Gegenpartei mit ihrem Wahlspruch: Vernünftig, aber dumm.

„Es gibt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten, als ob von der

besten Schafzucht oder vom Kaufen oder Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es sind die Ökonomen der Moral und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philosophie einen gewissen illiberalen und ökonomischen Anstrich . . . Es gibt ökonomische Schwärmer und Pantheisten, die nichts achten als die Notdurft und sich über nichts freuen, als über ihre Nützlichkeit. Wo sie hinkommen, wird alles platt und handwerksmäßig, selbst die Religion, die Alten und die Poesie, die auf ihrer Drechselbank um nichts edler ist als Flachshecheln."

Von der sogenannten guten Gesellschaft wird gesagt sie sei eine Mosaik von geschliffenen Karikaturen. Oder: „Die meisten Menschen sind, wie Leibnizens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Existenz. Es gibt wenige Existenten." Und kann man einen exklusiveren Standpunkt haben als den, daß selbst in den äußerlichen Gebräuchen der Lebensart die Künstler sich von den andern Menschen unterscheiden sollten? Dies ist die aristokratische Seite des Athenäums. Auf die Klage des Publikums, die deutschen Autoren schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander, erwiderten sie trotzig, das sei gut so, „dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen". Die Künstler sind, sagen sie, unter den Menschen, was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde. Sie sind Brahminen, eine höhere Kaste; aber — und nun kommt ein Zusatz, der den ganzen Ausspruch wieder demokratisiert — sie sind nicht durch Geburt, sondern durch freie Selbsteinweihung geadelt. Unermüdlich wird betont, daß es eines jeden Beruf und Pflicht ist, Mensch, Künstler, Gott zu werden. So haben wir hier dieselbe Mischung von Popularität und Aristokratismus wie im Christentum: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Durch das, was die Romantiker unter dem Begriff „Künstler" sich dachten, wird die Würde, die auf einen kleinen Kreis beschränkt schien, auf die ganze Menschheit erweitert; „Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden." Nur auf den Entschluß kommt es an, „sich auf ewig von allem Gemeinen abzusondern". Aber noch auf andre Weise wird die Möglichkeit dargetan, daß ein jeder sich erfolgreich dem höchsten Ziele zuwenden könne. „Genie ist der natürliche Zustand des Menschen." Wer anders als der überschwenglich kühne Geist Hardenbergs wagte so zu denken und so sich zu äußern? Das größte Kunstwerk, so philosophiert der Schüler Fichtes, erschafft die unbewußte Phantasie des Menschen, indem sie aus eigner Kraft die Welt sich aufbaut; der Liebende, der die Geliebte vergöttert und ein anbetungswürdiges Bild sieht, das nicht ist; der Wilde, der die Sprache schafft als ein bildsames, nach ewigen Gesetzen wandelbares Symbol für die erscheinende Welt und beweglichen Körper für die Gedanken, sie sind alle Künstler von Gottes Gnaden, und es handelt sich für den Menschen nur darum, sich auf das Genie, das in ihm ist, zu besinnen, es in seine Gewalt zu bekommen.

„Jeder ungebildete Mensch ist die Karikatur von sich selbst." Daraus folgt, daß sich bilden heißt: sein eigenes Ideal werden. Alles was in diesem Gedanken liegt und sich daraus folgern läßt, faßt Friedrich in den Worten zusammen: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten." Diese Vergötterung des Ich ist himmelweit entfernt von der unfruchtbaren Eitelkeit derjenigen, denen ihr eigenes Selbst der Pflock ist, woran sie mit kurzem Strick festgebunden sind und um den sie sich unaufhörlich drehen. Denn

unter dem Gottwerden ist verstanden Erweiterung der eigenen Persönlichkeit zur Aufnahme von unendlich vielen. „Kein Mensch ist schlechthin Mensch, sondern kann und soll wirklich und in Wahrheit auch die ganze Menschheit sein.“ Wenn wir nun noch Gott einen Abyssus von Individualität genannt finden, den einzigen unendlich Vollen, so sehen wir ein Religionsprojekt, das Friedrichs Gepräge trägt, dem Fichtes Geist als Stern im Osten geleuchtet hat.

Wie der goldne, alles durchdringende Äther umhüllt die Idee der Religion die ganze Gedankenwelt, die hier ausgebreitet liegt. Einer Landschaft gleicht sie, in deren Hintergrunde ein ungeheurer, alles überragender Berg mit schimmerndem Gipfel lagert, den man von jedem Platze aus sehen kann und dessen unvertilgbaren Umriß man noch ahnt, wenn ihn silberne Dünste oder graues Regenwetter verschleiern.

„Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles, was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen, unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben oder die Spielerei, die man jetzt die schöne Kunst nennt.“

„Die Religion ist nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.“

Was der Grundgedanke von Schleiermachers Reden über die Religion war, daß nämlich Religion nichts andres sei als Beziehung des Endlichen auf das Unendliche, Gefühl des Universums, das findet sich hier im Keime, in blitzartigen, straff zusammengefaßten Aussprüchen, die auf den Verständnisvollen stärker wirken als Schleiermachers etwas verwässertes Reden, was freilich bestimmt war, von vielen eingenommen und begriffen zu werden und seinen Zweck auch erfüllte. Aber inniger

als dort fühlt man hier, wie eine aufkeimende Religion schon den Himmel des Zeitalters färbt als verheißungsvolle Morgenröte. Hundertfach wird mit dem „Zauberstab des Buchstabens" an das Geheimnis der verkündigten Sonne gerührt, das Rätsel der Rätsel durch vermittelnde Gleichnisse dem Sinn nahe gebracht, wie wenn man den Glanz des feurigen Gestirns, der dem menschlichen Auge unerträglich ist, dämpft und verwandelt, indem man es durch farbige Gläser betrachtet.

Eine tröstliche Gewißheit hat der Strebende: „Dein Ziel ist Kunst und Wissenschaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du bist ohne es zu wissen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du bist sicher, dein Ziel zu erreichen." Von diesem Standpunkte aus ist es begreiflich, daß Bildung als das höchste Gut und das allein Nützliche gepriesen wird.

Diesen Begriff von Religion, die „den Geist des sittlichen Menschen überall umfließen soll wie sein Element", müssen wir gegenwärtig haben, um die Aussprüche über Moral zu verstehen, die allem, was man bisher darunter begriffen hatte, entgegengesetzt waren. Zum Beispiel: „Man hat nur so viel Moral als man Philosophie oder Poesie hat." Oder: „Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit — eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemütes."

Es ist derselbe Kampf, den der Apostel Paulus gegen das Gesetz kämpfte im Namen der Liebe, welche er des Gesetzes Erfüllung nannte. Allerdings, sagte er, muß, wer das Gesetz umwirft, vom Geiste regiert sein, oder, wie es die Romantiker ausdrücken, er muß im Unsichtbaren leben, sein Leben muß Liebe und Bildung sein; jedenfalls kann man insofern den Romantikern wie jedem Idealisten und jedem Christen den Vorwurf machen, daß

sie eine Herrschaft angriffen und zu erschüttern suchten, um dafür eines Reiches Bürger zu werden, das für den Menschen ewig ein Kommendes ist, wie wir ja auch beten: dein Reich komme.

Im Athenäum liegt der Keim zu allem, was die Romantik bringen sollte. Der Begriff der Ironie, der ein so wichtiger Grundsatz der romantischen Ästhetik war, ist vielfach zu bestimmen versucht. Die ganze Naturphilosophie liegt angedeutet in den Worten: „Willst du ins Innere der Physik dringen, so lasse dich einweihen in die Mysterien der Poesie." Auch die Entdeckung der orientalischen Poesie mit ihrem gewaltigen Einfluß bereitet sich vor: „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." „Welch eine Quelle an Poesie könnte uns aus Indien fließen."

Staunenswert ist für die Leser unserer Zeit, wie unveraltet diese Blätter sind. Unzähligen Gedanken begegnen wir, die sich in unseren Tagen, ihrer Neuheit und Vereinzelung bewußt, kaum so frei und mutig hervorwagen, wie sie dort ausgesprochen sind. Man kann sich nicht radikaler über die Emanzipation der Frauen aussprechen, als es Schleiermacher, ein Prediger, in seinem Katechismus der Vernunft für edle Frauen tat, wo z. B. folgende Gebote gegeben sind:

„Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden."

„Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken."

Eine noch deutlichere, schlagendere Sprache führt das Glaubensbekenntnis:

1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.

2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.

Mit ebenso schneidender Rücksichtslosigkeit fällt Friedrich das Urteil über die Ehe:

„Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten, darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen. Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte."

Als noch viel moderner berührt uns aber die Bemerkung, die eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit genannt wird, daß sogar die beste Ehe, ja die Mütterlichkeit selbst, welches beide doch gewöhnlich als das einzige Ziel der Frau betrachtet zu werden pflegt, nur allzu leicht die Frau herabziehen könne, so daß sie, mit den Bedürfnissen der Erde verstrickt, ihres göttlichen Ursprungs und Ebenbildes nicht mehr eingedenk bleibe. Woraus freilich keineswegs der Schluß gezogen wird, daß die Frau sich der Liebe, Ehe und Mutterschaft entziehen solle.

Von der modernen Lehre vom Übermenschen findet sich ein Vorklang in den Worten: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß."

Ja, sogar die beinah tollkühn erscheinende Behauptung, die in neuester Zeit aufgetaucht ist, nicht die Kunst richte sich nach der Natur, sondern umgekehrt, wird in einigen flüchtigen Worten berührt, wo es heißt, daß der menschliche Geist der umgebenden Welt seine Gesetze vorschreibe und sie nach sich schaffe und modle.

Auf Richard Wagner und die jetzige Programm- und Gedanken-Musik scheint folgendes Fragment prophetisch hinzuweisen:

„Es pflegt manchem seltsam und lächerlich aufzufallen, wenn die Musiker von den Gedanken in ihren Kompositionen reden; und oft mag es auch so geschehen, daß man wahrnimmt, sie haben mehr Gedanken in der Musik als über dieselbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften hat, wird die Sache wenigstens nicht aus dem platten Gesichtspunkt der sogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Musik nur die Sprache der Empfindungen sein soll, und eine gewisse Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie an sich unmöglich finden. Muß die reine Instrumentalmusik sich nicht selbst einen Text verschaffen? und wird das Thema in ihr nicht so entwickelt, bestätigt, variiert und kontrastiert, wie der Gegenstand der Meditation in einer philosophischen Ideenreihe?"

Was für ein idealistisches Zeitalter, in welchem eine Zeitschrift Leser fand, die keinen, aber auch gar keinen bloßen Unterhaltungsreiz bot; die mehr studiert als gelesen sein wollte. Lange freilich konnte das Athenäum sich nicht halten. Es erschien in den Jahren 1798—1800. Im bewußten Gegensatze zur großen Menge war es auf den Kampfplatz getreten; es war deshalb nicht zu verwundern, daß „das platte Volk von Hamburg bis nach Schwaben" einen Schrei der Entrüstung aus dem verwundeten Herzen erschallen ließ. Aber auch die Teil-

nahme der Gebildeten war geringer als man erwartet hatte. Man klagte über die Unverständlichkeit namentlich von Friedrichs Fragmenten, was nicht unverzeihlich ist, wenn man z. B. liest: „Karikatur ist eine passive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann sie ebensowohl tragisch als komisch gebrauchen.“ Oder: „Urbanität ist der Witz der harmonischen Universalität, und diese ist das Eins und Alles der historischen Philosophie und Platos höchste Musik. Die Humaniora sind die Gymnastik dieser Kunst und Wissenschaft.“

Man muß gestehen, daß die Bequemlichkeit des durchschnittlich Gebildeten sich in der Regel vor einem solchen Ideenigel zurückziehen wird, an dem sein Geist sich so ritzen kann, bis er sich ihm offenbart hat. Eine Art von Geheimsprache — ein gewisser Mystizismus des Ausdrucks, wie Friedrich sagt — bildet sich leicht aus, wenn mehrere Menschen sich oft über dieselben Gegenstände ihres gemeinsamen Interesses unterreden; und aus Unterhaltungen Befreundeter ist ja im Grunde das Athenäum entstanden.

In einer wundervollen kleinen Selbstverteidigung, wo Laune und Ernst sich reizvoll mischen, beantwortete Friedrich die Vorwürfe und Klagen über seine Unverständlichkeit. An seinen Bruder schrieb er, ob es nicht gut sein würde, künftig mit jedem Heft ein Stück Honigkuchen gratis auszuteilen. Er war um so mehr entrüstet, als er sich ehrlich und leidenschaftlich bestrebte, populär zu sein, ja sogar das Wort Popularität häufig mit Wohlgefallen im Munde führte, er der in der Unkunde seines Fürsichlebens der beschäftigten Welt seine weltferne Persönlichkeit, den „Frédéric tout pur“ so ohne weiteres zumutete!

Wie dem auch sei, an der Unverständlichkeit ging das Athenäum zugrunde. Der schmetternde Jubelton, den die Herolde der kommenden goldenen Zeit in die Welt geblasen hatten, verklang im Gewühl, das sie nicht achteten.

Denn das ist das Schönste an diesem Buche und das Künstlerische: die Stimmung, die die einzelnen Teile kraftvoll zusammenfaßt, eine freudige Stimmung, von Menschen, die wissen, daß sie das Rechte wollen und glauben, daß das Rechte siegen muß, weil fortschreitende Entwickelung das Gesetz der Welt ist. Die blitzenden Augen auf die Zukunft gerichtet, auf die Spitze des Berges, übersahen die Anstürmenden, was im Wege hinderte und drohte.. „Im 19. Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit viel Behagen und Vergnügen in der Verdauungsstunde genießen können und auch zu den härtesten, unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen," sagt Friedrich, wo er sein Herz ausschüttet über die Unverständlichkeit, die man ihm vorgeworfen hat. „Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröte hat Siebenmeilenstiefel angezogen. Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie, in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt, jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das 19. Jahrhundert in der Tat seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Rätsel der Unverständlichkeit des Athenäums gelöst sein."

Das Jahrhundert, an welches diese Appellation gerichtet wurde, ist bald vorüber und überliefert sie einem neuen Richter; denn es hat sich im Laufe seines Wachstums von denen, die seine Geburtshelfer und Taufpaten waren, undankbar und verkennend abgewandt und ist ihnen die Entscheidung schuldig geblieben.

Novalis.

Du schienest, losgerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
Wilhelm Schlegel an Novalis.

Von ihm müsse man sagen, er sei ein Genie, nicht er habe Genie, schrieb sein Freund, der Kreisamtmann Just; weil er nicht etwa eine besondere Befähigung zu irgend einer Kunst, Wissenschaft oder Hantierung gehabt habe, sondern ein Gleichgewicht aller Kräfte, so daß er in allem, was er auch ergriffen haben möchte, sich ausgezeichnet haben würde.

Er war Dichter nur insofern er Mensch war, ein solcher Künstler, wie die Romantiker meinten, daß jeder Mensch sein könne oder doch solle. Es lag ihm auch durchaus fern, als Dichter auftreten zu wollen, ja von seinen Freunden wünschte er ausdrücklich in erster Linie als Mensch betrachtet und behandelt zu werden. „Die Schriftstellerei," schrieb er an Just, „ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich mehr billig nach der Hauptsache — dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, tätig, liebevoll und treu bin: so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passieren . . . Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach

meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufe übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker sollte man eine Zeitlang werden wie Schriftsteller." So war er in demselben Sinne und sogar in noch höherem Grade als Goethe Gelegenheitsdichter; denn wenigstens in einem gewissen Alter, namentlich seit seiner Bekanntschaft mit Schiller, fing Goethe an zu dichten, um zu dichten, z. B. um gewisse Kunstprobleme zu lösen. Alles was Novalis geschrieben hat, könnte man Tagebücher nennen, worin auch die Schwächen seiner Prosawerke liegen. Der vollkommenste Mensch und Künstler würde wohl der sein, dessen Tage- und Lebensbücher, so wie er sie natürlich niederschriebe, zugleich die schönsten Kunstwerke wären.

Seine Schönheit war von der Art, die der Menge nicht auffällt, nur dem Kenner sichtbar ist als, wie Tieck von Novalis sagt, „die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes". Diejenigen, die ihn kannten und verstanden, konnten die schlanke Gestalt mit den vornehmen Gebärden, die Augen voll ätherischer Glut in dem zartgebildeten Gesichte nicht vergessen. Ebensowenig lag in seinem Wesen das Hervorstechende, was man zu häufig genial nennt; denn abgesehen davon, daß er sich nur ganz hingab, wenn er verwandte Geister sich entgegenkommen fühlte, war er zu einfach und ohne Affektion, um auf Ungeübte einen überraschenden Eindruck zu machen. Bei seinen großen Kenntnissen und reichem Geiste war er doch nicht hochmütig, er liebte harmlosen Scherz in der Geselligkeit; weil auch das geringste ihm bedeutende Ideen weckte, konnte er leicht durch Gespräche über scheinbar unbedeutende Gegenstände die Erwartung der mehr vom Stoffe Abhängigen enttäuschen. Darin bestand eben seine bewundernswürdige Kunst des Umganges, daß er mit allen aus allem etwas zu machen wußte. Wie er erscheinen konnte, wenn er einem ver-

ständnisvollen Geiste begegnete, das erfährt man aus Friedrich Schlegels Schilderung, nachdem die beiden Jünglinge sich kennen gelernt hatten: seine schwarzen Augen seien von herrlichem Ausdruck, schrieb Schlegel seinem Bruder Wilhelm, wenn er mit Feuer — unbeschreiblich viel Feuer — von etwas Schönem rede; er rede dreimal mehr und dreimal schneller als ein anderer; nie habe er, Schlegel, so die Heiterkeit der Jugend gesehen.

Als er in die Welt hinaustrat, war er ein Jüngling, dem es bestimmt schien, die Fülle aller Erdengüter zu genießen: denn einer vornehmen, wohlsituierten Familie angehörend, fehlte es ihm für seine Laufbahn nicht an den besten Aussichten, er hatte eine einnehmende Erscheinung, eine Persönlichkeit alles anzuziehen und Herz und Sinn alles zu genießen. Ein Wechselverhältnis besteht zwischen dem Menschen und der Welt, daß sie demjenigen liebevoll entgegenkommt, der sie mit aufrichtiger Liebe sucht. Nicht die Liebe des Idealisten zu den Menschen und Dingen hatte Novalis, die in bittere Verachtung umschlägt, wenn die überirdischen Traumbilder sich nicht pünktlich verwirklichen; vielmehr das arglose Zutrauen eines gutartigen Kindes, das mit einem Herzen voll heimlicher Glückseligkeit in seinem kleinen Garten ein Paradies und in seinen Sträuchern und Büschen blühende Wunder sieht. „Tadle nichts Menschliches," sagte er; „alles ist gut, nur nicht überall, nur nicht für alle." Dieser Ausspruch seiner späteren Jahre bestätigt schön die Theorie, die er als noch nicht zwanzigjähriger Jüngling gegenüber dem welt- und menschenhassenden Friedrich Schlegel verfocht: daß es nichts Böses auf der Welt gebe. Das war nicht die Unerfahrenheit hoffender Jugend, sondern es ist bezeichn nd für den harmonischen Menschen, dessen Verstand wohl die Dissonanzen sieht, der auch nicht etwa die Augen davon abwendet, der aber Kraft genug hat, bis zu ihrer

Auflösung vorzudringen. In seinem Temperamente lag die Neigung zu diesem schönen und tiefen, keineswegs flachen Optimismus, der aus der Ordnung des eigenen Innern sich unbewußt die Gewißheit der Ordnung außer sich schöpft, der an den Sieg des Guten glaubt, weil er die Kraft zum Guten in sich hat; eine Fähigkeit zum Glück lag darin, der äußere Unfälle nicht ans Leben können: wie eine Geistererscheinung bohrt sich einem solchen Menschen das Schmerzensschwert mitten durch die Brust, ohne zu töten.

Daß er äußerte, er wolle, um alle die Herrlichkeiten der Erde zu genießen, eine reiche Heirat machen, klingt anmutig komisch im Munde eines Menschen, dessen geflügelte Seele der Anziehung der Materie so wenig unterworfen war, daß sie sich fast in jedem Augenblick himmelhoch über die Erde aufschwingen konnte. Er gehörte eben nicht zu jenen Idealisten, die die Augen an den Sternen hängend mit den Füßen durch den Sumpf waten, im Gegenteil pflegte er nach Art des guten Realisten mehr zu leisten als er versprach, indem seine Äußerungen über sich selbst sich immer nur mit dem Nächstliegenden beschäftigten, was er in sich erlebt hatte und wofür er einstehen konnte. So schrieb er z. B. als Jüngling an Friedrich Schlegel, seine Bestimmung sei die häusliche der Familie, während Schlegel nach Aufgang der Sonne gehe, gehe er den gewöhnlichen Weg nach Westen; was einen seltsam berührt, wenn man die Lebenswege der beiden Freunde vergleicht: wie der Schlegels in den Niederungen hausbackener Sinnlichkeit sich verflachte, während Novalis immer mehr dem morgenroten Himmel sich zu nähern schien. Schlegel ersehnte immer die äußersten Höhen, aber ein irdischer Hang ließ ihn in bequemer Häuslichkeit sich selbst und seine Schwungkraft verlieren; einfache Tätigkeit im traulichen Familienkreise war immer

Novalis' Ideal, doch ließ sein Genius es ihn nie erreichen und entrückte ihn den Augen der Menschen, ehe seine leichten Füße jemals fest auf der Erde gehaftet hatten.

Der erste Gegenstand seines Hanges und seiner Kraft zu verehren war Schiller, dessen Vorlesungen er als Student in Jena besuchte. Was Novalis so mächtig zu Schiller hinzog, war seine sittliche Größe, die Kraft, mit der dieser heroische Mensch den Widerstand des Irdischen überwinden konnte, nicht seine Poesie, für welche Novalis damals noch weniger Interesse und Verständnis hatte. Daß er in Schiller, ohne es zu wissen, sein eigenes Ideal verkörpert sah und liebte, sieht man deutlich aus dem, was er vorzüglich an ihm rühmte: „dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie als fürs ganze Geschlecht tat, eben das nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige Resignierende;" denn gerade das, auf der Erde nicht heimisch und doch auf ihr glücklich zu sein, bezeichnet was so ganz sein eigenes Wesen werden sollte.

Gewiß verdiente Schiller diese Hingebung; aber ebenso wie für ihn nimmt es für den Jüngling selbst ein, wenn er schreibt: „Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tag und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten jahrelang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, was Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust." Merkwürdig ist das

redneriſche Pathos in Novalis' Briefen an und über Schiller, das ſonſt, ſeinem Stil durchaus entgegengeſetzt, ſich nirgends bei ihm findet.

Mit dieſem Bedürfnis, zu verehren, ja ſich aufzuopfern hätte er ein ewig ſich um andere ſchwingender Trabant, mit dieſer Empfänglichkeit ein Nachahmer und Anempfinder, mit dieſer Luſt alles, was er ſo innig fühlen und verſtehen konnte, zu genießen ein zerſtreuter vielgeſchäftiger, liebenswürdiger, aber oberflächlicher Schwärmer werden können. Aber er hatte weit mehr Kraft und Feſtigkeit als ſeine Zartheit vermuten ließ. Wenn er auch aus den Verſuchungen des Studenten nicht unberührt hervorging, denn er verſtrickte ſich leichtſinnig in Schulden, ſo blieb doch das ſchöne Gleichgewicht ſeines Innern ungeſtört oder ſtellte ſich raſch wieder her. Eine gewiſſe Keuſchheit der Empfindung, von der Friedrich Schlegel ſagte, daß ſie ihren Grund in ſeiner Seele, nicht in Unerfahrenheit habe, bewahrte ihn vor ſolchen Ausſchreitungen, die zu Zwieſpalt, Ekel an der eigenen Natur und kränklichem Überdruß führen. Kurz, wie auch der Leichtſinn ſeiner Jünglingsjahre beſchaffen geweſen ſein mag, ſein elaſtiſcher Geiſt war nicht zu erdrücken, ſondern ſtrebte immer und immer wieder empor, ſeine Vernunft, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, erhielt das entſchiedene Übergewicht über Sinnlichkeit und Phantaſie. Das entwickelte ſich nicht nur ſo von ungefähr, ohne ſein Zutun, ſondern unter der Aufſicht ſeines Bewußtſeins. Er hatte die Tugend der Beſonnenheit, jene Klarheit und leichte Gegenwärtigkeit des Geiſtes, die alle Handlungen wie eine lange Muſik begleitet und auch die wildeſten, mit der ganzen Blindheit des Inſtinkts einſtürmenden durch ihren Rhythmus zähmt und erheitert. Allen andern Romantikern, Schleiermacher etwa ausgenommen, war er durch dieſe Kraft, ſich ſelbſt zu faſſen und zu lenken, überlegen; aber

Schleiermacher, wenn man ihn überhaupt unter die Romantiker rechnen will, hatte weit weniger Sinnlichkeit und Phantasie zu bändigen. Auch Novalis hatte, wie Tieck und Wackenroder und die Schlegel und unzählige Dichter älterer und neuerer Zeit, die natürliche Abneigung gegen die Trockenheit eines Berufes; aber nicht nur aus Willfährigkeit gegen die Wünsche seines Vaters und Schillers Ermahnungen, sondern ebensosehr aus gesundem Sinn, angeborenem Triebe zur Tätigkeit und der Einsicht, welchen Nutzen sein Charakter daraus schöpfen werde, widmete er sich der praktischen Laufbahn eines Bergbaubeamten. Gerade in dieser Art und Weise, wie er den Stoff, der ihm in den äußeren Lebensumständen, zunächst im Beruf, geboten wurde, benutzte, bewies er, daß der Mensch wirklich jener Magier ist, der sich seine Welt erschafft und Staub durch seine Berührung in Gold verwandeln kann. Es ist keine Kunst, sich, wenn man nur Sinn dafür hat, in schönen Dichtungen zu berauschen; aber in monotoner, direkt nur den Verstand oder praktische Fähigkeiten angehender Beschäftigung das allgemein Interessante und Fördernde herauszufinden, das zeigt inneren Reichtum und unendliche Entwickelungsfähigkeit an. Alles erniedrigt den Menschen, was er gezwungen tut, oder mit Worten von Novalis selbst: „Ein Mensch kann alles dadurch adeln, seiner würdig zu machen, daß er es will." Mit dem Instinkt des Freigeborenen machte er sich alles, was er für notwendig erkannte, lieb, so daß er aus freier Wahl zu tun schien, ja schließlich tat, was anfangs seiner Neigung so fern gelegen hatte. Aus jedem Steine wußte er Feuer zu schlagen. Alles Einzelne wußte er an Allgemeines, alles Irdische an Himmlisches anzuknüpfen.

In der Regel pflegen phantasiebegabte, künstlerisch veranlagte Menschen eine besondere Abneigung gegen die

Mathematik zu haben, so daß sie gern völlige Untauglichkeit für dies Gebiet vorschützen und sogar stolz auf diese angebliche Lücke sind. Von dieser Einseitigkeit war Novalis weit entfernt, der in jeder Einzelwissenschaft den Grundriß zu einer allumfassenden Wissenschaft suchte, in jedem gesetzmäßigen Verlauf ein Gleichnis der Harmonie des Alls sah. Nicht nur, daß er mit Eifer Mathematik studierte, er poetisierte sie wie alles, womit er sich beschäftigte, durchdrang sie mit seiner lebendig warmen Seele; man lese nur seinen Hymnus an die Mathematik, wie man die Folge seiner Betrachtungen darüber nennen kann. Dieser Hymnus beginnt mit den Worten:

Die Mathematik ist echte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Produkte geistiger Selbsttätigkeit, weil sie methodisch genialisiert. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu sein, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt.

Er steigert sich im Verlaufe so:

Das Leben der Götter ist Mathematik.

Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein.

Reine Mathematik ist Religion.

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie.

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.

Daß er sich den Naturwissenschaften mit einer gewissen Leidenschaft ergab, setzt weniger in Erstaunen, da sie das Lieblingsstudium der Zeit waren, das auch die übrigen Romantiker mit mehr oder weniger Dilettantismus betrieben. Heute wird man den Schwung, womit er hier von Hypothese zu Hypothese stürmte, vielleicht unwissenschaftlich nennen; jedenfalls genügten seine Kenntnisse den

Gelehrten seiner Zeit, die seine Lehrer waren, erregten sogar nicht selten ihre Bewunderung. Am meisten ist aber das zu rühmen, daß er sich auch in der Verwaltung, in der praktischen Seite seines Berufes, hervortat. Wie erstaunte der Kreisamtmann Just, der ihn in die Geschäfte einführen sollte, daß diese Geschäfte unter der geübten Hand des jungen Denkers so interessant, so lebendig wurden; daß der Gesichtskreis, innerhalb dessen er lebte, sich so unendlich erweitern ließ. Er gestand sich, daß sein Schüler ihn viel mehr und viel wichtigeres lehren konnte, als er ihm zu geben imstande war.

Er selbst definierte Philosophie als Heimweh, Trieb überall zu Hause zu sein. Als ein solcher Philosoph war Novalis geboren. Sein Hang, die Dinge in der Art zu betrachten, daß er sich von Ursache zu Ursache tastete und sich daran wie an einer Strickleiter in ihre Tiefen herabließ, macht den echten Philosophen. An der Außenseite eines Dinges haften zu bleiben, war ihm durchaus unmöglich; ein ätherischer Körper drängte sein Geist sich überall in das Innerste hinein. So war er Philosoph immer, in jedem Augenblick, mit allen Kräften, soviel wie er Mensch war, weswegen es ihm nicht hätte begegnen können, daß er eine Theorie verfochten und ihr im Leben zuwider gehandelt hätte. Seine Philosophie war wie seine Poesie sein Leben: erlernt im Leben und darin angewandt.

Sein größtes Erlebnis war der Verlauf seiner Liebe zu Sophie von Kühn. „Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses;" das hat Novalis an sich selbst erfahren. Er hatte dieses dreizehnjährige Mädchen zum Mittelpunkt seiner Welt gemacht, mit Bewußtsein und Absicht. Auf alles, was die Erde Menschen bieten kann, hätte er mit herzlichem, ja mutwilligem Lächeln Verzicht getan: diese war ihm notwendig, der

Mittler für die Gottheit, die er sonst nicht fassen, ohne die er nicht sein konnte. Es sind viele Nachrichten überliefert von der Frühreife und dem Zauber Sophiens, den sie ausgeübt habe; Novalis selbst hat ihre wechselnde Backfischseele, auf die er so stolz war, sorgfältig zerlegt und geschildert. Was hilft uns das, da nichts von allem nicht auch von hundert anderen Mädchen gesagt werden könnte? Möchte sie auch so oder so gewesen sein, wichtig ist nur, was sie ihm war, und das ist weit mehr in ihm als in ihr zu finden. Als sie krank wurde, ist es erstaunlich zu sehen, wie er ganz menschliche Verzweiflung und zugleich ganz Besonnenheit war; er war immer ebenso tief darin wie hoch darüber. Nicht nur daß sein Vertrauen in den melodischen Gang der Welt und instinktive Lebenszuversicht ihn davon zurückhielten, die Verwirklichung eines solchen Todesschmerzes, wie ihr Sterben ihm gewesen wäre, für möglich zu halten, er glaubte alles Ernstes durch die Kraft seines Willens, diese magische Kraft, die Welten aufbauen und vernichten, die Berge versetzen kann, es verhindern zu können. Er bedachte nicht, daß es ihr — unbewußter — Wille war, der sich dem Tode zuneigte. So erging die Prüfung über ihn, von der er nicht für möglich gehalten hatte, daß sie ihm zugemutet würde: Sophie starb.

Bedenkt man, daß sie das Gestirn gewesen war, um das seine Welt sich bewegt hatte, muß man darauf gefaßt sein, daß eine so zarte, auch zu frühem Tode vorbestimmte Natur in sich zusammengebrochen wäre. „Es ist Abend um mich geworden," schrieb er drei Tage nach ihrem Tode, „während ich noch in das Morgenrot hineinsah." Daß sein Leben mit ihrem Leben erloschen sei, stand ihm fest. Es lag aber eine solche Anmut in seiner Natur, die durch und durch erfüllt war von dem schwebenden Element seines Geistes, daß er sich nie bis

zur Bewußtlosigkeit unter dem Schicksal krümmte. Selbst wo er sich ins Herz und zu Tode getroffen fühlte, blieb sein Haupt frei und immer seiner mächtig. „Einsam wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, trostlos, nur ein Gedanke des Elends noch," gab er doch seinen Freunden niemals das Bild der Verzweiflung und Zerrüttung, sondern seine keusch erhaltene Klage ging sogleich über in ruhige Betrachtung der Bedeutung seines Schicksals. Denn in seinem wahrhaft frommen Gemüte war der Glaube an eine himmlische Ordnung in jedem Leben nicht dauernd erschüttert. Am 19. März 1797 war Sophie gestorben, am 28. schrieb er an die Frau des Kreishauptmanns Just: „Gewiß hab ich zu sehr an diesem Leben gehangen — und da ist freilich wohl ein gewaltsames Korrektiv nötig," und noch einige Wochen später war es ihm klar geworden, daß ihr Tod ein himmlischer Zufall gewesen sei, ein wunderbar schicklicher Schritt. „Meine Liebe ist zur Flamme geworden," schrieb er, „die alles Irdische nachgerade verzehrt." Und weiter: „Meine Kräfte haben mehr zu- als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie schicklich es hat so kommen müssen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen — es keimt schon ein künftiges Dasein in mir." Sein die Konsequenz über alles liebender Geist schöpfte Beruhigung daraus, daß er Folgerichtigkeit und Vernunft in seinem Schicksal erkannt zu haben glaubte, daß er es sich erklären konnte. Nach seiner Auffassung bezweckte ihr Verlust seine Läuterung und Loslösung vom Leben.

Man hat es für eine kindische Schwärmerei angesehen, die man nachsichtig entschuldigen müsse, daß er mit dem Tage ihres Todes eine besondere Zeitrechnung einführte und den Entschluß faßte, ihr nachzusterben. Das ist

kurzsichtig oder oberflächlich geurteilt. Kann man sich etwas Erhabeneres denken, als wenn ein Mensch seinem Geiste die Kraft zutraut, sich allmählich, aus freier Willkür, aus Sehnsucht nach dem Überirdischen vom jungen, genußfähigen Körper, von der geliebten Erde loszulösen? So innig erlebte er den Idealismus an sich, daß er sein Ich, das unsterbliche, zu dieser höchsten Freiheit und Unsterblichkeit zu erziehen sich getraute. Wie unendlich viel kühner, stolzer und menschlicher war dieser Plan als die rohe Abtötung des Fleisches, durch welche mittelalterliche Heilige die Erde zu überwinden suchten. Weit entfernt war er ja die schöne Welt, auf der er sich ein so unerschöpfliches Glück gewünscht hatte, zu hassen. „Die Erde hatte ich so lieb," schrieb er wenige Tage nach Sophiens Tode an eine Freundin, „ich freute mich auf die lieben Szenen, die mir bevorstanden." Er liebte die Sonne, aber da die Nacht unvermeidlich dem Tage sich anschließt und Tod der Ausklang alles Lebens ist, entschloß er sich mit einem stolzen Aufschwung seiner Seele die Nacht und den Tod grenzenlos zu lieben, ähnlich wie er den gordischen Knoten des Welträtsels dem Bilde zu Sais gegenüber löst. „Und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen." Unwürdig wäre es den Tod zu fliehen, unmöglich ihn zu verachten — außer wenn man mit heißester Anstrengung ihn an Leben anknüpfte, in Leben verwandelte. Als zum Überwinder des Todes betete Novalis fortan mit neuem Verständnis zu Christus; als die wesentlich todüberwindende Religion wurde ihm das Christentum, in dem er erzogen war, eine neue Errungenschaft. Was die Philosophie ihm sagte, daß das Ich unvergänglich sei, wie auch der Augenschein dagegen zeuge, das gab ihm nun der blinde, schreiende Schmerz um ein geliebtes Wesen als gedankenlose Überzeugung

ein, daß sie nicht tot sein dürfe, nicht tot sein könne, diese junge Seele, deren Vollendung zu fördern die höchste Krone seiner Liebe gewesen war. Das Engagement war nicht für diese Welt gewesen, wie er sagte; nicht in dieser Form, nicht auf dieser Stätte hatte sie reifen sollen, und auch ihm, so glaubte er fest, sei es nicht beschieden. Seine Seele strebte mit müdem, sehnendem Flügelschlage nach der heiligen Küste, wo sie bei der Verlorenen ruhen könnte. Damals mag in ihm jenes wunderbare Lied entstanden sein mit den Versen:

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut,
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Höchst charakteristisch ist es nun, wie er seine innerliche und natürliche Ablösung vom Leben zu bewerkstelligen dachte, nämlich nicht etwa so, daß er sich völlig von den Menschen und ihren Vergnügungen zurückgehalten hätte. Ohne sie gerade aufzusuchen, vermied er doch seine Familie und seine Freunde nicht, zeigte sich immer heiter und mitgenießend, so aber wie etwa ein an fremde Küste verschlagener Fremdling die Sitten des Landes aus edler Gefälligkeit mitmacht, dessen Seele doch immer und immer in der geliebten Heimat verweilt. An Freunden, die ihm seine Trauer gerne leichter gemacht hätten, fehlte es ihm nicht.

Ein sonderbares Verhältnis bestand zwischen ihm

und Friedrich Schlegel, einem seiner ältesten Freunde. Fast mit keinem andern war der geistige Verkehr so anregend und fruchtbar, mit keinem konnte er besser symphilosophieren. Ihre beiden Intellekte liebten es zusammen spazieren zu gehen und ihre Erlebnisse auszutauschen. Aber Friedrich, so fein, mächtig, umfassend er auch dachte, dachte nicht herzlich wie Novalis. Und Novalis' schlanke, geschmeidige, keusche Natur scheute manchmal vor Friedrichs schwerfälliger Üppigkeit zurück. Es war wie wenn ein Erdgeist und ein Luftgeist miteinander verkehrten. Friedrich spürte den reinen, starken, beseelenden Hauch, der von Novalis ausging, und liebte ihn mit einer ganz kleinen und sehr rührenden Beimischung von Demut; Novalis mochte wohl seine leichte Gestalt gern einmal an die untersetztere, irdischbreite des Freundes schmiegen. Jedenfalls vergaß er gewiß nicht, was er als Einundzwanzigjähriger an Friedrich geschrieben hatte: „Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch Dich vom Baume des Erkenntnisses gekostet."

Wilhelm empfand in Novalis etwas Fernes, Fremdes und Schönes, das er nicht ohne Ehrerbietung umwarb; und wie hätte Karoline diese harmonische Erscheinung nicht lieb haben sollen? Aber sie beide waren für ihn, was man vielleicht am kürzesten zu wenig romantisch nennen könnte. „Er sprach wie aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes heraus," sagt Steffens von Novalis, wo er in den Lebenserinnerungen seiner gedenkt. In diese heimliche Innenwelt, wo er am liebsten weilte, konnten sie nicht mit. Sie liebten ihn, wie man den liebt, der aus einem fernen, geheimnisvollen Lande kommt, dessen Sprache einen seltsamen, nievernommenen Akzent hat, der im Sprechen Bilder gebraucht, die einer Landschaft von unbekanntem, unerhörtem Reiz entnommen

zu sein scheinen. Der liebste unter den Romantikern war ihm Tieck, der ihm an Klarheit des Geistes, Kraft und Ausdauer weit nachstand, seine zarte Empfindung aber aufs innigste teilte. Sie lernten sich aber erst zwei Jahre später kennen.

Anfänglich mischte er sich nur aus Pflichtgefühl in die Gesellschaft der übrigen, riß er sich nur ungern von seinen Todesbetrachtungen los. Aber allmählich wirkte doch die Schwerkraft der Erde auf die leicht schreitende, zum Schwunge bereite Gestalt. Gerade weil das Unsichtbare mit dem Sichtbaren so enge, für uns unzertrennlich verbunden ist. Je tiefer man in die Erscheinungen eindringt, desto lieber werden sie. Wenn es auch die Wissenschaften waren, die ihn zunächst in ihren Kreis zogen, so war das doch auch mit Irdischem verknüpft. Gespräche darüber, besonders mit Friedrich Schlegel, brachten ihn in eine angeregtere Laune, als er für seine Lage möglich und schicklich gehalten hatte. Er glaubte deshalb sich geradezu vor dem Umgang mit diesem Freunde hüten zu müssen; denn alles, was an Mutwillen, Scherz und elektrischem Feuer in ihm war, entlud sich, wenn er mit ihm in Berührung kam.

Mit einem leisen Bangen fühlte er sich unwiderstehlich vom Lebendigen angezogen. Dann versuchte er gewaltsam sich in Überirdisches zu versenken, an Sophiens Grabe sitzend sich ihr Wesen und alles was sie ihm war recht greifbar und entzündend vor die flüchtige Seele zu führen. Und mit einem kindlichen Stolze, der rührend und doch zugleich erhaben ist, zeichnete er auf, wenn es ihm gelungen war, die Flügel wieder auszubreiten und mächtig in die jenseitige Ferne des Nachthimmels einzudringen. Man könnte den Verlauf dieses Ringens eine umgekehrte Tragödie nennen: mit Furcht und Mitleid, aber doch mit Wonne erfüllt es zu sehen, wie das Leben,

von dem der Entsagende im ersten Akte Abschied genommen hat, durch seine einfache Kraft und Schönheit ihn wieder in seine Mutterarme lockt und im letzten Akte den schamhaft Glühenden, Besiegten wieder an sein ewiges Herz drückt. Der Sieg wurde dem Leben nicht leicht, und nicht ohne sichtbare Erschütterung ging die Umkehr in seinem Busen vor. Denn er machte die entsetzliche und rätselhafte Erfahrung an sich, daß das wahrste, reinste und hingebendste Gefühl, wenn der Anblick des geliebten Gegenstandes die Flamme nicht nährt, erlöschen kann, daß das treumeinendste Herz der Untreue fähig ist. Man spürt das Wanken seines Herzens an dem Nachdruck, mit dem er sich vorhält, wie er durch sein freiwilliges Sterben oder Resignation des Lebens der Welt die Möglichkeit der Treue über den Tod hinaus beweisen müsse. In höchster Angst ruft er die Formel aus: Christus und Sophie! Es war ihm ein Glaubenssatz gewesen, daß sie die Hälfte seines Wesens war, daß er dereinst den Bund mit ihr erneuern müsse, die durch die Weisheit ewiger Gesetze ihm jetzt von der Seite gerissen war. Hatte er sich doch vorgenommen, wenn er in der „alten längst bekannten Urwelt" sie wiederfinden würde, ihr zu erzählen: „Ich träumte von dir, ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichst dir auch in der irdischen Gestalt — du starbst — und da wüchse es noch ein ängstliches Veilchen, da folgte ich dir nach."

Aber es war ihm nicht möglich Schatten zu lieben. In Freiberg, wohin er sich nach dem Wunsche seines Vaters begab, um an der Bergakademie zu lernen, verlobte er sich mit Julie von Charpentier, die, wie es scheint, ihm Liebe entgegenbrachte und dadurch die seinige weckte. Steffens schildert sie als hochgebildet, schön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck.

Ob er sie, wie gesagt wird, weniger leidenschaftlich

liebte als Sophie, ist wohl schwer zu entscheiden, aber unwahrscheinlich; denn es war nicht seine Art, im Fühlen oder Handeln halb zu sein. Das freilich ist nicht zu bezweifeln, daß die Erinnerung an seine Liebe, die stärker als der Tod hatte sein sollen und es nicht gewesen war, zuweilen beengend sich auf die Freude seines neubelebten Herzens legte. Er gab auch, trotz allem, das Verhältnis zu Sophie keineswegs auf. Seine Liebe war ihm Religion geworden. Seine Treulosigkeit, da er sich doch treu wußte und fühlte, seine Doppelliebe wurde das Problem, mit dem sich seine Gedanken immer beschäftigten. Er löste es in seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen" in der Weise, daß Sophie und Julie nur in der Welt der Erscheinungen zwei sind, einst aber, im Lande der Erfüllung, wo alles Geschiedene sich vereinigt, als eine und dieselbe sich offenbaren. Er hätte an sich selbst verzweifeln müssen, wenn er sein früheres Gefühl, das so stark und echt in ihm gewesen war, aufgegeben hätte; deshalb suchte er es sich zu bewahren und mit dem neuen mystisch zu vereinigen. Jedenfalls sah er hoffend und liebend in die Zukunft und faßte sein Verhältnis gerade so metaphysisch auf wie ehemals das mit Sophie, wie aus den Strophen an Julie zu sehen ist:

Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —
Daß wir aufs innigste vermählt
Und ich der Deine, du die Meine,
Daß ich vor allem nur die Eine
Und diese Eine mich gewählt,
Das danken wir dem süßen Wesen,
Das sich uns liebevoll erlesen.

Damals, als Novalis die Arme nach dem Tode ausstreckte, umfing ihn das Leben; nun er den höchsten Kranz

des Lebens dicht über seinen Locken wähnte, stand der Tod neben seinem Bette. Er fürchtete ihn jetzt. Er hatte Stimmungen gehabt, in deren einer er den schwermütigen Ausspruch getan hatte: „Leben ist eine Krankheit, ein leidenschaftliches Tun.“ Aber es stammt doch auch der prächtige Vers von ihm:

Ruh' ist Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Überfluß,
Aber uns ist Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

Im ganzen gehörte die Anhänglichkeit an das Leben mit zu seiner Frömmigkeit, da doch das Leben die einzige uns bekannte Form ist, in der wir uns entwickeln können. Und er war doch Künstler: Er lebte so gerne im Lande der Sinne, wie er nach dem Berichte des Kreisamtmanns Just selbst sagte, wenn auch nicht in dem der Sinnlichkeit. Indessen zweifelte er doch nicht daran, daß, wie und wo immer es auch sein möge, jeder Mensch auch nach seinem körperlichen Tode dem Ziele seiner Vollkommenheit weiter nachstreben dürfe. Er glaubte, daß nichts geschehe, was nicht zu seinem Besten sei. Also wandte er, ein Sterbender, seine weichende Kraft dazu auf, gelassen und heiter zu sein und sich zu fügen. Er litt viel unter körperlichen Beängstigungen, und rührend ist es in seinem Tagebuch zu lesen, wie er dieser Angst beizukommen, ihr Wesen zu ergründen und mit Einsicht und gutem Willen zu überwinden sucht. Daß man bis zum Äußersten seine Pflicht zu tun habe, war ihm selbstverständlich; man könnte sagen, ein angeborenes Schicklichkeitsgefühl habe ihn verhindert, sich gehen zu lassen. Über das Verhältnis von Glück und Pflicht hat er einmal etwas Schönes gesagt; nämlich der sogenannte Eudämonismus sei ein eigentlicher Unsinn: „In der Tat ist es keinem nachdenkenden Menschen in den Sinn ge-

kommen, ein so flüchtiges Wesen wie Glückseligkeit zum höchsten Zweck, gleichsam also zum ersten Träger des geistigen Universums zu machen. Ebenso könnte man sagen, daß die Weltkörper auf Äther und Licht ruhten. Wo ein fester Punkt ist, da sammelt sich Äther und Licht von selbst und beginnt seinen himmlischen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener festen Punkte — sind, da wird jenes flüchtige Wesen von selbst ein- und ausströmen und jene kalten Regionen mit belebender Atmosphäre umgeben."

Ruhig richtete er sich für die Möglichkeit ein, daß der Wunsch seines Herzens sich erfülle und er demnächst Hochzeit mit Julien halten könne, zugleich aber auch für die andere, daß seine Krankheit es nicht gestatte; für welchen Fall er sich eine Reihe von Dingen vornahm, mit denen er sich beschäftigen, die er studieren wollte. Was ihm auch beschieden sei, er wollte es für seine Bildung nutzen. Sein schwarzes Geisterseherauge sah dem Lebensgange zu, den sein Genius ihm wählte, und beleuchtete den Weg mit sanft durchdringendem Licht. Ob es sich nicht doch mit Tränen füllte, als es erkannte, daß es der Weg des Todes war und nicht der der Liebe?

Apollo und Dionysos.

Die leise Besonnenheit des Apollo und
die göttliche Trunkenheit des Dionysos.
Friedr. Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Friedr. Schlegel.

Die Romantiker waren die Entdecker des Unbewußten. Indiensuchende Träumer, sandten sie ihre Seele aus nach dem uralten Wunderlande, von dem die Märchen der Vorzeit erzählten. Düfte, Blumen, die abgerissen im Wasser flossen, verkündeten den einsamen Schiffern oft die Nähe der blühenden Küste. Wie Kolumbus, wußten sie nicht, was sie gefunden hatten. Denn nicht das entfernte Mittelalter oder irgend ein wunderbares Traumland war es, sondern in ihnen selbst öffnete sich das unendliche Nachbarland ihres Geistes, die entgegengesetzte Scheibe des beseelten Planeten, wie einer von ihnen die verhüllte Hälfte des mit sich selbst unbekannten Menschen nennt, hatte sich ihnen zugewendet.

Im Jahre 1807 schrieb Ritter, nachdem er eine Somnambule beobachtet hatte, an Baader: „Eine Entdeckung von Wichtigkeit denke ich durch die eines passiven Bewußtseins, die des Unwillkürlichen, gemacht zu haben. Es wird durch Frage, Antwort erregt.... Hier neue Aufschlüsse in der Magie. Dann Theorie der Kraft der Phantasie. Alles Vorgestellte ist wirklich, eben deshalb

aber hat es nur die Hälfte seine Wirklichkeit, eine Halbwirklichkeit, für uns, gerade wie schon jeder dritte uns doch nicht so wirklich ist, als wir uns selbst. Ferner hier Theorie des Gewissens, indem aktives Bewußtsein sich von passivem nur dadurch unterscheidet, daß dort die Frage mit der Antwort, und hier die bloße Antwort zum Bewußtsein kommt. Alle unsere reinen Handlungen sind somnambulistisch, Antwort auf Frage; wir die Frager. Jeder trägt selbst seine Somnambule bei sich und ist selbst der Magnetiseur von ihr. — Fall wo die Frage die Antwort selbst errät, oder eigentlich die bewußte Unwillkürlichkeit selbst. Gott im Herzen."

Von dieser empirischen Entdeckung eines passiven Bewußtseins, das von dem somnenwachen Bewußtsein verschieden und nicht mit dem Gehirn, sondern mit dem sogenannten sympathischen Nervensystem verbunden sein sollte, wußten die jungen Führer der Romantik noch nichts. Immer pflegt der Erfahrung ein blinder Prophet der Wahrheit vorauszugehen. Übrigens war das Gefühl, daß dem Menschen zwei Seelen in der Brust wohnen, kaum jemals unbekannt, und jeder kann Beobachtungen über ihr Verhalten zueinander anstellen. Im Leben des Kindes gibt es eine kurze Epoche, wo es sich nur als Objekt empfindet und von sich in der dritten Person redet; es ist zum Selbstbewußtsein noch nicht erwacht. Allmählich lösen sich die beiden Seelen von einander ab und trennen sich immer mehr — ebenso wie sich die Menschheit in eine männliche und eine weibliche Hälfte, spaltet —, woraus die heißen Kämpfe der reifenden Jugend zu erklären sind, von denen nur wenige Menschen gar nichts erfahren. Nun stellt die wache, sehende Seele Gesetze und Ideale auf, denen die schwerfällige blinde nicht folgen kann, oder umgekehrt, das überschwengliche Gefühl der blinden drängt zu Taten, denen die berechnende sich

widersetzt. Wenn die Jugend zu Ende geht, wird der Zweikampf so oder so entschieden, häufiger durch Überwältigung der einen oder durch ein schwächliches Sichmiteinanderabfinden, als durch Versöhnung.

In der Völkergeschichte wiederholt sich derselbe Vorgang. Kein Kampf ist im Innern der Tiere, wo der blinde Instinkt noch unangezweifelt herrscht; abgesehen von gewissen Haustieren, in denen unter dem Einflusse der Menschen die ersten Keime des Selbstbewußtseins sich entfalten mögen. Auch bei den kulturlosen Völkern kann die schwache Stimme der Einsicht noch nichts ausrichten gegen die ungebändigte Wildheit des Instinkts. Der reine harmonische Mensch des goldenen Zeitalters hat nie gelebt; eine optische Täuschung der menschlichen Phantasie versetzte ihn, wie den persönlichen, bewußten Gott, die beide am Ende aller Geschichte stehen, an ihren Anfang. Allerdings lebten die Griechen, wie wenn uns ein Vorbild gesetzt sein sollte, nach dem wir strebend uns zu richten hätten; hier herrscht eine innere Übereinstimmung wie die zwischen Ödipus und Antigone: die kindliche Führerin schmiegt sich in vertraulichem Gehorsam an den blinden, weiseren Vater. Das Christentum war die erste Auflehnung gegen die Tyrannis des Triebes. Das Bersten der Erde und das Zerreißen des Vorhangs im Tempel waren die ersten Vorzeichen der beginnenden Seelenschlacht im Menschen.

Wie im Leben des Einzelnen Tage oder Jahre, wo er handelt und lebt, auf solche folgen, wo er sich auf sich selbst besinnt, wechseln auch die Zeiten in der Weltgeschichte miteinander ab; während das Innenbewußtsein ruht, steigen die großen Taten gerüstet, entschlossen aus der Tiefe des Unbewußten empor. So lösten auch im Mittelalter innerliche und äußerliche Zeiten einander ab; aber die Innerlichkeit gab der ganzen Epoche ihren

Charakter. Wie eine große Revolution die neue Zeit eröffnete, ist sie durch eine andere, die französische beschlossen, während gleichzeitig die Romantik ein erneutes, erhöhtes Mittelalter heraufführte.

Es gibt keine interessantere und furchtbarere Zeit, als das frühe Mittelalter, wo der Mensch sich im Innern einem Dämon gegenübersah, der ihm sein eigenstes Reich streitig machte, den er fürchtete und haßte und dessen er sich doch nicht entledigen konnte, mit dem er wie mit einem Zwillingsleibe verwachsen war, und der doch ewig nach entgegengesetzter Richtung drängte. Er wußte sich eins und fühlte sich doch zwei, was einen wohl krank und wahnsinnig machen kann. Vergebens suchten die Priester die bösen Geister aus den Besessenen auszutreiben und durch Beschwörungsformeln bei der Taufe den Teufel aus dem neugeborenen Kinde zu bannen. Bald wähnte man in der edelsten Begierde des Menschen, der nach Erkenntnis, die fremde, feindselige Wirkung zu spüren, bald in den natürlichen Leidenschaften; unbändiger Frevel wechselte ab mit heldenmäßigen Opfertaten und weltüberwindender Entsagung. Durch die beständige, wenn auch feindselige Berührung mit dem Unbewußten wuchs das Bewußtsein mächtig; dem Antäus gleich, dem aus der mütterlichen Erde die Kraft einströmt.

Auf einer inneren Zweiheit beruht die Möglichkeit des Selbstbewußtseins überhaupt; je deutlicher sich jene ausprägt, desto schärfer kann auch dieses werden. Einige Aussprüche der Romantiker sollen zeigen, daß sie die Doppelerscheinung des Ich klar erkannten.

Novalis: Denn niemand kennt sich, insofern er nur selbst und nicht auch zugleich ein anderer ist.

Eine nicht synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person

ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen geteilt, doch auch eine zu sein.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzendenten Ich zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein.

Unser Denken ist also Zwiesprache und unser Empfinden Sympathie.

Jede Person, die aus Personen besteht, ist eine Person in zweiter Potenz oder ein Genius.

Friedr. Schlegel in der Lucinde: Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verstand den inneren Keim der Gottähnlichkeit entfalten, strebt immer mehr nach dem Ziele und ist so voll Ernst die Seele zu bilden, wie ein Künstler das eigene geliebte Werk. In den Mysterien der Bildung schaut der Geist das Spiel und die Gesetze der Willkür und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt sich, und den überraschten Künstler bewegt ein Schauern im Bewußtsein eigener Unsterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp.

Nicht mehr fremd und feindselig also stehen die Menschen ihrem Du gegenüber; seit sie sich ihm gewachsen fühlen und es besser erkennen, sehen sie die Möglichkeit einer Verständigung, ja das erste Schaudern liebender Neigung überläuft sie. Mit gutem Grunde spricht man hier von Liebe, da die Wesenshälften des Menschen sich wie die Hälften des Menschengeschlechts positiv und negativ, männlich und weiblich zu einander verhalten.

Daß das Erkennen das weibliche Prinzip sei, liegt in einer der ältesten Sagen des Menschengeschlechtes: Eva war es, die den verhängnisvollen Apfel pflückte. Allerdings stellen eine Menge Frauen, vielleicht sogar die

Mehrzahl, eher ein entgegengesetztes Prinzip dar. Diese vergegenwärtigen den Urtypus, in dem die Geschlechter noch unvermischt beieinander waren. Man kann ihn nicht androgyn nennen, da er nicht männlich und weiblich war, sondern weder das eine noch das andere, ein chaotisches Neutrum. Der Mann, das positive, tätige, schöpferische Prinzip riß sich zuerst los und eilte voran, die Frau folgte ihm zwar langsam nach, aber sie vertritt das höhere, wenn auch ohne ihn ohnmächtige Prinzip. Tatsächlich indessen verewigen viele Frauen noch den Urtypus in seiner schwerfälligen mütterlichen Trägheit. Erst in neuerer Zeit wird die Differenzierung des Männlichen und Weiblichen immer schärfer und bildet sich der rein weibliche Typus heraus. Auch stellen die modernen Schriftstellerinnen den Mann mit Vorliebe als den gutartigen, etwas rohen und etwas tollpatschigen Bären hin, der mit schwerer Tatze nach der feinen, neckischen Frauen-Libelle greift, die ihn umschwirrt. Je stärker die Differenzierung sich ausprägt, desto heftiger wird die Anziehung zwischen den Geschlechtern: der physiologische Grund, warum die Liebe in den neueren Zeiten eine so viel größere Rolle spielt als im Altertum. Es ist anzunehmen, daß die Liebe ihren Charakter wieder ändern wird, wenn einst ein dem Urtypus analoger Mensch entsteht, in dem sich männliches und weibliches vereinigt, ohne ineinander unterzugehen.

Dieser Umstand also, daß es zwei Frauentypen gibt und ferner, daß es weibliche Männer und männliche Frauen gibt, je nachdem welches Prinzip gerade stärker entwickelt werden soll, ist die Ursache, daß die Frau von den Männern meistens als Vertreterin des Unbewußten hingestellt wird, während doch gleichzeitig die weibliche Neugier, Eitelkeit, Gefallsucht, Frühreife, Schlauheit, Bosheit, Bewußtheit in aller Munde ist. Daß die

Neugier, das Wissenwollen, weibliches Erbteil ist, ist allbekannt. In der Sprache der Romantiker könnte man sagen: die Frau ist eine Potenzierung des Mannes, ist der romantisierte Mann, das heißt der bewußtwerdende. Diesen Sinn wird man in folgenden Aussprüchen von Novalis über die Frau finden:

Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff — und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Tonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphire, die ebenfalls aus Tonerde bestehen.

Das Beiwesen des Mannes ist das Hauptwesen der Frau.

Ungeheuere Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerkungsgeist. Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt. Sie sind vollendeter als wir. Freier, aber gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser als wir. Ihre Natur scheint unsere Kunst, unsere Natur ihre Kunst zu sein. Sie sind geborene Künstlerinnen.

Alles fordert von der Frau unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welch hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt das nicht voraus.

Alles dies und das Goethesche Wort, daß das Ewig-Weibliche uns hinanziehe, steht mit dem Mythos, daß das Weib den Sündenfall veranlaßt habe, nur scheinbar im Widerspruch. Man ist leicht geneigt, die Natur um ihre Sicherheit und Unschuld zu beneiden; die sorglose Lebenswonne der Tiere, ihre körperliche Unbefangenheit, Kraft und Bestimmtheit erscheint uns vorzüglicher als unser zusammengesetztes Wesen, und wir bedauern es, wenn der kindliche Frohsinn wilder Völkerschaften bei

Berührung der Kultur in Angst, Unsicherheit und Sorge untergeht. Und doch können die Tiere nicht lachen; ein Zug großartiger Traurigkeit ist in ihren Gesichtern, da wo von Gesicht und Gesichtsausdruck überhaupt die Rede sein kann. Die Angst der Kreatur sieht aus ihren flehenden Augen. Ebenso erkennt man an den vollen, schweren gesenkten Lippen, an einer beständigen unwillkürlichen Schwermut des Auges den Sklaven-Menschen, der noch an der Kette des Instinktes liegt. Daß jedes Geschöpf zur Freiheit geboren und von edler Art ist, beweist die unbewußte Trauer über die Schmach der Untertänigkeit. Selbst die wundervollen griechischen Götter- und Heldengestalten, ob sie uns nun in der Plastik oder in der Poesie begegnen, haben bei all ihrer Pracht eine stolze, verhaltene Schwermut in den Zügen, als wären sie vom Geschlechte des Tantalus und trügen das eherne Band um die Stirn, das verdunkelt und fesselt; die verhältnismäßig niedrige Stirn in dem formschönen, kraftvollen Antlitz ist der sichtbare Ausdruck davon. Und die Fröhlichkeit des Naturmenschen ist keine andere als die des Kindes, die jeden Augenblick grundlos in die äußerste Trübseligkeit umschlagen kann. Häufiger Genuß von Berauschungsmitteln muß ihm den dumpfen Druck des Lebenmüssens erträglich machen: der Rausch gibt ihm die Flügel, die der Geist ihm noch nicht geben kann.

Nur Bewußtsein verleiht echte, dauernde Heiterkeit. Was ist dem Kinde sein Glück, um das wir es beneiden; dem Schmetterling, dem Schläfer, dem Toten? Die Schlange hatte Recht mit ihrer Verheißung! eritis sicut deus scientes bonum et malum. Die griechische Mythe erzählt, daß Zeus den Menschen das Licht habe vorenthalten wollen, damit sie nicht den Göttern gleich würden, und wie wirklich das Licht Bringer der Kultur wurde. Ebenso wie Psyche, deren Sünde wie Evas im Sehen-,

das heißt Wissenwollen bestand, nach vielen erduldeten Qualen an der Hand des Geliebten als Göttin in den Olymp eingeht. Tiefsinniger, wenn auch nicht so abgeschlossen und vollendet, ist die biblische Darstellung. Wir sehen da, wie die Erkenntnis das bisher verantwortungsfreie Geschöpf zunächst in Schuld verstrickt. „Ohne das Gesetz war die Sünde tot," sagt Paulus. Wir ahnen den Riesenkampf, den der werdende Geist gegen die Natur wird kämpfen müssen, bis er ihr gleich und frei von ihr geworden ist. Wir vernahmen, daß das durch einen Menschen verlorene Paradies durch einen Menschen wiedergewonnen wird. Neben der tiefsten Herabwürdigung des Weibes in Eva steht, nach einem gelegentlichen Worte Baaders, ihre höchste Verherrlichung in Maria. Im Märchen ist es die Prinzessin, die den durch eine Hexe in einen Fisch oder Bären verwandelten Prinzen durch einen freiwilligen Liebeskuß erlöst.

Die Romantiker hatten das Verdienst einzusehen, daß die Erkenntnis, die die Einheit der Natur zerstörte, dennoch ihr Heil und das Mittel zu einer Wiedervereinigung auf höherer Stufe ist. Das bedeutet wohl die flüchtige Notiz von Novalis: „Adam und Eva. Was durch eine Revolution bewirkt wurde, muß durch eine Revolution aufgehoben werden (Apfelbiß)."

In einer dramatischen Dichtung Tiecks begegnet Zerbino dem Lieblingshelden der Romantik, Shakespeare. Auf seine Frage, was man auf Erden von ihm sage, antwortet Zerbino:

„Nun, man hält dich für einen wilden, erhabenen Geist, der bloß die Natur studiert hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt und nun darauf los dichtet, was es gibt, gut und schlecht, erhaben und gemein durcheinander." Worauf Shakespeare antwortet:

„Grüße deine Bekannten von mir und sag' ihnen,

daß sie sich irren. Verkünde ihnen, daß die Kunst immer meine Göttin war, die ich anbete."

Es war die Entgegnung des Romantikers auf die Lehre der Geniezeit, daß die Poesie eine Blume sei, die sich nur des Nachts erschließe und duste. Nachdem eben die Einsicht gewonnen war, daß nicht die Gelehrten, sondern das Volk die schönsten Dichtungen hervorgebracht hatte, fing man an, die Produkte eines gebildeten und unterrichteten Menschen mit Mißtrauen zu betrachten. Nicht denken, nicht lernen, damit die Unschuld des Instinkts nicht zersetzt werde. Diesem kleinmütigen Pessimismus, der dem Kulturmenschen nur die Wahl lassen wollte, entweder sein stolzes Erbe der Jahrhunderte oder die Kraft der Kunst aufzuopfern, schleuderte Novalis mit revolutionärem Übermut die Frage zu: Kann man Genie lernen? um sie zu bejahen.

„Kann man Genie sein und werden wollen? So mit dem Witz, dem Glauben, der Religion usw. Es hat in Beziehung auf das Genie bisher beinahe das Prädestinationssystem geherrscht. Die zum Teil wahre Beobachtung liegt zu grunde, daß der Wille anfangs ungeschickt wirkt und das Naturspiel stört — Affektation — und einen unangenehmen Eindruck macht — im Anfang durch Teilung der Kraft — bei der Aufmerksamkeit — sich selbst untergräbt und aus mangelhaftem Reiz und mangelhafter Kapazität das nicht zu leisten vermag, was er dunkel, instinktartig beabsichtigt."

Der vormalige lächerliche Aberglauben, Gelehrsamkeit könne Genie ersetzen, verwandelte sich in den frohen Glauben, daß Wissen dem Genie förderlich sei, an die Möglichkeit eines unendlichen Fortschritts in der Kunst. „Glaubt ihr nicht," läßt Tieck seinen Dürer sagen, „daß es den künftigen Zeiten möglich sein wird, Sachen darzustellen und Geschichten und Erfindungen auszudrücken,

auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmal eine Vorstellung haben?"

Gern sprachen die Romantiker von der absichtsvollen Weisheit des Dante, Cervantes und Shakespeare, die Friedrich Schlegel den Dreiklang der romantischen Poesie nannte. An Goethes Meister hob er hauptsächlich hervor „die geheimen Absichten, die er im stillen verfolgte, und deren wir beim Genius, dessen Instinkt zur Willkür geworden ist, nie zu viel voraussetzen können".

Unter den bildenden Künstlern war ein Liebling der Romantiker Leonardo da Vinci mit seiner überschauenden Intelligenz, mit seiner gewaltigen Phantasie, die sich dennoch unter der Leitung des grübelnden Kopfes beugte. „Übrigens ist man bei Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in seine Werke zu legen. Er dachte sich gewiß immer noch viel mehr, als er auszuführen imstande war. Diese Überlegenheit des Verstandes über das ausübende Vermögen gibt er selbst als Kennzeichen des echten Künstlers an. Er hätte einer immer erneuten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für seine Gedanken, der Tod riß ihren labyrinthischen Faden ab. Bei ihm hielt das Streben nach Wahrheit mit dem Kunsttrieb nicht nur gleichen Schritt: beides hatte sich gegenseitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forschungsgeist war durchaus romantisch, bizarr und mit Poesie tingiert, und er verfolgte hinwieder die Forderungen der Kunst mit der Strenge der Wissenschaft oder der Pflicht."

Diese Stelle kommt in dem Gespräche Wilhelms und Karolines über die Gemälde vor, das sie für das Athenäum schrieben; vielleicht hatten sie die Anregung zu dieser Auffassung Leonardos aus Wackenroders Herzensergießungen geschöpft, wo der Klosterbruder mit anbetendem Staunen vor dem ungeheuren Manne steht,

der zugleich schaffen konnte und denken, was er schaffte. Diesem klaren Geiste stellt Wackenroder den phantastischen Maler Piero di Cosimo gegenüber und beschließt seine Betrachtungen mit den ahnungsvollen Worten:

„Das Kunstgenie soll, wie ich meine, nur ein brauchbares Werkzeug sein, die ganze Natur in sich zu empfangen, und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wiederzugebären. Ist er aber aus innerem Instinkte und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft ewig für sich in unruhiger Arbeit, so ist er nicht immer ein geschicktes Werkzeug, vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk an Schöpfung nennen."

Man irrt sich, wenn man annimmt, es sei den Romantikern nur in unklarer Verworrenheit wohl gewesen; auf die sogenannten älteren wenigstens trifft das durchaus nicht zu. Novalis nennt es im Gegenteil Folge einer krankhaften Konstitution, Einseitigkeit, daß das Genie bisher meistens ohne sein Wissen wirkte; der Mangel an Bewußtsein sei schuld, daß es immer nur glückliche Augenblicke hatte. „Das erste Genie, das sich selbst durchdrang," sagt er, fand hier den typischen Keim einer unendlichen Welt; er machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigste der Weltgeschichte sein mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit." Das Wort: „Mehr Licht!" das Goethe nicht gesprochen haben soll, war doch jedenfalls wie aus seinem, so auch aus dem Geiste seiner Jünger gesprochen. Es ist bezeichnend, daß Novalis einen Traktat vom Lichte zu schreiben beabsichtigte. „Licht ist Symbol der echten Besonnenheit," sagt er einmal. „Also ist Licht, der Analogie nach, Aktion der Selbstberührung der Materie. Der Tag ist also das Bewußtsein des Wandelsternes, und während die Sonne wie ein Gott in ewiger Selbsttätigkeit die

Mitte beseelt, tut ein Planet nach dem anderen auf längere oder kürzere Zeit das eine Auge zu und erquickt in kühlem Schlafe sich zu neuem Leben und Anschauen. Also auch hier Religion. Denn ist das Leben der Planeten etwas anderes als Sonnendienst?"

Schelling sah im Licht und in der Schwere die Urdualität der Natur; wenn man also „den Zauberstab der Analogie" gebraucht, müßte man, wie dem Licht das Bewußtsein, der Schwere den dunkeln Trieb, das Unbewußte gleichsetzen. Empfindet man nicht auch eine Leidenschaft, der man trotz allen Ringens nicht Herr werden kann, als Schwere in sich? Im Gegensatze zu den Sturm- und Drang-Menschen, die mit Vorliebe in der Gewitterschwüle der Leidenschaft atmeten und nur in ihren krampfhaften Äußerungen Kraft sahen, feierten die Romantiker den elastischen Geist, der die unbändige Wildheit der Triebe gebändigt hat und lenkt.

„Der Adel des Ich besteht in freier Erhebung über sich selbst — Laster ist eine ewig steigende Qual, Abhängigkeit vom Unwillkürlichen, Tugend ein ewig steigender Genuß, Unabhängigkeit vom Zufälligen."

Die geschmeidige Jünglingskraft des Novalisschen Geistes ist in diesen Worten nicht zu verkennen; ein Geist, der wie David, furchtlos und fromm, ein künftiger König, den Riesen herausfordert. Es gab eine Zeit, wo man die gotischen Kathedralen, die mit einer Art von Raserei allen Naturgesetzen trotzen zu wollen schienen, barbarisch fand und nichts gelten ließ als den kindlich an Hain und Wald geschmiegten griechischen Tempel. Aber die Romantiker verstanden den schaurigen Trotz, mit dem der mittelalterliche Geist, die Schwerkraft des Gesteins im Riesenanlauf überwindend, leicht und mächtig, titanenhaft gegen den Himmel anstürmt; ihr reizbares Ohr vernahm den steinernen Triumphschrei, die kolossale Herausforderung

des Menschen an den alten Naturgott. Wie Goethe früher getan hatte, verherrlichte Tieck den Straßburger Münster in seinem Sternbald: „Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheueen Springbrunnen von lauter Felsenmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor uns selbst in unser sterbliches Leben hineinpredigt."

Das Selbstbewußtsein des Menschen reckt sich, die Löwennatur zu zähmen. Sieg über die Schwere ist seine Losung. Es ist kein Wunder, daß die Erfindung der Flugmaschine eines der Lieblingsprobleme der modernen Menschheit ist; eins von den vielen Beispielen moderner Phantastik, in der sich trockene Wissenschaft und Technik mit schwärmerischer Einbildungskraft mischen. Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewußte in Wissen, war das Studium der Romantiker. Man könnte aus ihren Werken die interessantesten Zusammenstellungen darüber machen. Während Novalis tiefsinnige Andeutungen über die Kunst des Essens macht, lehrt Tieck, daß jede Tischunterhaltung ein Kunstwerk sein sollte, „das auf gehörige Art das Mahl akkompagnierte und in richtigen Generalbaß mit ihm gesetzt würde". Die Unterhaltung der Freunde im Phantasus, die wie Blumengewinde die verschiedenen Märchen und Erzählungen umrahmen und verknüpfen, bestehen hauptsächlich in Versuchen, sich über Instinkte klar zu werden und die unwillkürlichen Gefühle zu ergründen; wodurch dieses handlungslose Selbstgespräch so unerschöpflich und anziehend wird. Da wird über die „Tiefe und Innigkeit" des Geschmackes gesprochen, der Farbensinn behandelt: „Wie wundersam, sich nur in eine Farbe als bloße Farbe recht zu vertiefen. Wie kommt es denn, daß das helle ferne Blau des Himmels

unsere Sehnsucht erweckt, und des Abends Purpurrot uns rührt, ein helles goldenes Gelb uns trösten und beruhigen kann, und woher nur dieses unermüdete Entzücken an frischem Grün, an dem sich der Durst des Auges nie satt trinken mag?" Immer näher und näher schleicht der Dichter dem Abgrund des Unbewußten, eine schaurige Lust des Schwindels lockt ihn, sich ganz über den schwarzen Schlund zu beugen und den in Nebel wallenden Geburten und Gestalten zuzusehen, bis ihn ein unnennbares Gefühl von Angst aufschreckt und zurücktreibt. Das sieht man vor sich, wenn man ihn in seinen Schriften beobachtet. „Die Kunst hat diese Geheimnisse wohl unter ihren vielfarbigen Mantel genommen", sagt er im Phantasus, daher die wilde Verzweiflung in der Lust mancher bacchantischer Dichter. — So wollten wild schwärmende Korybanten und Priesterinnen ein Unbekanntes in Raserei entdecken, und alle Luft, die über die Grenze schweift, nippt von dem Kelch der Ambrosia, um Angst und Wut mit der Freude laut tobend zu verwirren. Auch der Dichter wird noch einmal erscheinen, der dem Grausen und der wilden Sehnsucht mehr die Zungen löst." Mit unermüdlicher Rüstigkeit und Frische bekämpft Baader den Jacobischen empfindsamen Satz, daß Denken dem Fühlen schade. Wenn Jacobi sagt: Der Gott, der gewußt werden könnte, wäre gar kein Gott, entgegnet Baader: der Gott, der ohne Gott gewußt werden könnte, wäre keiner; er erinnert daran, daß Christus nicht gesagt hat: ihr werdet die Wahrheit fühlen oder ahnen, sondern: ihr werdet sie erkennen. Er versucht eine Wissenschaft der Liebe zu begründen und unterscheidet die freie Zuneigung — Liebe — die vom Erkennen ausgeht, von der Leidenschaft, die, von einem Nichtgedachten ausgehend, ein unfreies Bewegtsein ist: „der Mensch weiß in diesem seinem blinden (finstern) Getriebensein nicht eigentlich, was er will und tut, und

seine Bewegung ist insofern keine lebendige, weil sie nicht von seinem Innersten ausgeht." Ganz ähnlich sagt Novalis: „Neigungen sind materiellen Ursprungs; Anziehungs- und Abstoßungskräfte sind hier wirksam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbieren den Lauf des Menschen, und man kann von leidenschaftlichen Menschen im eigentlichsten Sinne sagen, daß sie fallen." An Schlegels Lucinde ist die Wachsamkeit und stete Gegenwärtigkeit des Dichters das Merkwürdigste, die ihm inmitten des Sinnesrausches ermöglicht, „mit kühler Besonnenheit auf jeden leisen Zug der Freude zu lauschen".

Wie die Liebe soll auch die Religion ein freies Geschöpf des Bewußtseins werden, und in Goethes Bekenntnissen einer schönen Seele findet Schlegel diesen Grundsatz künstlerisch dargestellt. „Daß auch die Religion hier als angeborene Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise jede Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Genusse des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendsten Beispiele gezeigt, daß er alles so behandeln oder behandelt wissen möchte." Daß der ganze Meister eigentlich nicht sowohl die Kunst behandelt als „die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben", hatte Friedrich Schlegel bewiesen und gerühmt. Sittlichkeit definiert Novalis als die Kunst, unter den Motiven zu Handlungen einer sittlichen Idee, einer Kunstidee a priori gemäß zu wählen und die Masse innerer und äußerer Handlungen zu einem idealischen Ganzen zu ordnen. „Nicht nur Mensch werden, ist eine Kunst", hat er gesagt, sondern dieser unerschrockenste und zugleich feinste der romantischen Denker spricht sogar von einer Kunstlehre der Unsterblichkeit,

Die ersten Romantiker haben denn auch unermüdlich gelernt und das Erlernte denkend zum Besitz ihres

Bewußtseins zu machen gesucht, ja sie alle waren zugleich Kritiker der Kunst, die sie ausübten. Niemals glaubten sie, wie die modernen Künstler zu tun pflegen, sie würden die glückliche Kraft der Gesundheit des dunklen Instinkts dadurch wiederfinden, daß sie sich ins Dunkel der Unwissenheit versteckten. Hierin, wie überhaupt war Herder ein Vorläufer der Romantik, der die Poesie Kultur zum Schönen nennt, die Bekanntschaft der neuen Poesie mit der Wissenschaft freudig begrüßt, weil sie dadurch an dem Fortschritt und Wachstum des menschlichen Geistes teilnehmen werde, der zur besonnenen Nachahmung anderer Völker auffordert und als die Muse des bewunderten Briten die Reflexion bezeichnet. Es ist bekannt, wie Goethe beinahe pedantisch seine Kenntnisse zu erweitern und Ordnung in dem, was er wußte, zu halten suchte, wie er sogar nach Mustern oder Ideen, ja zuweilen um Exempel zu statuieren, dichtete.

Das aber haben Schiller und viele andere auch getan, und zwar gerade solche, deren ärgste Feinde die Romantiker waren. Wenn das Wissen und Bewußtwerden allein den Romantiker machte, wie wäre es möglich, daß sie mit gutem Gewissen den großen Krieg gegen die Aufklärung hätten führen können, daß jeder beim Worte Romantik an den geheimnisvollen lauschigen Wald des Märchens und der Sage denkt, in den sie die Menschen wieder eingeführt haben; daß in ihrem Gefolge der Zauber, die Magie, das Rätsel, die Sehnsucht — alle die verschleierten Gestalten des Unbewußten erscheinen? Das ist eben, was man niemals vergessen darf, daß das Bewußtsein des Romantikers mit dem Gehalte des Unbewußten erfüllt ist; das Tor, das die beiden Reiche trennte, ist nicht mehr geschlossen, sondern nur angelehnt, und langsam strömt das Licht von der einen Seite in die wallende Finsternis, lösen sich von der andern Seite die dunklen

Bildungen im Lichte auf. Baader führt einmal folgende Stelle aus einem alten Schriftsteller an: „Dieweil Studieren und Lernen eine Erweckung ist des, das in mir ist, nämlich, daß ich erkenne und gewahr werde des, das in mir ist und in allen Menschen verborgen liegt, denn das Himmlische und Irdische liegt in mir verborgen. Dannenhero auch die Platonici gesagt: discere esse reminisci.“ Mit solchem Sicherinnern und Sichbesinnen war alles Lernen der Romantiker verbunden. Der unbewußte Mensch wird sich seines instinktiven Lebens nur dadurch bewußt, daß es wirkt; in ungestörter Stille reifen seine Gefühle heran, bis sie auf einmal als Handlungen ans Licht treten: sein Denken ist weißes Licht erst durch das Prisma des Bewußtseins wird es in die Regenbogenfarben zerlegt. Dem bewußten Menschen, der seine Gefühle im Lichte zersetzt, fehlt leider oft die Formel, sie wieder ganz und lebendig zu machen, so daß man sagen kann: Der unbewußte Mensch hat die Gefühle, aber kennt sie nicht, der bewußte Mensch kennt sie zwar, aber hat sie nicht, der harmonische Zukunftsmensch hat und kennt sie.

Man kann sich den Verkehr zwischen den beiden Welten etwa so vorstellen, als gäbe es eine Klappe, die die obere von der unteren trennte. Bei dem gemeinen Durchschnittsmenschen öffnet sich die Klappe niemals von selbst, außer vielleicht im Traume. Es kann auch bei diesen vieles und großes sich unterirdisch entwickeln, aber es tritt nicht ins Bewußtsein, sondern setzt sich in Arbeit um. Es sind die einfachen, handelnden Menschen, die Arbeitstiere, aber auch solche, die imstande sind, heroische Taten zu tun. Man könnte diesen den Bauern- oder den Römer-Typus nennen, oder einfach den männlichen. Als Nacht-Menschen könnte man sie bezeichnen, insofern sie unbewußt handeln, als Tag-Menschen, insofern ihr Bewußtsein der äußeren Welt nie durch Nebel

aus dem Innern gestört wird; wenn man nicht unter Tag-Menschen diejenigen verstehen will, denen das Unterirdische überhaupt fehlt und die infolge dessen nicht in diese Betrachtung gehören.

Nun kommen die Menschen, bei denen die Klappe immer offen steht, oder eine Spalte ist darin. Es ist gerade, wie wenn ein Riß in einer Dampfmaschine wäre, die nicht arbeiten kann, weil der Dampf entweicht und keinen Druck mehr ausübt. Denn weil die Triebe, ehe sie sich ansammeln und bilden, ins Bewußtsein eintreten, können sie sich nicht in Handlung umsetzen und nach außen wirken. Dies ist der weibliche oder artistische Typus. Diese Menschen sind nicht groß durch ihre Handlungen, kaum gibt es überhaupt eine Außenwelt für sie, die ganz durch die unentdeckte Innenwelt in Anspruch genommen sind. Vorzüglich Musiker gehören hierher, Dichter, Schauspieler, alle Arten von Künstlernaturen und Talenten, nur nicht die ganz Großen, die das Bleibende schaffen. Auch Schwärmer, Idealisten und Kritiker die alles besser wissen, aber nichts besser machen können, sind unter diesen. Man kann sie auch Übergangs- oder Dämmerungsmenschen nennen.

Der dritte Haupttypus ist der die beiden früheren vereinigende, der mannweibliche. Diesen Typus trägt das Genie. Hier ist die Verbindung zwischen den beiden Welten durch eine Feder geregelt. Ungestört geht die Entwickelung der Kräfte im Unterirdischen vor sich. Sind sie aber reif, so heben sie die Klappe und betreten das Lichtreich. Sie können sowohl nach außen wie nach innen wirken. Diese Menschen müssen sich nicht selbst zerstören, um sich selbst zu kennen. Sie brauchen nicht deshalb, weil sie wissen, auf das Handeln und Schaffen zu verzichten. Sie können zuweilen mit den Menschen der ersten Klasse verwechselt werden, wie denn das Genie auch oft

aus primitiven Kreisen hervorgeht. Sie können einfach, ja unbedeutend erscheinen, und es kann das Ansehen haben, als brächten sie das Große, was sie leisten, nur zufällig hervor.

Für jeden Menschen ist das Sichöffnen der Klappe — wenn ich bei dem elementaren Bilde bleiben darf — etwas Erwünschtes, das er herbeizuführen strebt: Rausch im weitesten Sinne, die höchsten Momente des Lebens. Es ist die Auflösung des Festen und Schweren im Menschen, weswegen auch die Berauschten, Begeisterten sich so leicht fühlen, als flögen sie. Man könnte es auch Bewußtwerden oder Romantisieren nennen. Eine alte chemische Regel heißt: corpora non agunt nisi soluta; die Alchimisten gingen deshalb darauf aus, eine Substanz zu finden, die jeden Körper löste: Alkahest nannten sie dies hypothetische Mittel. Auch der Mensch wirkt nur, wenn das Unbewußte in ihm sich löst, so daß er handelt nach außen oder nach innen. Seine Lösungsmittel sind vor allem Jugend, Liebe und Wein — die Griechen nannten Dionysos den Lösenden — kurz Wärme. Die südlichen Völker gebrauchen weniger Wein als die nördlichen, weil die Klappe sich mit Leichtigkeit, fast allzuleicht, von selbst öffnet. Diese und die Dämmerungsmenschen, bei denen die Klappe immer offen steht oder einen Riß hat — solche gibt es mehr im Norden — sind die Immerberauschten; ein Alkahest, das noch dazu kommt, wirft sie ganz über den Haufen. In seinem Sternbald läßt Tieck den Lukas von Leyden, den er als schlichten, unermüdlich tätigen, mehr schaffenden als denkenden Mann schildert, am liebsten nach Tische arbeiten, wenn er vom Wein erhitzt ist; während der sinnige, phantasievolle Dürer sagt, daß er im Gegenteil nur nüchtern malen könne: „denn mir steigt der Wein in den Kopf und verdunkelt mir den Gedanken." Kunstgenuß wirkt nicht

auf alle lösend. Je geistiger das Alkaheſt ist, dessen der Mensch bedarf, um sich selbst zu genießen, desto höher steht er. Einst wird es ganz überflüssig werden: dann leben die Zukunftsmenschen, von denen Novalis sagt, daß sie immer zugleich wachen und schlafen werden.

Die meisten Romantiker waren weiblicher Art, Dämmerungsmenschen, aber sie strebten nach Harmonie. Selbst oft einseitig, ließen sie doch nie die Einheit und Ganzheit aus den Augen; in ihr Gebet an die Sonne klingt die berühmte Heraufbeschwörung der mondbeglänzten Zaubernacht wie eine harmonische Begleitung einstimmiger Melodie hinein.

Insofern als das wachsende Selbstbewußtsein beständig mit Fragmenten, mit in der Entwickelung unterbrochenen Organismen zu tun hat, bringt es krankhafte, verzerrte Erscheinungen hervor. Die romantische Literatur ist reich daran. Friedrich Schlegel sagt sogar geradezu, Jean Paul stehe so hoch über Sterne, als er krankhafter sei als dieser. Aber ihr Interesse am Krankhaften war nicht etwa blasierter Überdruß am Einfachen und Schönen oder überreizte Sucht nach dem noch nie Dagewesenen, sondern die Einsicht in das Wesen des Krankhaften als Symptom der beginnenden Entwickelung, als ein notwendiges Übergangsstadium, das mit Freuden begrüßt werden muß, weil es beweist, daß der Kampf ohne den Sieg nicht sein kann, nun doch im Gange ist. Ich will einige darauf bezügliche Bemerkungen von Novalis anführen:

„Krankheit gehört zur Individualisierung. Es gilt hier, wie auch bei den menschlichen Gemütern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Kanon gilt."

„Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Pflanzen und Tieren aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren.

Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, daß sie Transzendenzen sind. Unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will."

„Je mehr der Mensch seinen Sinn fürs Leben künstlerisch ausbildet, desto mehr interessiert ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflösung."

Daß es immer nur „wegen der Auflösung" ist, darf nie vergessen werden. Und wie verschieden die Entwickelung vor sich gehen kann, zeigt das Beispiel der Nationen. Bei den romanischen Völkern bildet sich der Stoff des Geschehens allmählich im Unbewußten und bricht plötzlich in furchtbaren Revolutionen hervor. Bei den germanischen Völkern geht die Entwickelung in kleineren Wellenbewegungen, langsamer, zuweilen verzweifelt langsam, aber sie ist interessanter, reicher und viel umfassender, besonnener. In den Engländern vereinigt sich die Harmonie und Kraft des Unbewußten mit der Fülle, Tiefe und Vielseitigkeit des Bewußten.

Die schönste Verherrlichung der „dunklen Gefühle" muß man bei Wackenroder, dem lieblichsten, dem verträumtesten Romantiker suchen. Seine Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders sind eine schwärmerische Verkündigung des Glaubens, daß Kunst nichts Erlernbares, sondern göttliche Eingebung, Offenbarung sei. Das Buch ist wie eins, das lange, lange Jahre in einer Kirche gelegen hat, ein Psalterium mit goldenen und flammenden Ornamenten zwischen den mystischen Gesängen und durch und durch süß von dem Weihrauch, der es beständig umwölkt hat. Ihn ängstigte das Licht, weil er nie völlig aus dem Schlafe erwacht war; sein ganzes Leben war wie das Aufschrecken eines müden Schläfers, der blinzelnd ins Morgenlicht sieht, aus den umschlingenden Blumenranken seines Traumes sich nicht losreißen kann

und sich willig von ihnen in den Schlummer zurücklocken läßt. „Die Weltweisen," sagt er, „sind aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen und die dunklen Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckte? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmütig von sich weisen? Ich ehre sie in tiefer Demut; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bete an." Weil er mit Worten, der Sprache des Bewußtseins, die dunklen Gefühle nicht offenbaren kann, die so überwältigend aus dem Grunde seines Innern ihn überströmen, flüchtet er zur Musik. Sie könnte ihn aus seiner Bedrängnis erlösen. Der ganze Strom von Schmerz und Wonne, der sich aus den Tönen über das widerstandslose, bebende Herz ergießt, rauscht unterirdisch in seiner Sprache.

„Und so erkühne ich mich denn, aus meinem Innersten den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen und sage: Wenn alle die inneren Schwingungen unserer Herzensfibern — die zitternden der Freude, die stürmischen des Entzückens, die hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung —, wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der inneren Herzenswut mit einem Ausruf zersprengen: dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor und feiern als Engelgestalten ihre Auferstehung."

Unermüdlich klingt seine wohllautende Klage über

die kalten Vernünftler, die das „stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister in ihrem Innern" an das Licht zerren wollen; die sich nicht begnügen, den verdeckten Strom in der Tiefe ihres Gemüts von ferne rauschen hören. Unermüdlich lobt seine melodische Zunge die göttliche Kraft der Musik, die uns das unendliche Lied, das wir da unten gehört haben, auf bezauberten Saiten schöner wieder vorsingt; bis zuletzt seine Worte in Tränen sich auflösen. „Aber was streb' ich Törichter, die Worte zu Tönen zu zerschmelzen? Es ist immer nicht, wie ichs fühle. Kommt, ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus diesem schmerzlichen irdischen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit euren tausendfachen Strahlen in eure glänzenden Wolken und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!"

Wie ein keimendes Pflänzchen, das unter der winterlichen Blätterhülle allzulange der Sonne entzogen war und niemals frisch und kräftig werden kann, sehnt er sich immer in den dunklen Schoß der Erde. Aber dennoch, und ohne diesen Zug wäre er kein echter Romantiker, graut es ihm zuweilen vor der „frevelhaften Unschuld, der furchtbaren, orakelmäßig-zweideutigen Dunkelheit" der Musik. Nachdem er eine Symphonie in Worten an sich vorübergezaubert hat, schließt er so: „Dann, wenn ich in finsterer Stille noch lange horchend dasitze, dann ist mir, als hätt' ich ein Traumgesicht gehabt von allen mannigfaltigen menschlichen Affekten, wie sie, gestaltlos, zu eigener Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen, pantomimischen Tanz zusammen feiern, wie sie mit einer furchtbaren Willkür, gleich den unbekannten, rätselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durcheinander tanzen."

Es ist die leise Gewissensangst des Träumers, der die heilige Erlöserkraft des Lichtes ahnt und es doch

flieht. Vorwitzig hat er das Tor des Hades seines Innern aufgerissen, und nun schweben die bleichen Schatten ihm nach, umdrängen ihn und verlangen Leben. Hätte er sie in das Lichtreich seines Bewußtseins geführt, so wären sie entweder, wie man aus vielen Märchen weiß, augenblicklich zerflattert oder in Asche zerfallen, oder aber der mächtige Strahl hätte ihre Leiber verklärt in Kunst. Nun aber, da sie zurück nicht können, werden sie in ihrer Todesnot zu Vampiren und saugen ihm bis auf den letzten zitternden Tropfen das junge Blut aus.

Es ist der Irrtum der meisten modernen Künstler, daß sie, weil sie ihr Bewußtsein mit den Gestalten der Unterwelt zu bevölkern begonnen haben, nun aus der Oberwelt ein Reich der Finsternis zu machen suchen, während sie gerade des Lichtes am meisten bedürfen. Ihre Unterwelt entvölkert sich, ein Schaffen im Unbewußten ist für sie unmöglich geworden, aber sie könnten dasselbe im Bewußtsein erreichen; denn, sagt Novalis, der vollkommen Besonnene heißt der Seher. Es ist wahr, daß sie zunächst durch die Aushöhlung des unterirdischen Reiches schwankend und unkräftig werden, aber durch Verbreitung künstlicher Dunkelheit können sie es nicht wieder ausfüllen. Tieck war von dieser Schwäche, auch dem Bewußten den Schein des Unbewußten aufzuzwingen, nicht frei. Viele seiner Gedichte sind in einem Ton des Stammelns und Lallens gehalten, der nicht kindlich, sondern albern ist. Zuweilen macht es den Eindruck, als habe er glücklich sein aufmerksames Bewußtsein halbwegs eingeschläfert und bemühe sich nun eilig, ehe es wieder zu sich kommt, so viel Worte wie möglich hervorzusprudeln; oder kneife er die Augen zu, um sich einbilden zu können, er träume. Das Bestreben immer, „aus dem Innersten zu reden", wie es die Romantiker unter sich nannten, verführt zu Simili-Offenbarungen. An den affektierten Faseleien

seiner Nachahmer erkannte Tieck mit Schrecken, wohin seine Art führen konnte, und er hat in dem Schwank „Der Autor", in der Szene, wo der Bewunderer dem Autor seine Gedichte vorlesen will, ein allerliebstes warnendes Beispiel davon gegeben.

Autor: Sie drücken sich aber kurios aus.
Bewunderer: Es muß immer aus dem innersten Gemüt heraus,
Und oft will es nicht weichen und wanken,
Oft fehlen wohl selber die Gedanken,
Da muß man die Sprache recht bei der Wurzel kriegen,
Aus dem Innersten sprechen, es mag brechen oder biegen,
So ist es mir schon oft gelungen,
Zu geraten auf treffliche Vorstellungen.

Worauf er folgendes Gedicht vorträgt:

Stille, stille
Wie die Welle,
In den Seen
Blumen stehen,
An dem Rande
Sanfte Bande,
Und es flimmern
In den Schimmern
Süße Töne,
Ach wie schöne!
Komm und kröne
Mein Verlangen,
Denn dein Bangen
Ist so ferne
Wie die Sterne,
Liebesblicke
All mein Glücke,
Binden Flammen
Sich zusammen,
Daß sie schwammen;
Ach die schöne Zeit,
Weit! weit!

Ob wir nun in der Romantik bald auf ein Ausschweifen in dunklen Gefühlen treffen, bald auf Vergötterung des Kunstverstandes und der Kritik, das möchte ich eben vor allem betonen, daß das Ideal der romantischen Ästhetik eine Vereinigung von Fühlen und Wissen war. Das will auch die lange Erklärung Friedrich Schlegels sagen, von der ich nur den Anfang hier anführen will:

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald vermischen, bald verschmelzen."

Das Wort „romantisieren", das besonders bei Novalis häufig vorkommt, kann man zuweilen durch „Bewußtwerden" oder Bewußtmachen", bald durch „Unbewußtwerden", „Unbewußtmachen" übersetzen. Aus der Fülle der diese Ansicht beleuchtenden Aphorismen kann ich nicht unterlassen, noch einige hier zusammenzustellen.

„Genie ist zwar nicht Sache der Willkür, aber doch der Freiheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. Man soll von jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten. Ein Kantianer würde dies den kategorischen Imperativ der Genialität nennen."

„In jedem guten Gedicht muß alles Absicht und alles Instinkt sein. Dadurch wird es idealisch."

„Die ganze Geschichte der modernen Poesie ist ein fortlaufender Kommentar zu dem kurzen Texte der Philosophie: alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen geeinigt sein.

„Durch Kunst allein wird der Mensch zu einer leeren Form; durch Natur allein wird er wild und lieblos."

„Das Vorrecht der Natur ist Fülle und Leben; das Vorrecht der Kunst ist Einheit."

„Reine Liebe ist schlechthin arm; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Reine Natur ist nichts als Fülle; alle Harmonie ist ein Geschenk der Liebe. Freundlich begegnen sich ihre beiden Unendlichkeiten und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freiheit und Schicksal vereinigt."

Diesen Aussprüchen von Friedrich Schlegel füge ich noch einige von Novalis hinzu:

„Die Natur wird moralisch sein, wenn sie aus echter Liebe zur Kunst sich der Kunst hingibt, tut, was die Kunst will, die Kunst, wenn sie aus echter Liebe zur Natur für die Natur lebt und mit der Natur arbeitet. Beide müssen es zugleich aus eigner Wahl, um ihrer selbst willen, und aus fremder Wahl, um des andern willen tun. Sie müssen in sich selbst mit dem andern und mit sich selbst im andern zusammentreffen."

„Alles Unwillkürliche soll in Willkürliches gewandelt werden."

„Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachteil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Konstitution."

„Jetzt ist der Geist aus Instinkt Geist, ein Naturgeist, er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist sein."

Unter diesem Gedankensystem hat Friedrich Schlegel in seinem bedeutendsten Jugendwerk, über das Studium der griechischen Poesie, die antike und moderne Kunst in ihren Unterschieden betrachtet. Er bedient sich, um das Unbewußte und Bewußte zu bezeichnen, gewöhnlich der Ausdrücke Trieb und Absicht, zuweilen auch für Trieb des später durch Schopenhauer geläufig gewordenen Willen. Schon Jakob Böhme nannte den organisch wirkenden

Trieb Willen und leitete das Wort ab von dem Wollen des immer schwangeren Geistes, dessen Funktion es sei, die innere Geburtsgestalt mit und in seinem Leibe darzustellen. Die antike Poesie nun, sagt Schlegel, sei eine Schöpfung des Triebes, die moderne eine Schöpfung der Absicht. Was der Trieb hervorbringt, prangt in organischer Vollendung und Fülle; es sei daran nichts zu tadeln, wie jede Pflanze in ihrer Art ist es schön. Nicht genug kann Schlegel die reizende, selige Vollkommenheit jener Naturkunst rühmen, die durch die „chymischen Versuche" des Verstandes, sein willkürliches Scheiden und Mischen, nur zerrüttet wird. Aber nichtsdestoweniger wendete er sich gegen das allgemeine Vorurteil, es sei die Kunst nichts als eine Frühlingsblüte der Menschheit, bestimmt, zu blühen, zu reifen und zu welken, nichts als der unwillkürliche Erguß eines leidenschaftlichen Herzens oder eines unbewußten Naturmenschen, nichts als ein süßer Kindertraum, der im Lichte der Bildung und Wissenschaften zerfließen müsse. Die Kunst zwar, die der unbewußte Trieb hervorbringt, vergeht wie jede Bildung der Natur; aber es gibt eine andere, welche einen sehenden Führer hat. „So wie es eine Poesie gibt," sagt Baader, „die ahnend und träumend dem Gedanken vorangeht, so gibt es eine bessere Poesie, welche dem klaren Gedanken sich zugesellend, ihm dienend folgt." Für diese werdende Poesie, die das Bewußtsein, langsam zwar und auf Irrwegen, der Vervollkommnung entgegenführt, gibt es den Naturzwang des Sinkens und Vergehens nicht, weil es keine Schranken des Fortschritts, der Weiterentwickelung für sie gibt. In Goethes Erscheinung erblickte Schlegel eine Bürgschaft, daß die durch das Bewußtsein verlorene Schönheit mit Bewußtsein wieder gewonnen werden könne, und zwar als eine unvergängliche.

Dieser Adler-Optimismus mit der Devise „Ascendam"

macht die Romantiker so ewig jung und herrlich. Sie zweifelten nicht, daß sie, wenn auch hundertmal geblendet und gelähmt, einmal das Antlitz der Sonne berühren würden. Unerschütterlich war ihr Glaube, daß alle Gespenster und Schrecken der Mitternacht sich im Tageslichte in schöne Wirklichkeit verwandeln müßten, daß jeder Schmerz des Lebens nur auf einer Täuschung des noch umflorten Auges beruhe. Die moderne Phantasie denkt sich ihre Dichter nicht blind, wie die Alten den Homer und Demodokos. Schlegel erwähnt, es sei nach Pindar eine alte Sage, „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuß der Musen sitze, nicht bei Sinnen sei, sondern wie eine Quelle alles Zuströmende willig von seinen Lippen fließen lasse". Demokrit soll die besonnenen Dichter vom Parnaß verbannt haben. Und schließlich sagt der platonische Sokrates im Phädros: „Wer sich aber ohne Raserei der Musen der Pforte der Poesie nähert, in der Meinung, die Kunst allein könne ihn schon zum Dichter machen, der bleibt unvollständig und gelangt nicht ins Heiligtum; er und die Poesie des Nüchternen sind nichts gegen die Poesie des Rasenden." Am ausdrücklichsten verrät die Auffassung der Griechen die Sage, daß Juno den Teiresias blind machte, ehe sie ihm die Gabe der Weissagung verlieh. Warum dies? Das Bewußtsein, das dem griechischen Dichter verhüllt werden mußte, wenn er singen sollte, war anders als das unsrige. Es war nur von der äußeren Welt erfüllt. Er richtet sein Auge so unverwandt auf diese, daß es ihm gewaltsam nach innen gekehrt werden muß, damit es die zweite Hälfte der Welt, die innere, wahrnimmt. Der moderne Mensch, in dessen Bewußtsein das Unbewußte sich aufzulösen beginnt, ist von Natur der dionysische; auch nüchtern ewig berauscht von den betäubenden Dünsten, die durch die Spalte aus dem Zauberkessel des Erdinnern aufsteigend sein Haupt umschweben.

Er muß Apollo anrufen, daß die Klarheit des Sonnengottes sein verworrenes Stammeln ordne. Eine Felsplatte bedeckte die verhängnisvolle Spalte im Innern des antiken Menschen; ungetrübte Lichthelle herrschte in seinem apollinischen Haupte. Er mußte zu Dionysos flehen, daß er mit der Kraft seines Götterrausches den Stein wegwälzte und die Erde erschütterte, bis die magische Geburt sich aus ihrem Schoße löste und nach oben stieg.

Das Werk eines dionysischen Dichters wird sich durch Stimmung, Reichtum und Fülle auszeichnen, aber während man sich im Lesen an tausend Einzelheiten erfreut, wird man am Ende wunderlich enttäuscht sein; gegen das Ganze wird sich der etwaige Tadel richten. Der apollinische Dichter ist ärmer und kälter, aber er hat die Form in seiner Gewalt, und deshalb wird sein Werk die Herzen im ersten Augenblick weniger entzünden, aber es wird leben und dauern. Die Form ist das Organische und wird aus dem Unbewußten heraus geschaffen, die feinste Bildung und Fülle des Geistes kann sie nicht geben; der Körper muß aus dem Körper geboren werden. In der Symbolik der griechischen Mythologie bedeutete Apollo die Einheit, Dionysos die Vielheit.

In den südlichen Ländern folgen Tag und Nacht einander ohne Übergang. Am Tage herrscht despotisch die ungemilderte Sonne, erst in der Nacht wagt sich das Leben hervor, Tiere und Menschen breiten ihr Gemüt vertrauensvoll gegen den verdunkelten Himmel aus. In den nördlicheren Breiten gibt es zahllose Übergänge. Und selbst im heißesten Sommer ist der Tag doch die Zeit des Arbeitens und Wachens, der Schlaf fällt immer in die Nacht. Der Tag schmilzt allmählich in die Nacht hinüber, die Nacht in den Tag. In unseren Dämmerungsträumen können wir ahnen, wie es sein mag, wenn wir einst, wie Novalis sagt, immer zugleich schlafen und

wachen. Wer die nordische Sommernacht kennt, wo sich zwei Meere von Sonnenschein und Mondschein gegenüberwogen, ohne daß eins im anderen erlischt, kann sich vielleicht noch ein besseres Bild von diesem Mysterium machen.

Das Zwielicht ist es, das den Norden zur Heimat der Romantik macht. Und die Gefahr des modernen Künstlers liegt darin, daß er, von der Dämmerung verzärtelt, den Tag nicht mehr ertragen kann. Er vergißt, daß rüstiges Schaffen nur am Tage möglich ist. Immer stärkungsbedürftig schließt er vor dem Tage die Augen im Wahne, daß dann Nacht sei. Aber die balsamischen Quellen des Sternenhimmels betauen ihn nicht; schlaff und verdrossen erwacht er aus seiner künstlichen Nacht und findet sich unfähiger als zuvor.

Wie die Nacht Trösterin und zugleich Entsetzen der Menschen ist, so ist es mit dem Unbewußten. Das Unbewußte ist das Dämonische. Man kann einen klassischen und einen modernen Dämonismus unterscheiden: der bewußte Mensch ist dämonisch, wenn das Unbewußte in ihm erscheint, der unbewußte, wenn es in ihm wirkt. Gewöhnlich nennt man nur den ersteren dämonisch, in dem das versunkene Rheingold, das bei anderen Menschen ungesehen in der unzugänglichen Tiefe ruht, beständig in schwebender, schwankender Bewegung nach oben ist, so daß ein buntes Blitzen, Flimmern und Funkeln von Edelsteinen durch das wechselnde Gewässer der Seele zuckt; denn das dämonische Wesen der naiveren Menschen wird nicht erkannt, bis einmal aus ihrem immer ruhevollen, spiegelglatten Gemüte unvorbereitet, ungeahnt eine beseligende oder vernichtende Tat springt, wie aus dem schlummernden Märchensee, wenn die Geisterstunde gekommen ist, der schleierlose Leib der Nixe glänzend hervorsteigt.

Aus der Wechselwirkung zwischen dem Bewußten

und Unbewußten entspringt die Magie. Rein theoretisch, durch die stürmische Konsequenz seines Denkens, bestimmte Novalis das, was wir jetzt als Hypnotismus kennen. Das Beherrschtwerden des Unwillkürlichen durch das Bewußte war sein Dogma. Auch der bewußte Geist des Menschen hat seine körperliche Erscheinungsform, das Zerebralsystem, aber sein Wirken ist nicht an körperliche Vermittlung gebunden, sondern springt über, wie ein elektrischer Funke, auf andere Geister. „Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabes. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden." Baader führt einmal als Zitat aus einem „übrigens possierlichen Schriftsteller" diese merkwürdigen Worte an: daß, wer nur des Geistes genug in sich hätte, um ihn auch in fremde Leiber spedieren zu können, diese Leiber von innen heraus bewegen würde, wie seinen eigenen. — Was jetzt erfüllt ist, setzte Novalis als logisch notwendig voraus und folgerte weiter, daß nichts als unsere eigene Schwäche und Unfertigkeit dieser Wirksamkeit des Geistes auf die Natur eine Schranke setze. Noch können wir weder unsere eigene Somnambule, noch die der andern, noch die eine große Somnambule Natur völlig magnetisieren; aber er weissagt eine Periode der Magie, wo der Körper der Seele oder der Geisterwelt dienen werde. „Der physische Magus weiß die Natur zu beseelen und willkürlich wie seinen Leib zu behandeln." Als solchen Magus schildert die Bibel Gott, der sagt: es werde Licht! und es ward Licht. Das kommt einem in den Sinn, wenn man die merkwürdige Notiz von Novalis liest: „Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Grenze? Werden manche de facto wahr?" Gewiß hat es jeder schon in sich erlebt, daß er irgend einen dunklen auftauchenden Gedanken rasch erdrückte in dem plötzlichen wahnsinnigen Angstgefühl, er könnte mit eins wirklich werden.

Da nun der Geist so unabhängig vom Körper ist oder sein kann, so muß er auch unabhängig von ihm leben und erscheinen können. Wenn er in ein fremdes Bewußtsein übergeht und von dort aus einen fremden Körper regiert, erscheint er ja gewissermaßen schon in diesem; man hat oft beobachtet, daß Mann und Frau, die ja, wenn sie in inniger Seelengemeinschaft leben, sich gegenseitig hypnotisieren, einander ähnlich werden. Kann er also sich in einem fremden Körper materialisieren, wie die jetzigen Spiritisten es nennen, so darf man die Folgerung nicht ausschließen, daß er es in jedem beliebigen Stoffe zu tun fähig sei. Dies etwa mag der Gedankengang Novalis' gewesen sein, als er folgendes niederschrieb: „Das willkürlichste Vorurteil ist, daß dem Menschen das Vermögen, außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. Ohne das wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Tier. Freilich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so notwendig mit dem Wechsel unserer übrigen Zustände verbunden ist." — „Die Geisterwelt ist uns in der Tat schon aufgeschlossen, sie ist immer offenbar! Würden wir plötzlich so elastisch, als es nötig wäre, so sähen wir uns mitten in ihr. Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nötig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nötig." Das heißt: ehemals mußte man das Unbewußte dämpfen und das Bewußtsein heben, jetzt, wie das Bewußtsein sich durch Aufnahme des Unbewußten und auf seine Kosten erweitert hat, müßte man umgekehrt verfahren.

So taten die Romantiker die ersten Schläge an die Pforte der Geisterwelt, aus welcher bald das unheimliche

Nachtvolk in Scharen hervorströmen sollte. Die Führer waren nicht schuld an den Verirrungen und Mißverständnissen ihrer Jünger; sie sonderten zwar Natur und Geist, aber so extrem sie auch ihre Abstraktionen verfolgten, behielten sie doch ihre Einheit im Sinne und wollten nie das eine ohne das andere.

Man kann sich die Stadien des Bewußtseins an einem mathematischen Bilde klarmachen. Der Kreis muß uns die vollständige Unbewußtheit vorstellen, wo die beiden Hälften des Ich noch unzertrennt sind: der Kreis ist eine Ellipse, in der die beiden Brennpunkte zusammenfallen. Die Ellipse wäre dann die Form des vollendeten Selbstbewußtseins, wo jeder Strahl, der von dem einen Seelenbrennpunkt ausgeht, nach dem andern reflektiert wird. Aus der Ellipse aber wird, wenn man die Durchschnittsebene des Kreises so dreht, daß sie einer Seitenwand parallel wird, die Parabel, das heißt, der eine Brennpunkt rückt ins Unendliche, die unbewußte Seele vereinigt sich mit der Natur. Das könnte man das Allbewußtsein nennen. Jeder Punkt der Unendlichkeit ist Brennpunkt für das Ich geworden; kein Strahl geht vom Unendlichen aus, keiner vom Ich, der nicht nach hier und dort reflektiert würde. Drehen wir die Ebene nun noch weiter, bis wir wieder beim Kreise angelangt wären, so hätten wir ein Bild des romantisierten Universums, des bewußten Chaos.

Der romantische Charakter.

Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will; aber umkehren läßt sich dieser Satz nicht.

Friedr. Schlegel.

O wie wechselnd ist
Doch mein Gemüt, so wandelbar veränderlich
Ist nichts mehr in der weiten Welt: denn bald
Bin ich so glücklich, so von Herzen froh,
So in mir selber groß, daß ich mit Frechheit
Die Sterne pflücken möchte und wie Blumen
Zum Kranze für mein Haupt zusammenflechten.
Ein Augenblick, so wechselt diese Flut,
Sie tritt zurück und macht das Ufer nackt,
Und ärmlich dünkt mir dann mein ganzes Inn're.
Dann könnt' ich mit dem Bettler tauschen, sterben,
In ferne, nie besuchte Höhlen kriechen,
In ewiger Betrachtung meines Jammers
Ein langes, qualenvolles Leben schmachten.
Dann seh' ich ihren Blick, ein Lächeln grüßt
Den eingekrümmten Geist, und alles ist
Vergessen, mir gehört die ganze Welt.

Das ist der romantische Charakter, wie er träumerisch, die Augen in den Wolken, durch die Werke Tiecks und seiner Gefährten wandert, ihr eigener Doppelgänger; der bewußtwerdende, der moderne, in dem Geist und Natur, voneinander gerissen, sich immer wieder berühren und zu vermischen streben, um heftiger auseinander zu fliehen; der das starke Band nicht hat, das sie trennt

sowohl wie vereinigt. Was ihm fehlt ist Charakter und Harmonie, aber er hat, wenn man den Berührungspunkt des Unbewußten und Bewußten so nennen darf, Seele. Er hat einen Körper, in dem das ausgelassene Herz bald zu geschwinde, bald zu träge klopft, ein Gesicht, aus dem suchende, ahnende Augen voll Geheimnis ansehen.

Der Ausspruch Friedrich Schlegels: „Man nennt viele Künstler, die eigentlich Kunstwerke der Natur sind," ist auf die meisten Romantiker anzuwenden; weil sie selbst im Strome des Gestaltetwerdens fluteten, konnten sie nicht gestalten und wollten es doch, weil sie besser als ein Fertiger wußten, wie es dabei zugeht. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade es Tieck mißlang, Menschen zu schaffen. Die unzähligen Personen, die in seinen Büchern auftreten, sind nichts als bunte Figuren einer Laterna magica, die, auf eine Wand geworfen, marionettenartig mit zuckenden Bewegungen an dem Beschauer vorübergleiten. Sie springen in erstaunlicher Fülle, mühelos, aus seinem Kopfe; eben weil es nur Kopfgeburten sind, ohne Fleisch und Bein. „Es gibt zwei Arten, Menschen zu schildern," sagt Novalis, „die poetische und die wissenschaftliche. Jene gibt uns einen durchaus individuellen Zug — ex ungue leonem —, diese deduziert vollständig." Tiecks Art ist die wissenschaftliche, und insofern haben seine Menschen ein unendliches Interesse. Man muß ihnen die aufgeklebten Etiketten abreißen und sie allesamt Ludwig Tieck nennen; denn in Wahrheit sind sie nur Brechungen dieses einen Strahles. Auch sind wir ihm für seine Art zu schildern dankbar; denn es wäre schade, einer so künstlichen Spieluhr, wie es der romantische Charakter ist, nur zuzuhören und sie nicht auch einmal aufzumachen und im Innern arbeiten zu sehen — voir ce qu'il y a dedans, sagte ein kleiner Junge, ehe er sein Spielzeug zerbrach.

In dem harmonischen Menschen entwickeln sich die beiden Wesenshälften, Mann und Weib, Tier und Engel, gleichmäßig, so daß sie in guter Kameradschaft nebeneinander aushalten können, wie die alten germanischen Heidengötter nie ohne ein edles Tier erschienen, das ihnen gemäß war; der romantische Mensch ist eine personifizierte unglückliche Ehe und Mißheirat, gewöhnlich deswegen, weil die Frau sich dem Manne überlegen fühlt, manchmal auch weil sie ihm nicht gewachsen ist, und ringt nicht in ihm unterzugehen, oder denn, daß sie sich nun einmal nicht verstehen können: gegenseitige unüberwindliche Abneigung. Aber die Ehe des Menschen mit sich selbst ist wirklich ein Sakrament, unauflöslich, zum Zwecke gegenseitiger Erziehung, eine oft qualvolle Bildungsschule. Meistens ist der Romantiker der werdende Engel, der die Menschlichkeit haßt, die ihn noch mit der Erde verbindet. Wie das unglückliche Opfer den Leichnam, mit dem sein Peiniger es zusammengebunden hat, um die Todesqual zu verschärfen, möchte der Intellekt den Willen von sich stoßen, der doch der seinige ist: „Ein Engel darf, ein Mensch mag ich nicht sein, nur die Hölle bleibt dem Unbefriedigten übrig," dieser Verzweiflungsschrei aus Tiecks Abdallah ist das Thema endlos phantasierender Klagen.

„O daß ich mich stürzen könnte in das Meer der unermeßlichen Göttlichkeit! Diese tausendfachen Schätze in meinen Busen saugen! Könnt' ich sie fesseln, und ewig wach erhalten in meiner Brust, diese göttlichen Gefühle, die jetzt durch meine Seele zittern! Ach daß der Gesang durch die Laute rauscht und nachher verstummt! Ich höre das Pochen meines ungeduldigen Geistes: was ist diese unnennbare, unausfüllbare Leere, die mich stets im Genusse so kalt und tot ergreift? Ein fremdes Streben ringt mit meiner Begeisterung und wirft sie

nieder. Ich schwindle auf der Freude höchstem Gipfel und stürze in den Staub betäubt zurück."

„O daß der Mensch in seinem Busen einen unversöhnlichen Feind mit sich herumtragen muß, der ihn unabläßig quält! Daß das heillose Drängen unserer Seele, das Streben gegen die Unmöglichkeit uns den Genuß unseres Daseins raubt und uns gegen uns selbst verderbliche Waffen in die Hand gibt!"

„Die Seele steht tief hinab in einem dunkeln Gewölbe in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel; sie hängt mit dem Körper und seinen vielfachen Teilen ebensowenig zusammen, wie der Verbrecher mit der Stadt, in der er gefangen sitzt. — — Was kann ich also für meine Seele tun, die wie ein unaufgelöstes Rätsel in mir wohnt? Die dem sichtbaren Menschen die größte Willkür läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann?"

Mit einem anderen Bilde, das dasselbe bedeutet, hörte ich jemand seine Natur mit einem wilden Pferde vergleichen, das sein Geist nicht bändigen und lenken könne.

Schlichter als Tieck, aber kindlich rührender erzählt Wackenroder, wie sein Jakob Berglinger an dieser Mißhelligkeit zugrunde geht; wie es ihn anwidert, die Leute auf der Straße schwatzen und lachen zu sehen, wenn er in übersinnlichem Enthusiasmus aus dem Konzerte kommt, und wie er sich dann vor sich selber schämt, wenn er es sich beim Essen, im Kreise alltäglicher Bekannter, wohlschmecken läßt. Ein unaufhörlicher Kampf, nur unterbrochen durch erzwungene, äußerliche Versöhnungen.

Auch Novalis' Geist schwang sich oft hoch über seine Natur empor, aber er kehrte immer gern und freundlich zu ihr zurück. Es war eine Liebe, nicht wie die der heiligen Paare des Mittelalters, die Gott gelobt hatten, sich niemals zu berühren, sondern eine solche, deren Leiden-

schaft zu einer reinen Flamme verklärt war: ebenso willig zu Kuß und Umarmung, wie zu Trennung und Tätigkeit, echte Freiheit. Anders ist es, wenn der Intellekt sich dem Willen hingibt, den er im stillen fürchtet und haßt. Um die geheime Abneigung zu betäuben, unfähig, dem sinnlichen Reiz zu widerstehen, stürzt er sich blindlings in schwelgerisches Genießen, bis zur Erschöpfung und Zerrüttung. Nicht Ehe ist es, sondern Buhlschaft, und alle Folgen eines unreinen und unwahren Verhältnisses knüpfen sich daran. „Das Schwelgen an den Kräften des Gemüts ist die unerlaubteste aller Verschwendungen, die schlimmste aller Verderbtheiten," das war eine Erfahrung, die Tieck an sich selber gemacht hatte. Als er einmal einen halben Tag und eine Nacht durch ohne Unterbrechung, seine Erregtheit selbst absichtlich steigernd, einen damals beliebten Schauerroman gelesen hatte, bekam er wirklich einen Anfall von Wahnsinn, den seine lüsterne Phantasie ihm schon so oft vorgespielt hatte. Durch einen großen Natureindruck, den er bald darauf während einer Harzreise empfing, fühlte er sich gerettet. Aber keine Rettung gab es für Wackenroder, der weit unschuldiger war als Tieck, aber schwächer. Sein Geist war wie ein zartes Mädchen, ganz Demut und Hingebung, die dem Strome von Leidenschaft, der auf sie eindringt, nur mit einem bangen, flehentlichen Blick zu wehren vermag, während ihr sanfter Leib sich ihm schon zuneigt.

Das Bewußtwerden, die beständigen Berührungen zwischen Natur und Geist, denen nie eine gänzliche Vereinigung folgt, die aufregenden Stelldicheine in der Dämmerung sind die Ursachen jener grenzenlosen Sehnsucht, jenes unersättlichen Verlangens, woran der Romantiker sich aufzehrt. Die Wut der Unbefriedigung hat es Friedrich Schlegel einmal genannt. Wer hat nicht das Sehnen des Herzens in sich gefühlt, beklemmend aber

süß, das der erste Tauwind des Jahres oder die bacchantische Sterbeluft des Herbstes einhaucht? Ein leiser Zug, man weiß nicht wohin, vielleicht nach einer fernen, fernen Waldwiese, auf der ein allerschönstes Bild auf uns wartet, sei es Liebe oder Tod, Willkommen im allmächtigen Blick. Was aber bei den meisten Menschen nur ein flüchtiges Mitzittern der Saiten in das große Harfenspiel der Natur ist, das ist der Grundton des romantischen Charakters, sein Merkmal, sein Hauptvermögen, seine Schönheit, sein Fluch. Daß sie diese zehrende Sehnsucht nicht kannte, machte die Größe, Schönheit und Vollendung der Antike, aber ihre Begrenztheit liegt auch darin. Aus der Zerrissenheit des modernen Menschen wächst sie heraus, eine Marterblume mit tiefem, blutendem Kelche, aus dem sich seelenberauschende Düfte unablässig in die Unendlichkeit ergießen.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Tränen
Ach sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wähnen
Schön're Sterne!

Daß sie es nur wähnen, das ist es eben. Das blanke, lockende Sternbild ist eine Fata Morgana, die vor dem Näherkommenden weicht, eine Luft-Oase, die niemals den brennenden Durst löscht. Niemand hat wie Tieck, mit so züngelnden, flackernden, lodernden Feuerbuchstaben die Symptome dieser Krankheit geschildert, die Geschichte der Jo, die der Stachel des Wahnsinns rastlos durch alle Welt jagt.

„Aber was ist es, daß ein Genuß wie unser Herz ganz ausfüllt? Welche unnennbare, wehmütige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen, ungekannten Freuden drängt?

Im vollen Gefühl meines Glückes, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahnung — wie soll ich es beschreiben — wie ein feuchter, nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traum in einem engen, trüben Zimmer. Ehedem glaubte ich, dieses beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich an Gegenliebe zu verjüngen — aber es ist nicht das; auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel sein: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er danach greift, er steht wie ein vom Schicksal verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen, martervollen Wirbel herumgejagt; auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird."

„Ich möchte in manchen Stunden von hier reisen und eine seltsame Natur mit ihren Wundern aufsuchen, steile Felsen erklettern und in schwindelnde Abgründe herunterkriechen, mich in Höhlen verirren und das dumpfe Rauschen unterirdischer Wässer vernehmen, ich möchte Indiens seltsame Gesträuche besehen und aus den Flüssen Wasser schöpfen, deren Name mich schon in den Kindermärchen erquickte; Stürme möchte ich auf dem Meere erleben und die ägyptischen Pyramiden besuchen — o Rosa, wohin mit dieser Ungenügsamkeit, und würde sie mir nicht selbst zum Orkus und im Elysium folgen?"

Die Helden aller romantischen Bücher sind fast beständig auf Reisen: Don Quixote so gut wie Wilhelm Meister und alle ihre Nachkommen. Die Dichter ließen

ihre Doppelgänger an ihrer Stelle auf die ersehnte Wanderschaft gehen. Alles lockt und zieht:

Wie mit süßen Flötenstimmen
Rufen alle goldnen Sterne;
Weit muß manche Woge schwimmen,
Deine Lieb' ist in der Ferne.

Ist sie es wirklich? Finden sie sie jemals? Heimlich wissen sie es wohl, daß ein Aufhören der Sehnsucht Aufhören des Lebens wäre:

Die Nachtigall singt aus weiter Fern':
Wir locken, damit du lebest gern.
Daß du dich nach uns sehnst und immer matter sehnst,
Ist, was du töricht dein Leben wähnst.

Ein moderner Romantiker, der Däne Jacobsen, hat vollendeter, als die vor 100 Jahren es konnten, im Niels Lyhne die Geschichte einer solchen Reiselust erzählt und mit der herzzerreißenden Einsicht beendigt, daß nichts Irdisches sie stillen kann. Seelenvoller vielleicht und tröstlicher läßt Tieck dasselbe seinen Sternbald empfinden in einer wehmütig seligen Nacht:

„Die Scheibe des Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde und in den Flecken Berge und Wälder, wunderbare Schlösser und zauberische Gärten voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Seen mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrzunehmen, einen Kahn, der ihn und die Geliebte trug und umher reizende Meerweiber, die auf krummen Muscheln bliesen und Wasserblumen in die Barke hineinreichten. Ach dort! dort! rief er aus, ist vielleicht die Heimat aller Sehnsucht, aller Wünsche; darum fällt auch wohl so süße Schwermut, so sanftes Entzücken auf uns herab, wenn das stille Licht voll und golden den Himmel heraufschwebt und seinen silbernen

Glanz auf uns hernieder gießt. Ja er erwartet uns, er bereitet uns unser Glück, und darum sein wehmütiges Herunterblicken, daß wir noch in dieser Dämmerung der Erde verharren müssen."

Es ist aber natürlich, daß dennoch die Täuschung — und vielleicht ist es gar keine — immer wieder kommt, als müsse diese schmerzhafte Leere auf Erden ausgefüllt werden können. Liebe kann es: unfehlbar sicher fühlt das jeder Mensch. Zunächst aber wächst und wächst nur das Verlangen, unerträglich, bis endlich im höchsten Genuß der Liebe die ewig stachelnde Pein untergeht. Ein Augenblick himmlischer Ruhe, dann jähes Aufschrecken: das also war die Lösung des unergründlich scheinenden Rätsels!

Alle diese Seelenmarter, die himmelstürzenden Titanengedanken, das Rütteln an den Toren der Erkenntnis war nur ein Kampf der Sinnlichkeit. Nicht in den Himmel der Ideale, an die Brust eines beliebigen Mädchens mußte er sich flüchten, um für die holde Ungenügsamkeit, „der Sonne und Mond zu irdisch sind", Befriedigung zu finden. Allerdings nur für einen Augenblick; dann stößt der Ernüchterte seinen Abgott von sich. Aber wenn wieder ein Frauenkleid ihn streift oder ein warmer Blick ihn berührt, kommt die Hoffnung wieder und wieder die Enttäuschung, bis er sich schließlich nicht einmal mehr selbst betrügt, sondern bewußt aus einem Rausch in den andern taumelt. So läßt Tieck seinen Lovell sinken und immer rascher stürzen; es ist wundervoll, wie man in dem engelreinen, schwärmerischen Jüngling die krasse Genußlehre sich ausbilden sieht. Dies ist seine Lebensweisheit:

„Freilich ist Wollust das große Geheimnis unseres Wesens, freilich will auch die reinste, inbrünstigste Liebe sich in diesem Brunnen kühlen, sie soll eben sterben, damit wir fühlen, daß wir Menschen sind, daß wir von täuschenden Phantomen erlöst werden, die uns als Engels-

gestalten besuchen und doch Furien werden, wenn sie das glänzende Gewand fallen lassen. Denn schläft nicht die wildeste Verzweiflung, die gräßlichste Angst, der blutigste Haß, Selbstmord und alle Greuel im Innern dieses Gefühls? .... Daß wir Sinnlichkeit haben, ist keineswegs verächtlich und kann es nicht sein, und doch streben wir unaufhörlich sie uns selber abzuleugnen und sie mit unserer Vernunft in Eins zu schmelzen, um nur in jedem der vorüberfliegenden Gefühle uns selbst achten zu können. Denn freilich ist nichts als Sinnlichkeit das erste bewegende Rad in unserer Maschine, sie wälzt unser Dasein von der Stelle und macht es froh und lebendig — alles was wir als schön und edel träumen, greift hier hinein.... Sinnlichkeit und Wollust sind der Geist der Musik, der Malerei und aller Künste, alle Wünsche der Menschen fliegen um diesen Pol wie Mücken um das brennende Licht. Schönheitssinn und Kunstgefühl sind nur andere Dialekte und Aussprachen, sie bezeichnen nichts weiter als den Trieb des Menschen zur Wollust.... Ich halte selbst die Andacht nur für einen abgeleiteten Kanal des rohen Sinnentriebes" — und zum Schluß kommt die alte Klage — „ich darf kein Engel sein, aber ungestört will ich als Mensch dahinwandeln."

Wenn Lovell in solchen Gedankenverirrungen sich verwickelte und erwürgte, darf man nicht folgern, so sei es Tieck ergangen. Er glaubte an Liebe und Glück, aber er sah ein, daß das, „was den Menschen ganz befriedigen soll, sein Gefühl und seinen Verstand „zwei nebeneinander laufende Seiltänzer, die sich ewig ihre Kunststücke nachahmen, einer verachtet den andern und will ihn übertreffen". Darum ist der romantische Charakter der Gefahr in Ausschweifungen sich zu verwüsten um so viel mehr ausgesetzt als ein anderer; denn nur im Rausch, sei es der Liebe oder des Weines, wenn die eine Hälfte

seines Wesens, das Bewußtsein, betäubt und eingeschläfert ist, kann er die Wonne genießen, um die er jedes Tier beneidet: sich eins zu fühlen.

„O Wein! du herrliche Gabe des Himmels! fließt nicht mit dir ein Göttergefühl durch alle unsere Adern? Flieht dann nicht alles zurück, was uns in so mancher unserer kalten Stunden demütigt? Wir durchschauen wie mit Seherblicken die Welt, wir bemerken die Flucht in unsern Gedanken und Meinungen und fühlen mit lachendem Wohlbehagen, wie Denken und Fühlen, Träumen und Philosophieren, wie alle unsere Kräfte und Neigungen, alle Triebe, Wünsche und Genüsse nur Eine, Eine glänzende Sonne ausmachen, die nur in uns selbst zuweilen so tief hinunter sinkt, daß wir ihre verschiedene Strahlenbrechung für unterschiedene getrennte Wesen halten."

Die Eine, Eine glänzende Sonne, das Ich, das nicht mehr zerspaltene, die Einheit des eigenen Wesens, das ist im Grunde das Ziel aller Sehnsucht; man kann es nicht deutlicher und schöner sagen, als Tieck hier getan hat. Sein Ich ist das Wild, das er unermüdlich jagt, das Land, nach dem er auszieht, der Himmel, nach dem er sich sehnt. Sich selbst suchen ist die Arbeit seines ganzen Lebens. Fest gebannt ist er an den Abgrund seines Innern und starrt bezaubert in das wallende Chaos. „Wenn er so in sein bewegtes Gemüt sah," erzählt Tieck vom Sternbald, „so war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinabschaute, wo Woge an Woge drängt und schäumt, und man doch keine Welle sondern kann, wo alle Fluten sich verwirren und trennen und immer wieder durcheinander wirbeln, ohne Stillstand, ohne Ruhe, wo dieselbe Melodie sich immer wiederholt und doch immer neue Abwechselung ertönt: Kein Stillstand, keine Bewegung, ein rauschendes, tosendes Rätsel, eine endlose, endlose Wut des erzürnten, stürzenden Elementes." Und

dabei, das ist auffallend, kehrt immer die Klage wieder, daß er sich selbst nicht kenne; eben der Romantiker, der viel mehr von seinem Innern weiß als ein anderer Mensch, ist sich selbst ein Rätsel. Es ist im Grunde leicht zu erklären. Eine geistreiche Dame schilderte mir einmal den Zustand ihres Inneren, indem sie sagte, an der Grenze ihres Bewußtseins ständen viele Polizeisoldaten und Zollbeamten, die jedes aus dem Unbewußten auftauchende Gefühl sogleich konfiszierten; es wäre infolgedessen ein ganzer Leichenhügel von Gefühlsembryonen in ihrem Kopfe aufgestapelt. Ganz ähnlich sagt Tieck, daß wir oft, wie Mörder ängstlich den noch halb belebten Leichnam mit Erde bedecken, Empfindungen verscharren, die sich in uns zum Bewußtsein emporgearbeitet haben. Öfters hat er diesen geheimnisvollen Vorgang so anschaulich geschildert, daß wir den geisterhaften Verkehr zwischen zwei unsichtbaren Welten mit Augen zu sehen glauben.

„Wenn ich manchmal in der Abenddämmerung sitze und sinne, da ist es, als schwingt sich mir etwas im Herzen empor, ein Gefühl, das mich überrascht und erschreckt und dabei doch so still und selig befriedigt: ich greife dann mit dem Gedächtnis wie mit einer Hand danach, um es mir selber aufzubewahren. Aber sonderbar, es ist in mir und verschwindet mir dann doch gänzlich wieder, so daß ich seiner nicht mehr habhaft werden kann. Alle meine Gedanken stehen mir zu Gebote, alle meine Erinnerungen und Anschauungen, aber das ist ein Gefühl, das feiner und geistiger ist als alles übrige; aber was ist es und woher kommt es und wohin geht es, wenn es nicht mehr in uns bleibt? ...

„Aus meinen Kinderjahren fallen mir manche Tage ein, wo ich unaufhörlich etwas Greuliches und Entsetzliches denken mußte, wo ich statt meiner stillen Gebete Gott mit den gräßlichsten Flüchen lästerte und darüber

weinte, und es doch nicht unterlassen konnte, wo es mich unaufhörlich drängte, meine Gespielen zu ermorden, und ich mich oft schlafen legte, bloß um es nicht zu tun. Damals war ich gewiß unschuldig und unverdorben, und doch war diese Entsetzlichkeit in mir einheimisch — was war es denn nun, das mich trieb und mit gräßlicher Hand in meinem Herzen wühlte? Mein Wille und meine Empfindung sträubte sich dagegen, und doch gewährte mir dieser Zustand wieder innige Wollust."

Wie der flüchtige Schein einer früheren Existenz, der in seine Kinderjahre hineinspiegelte, schienen ihm diese fremden, unerklärlichen Bilder, die nach eigener Willkür, seinem Einfluß entgegen, in seinem Innern heimisch waren. Wenn es möglich wäre, sich durch Anschauungen des Innern kennen zu lernen, müßten solche Menschen sich kennen. Aber dort findet man nur das Menschenmögliche, nicht das Individuelle. Nur an seinen Handlungen erkennt man sich. Und wo sind die? In jenem Leichenhügel von Embryonen liegen sie begraben; daraus hätten sie werden sollen. Wie sie aussehen, wenn sie aus der ungestalteten Gefühlsmasse sich bilden und beleben, weiß der Romantiker, aber reif werden sie ihm nun nicht mehr. Man weiß, daß man die Milch nicht anrühren darf, wenn sie im Prozeß des Erstarrens ist; sonst wird sie nicht dick. So hat er die Entwickelung seiner Gefühle unterbrochen; nun können sie nicht mehr als zuversichtliche, ganze große Handlungen ins Leben greifen. Das ist sein wehevollstes Leiden: niemals ein einziges, starkes, lebendiges Gefühl zu haben, das einen unwiderstehlich hierhin oder dorthin risse, sich niemals in der Sturmeshand eines Genius zu fühlen, mit dessen Götterstimme man ohne Besinnen, freudig, siegesgewiß, Menschen und Gestirnen zum Trotz sagt; hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen. Anstatt dessen verdammt immer an sich zu zweifeln,

auf den unentschlossenen, zögernden, freudlosen Verstand als Wegweiser angewiesen, immer nur Fragmente, Splitter, Gefühle von Gefühlen. Als Franz Sternbald nach jahrelanger Abwesenheit zu seinem sterbenden Vater kommt, möchte er ihm gern alle seine glühende Liebe zeigen; aber anstatt dessen muß er an Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern denken, und ebenso geht es, als der Vater nun stirbt; in Betrachtung des Schmerzes verloren, fühlt er den Schmerz nicht, lechzt nach Tränen und findet keine. „Bin ich wahnsinnig oder was ist es mit diesem törichten Herzen? Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Tränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalt hervor? O mein Geist, ich fühle es, strebt nach dem Überirdischen, das keinem Menschen gegönnt ist! Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durcheinander, die längst ausgeweinten Leiden und unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zulassen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben notwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn, mein Mut verzehrt sich, ich wünsche, was ich selber nicht kenne. Wie Jakob sehe ich im Traum die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen. . . .“

Das Unbewußte ist wie eine Masse, die dem Menschen das nötige Gewicht gibt, seinen Ballast, damit er nicht den Winden und Wellen ein Spiel wird. Wenn es sich auflöst und wie ein berauschender Wein in den Kopf steigt, verliert er das Gleichgewicht und den Halt, er haftet nicht mehr am Boden. Nun wirkt die Kraft der

Natur nicht mehr in ihm, niemals fühlt er ihren warmen, feuchten, fruchtbaren Hauch in sich wehen, niemals ihren treibenden, schwellenden Saft in sich aufsteigen. Ohne Zusammenhang mit der Erde ist er wie eine märchenhafte Fieberblume, die sich nur von Licht nährt, wie ein losgerissenes Blatt, das beweglich auf ewig bewegten Wellen schwankt. In dem Wahne ebensogut das eine wie das andere tun zu können, ebensogut ja wie nein sagen zu können, fühlt er sich charakterlos und scheint es. Darin liegt die Unmännlichkeit, die den meisten Romantikern eigen war. Sie haben nie eine feste Überzeugung, es ist ihnen niemals ganz Ernst; wenigstens scheint es so. Tieck erzählte in späteren Jahren seinem Freunde Solger, wie er sich in der Jugend mit „frevelhaftem Leichtsinn" in die verschiedensten Geistesströmungen geworfen habe: „erinnere ich mich, durch welche Flut wechselnder Gedanken und Überzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Humes Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedene Erscheinungen sichtbar machten." Wenn Tieck selbst so über seine Unsicherheit und Unzuverlässigkeit dachte, ist es zu begreifen, wenn jemand anders, es war Karoline, einmal von ihm sagte, er sei im Grunde nichts als ein würdiger und anmutiger Lump; was freilich auch cum grano salis zu verstehen ist. Nur handelnd und wirkend könnte der romantische Mensch für das Verlorene Ersatz gewinnen, und dann doppelt reich sein; aus seinem Bewußtsein würde sich ein Niederschlag bilden, eine neue Masse, Erkenntnis in Instinkt verwandelt. „Gewohnheit ist eine zur Natur gewordene Kunst. Naturgesetze sind Gewohnheitsgesetze." Wie soll aber etwas Erlerntes anders zur Gewohnheit und zweiten Natur werden als durch fleißige Übung? Und der romantische Charakter ist faul und stolz auf seine Faulheit. Nur

Novalis war ein Romantiker mit Riesenarbeitskraft und -lust. Tieck gelang es niemals, seine Abneigung gegen methodisches Arbeiten zu überwinden. Auch Sternbald und Lovell sind im Grunde genommen nicht viel mehr als gebildete Vagabunden. Regelmäßige Berufstätigkeit scheint ihnen unwürdig und erniedrigend, der Geschäftsmensch, der alltäglich seinem Verdienst nachgeht, verächtlich. Er fühlt seine Arbeitsscheu als Bürgschaft, daß er zu Höherem geboren sei. Novalis hat ein strenges, aber nicht unbilliges Wort darüber gesagt: „Wer nicht vorsätzlich, nach Plan und Aufmerksamkeit tätig sein kann, verrät Schwäche. Die Seele wird durch die Zersetzung zu schwach — oft ist die Verwöhnung daran schuld. Das Organ der Aufmerksamkeit ist auf Kosten des tätigen Organs geübt — vorausgebildet, zu reizbar gemacht worden. Nun zieht es alle Kraft an sich, und so entsteht diese Disproportion."

Daß es Schwäche war, ahnten sie im stillen gut genug und litten schmerzlich darunter. Es ist ergreifend, wie dies Bewußtsein überall, bald als wehmütige Erkenntnis, bald als bitteres Schamgefühl durchbricht. Im Sternbald ist immer und immer wieder von dem „emsigen Fleiße" Dürers und des Lukas van Leyden die Rede; und der müßige Schwärmer Franz ahnt, bei allem schüchternen Stolz auf seine überirdische Gefühlswelt, daß gerade dieser prunklose bürgerliche Fleiß die Künstlerschaft jener beiden Großen vollendet, daß sein eigener Unfleiß mit dem tiefsten, verhängnisvollen Mangel seiner Natur zusammenhängt. Mit der selben ahnungsvollen Scheu berichtet Wackenroder von dem unermüdlichen Arbeitseifer der großen Künstler der Vergangenheit, und sein Jakob Berglinger, der nicht Arzt hatte werden wollen, wie der Vater wünschte, krankt an dem „unbehaglichen Bewußtsein, daß er mit allem seinen tiefen Gefühl und seinem

innigen Kunstsinn für die Welt nichts nütze und weit weniger wirksam sei als jeder Handwerksmann." Wenn er die Welt kämpfen und ringen sieht, kommt er selbst sich vor wie ein „lüsterner Einsiedler, der nur innerlich an schönen Harmonien saugt und strebt, die Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeiten herauszukosten," Angst und Scham überwältigt ihn, er möchte ein asketischer Märtyrer werden, um mit der leidenden Welt ins Gleichgewicht zu kommen. Aus derselben Quelle fließt das überreiche Mitgefühl Emils in Tiecks Liebeszauber, der sich an seinem Hochzeitstage, weil er ein Bild schmutziger Armut gesehen hat, schluchzend auf die Erde wirft und sterben möchte. „Empfange mich bald, du freundlicher Boden, verbirg mich in deinen kühlen Armen vor den wilden Tieren, die sich Menschen nennen! O Gott im Himmel, wie verdiene ich es, daß ich auf Daunen ruhe und Seide trage — o jetzt versteh' ich euch, ihr frommen Heiligen, ihr Verschmähten, ihr Verhöhnten, die ihr alles bis auf euer Gewand der Armut ausstreut — selbst elend wurdet ihr, um nur diese Sünde des Überflusses von euch zu werfen." Und dies waren doch Tiecks Empfindungen, des Handwerkersohnes, der, als er so schrieb, beständig mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Nur das Bewußtsein, einen ernstlichen Kampf ums Dasein niemals bestehen zu können, jeder straffen Arbeit kleinmütig auszuweichen, ließ ihn sich so schuldig fühlen gegenüber den Mühseligen und Beladenen.

Schellings Erscheinung, als er in den Kreis der Romantiker trat, wirkte imponierend auf sie, fast verblüffend. Man sah ihm an, daß er sich aufs Herrschen verstand. Er hatte die starken Instinkte, die blinden Zu- und Abneigungen, um die jene den Naturmenschen beneideten. Aber wer durch Instinkte herrscht, kann auch ihr Sklave werden; und darin waren sie ihm überlegen,

daß sie dieser Gefahr nicht ausgesetzt waren. Die Geistesfreiheit, die sie schmückte, war nur deswegen nicht die höchste, weil sie die Folge eines Mangels war. Einzig in Novalis erschien sie ganz als Stärke, und das war vielleicht die Ursache, warum Schelling ihn niemals leiden konnte; ihm gegenüber war er wie der Löwe, der unwillig, mit Gebärden verhaltener Wut, vor dem Menschenauge in sich zurückkriecht. Übrigens aber staunte er die Leichtigkeit und geschmeidige Beweglichkeit dieser Geister an, die für die Wucht und Schwerfälligkeit seiner Schwabennatur unerreichbar war.

Eben jener Leichtsinn, der zuweilen ans Frevelhafte grenzte, ist die Stärke dieses Charakters. Er verschafft ihm Zutritt, wo immer die Genien des Scherzes und Mutwillens und der Tollheit sich zum Tanze treffen. Und wenn der Romantiker kein festgegründetes Haus für seine Seele hat, so weiß sie gelenkig durch die schmalste Ritze in fremde Wohnungen einzuschlüpfen und dort sich zu tummeln und umzuschauen. Er besitzt jene „Freiheit und Bildung", die Friedrich Schlegel verlangte, sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, antik oder modern stimmen zu können, „ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt". Und ebenso kann er sich in und auf jede Person stimmen. Diese Fähigkeit, sich zu stimmen und sich in andere Charaktere hineinzutäuschen, macht den Schauspieler; und es ist nicht zufällig, daß die Sucht des Theaterspielens im Zeitalter der Romantik epidemisch auftrat. Tieck sagt im Phantasus: „Da unser ganzes Leben aus dem doppelten Bestreben besteht, uns in uns selbst zu vertiefen und uns selbst zu vergessen und aus uns herauszugehen, und dieser Wechsel den Reiz unseres Daseins ausmacht, so hat es mir immer geschienen, daß die geistigste und witzigste Entwickelung unserer Kräfte und unseres Individuums diejenige sei,

uns selbst ganz in ein anderes Wesen hinein verloren zu geben, indem wir es mit aller Anstrengung unserer geistigen Stimmung darzustellen suchen: mit einem Wort, wenn wir in einem guten Schauspiel eine Rolle übernehmen."

Nach dem Urteil aller, die ihn haben spielen sehen, hätte Tieck der größte Schauspieler seiner Zeit werden können. Auch Wilhelm und Friedrich versuchten sich darin, wie jedermann; aber Friedrich glänzte nur in gewissen Rollen, die ihm entsprachen. Tieck hingegen konnte jede denkbare Person mit einer eigentümlichen und für sie passenden Seele beleben. Niemand, dem jene Vorlesungen nicht zeitlebens im Gedächtnis blieben, wo er Dramen nicht sowohl vortrug als durch die Gewalt seiner allausdrucksvollen Stimme vorspielte. Das Erstaunlichste schildert Steffens: wie er eine ganze von Übermut und Laune funkelnde Posse, auf ein gegebenes Thema, improvisierte. Überhaupt ist es schwer zu entscheiden, ob er mehr Improvisator oder Dichter war; diese reizende gesellige Gabe hat ihn um den höchsten Lorbeer gebracht. Er dichtete ganz wie Rudolf im Sternbald, ohne Anfang und Schluß, über Alles und Nichts, wie wenn er nur eben den Hahn öffnete und fließen ließe, bis niemand mehr trinken kann.

Das Lockersitzen des Geistes erleichtert den Umgang; man fühlt den Zwang und Druck seiner Natur nicht, man sieht sich gleichsam selbst zu, wie man gewandt und zierlich die Pantomime der Gesellschaft aufführt. Es liegt zwar in dieser Eigenschaft auch der Grund zu aller Ziererei, Affektation, kurz äffischem Wesen, wie Tieck es ausdrückte. Viel gefährlicher aber noch ist die Angewöhnung, auch im wirklichen Leben, wenn es Ernst gilt, Rollen zu spielen. Es ist in Lovell meisterhaft dargestellt zu sehen, wie sich auf diesem Wege eine naiv freche Lügenhaftigkeit herausbilden kann. Wenn Lovell ein Mädchen verführen will,

deklamiert er ihr zuerst in bewußter Verstellung, heimlich sie und sich verlachend, seine Liebe vor; allmählich aber entzünden seine Phantasie und sein Sinn sich an dem bengalischen Feuer, und er schwärmt ihr endlich seine Meineide mit Hingebung und nicht ohne Treuherzigkeit vor. Höchst merkwürdig ist Tiecks Versuch, den Charakter Cromwells aus dieser Freiheit und Beweglichkeit des Geistes zu erklären; wie er nämlich entdeckt habe, daß der Enthusiasmus, der ihm anfangs natürlich gewesen sei, dessen er aber, um sein Ziel zu erreichen, öfter benötigte, als der Trieb ihn brachte, sich auch bewußt herbeilocken lasse, wovon er denn häufigen Gebrauch gemacht habe: „auf die Art mußte dem großen Manne bald zweifelhaft werden, was in ihm wahr, was falsch, was Erdichtung, was Überzeugung sei; er mußte sich in manchen Stunden für einen Betrüger, in andern wieder für ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn halten." Tieck erlebte das beständig in sich selbst; bald erzeugte das Bewußtsein, jede Neigung, jede Ansicht nach Belieben von sich werfen und gegen eine andere austauschen zu können, sprühenden Übermut in ihm, dann wieder Zweifel, Gewissensangst und verzweifelte Unsicherheit. Jedem Menschen liegen eine Menge Möglichkeiten des Handelns zur Auswahl vor, auch zu verwerflichem Tun kommen Einladungen, die nichts als ein willkürliches Auftauchen von Erinnerungen sind, mechanisches Umdrehen der Gedächtniswalze, wie es auch im Traum geschieht. Derjenige nun, welcher den Unterschied zwischen einem genügenden Trieb zur Handlung und der Vorstellung davon nicht kennt, nimmt, was nur Zwischenaktsmusik ist, für das Stück selbst und rechnet sich mit verhängnisvoller Verwechslung geträumte Taten an. Als Lovell, noch ein Knabe, mit seinem Freunde einen Berg bestieg, lockte es ihn unwiderstehlich, den Arglosen von einer schwindligen Klippe herunterzustoßen,

bis er, um der Marter ein Ende zu machen, ihn unter Tränen an seine Brust riß, worauf der Bund fürs Leben geschlossen wurde; nach Jahren aber suchte er, aus Rachsucht und Selbstquälerei, dem Freunde dadurch eine tödliche Kränkung zu versetzen, daß er ihm diesen Vorgang offenbarte, um zu beweisen, die scheinbare Freundschaft sei nicht aus Liebe, sondern vielmehr aus Haß und Mordlust hervorgegangen. Mit ähnlichen Erlebnissen zerfleischte Tieck sich häufig, besonders in seinen Kinder- und Jugendjahren. Er machte sich in Wahrheit für jede wilde Regung seiner aufgeregten Träume verantwortlich und schauderte vor seinem eigenen Selbst zurück, wenn seine Einbildungskraft es ihm verzerrt vorgespiegelt hatte. Das Bewußtsein, ein heimlicher Missetäter zu sein, drückte ihn nieder und konnte ihn, den Geselligen, menschenscheu machen; dann schlich er mit dem Gefühl herum, das fürchterliche Geheimnis seiner erträumten Verbrecher-Orgien vergraben zu müssen, dessen Entdeckung ihn in Schmach und Schande stürzen würde. Die schönere Seite dieser Eigentümlichkeit ist das warme, freilich auch quälende Mitgefühl für jeden Frevler; denn „wo ist der Bösewicht, der nicht zum Engel würde, wenn er den Richter in die geheime Werkstätte seiner Seele führen könnte?" und es liegt ja, wie Tieck an anderer Stelle sagt, zwischen gut und böse, zwischen Freud und Leid, Pietisten und Gotteslästerer, dem Patrioten und Landesverräter nur eine Sekunde.

Während der vollkommen unbewußte Mensch nur einen Weg des Handelns sieht, den seinigen, übersieht der vollkommen bewußte eine unendliche Menge, aber nicht ohne einen von Anfang an als den seinigen zu erkennen; beide haben eine richtigere Schätzung von sich und andern, jener freilich kein Verständnis. Der bewußtwerdende, der Dämmerungsmensch, mit seinem Eingehen in andere,

seinem Aufschlucken der fremden Persönlichkeit, seinem Aufgehen in ihr, ist der geborene Vertraute der Menschheit, Künstler der Freundschaft. Der instinktive Zug und Schwung des Gefühls, der die Helden der Liebe macht, fehlte den Romantikern meistens; in der feinen, spielenden Kunst, Geist an Geist zu reiben und zu entzünden waren sie Meister. Im Phantasus hat Tieck ein Bild zu geben gesucht von dieser zarten, liebenswürdigen Geselligkeitsschwatzerei. Nirgends tritt das Weibliche der Romantik mehr hervor. Würden Männer, die nichts als Männer sind, mit so viel Grazie stundenlang über den hundertsten Teil der Faser einer Empfindung reden, plaudern und plaudern aus lauter Tanzlust des Geistes, heute durch dick und dünn eine Behauptung verteidigen, um sie morgen aufs Blut zu bekämpfen — „o Brüder, Engelsherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander schwatzen!" Tieck hatte von allen das größte Talent zur Freundschaft. Er hatte für jeden Verständnis, jeder konnte glauben, völlig mit ihm übereinzustimmen; was in dem Augenblick sich auch so verhielt. Sein Einfluß auf die Menschen fand hauptsächlich durch persönliche Gegenwart statt. Es tat so wohl, sich in seinem empfänglichen Geiste widergespiegelt zu sehen; aber alle Spiegel bekommen ihren eigentlichen Wert, wenn man davor steht, ja sie sind im Grunde nur etwas, insofern sie etwas Aufgefangenes widerstrahlen. Dies Gefühl, auch wiederum von denen abhängig zu sein, denen er so viel gab, mag zu der rührenden Pietät beigetragen haben, mit der er das Andenken der alten Freunde festhielt, während sich beständig, bis an sein Lebensende, neue um ihn sammelten. Als er eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete, hatte er den Einfall, jeden Band einem Freunde zu widmen mit Worten, aus denen eine feine, geistige und darum unwandelbare Zärtlichkeit spricht. Des Freundes Eigenart

ehren, sich von jedem besonders ergänzen lassen, war die Grundlehre seiner Freundschaftskunst: man kann vielleicht vor dem einen Geheimnisse haben, die man mit einem weniger Vertrauten teilt, wenn die Natur derselben jenem unzugänglicher ist. „Verarge doch dem Freunde nicht, wenn du ahndest, daß er dir etwas verbirgt; denn dies ist ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die sich ängstlich um dich bewirbt und sittsam an dich schmiegt"; wie schön ist hier der bescheidene Geist der Freundschaft charakterisiert im Vergleich zur tyrannischen Liebe. Auch Schleiermacher und Friedrich philosophierten über Freundschaft, namentlich Friedrich hatte unerhörtes mit der unsichtbaren Kirche, mit der neuen Hanse vor. Aber gerade er war viel zu massiv für diese ätherische Empfindung und hatte, trotz aller leidenschaftlichen Absicht, kein Glück damit. Wenn Tieck und Wackenroder Arm in Arm am Giebichenstein über der Saale saßen und die Welt hinter sich versinken ließen, oder durch das alte Nürnberg miteinander schweiften, trunken von gemeinsamer Begeisterung, einer durch den andern beglückt und gehoben — das war romantische Freundschaft; romantisch auch dadurch, daß die verhüllte Gestalt des Todes dicht wie ihr Schatten ihnen nachzog. Ein langes Leben voll Krankheit war dem einen bestimmt, Wackenroder ein jähes Sterben in der Jugend.

Wackenroder: ein Mensch von solcher Lieblichkeit, daß das zarteste Wort zu plump scheint, um sein Wesen zu bezeichnen; unter den übrigen Menschen wie Daniel unter den Löwen, aber ohne dessen erhabene Sicherheit. Denn er war scheu und nie ohne verhaltene Angst vor dem Leben, vor dem Zuviel; besonders vor dem Zuviel des Glückes. Wenn Tieck ihm seine glühende Freundschaft beteuerte und wie er nicht ohne ihn leben könne, erschrak er fast mehr als er sich freute, und wenn Tieck, von ihm

getrennt, ein Wiedersehen und längeres Zusammenleben vorschlug, wehrte er sogar mit inständiger Dringlichkeit ab: das klopfende Herz möchte den liebsten Wunsch so gerne fassen und halten, wenn es nicht zu zerspringen fürchtete, die Krone des Glückes scheint zu schwer für das demütige Haupt. Er wich aus, wenn das Füllhorn des Überflusses sich ihm zuneigte, weil er nicht wußte, wie er hernach das Entbehren ertragen sollte. Aber wenn das Schöne doch kam, empfing er es dankbar und selig. Ein gewisser überirdischer Ernst scheint ihn niemals verlassen zu haben, wenigstens mußte er bei den gemeinsamen Theateraufführungen der Freunde, als der am meisten dazu geeignete, die Kaiser und Könige darstellen. Allerdings war es ihm anzumerken, daß er in einem unsichtbaren Königreiche lebte und sich niemals in der Erdenregion zurechtfinden konnte, wo er auf einmal als ein gewöhnlicher Untertan mit der körperlichen Welt hantieren sollte. Er gab sich große Mühe dazu und litt beständig unter Mißerfolgen. Um das gewalttätige Menschenvolk nicht zu verletzen, wagte er sich mit seinen Prinzenideen nicht hervor und quälte sich doch mit Gewissensbissen über solche Unehrlichkeit und Feigheit. Er schleppte sich wund und müde an der Last des Berufes, den sein Vater ihm aufgewungen hatte, am Studium der Jurisprudenz, und konnte doch, bei aller Hochachtung vor der Wissenschaft, seinen Widerwillen gegen einseitige Tätigkeit des kritischen Verstandes nicht überwinden. Er beneidete die Priester darum, daß ihr einziges Geschäft Verehrung und Anbetung war. Und das ist zu bewundern, wie streng, scharf, kritisch er sein konnte, wenn es galt, Tiecks erste poetische Versuche, die er mit übermütiger Nachlässigkeit zusammenschrieb, zu beurteilen; er ließ dem Freunde, an dessen Dichterberuf er glaubte, nichts Mittelmäßiges hingehen.

Von Frauenliebe scheint er nichts gewußt zu haben; Tieck gehörte die ganze Fülle seines zärtlichen Herzens. Vielleicht ahnte er, daß er sich an der Brandfackel der Liebe sogleich verzehrt haben würde. Voll Leidenschaft und Sinnlichkeit war er und hätte vielleicht ein wilder, ausschweifender Mensch werden können, wenn nicht in seinem Innern etwas entzwei gewesen wäre: ich meine den Riß in der Scheidewand zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten. Nun strömte, was sich sonst vielleicht in furchtbaren vulkanischen Ausbrüchen entladen hätte, als betäubendes Dampfgewölk ans Licht und machte ihn zum phantastischen Träumer. Dem Geiste, in dem seine Sinnlichkeit sich aufgelöst hatte, teilte sie all ihr Süßes mit. Den Nebel aufzusaugen und zu verteilen, hatte die Sonne seines Bewußtseins nicht die Kraft, und so war ein wogender, dämmeriger Schleier über seinem Geistesleben — eine bezauberte Märchenlandschaft, deren reizenden Umriß man nur ahnen kann, zuweilen brechen Strahlen durch und es scheint klar zu werden, anstatt dessen aber wird der Nebel dichter und dunkler und löscht das liebe Bild aus.

Am besten hat sich Wackenroder selbst geschildert in seinem Joseph Berglinger: „seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer der Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießt . . . Aber sein Inneres schätzte er über alles und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkästlein verborgen, zu welchem man den Schlüssel niemand in die Hand gibt. — Es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre ordentlichen Geschäfte auf Erden, als Arbeiten und Gutes tun verrichtete — er wollte, daß sie auch in üppigem Übermute dahertanzen und zum Himmel als zu ihrem Ursprunge hinaufjauchzen sollte."

Und mit aufblitzender Erkenntnis sagt er am Schlusse der Lebensbeschreibung, was man als Motto über die Werke so manches Romantikers setzen könnte: „Ach, daß eben seine hohe Phantasie es war, die ihn aufrieb! Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben? Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunst still und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet und sie in ihrem Handeln auf Erden nicht stört? Und muß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasien doch auch vielleicht als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einschlagen, wenn er ein echter Künstler sein will? Ja, ist diese unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas anderes und — wie mir jetzt erscheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres als die Kraft der Phantasie?"

Daß Genie Dualität sei, hatten denkende Romantiker erkannt. Das Verschwimmen des Bewußten und Unbewußten der beiden Personen des Ich ineinander, also nicht scharf genug ausgeprägte Dualität ist die Ursache, warum die Künstler, die ich hier die romantischen im engeren Sinne genannt habe, keine schaffenden sein konnten. Physiologisch würde es Schelling als ungehemmte Produktivität bezeichnen. Denn die Natur, sagt er, ist in einer unendlichen Evolution begriffen, und niemals würde ein Produkt entstehen, wenn die ewig strömende Produktivität nicht gehemmt würde. Das geschieht durch die Reflexion: „die Notwendigkeit der Reflexion auf unser Handeln in jedem Moment (die beständige Duplizität in der Identität) ist der geheime Kunstgriff, wodurch unser Dasein Dauer erhält." Die reine Produktivität geht auf Gestaltlosigkeit, eine entgegengesetzte Macht muß den Fluß aufhalten, damit er gestaltet erscheine. „Die Natur hängt einmal nach dem Verwildern hin, und darum muß man Tag und Nacht da-

gegen arbeiten," sagt der alte Gärtner im Lovell, und Tieck ist auf diesen Gedanken, der ihm besonders bedeutungsvoll erschienen sein mag, später ausführlicher zurückgekommen.

Nach Schellings Lehre ergießt sich die Kraft der Natur im Strome ihrer Entwickelung über drei Stufen: Reproduktionskraft, Irritabilität und Sensibilität, von denen die Sensibilität die höchste und letzte ist. Da sie die Fähigkeit ist, Eindrücke aufzunehmen und Irritabilität die Gegenwirkung gegen dieselben, so stehen diese beiden Kräfte im Wechselverhältnis und bilden zusammen, was man gewöhnlich Erregbarkeit oder Reizbarkeit nennt. Wo die Reproduktionskraft das Übergewicht hat, wie etwa beim Löwen, sind die Reizbarkeitsäußerungen selten und schwer, aber kraftvoll; wo Sensibilität herrschen wird, nehmen sie an Leichtigkeit zu, wofür sie aber kraftloser werden. Der moderne, reizbare Mensch ist das Gegenstück des Löwen: während dieser ein Übergewicht nach unten hat, hat jener es nach oben; es ist, wie wenn die Produktivität beim Löwen nicht in Fluß käme, beim romantischen Menschen sich nirgend staute. Er ist beständig beschäftigt, auf die zahllosen Reizungen, die er empfängt, zu reagieren, sein Herz, Sitz der Irritabilität, mattet sich ab in diesem Kampfe und jagt das Blut mit Heftigkeit durch den Organismus bis zu kraftloser Erschöpfung, aus der neue Reize es aufstören. Löwennatur mit der Reizbarkeit eines romantischen Menschen vereinigt würde den größten Künstler machen.

Wie vielsagend ist es nach diesem Gedankengange, wenn Tieck den Geist des Dichters — eines solchen wie er war, natürlich — mit einem ewig bewegten Strome vergleicht, dessen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke schweigt, den jeder Hauch rührt, der jeden Lichtstrahl widerspiegelt. Nach immer neuen Bildern greift seine

Phantasie, um die wollüstige Pein dieses unermüdlichen Auf und Ab in der Brust zu schildern. „Mein Leben ist ein rastloses Treiben ungestümer Wünsche," sagt Lovell, „wie ein Wasserrad vom heftigen Strome umgewälzt, jetzt ist das unten was eben noch oben war, und der Schaum der Wogen rauscht und wirbelt durcheinander und macht den Blick des Betrachtenden schwindlig."

Dieselbe Frage wiederholt Franz Sternbald: „Wenn nur das ewige Auf- und Abtreiben meiner Gedanken nicht wäre! Wenn die Ruhe doch, die mich manchmal nur im Vorbeifluge küßt, bei mir einheimisch würde, dann könnt' ich von Glück sagen, und es würde vielleicht mit der Zeit ein Künstler aus mir ... Ach ich seh' es ein, noch mehr fühl' ich es, das wird mir ewig nicht gegönnt sein. Ich kann nicht dafür, ich kann mich nicht im Zaun halten, und alle meine Entwürfe, Hoffnungen, mein Zutrauen zu mir geht vor neuen Empfindungen unter, und es wird leer und wüst in meiner Seele, wie in einer rauhen Landschaft, wo die Brücken von einem wilden Waldstrom zusammengerissen sind."

Tieck selbst klagte noch im Alter darüber, daß auf die Periode des „Leichtsinns" immer lange Zeiten der Melancholie, Mutlosigkeit, ja Verzweiflung folgten, wo er stumpf und unempfindlich, durchaus unfähig sei irgend etwas zu unternehmen und zwecklos ins Leere brüte.

In Wackenroder dieselbe Krankheit: „Ich komme mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich. — Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Äolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder unbekannter Hauch weht und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen."

Daß die „seltsamsten Absprünge von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe" seinem Gefühle so gewöhnlich waren, fand Friedrich Schlegel als Jüngling am meisten

an sich zu tadeln. Es versteht sich von selbst, daß er diese Anlage seinem Julius in der Lucinde leiht, von dem er erzählt: „Dann berauschte er sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ sich absichtlich von seiner eigenen Phantasie verführen. Jeder seiner Wünsche flog mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Alle seine Gedanken nahmen sichtbare Gestalt und Bewegung an, wirkten in ihm und widereinander mit der sinnlichen Klarheit und Gewalt. Sein Geist strebte nicht, die Zügel der Selbstherrschaft festzuhalten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und Übermut in dies Chaos von innerem Leben zu stürzen." Mit der ihm eigentümlichen Gründlichkeit hat er diese für die Menschen seiner Zeit so charakteristische Erscheinung untersucht und begutachtet und kam zu dem Schlusse, daß Reizbarkeit das gefährlichste wie das schönste Geschenk der Götter sei. „Setzt in einem Gemüt die Empfänglichkeit sehr gering, die Reizbarkeit so grenzenlos, daß die leiseste Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbsttätigkeit sei so stark, daß sie die Herrlichkeit des Lebens mit der Reizbarkeit teile. Sein Dasein würde ein stetes Schwanken sein wie die stürmische Woge, eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüt fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Los der Menschheit; innigst vereint ist es dennoch ganz getrennt und im Überfluß von Harmonie unendlich zerrissen."

So möchten sie alle das Danaergeschenk doch nicht missen und sind stolz auf das, was sie als ihr Unheil empfinden. Mit bewundernswerter Klarheit erkannte Tieck, daß die Reizbarkeit der Stachel war, der ihn nie dazu kommen ließ, ein ruhiges objektives Urteil zu ge-

winnen: seine Sinne, die Gaukler, wie er sie nennt, schoben immer neue Gegenstände zwischen ihn und das beobachtete Bild, bis es ganz verzerrt und zerrissen war. Und doch machte es ihn glücklich, wenn ihm immer neue Gedanken und Gefühle „wie schießende Sterne durch die Seele flogen und einen blaugoldnen Pfad hinter sich machten" und er kannte nichts Schöneres als ein Durcheinander von Gefühlen, Stimmungen und Anklängen, das den Menschen wie mit einer Flamme durchschimmert. Ebenso klammert sich Sternbald, obwohl er beständig klagt über sein Zittern, Schwanken und Schweben, das ihn am kräftigen Schaffen hindert, an diese Krankheit, diesen Rausch, diesen Wahnsinn als an sein Bestes und Schönstes fest; und doch steht Dürer, als der Mächtige, groß und unantastbar im Hintergrund, und es klingt, als wolle er mit wenigen schlichten Worten seine selbstverständliche Überlegenheit erklären, wenn er sagt: „Mir hat der Himmel ein gelassenes Blut geschenkt."

Klar, scharf und keinen persönlichen Anteil verratend ist, was Novalis über die Reizbarkeit gesagt hat:

„Allzugroße geistige Beweglichkeit und Sensibilität deutet auf Mangel an Kapazität. Siehe die phantasiereichen, ahnungsvollen Menschen."

„Wer eine reizbare Seele hat, bei dem weckt ganz natürlich die Gegenwart eines Unglücks die ganze Schar des andern Unglücks auf, und nun geht im Sturm und Zittern alles bunt durcheinander, ohne Verstand und Überlegung."

„Eine reizbare Vernunft ist eine schwächliche, zärtliche; daher die Moralisten und Bemerker oft so schlechte Praktiker."

Die Reizbarkeit gab den Romantikern das ewig Jünglingshafte; denn die Jugend ist die Zeit des schäumenden Blutes, wo auch dem Gelassensten wohl einmal die Zügel

aus der Hand fallen. Es ist nicht die runde, unschuldsvolle, staunende, nichts von sich wissende Kindlichkeit, die naive Menschen auch im Alter haben können; es gibt auch frühreife, schmale Kindergesichter mit großen, erschrockenen Augen, die mehr wissen, als sie fassen und ertragen können, die nicht ordnen können, was alles auf sie einstürmt, und deswegen nicht aus und ein wissen in dem verwickelten Leben.

„Ein Kind voll Wehmut und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land" —

so hatte Novalis seinen Freund Tieck angeredet. Tieck erzählte in späteren Jahren, wie er als kleines Kind mit seiner Wärterin auf dem Schloßplatze in Berlin gewesen sei und herzlich vergnügt die vielen Gegenstände um sich herum betrachtet habe, und wie da die Wärterin, von ihm unbemerkt, zum Scherz sich hinter einem Pfeiler versteckt habe; da ergriff ihn zum erstenmal das Gefühl von Verlassensein so schrecklich, daß das kleine, verschüchterte Gemüt sich gar nicht wieder wollte trösten lassen. Mehr als andere Menschen hat der romantische Charakter Grauen vor der Einsamkeit und ein an Schwäche grenzendes Bedürfnis nach Gesellschaft und befreundeter Umgebung, und bei allem Hang und aller Gabe zur Freundschaft erschwert gerade ihm seine Reizbarkeit den Verkehr mit Menschen unendlich. Jede Abweichung vom Ideal, von dem Bilde, das seinem schönheitssüchtigen Auge vorschwebt, stört ihn und kann ihn zu erbittertem Unwillen reizen. „Sein Freund zu sein, ist die Aufgabe aller Aufgaben; denn er ist so reizbar, daß man nur husten, nicht edel genug essen oder gar die Zähne stochern darf, um ihn tödlich zu beleidigen." Selbst nicht harmonisch hat er ein leidenschaftliches Verlangen nach Harmonie in andern. Nur wenige wissen die Liebe zum Vollkommenen mit Duldung des noch Unvollendeten zu vereinigen, und doch ist jene nur

mit dieser großherzigen Nachsicht verbunden schön und gut. „Allzu heftige Unleidlichkeit des Unvollkommenen ist Schwäche", sagt Novalis.

Der einzige, den die Romantiker ohne Vorbehalt verehrten, war Goethe. Er war für sie etwas der antiken Poesie Gleichzustellendes: ein Sinnbild der Schönheit, der sie zustrebten. Ebenso wie die moderne Poesie im Gegensatz zur antiken war ihr Charakter nicht schön, sondern interessant: interessant bedeutet Zwischensein, also Werden. Alles gilt von ihnen, was Friedrich Schlegel zum Tadel und zum Ruhm der modernen Kunst sagte: die hervorbringende Kraft rastlos und unstet, die Empfindlichkeit immer ebenso unersättlich wie unbefriedigt, Verworrenheit, Gesetzlosigkeit, Skeptizismus, vielseitige Charakterlosigkeit — alles in allem ein Chaos. Aber aus dem Chaos schuf der schönste der Götter, Eros, eine Welt.

Wenn nun das Chaos, um einen Ausdruck von Friedrich Schlegel zu wiederholen, nur auf die Berührung der Liebe wartet, um eine harmonische Welt hervorzubringen, so erinnert das an die Ansicht von Novalis, jede Verbesserung unvollkommener Konstitutionen laufe darauf hinaus, daß man sie der Liebe fähiger mache. Und merkwürdig stimmt damit die Lehre überein, die der alte Mann in Tiecks Roman dem Sternbald gibt, daß das Höchste was der Mensch erlangen könne, Zufriedenheit mit sich selbst sei. „Mit sich zufrieden sein", rief der Alte, „mit allen Dingen zufrieden sein, denn alsdann verwandelt es sich und alles um sich her in ein himmlisches Kunstwerk und läutert sich selbst mit dem Feuer der Gottheit"; und eindringlich knüpft er die Empfehlung an den Jüngling daran, seine Kunst und sich selbst zu lieben und zu verehren, ja keiner nachteiligen Selbstverachtung Zugang zu gestatten. Man könnte es für sehr wunderlich halten — wenn man nicht gar Ziererei darin sieht, — daß

eine Schwierigkeit darin liegen soll, sich selbst zu lieben. Und doch war es keine Affektation, wenn so viele der Romantiker nach diesem so natürlichen Triebe mühsam rangen, auch Friedrich Schlegel behauptete, daß die Unfähigkeit sich selbst zu lieben ihm die Bahn zur Größe verschließe. Abgesehen davon, daß die beiden Personen, die das Ich bilden, übereinstimmen müssen, wenn sie sich lieben sollen, muß man bedenken, daß die Kunst tatsächlich darin liegt, den richtigen Grad der Selbstliebe zu treffen, so daß man vor Selbstüberhebung ebenso sicher ist wie vor Selbsterniedrigung, ferner das richtige Verhältnis zur Nächstenliebe zu finden. Es gibt Menschen, denen es verhältnismäßig leicht wäre, den Nächsten mehr als sich selbst zu lieben, während sie das Gebot, welches befiehlt, ihn wie sich selbst zu lieben, nicht erfüllen können. Dem Romantiker ist es eigen, zwischen einer sich selbst wegwerfenden Hingebung an die Menschen und Ekel an ihnen zu schwanken. Man vergleiche die Stelle im Phantasus, wo Tieck von der Empfindung, mit der er im Plutarch von großen Menschen liest, mit einer andern in Lovell, wo Balder seiner Menschenverachtung Ausdruck gibt. Dort fühlt er eine ganze Welt zu viel und möchte sie dem angebeteten Helden in den Schoß werfen, ein quälender Drang sich aufzuopfern beseelt ihn. Hier heißt es: „Ach das Brausen von Mühlrädern ist verständiger und angenehmer als das Klappern der menschlichen Kinnbacken; der Mensch steht unter dem Affen, eben deswegen, weil er die Sprache hat, denn sie ist die kläglichste und unsinnigste Spielerei. — ... Ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir ... und rief den Fleischmassen zu: Ihr Armseligen — Klumpen von toter Erde — Tiere und Bäume sind in ihrer Unschuld verehrungswürdiger als die verächtliche Sammlung von Staub, die wir Menschen nennen."

Sind auch diese Worte einem Wahnsinnigen in den Mund gelegt, so hört man ihnen doch an, daß Tieck sie in sich erlebt hat. Und man sieht hier, wie Selbstverachtung und Menschenverachtung sich gegenseitig bedingen.

Wir sehen den Dämmermenschen, das Chaos, in dem die Massen trübe durcheinander schwanken. Das Licht ist eingedrungen und sucht sie zu teilen — noch wird es nur als die scheidende Macht empfunden, die auseinander schneidet, was mit dumpfem Wohlgefühl in eins verschwommen war. Reichtum, Harmonie, Vollendung nannte Friedrich Schlegel die drei Teile, die zur reinen Vollkommenheit des Charakters gehörten, womit nichts anders gemeint ist als Willen (Trieb, Unbewußtes), Intellekt (Absicht, Bewußtsein) und Vereinigung dieser beiden Hälften in eine Welt. Indem er sagt, Vollendung äußere sich als Selbständigkeit oder sittliche Liebe, macht er es uns klar genug, was wir darunter verstehen sollen. Diese Dreieinigkeit ist keine andere als die Herders: Licht, Liebe, Leben.

Wenn die dämmernden Massen des Chaos in Tag und Nacht geschieden sind, dann erst kann die Liebe sie harmonisch verbinden. Mit der einschlagenden buchstäblichen Richtigkeit klassischer Offenbarungen nannte der Apostel Paulus die Liebe das Band der Vollkommenheit.

Romantische Philosophie.

Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem.
Paulus, Korinther XII, 6.

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume
Ein leiser Ton, gezogen,
Für den, der heimlich lauschet.
Friedr. Schlegel.

Als ein Märchenland, wo alles Wunder ist, denken wir uns die Romantik; und doch dürfte Kant, dem unerbittlichsten Denker, ein Monument darin errichtet werden. Nicht weil er in blaue dunstige Ferne hinein die hängenden Gärten seiner intelligibeln Welt baute oder mit undurchdringlichem Lächeln dem Geisterglauben das Wort redete, sondern weil er den Schwerpunkt der Philosophie in den Menschen verlegte. „Nach innen geht der geheimnisvolle Weg", verkündigte später Novalis. Diesen Weg hat Kant eingeschlagen. Von allen Seiten hatte man in die Weltveste einzudringen gesucht: da entdeckte er eine kleine überwachsene Pforte, die bisher übersehen war, einen unterirdischen Zugang zur Schatzkammer, wo alle wertvollsten Güter aufgespeichert sind. Nun stürzte sich der Strom des Forschens in die dämmerige, unabsehbare Höhle hinein.

Kants Meinung war gewesen, die Grenzen unseres Erkennens zu zeigen und die Unmöglichkeit, das Ding an sich, den Kern des Erscheinenden, zu greifen, solange wir

in die Maske unsrer Sinne und angeborenen Vorstellungen vermummt sind; wie zwei Ritter in Rüstung, wenn sie sich die Hand geben, nicht die Hand selbst, sondern nur das unempfindliche Eisen berühren und fühlen. So etwa sollten sich der Mensch und die Welt gegenüberstehen; zwei Vermählte, denen die erste, blind feurige Umarmung die erträumte Vereinigung und Befriedigung nicht gebracht hat, und die nun, nachdem sie allmählich von ihrer bitteren Enttäuschung und Erkältung zurückgekommen sind, verzichten und sich zu einem freundschaftlichen, schonenden Nebeneinanderleben entschließen. Wie angemessen, tapfer und bewundernswert dies auch unter Umständen sein mag, so ist es doch nichts anderes, als ein modus vivendi; der Mensch ist ein geborener Held, der, wie Achilles, auch in weibisches Gewand verkleidet, nach dem Schwerte greift, sowie er eins von ferne klirren hört; ein Königssohn, dessen Natur nach der Krone zu trachten, wie zurückgedrängt sie auch durch Zufall oder Absicht sei, früher oder später desto mächtiger hervorbricht. Daß es dennoch möglich sei, möglich sein müsse, die Welt zu durchdringen, ihre Seele zu berühren, allwissend zu werden, war die erste dunkle philosophische Regung im Kreise der Romantiker.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot,
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot,"

diese Goetheschen Worte erklärte der junge Friedrich Schlegel für seinen Wahlspruch. Goethe, den Vertrauten der Natur, proklamierten sie im Athenäum als ihren Führer, als den Vertreter der neuen Zeit; neben ihm aber einen andern Mann, einen Schüler Kants, der das, was er Natur nannte, nichtachtend mit dem Fuße von sich stieß: Fichte.

Aus seinen Bildern sehen uns seine großen Augen mit einem fanatischen, zehrenden Geistblick an, der nichts

von den wechselnden farbigen und plastischen Gegenständen um sich her wahrzunehmen scheint; man könnte sich aus seinen Augen seine Philosophie erklären: für sie gibt es nichts als das Absolute, ein großes Begriffsgerippe anstatt des atmenden, blutwarmen Naturleibes. Das tollkühne System berührt den Boden nur in dem einen Punkte: Ich bin ich. Von da aus türmt es sich schwindelnd empor. Wer hinaufklettert, greift vergebens nach einem festen Halte außerhalb, dabei wagt er weder über noch unter sich zu blicken, wo rings der Abgrund des Nichts ist, und die Luft wird dünner und dünner. Es leuchtet ein, daß das nicht jedermanns Sache ist. Indessen wer geistige Gelenkigkeit und Energie genug besitzt, um den Versuch nicht zu scheuen, bei dem kann die halsbrecherische Übung sogar zur Passion werden, und er gewöhnt sich daran, auf die Gefahr hin, schließlich einmal das Genick dabei zu brechen. Trotzdem, auch wenn man annimmt, die Arbeit des abstrakten Denkens sei der damaligen Jugend nicht so widernatürlich und peinlich gewesen, scheint es erstaunlich, daß eine solche Lehre unter ihr Epoche machen konnte, daß sie, wie es tatsächlich der Fall war, die stürmischen jungen Gemüter jener revolutionären Zeit begeisterte. Die Verwandlung der Welt in ein Ich, die Fichte vornahm, war die heroische Tat, die ihm die Jüngerschaft der modernen Geister gewann. Dahin drängte die Zeit, es war, was jeder in sich erlebte. Daß die Welt bei Fichte nur eine äußere und das Ich nur ein erkennendes, vorstellendes, bewußtes war, kein fühlendes, dieser Mangel verschwand zunächst vor der Form des mächtigen Gedankens. Es gebe, sagte Fichte, nur zwei Arten der Philosophie; die kritische, die die Grenze des Ich-Bewußtseins nicht überschreite, dies sei die Kantsche, und im Gegensatz dazu die des Spinoza, welcher jene Grenze überschritten habe. Eine

Täuschung ist es zu wähnen, es gäbe noch ein Außerhalb dieser Grenze; denn kann irgend etwas sein außer in unserm Bewußtsein? Was uns von uns unterschieden zu sein, was uns nicht Ich zu sein scheint, ist doch auch wieder nur eine in uns existierende Vorstellung; und weil wir den Begriff des Ich nicht bilden könnten ohne etwas, was nicht Ich ist, müssen wir eine Welt von uns lösen und uns davon unterscheiden. Eine optische Täuschung gleichsam verlegt das Ding an sich nach außen; wir sind es. Auch der stumpfeste Mensch wird geboren mit einer Einbildungskraft, die ihm die Welt schafft: er ist der Gott, der aus dem Chaos Licht werden läßt, den Himmel von der Erde scheidet, den Gang der Gestirne ordnet und nach einem moralischen Gesetz, das er aufstellt, die Handlungen des Geistes regelt.

Daß nichts außer dem Ich sei, war das Packende und Unantastbare in Fichtes Lehre; wäre er nur noch darauf gekommen, daß jene Grenze des Ich-Bewußtseins im Ich selber liegt, daß also das Nicht-Ich ist, aber allerdings nicht außer dem Ich, sondern in ihm, seine dunkle Hälfte, so hätte er in Wirklichkeit die Welt mit eingeschlossen, von der er jetzt abstrahierte und der Natur, die ihm jetzt nichts als vergängliche Materie war, den Geist gegeben. Denn das Ich und die Welt sind, nach einem Worte von Novalis, integrante Hälften.

Gerade in Fichtes Einseitigkeit lag eine verblüffende Größe. Wie ein blinder Riese schritt er durch die Natur und verhüllte sie mit seinem Schatten vor den Blicken derer, die sich ihm anschlossen. Hinreißend und erhebend wirkte sein Glaube an das Allvermögen des menschlichen Geistes. Die Menschheit fing an zu ahnen, was es eigentlich bedeute, daß sie im Bilde Gottes geschaffen sei. „Was ist denn unsre Würde", schrieb Friedrich Schlegel, zwanzigjährig an seinen Bruder, „als die Kraft und der

Entschluß, Gott ähnlich zu werden!" Dies tastende Gefühl, daß ein unendliches Ziel und eine göttliche Bestimmung vor dem Menschen liege, erleuchtete Fichte mit dem scharfen Lichte seines Bewußtseins. An dem Gedanken der Einzigkeit und Höhe des Menschen konnte sich der herbe Denker berauschen, und diese abstrakte Trunkenheit, in die er sich zuweilen in seinen Schriften steigerte, ist wohl geeignet, sich dem Leser mitzuteilen. Ich will ein Beispiel herausgreifen, wo er folgendermaßen über die Würde des Menschen spricht:

„Erst durch das Ich kommt Ordnung und Harmonie in die tote formlose Masse. Allein vom Menschen aus verbreitet sich Regelmäßigkeit rund um ihn herum bis an die Grenze seiner Beobachtung — und wie er diese weiter vorrückt, wird Ordnung und Harmonie vorgerückt. Durch seine Beobachtung falten sich die Weltkörper zusammen und werden nur Ein organisierter Körper; durch sie drehen die Sonnen sich in ihren angewiesenen Bahnen. Durch das Ich steht die ungeheure Stufenfolge da von der Flechte bis zum Seraph; in ihm ist das System der ganzen Geisterwelt, und der Mensch erwartet mit Recht, daß das Gesetz, das er sich und ihr gibt, für sie gelten müsse; erwartet mit Recht die einstige allgemeine Anerkennung desselben. Im Ich liegt das Unterpfand, daß von ihm aus ins Unendliche Ordnung und Harmonie sich verbreiten werde, wo noch jetzt keine ist; daß mit der fortrückenden Kultur des Menschen zugleich die Kultur des Weltalls fortrücken werde ..... was euch Tod scheint, ist seine Reife für ein höheres Leben — in jedem Momente seiner Existenz reißt er etwas Neues außer sich in seinen Kreis mit fort, bis er alles in denselben verschlinge: bis alle Materie das Gepräge seiner Einwirkung trage und alle Geister mit seinem Geist Einen Geist ausmachen. — — Das ist der Mensch; das ist jeder, der

sich sagen kann: ich bin Mensch. Sollte er nicht eine heilige Ehrfurcht vor sich selbst tragen und schaudern und erbeben vor seiner eigenen Majestät? ...."

Diese Überzeugung von der schöpferischen Stellung des Menschen im Mittelpunkte der Welt, vorgetragen ohne den empörenden Übermut des Emporkömmlings, sondern mit dem angeborenen Bewußtsein, daß Adel verpflichtet, weckte den lauten Widerhall in der Brust der romantischen Jugend; daß im eigenen Innern die Lösung aller Geheimnisse und der Quell aller Zukunft ruhe, war eben ihr Glaube und ihre Ahnung. Begründen konnte Fichte die unerhörten Forderungen, die er an die Menschen stellte, nur durch das Kommandowort: du sollst! das mit Sternenschrift am Himmel jedes Bewußtseins flammen sollte, eine angeborene moralische Sonne, deren Dasein vorauszusetzen war.

Es ist merkwürdig, wie wenig Beeinflussung eine philosophische Lehre ausübt, wie sie selbst vielmehr von jedem Geiste, der sie auffaßt, Umbildung erfahren muß. Für manchen mochte Fichtes Ansicht eine Stütze des edelsten Strebens, eine Schule der Erhabenheit sein, schwache und unklare Gemüter sogen sich Gift daraus. Tieck, in dem kein Zug mit Fichte sympathisierte, hat im Lovell unnachahmlich dargestellt, wie zerrüttend die strenge Ich-Wissenschaft auf Kopf und Gemüt wirken konnte. In das gefühlsfromme Herz des Jünglings dringt die Lehre, daß die Natur, die ihn umgibt, der er sich mit so sehnsüchtiger Innigkeit hinzugeben pflegte, nichts ist als ein Bild, das seine Einbildungskraft ihm vor die Sinne stellt; nirgends, nirgends antwortet seiner Liebe ein begegnendes Gefühl, sich selbst findet er in entsetzlichem Einerlei, wohin sein verlangendes Auge sieht, die ganze Welt ist nur ein Spiegel, der ihm die Ewigkeit seines trostlosen Alleinseins vorhält.

„Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei."

Wie ein Taschenspieler und Zauberer steht er einsam inmitten der wesenlosen Schatten, die er auf die leere weiße Wand wirft, damit er sie nur nicht sieht, die außer ihm das Einzige ist, was ist. Können ihn die Bewegungen der Hampelmänner interessieren, die er selber tanzen läßt? Soll er den Sprüchen lauschen, die die Marionetten aufsagen, da er sie ihnen selbst in den Mund gelegt hat? Es ekelt ihn, immer und immer nur die eigenen Stücke aufführen zu sehen.

„Oft schwebt die Welt mit ihren Menschen und Zufälligkeiten wie ein bestandloses Schattenspiel vor meinen Augen. Oft erschien ich mir dann selbst wie ein mitspielender Schatten, der kommt und geht und sich wunderlich gebärdet, ohne zu wissen warum. Die Straßen kommen mir dann nur vor wie Reihen von nachgemachten Häusern mit ihren närrischen Bewohnern, die Menschen vorstellen, und der Mondschein, der sich mit seinem wehmütigen Schimmer über die Gassen ausstreckt, ist wie ein Licht, das für andere Gegenstände glänzt und durch einen Zufall auch in diese elende lächerliche Welt hineinfällt."

Immer nur sein eigenes Bewußtsein ausschöpfend, gerät er in entsetzliche Verarmung. Dem König Midas ähnlich, dem sich alles in Gold verwandelte, was er essen wollte, muß er verschmachten, weil er seinem Geiste keine andere Speise als das eigene Ich zu geben hat. Während für denjenigen, den eine Fülle verwandter, befreundeter oder verhüllter Erscheinungen umringt, die Welt ein Schlaraffenland ist, das auszumessen er sich Jahrtausende des Lebens wünscht, steht er gelangweilt, heißhungrig, ausgeleert zwischen den Spiegelbildern seines kranken Ich:

„Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprünge versucht, um die Gegenstände um mich her in andere zu verwandeln. Aber noch hat sich mir kein Geheimnis enthüllt, noch hat die Natur nicht meinen Bezauberungen geantwortet; es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen und keine neue Erfahrung zu machen. . . ."

Der Zweifel an der Wirklichkeit der sinnfälligen Außenwelt reißt den grübelnden Geist weiter zum wahnsinnigen Zweifel an sich selbst. Mit dieser tollen Selbstvernichtung wechselt aber der Übermut des plötzlich König gewordenen Kindes. Denn der bisher als ein Liebender und Anbetender im Heiligtum der Natur gekniet hatte, erfährt auf einmal, daß er der Herr ist, der sie gemacht hat, wo sie schön ist, auf dessen Trost sie harrt, wo sie Mängel hat.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten.
Im trüben Schimmer liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachte
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ohne Zweifel könnte dies Bewußtsein einen starken Geist zum höchsten Heroismus entflammen; aber den weichlichen Lovell drückt die Würde bald nieder, bald leiht sie ihm den Vorwand, seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen.

„So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an der Kette, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen! Ich selbst bin

das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetze gehorcht alles."

Es ist selbstverständlich, daß man nicht Fichte dafür verantwortlich machen kann, wenn junge Leute ihr krankhaft angeschwollenes, leidendes Ich seinem höchst korrekten Begriff unterschoben und dann an dieser popularisierten Philosophie zugrunde gingen. In Novalis' schönem Gemüt entzündete jeder hineingesprühte Ideenfunke eine schlank auflodernde Flamme; wie er nichts erleben konnte, das ihm nicht wohl tat und ihn nicht förderte, konnte er auch keinen Gedanken aufnehmen, der nicht neue, lebensvolle Gedanken in ihm belebt hätte. Wie wundervoll vermischen sich Trunkenheit und Besonnenheit in seinem philosophischen Jubelrufe: „Was ich will, das kann ich. Bei den Menschen ist kein Ding unmöglich." Es könnte scheinen, als ob das Fichtes Sprache wäre; aber wenn er und Novalis „ich" sagten, so hatten sie etwas ganz Verschiedenes im Sinne. Aus Reizungen der Sinne schafft sich der Mensch eine bunte, geräuschvolle, greifbare, ja vernünftige Welt: er ist ein Zauberer; aber ich zaubere, ohne es zu wissen, also bin ich es nicht, sondern ein anderes Ich, das jenseit meines Bewußtseins herrscht, vollzieht in jedem Augenblick diese unerhörte Verwandlung. Wenn es mir gelingt, mich dieses transzendentalen Ich zu bemächtigen, dann bin ich Zauberer, dann bin ich erst in Wahrheit ganz Ich. An ihrem pfeilgraden, stolzen Falkenfluge erkennt man die Gedanken Novalis'. Offenbar war es ihm, daß der Mensch sein inneres Königreich noch nicht ganz kannte, geschweige denn beherrschte, aus einer unabsehbaren Tiefe, wohin der Blick nicht dringen konnte, drang der Ton mächtigen Lebens, und ohne weiteres wagte er den verwegenen Harrassprung hinunter. Die beiden Reiche zu verbinden, unter ein Szepter zu bringen, die unbewußte Zauberkraft

bewußt und dadurch sich erst zu eigen zu machen, war sein Programm für die Zukunft der Menschheit, die Aufgabe, die er ihr stellte. Man soll ihn selbst sprechen hören:

„Der größte Zauberer würde der sein, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zauberei wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte das mit uns nicht wirklich der Fall sein?"

„Unser Körper soll willkürlich, unsere Seele organisch werden."

„Willkürliche Glieder sind Sinne in strengerem Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbesserung des Menschengeschlechts, der Graderhöhung der Menschheit. Bildung und Vermehrung der Seele ist das wichtigste und erste Unternehmen."

„Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisiert. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannigfach, als er mannigfach ist. Die Welt der Tiere ist schon ärmer und so herunter."

„Kunst, unsern Willen total zu realisieren. Wir müssen den Körper wie die Seele in unsere Gewalt bekommen. Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modifikation der Welt; wir müssen also unsern Körper zum allfähigen Organ auszubilden suchen. Modifikation unseres Werkzeugs ist Modifikation der Welt."

„Werkzeuge armieren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnismäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da."

„Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die

Wirkungen der Kunst, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Phantasie usw. sind Indikationen genug. Überdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über einzelne. gewöhnlich der Willkür entzogene Teile ihres Körper erlangt haben. Dann wird jeder sein eigener Arzt sein und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar imstande sein, verlorene Glieder zu restaurieren, sich bloß durch seinen Willen zu töten und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen — dann wird er vermögend sein, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet."

Ganz wie Fichte nannte Novalis den menschlichen Körper den einzigen Tempel, den es in der Welt gebe: „man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet", und ganz wie Fichte verlangt er vom Menschen, daß er Erzieher der Natur sei, die moralisch werden müsse durch ihn. Anderseits hatte auch Fichte von der Teilbarkeit des Ich gesprochen und das, was er Nicht-Ich nannte, das Objekt, als wiederum teilbar, dem teilbaren Ich in ihm selber entgegengesetzt, so daß man hätte meinen sollen, er hätte an der Realität der Außenwelt, die das Ich in sich hat, ihr wirkliches Dasein überhaupt und ihren Zusammenhang mit den Menschen erkannt. Aber bei Fichte blieb alles toter Begriff, was Novalis lebendig machte. Wenn Novalis sagte, die Natur sei ein enzyklopädischer, systematischer Index oder Plan unseres Geistes, so konnte Fichte das unterschreiben; aber er gehörte zu denen, die sich „mit dem bloßen Verzeichnis unserer Schätze begnügen" wollen, während Novalis auf-

forderte, sie selbst zu betrachten, zu bearbeiten und zu benützen. „Das Fatum, das uns drückt," sagte er, „ist die Trägheit unseres Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unserer Trägheit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht herausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns herum, bis am Ende keine Negation mehr sein wird, sondern wir alles in allem sind. Gott will Götter."

So flößte Novalis Blut und Seele in das starre Knochengerüst von Fichtes System und bemerkte gar nicht, daß er selbst der Schöpfer dieses pulsierenden Lebens war. Daß das Fichtesche Ich eine Versteinerung war, losgerissen von dem Zusammenhang der lebendigen Natur, empfanden alle diejenigen, die den Strom ihrer unendlich entwickelnden Kraft in sich auf- und abschwellen fühlten. Viele, die sich an Kant und Fichte gebildet und die wissenschaftliche Methode dankbar angenommen hatten, gerieten in eine trotzige Widersetzlichkeit, als sie inne wurden, daß der Quell der Liebe in ihnen verschüttet werden sollte. Im Jahre 1796 verfaßte Franz Baader eine Schrift gegen Kant, die damals ungedruckt blieb, worin er dessen moralischen Imperativ angriff, da ein Mensch, der nur einem „du sollst" gehorchend gut handle, daneben ein abgefeimter Bösewicht sein könne. Auf die moralische Willensveränderung komme alles an, von der Kant, die Natur für unheilbar böse haltend, nichts wisse, und im Gegensatz zu dem Kantischen: lex est res surda et inexorabilis führt er zwei Sprüche frommer und menschenfreundlicher Heiden an, den des Seneca: Sanabilibus aegrotamur malis, nosque in rectum genitos, si sanari velimus, natura adjuvat; und den des Plinius: Deus est mortali juvans mortalem. Ebenso Schelling:

„Nur in dem Punkte, wo das Ideal uns selbst ganz auch das Wirkliche, die Gedankenwelt zur Naturwelt geworden ist, allein in diesem Punkte liegt die letzte, die höchste Befriedigung und Versöhnung der Erkenntnis, wie die Erfüllung der sittlichen Forderungen allein dadurch erreicht wird, daß sie uns nicht mehr als Gedanken, z. B. als Gebote erscheinen, sondern zur Natur unserer Seele und in uns wirklich geworden sind."

Man sieht, daß sich hier ein uralter Kampf erneuern sollte, derselbe, den Paulus gegen das Gesetz kämpfte als Verkündiger der Religion, der Freiheit und der Liebe.

Denn durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.

So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

Denn Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht.

Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden.

Regiert euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz.

Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Setzt man für das Gesetz Erkenntnis oder Absicht, für Glauben Trieb oder Instinkt, so sieht man, daß Liebe in Paulus' Sinne nichts anderes ist als was die Romantiker Vereinigung von Trieb und Absicht, Bewußtem und Unbewußtem nannten: ist der Instinkt durch die Erkenntnis, als durch seinen Zuchtmeister, so erzogen, daß ihm das Gute natürlich geworden ist, so ist er frei von ihm oder eins mit ihm in Liebe. Es ist begreiflich, daß die Romantiker, denen die Berührung von Natur und Bewußtsein im Ich eigentümlich war, die die beiden Hälften des teilbaren Ich gleichmäßig zu werten wußten, Fichte eine Zeitlang vergöttern konnten als geborenen Zucht-

während er sie ärztlich behandelte, teuer, ja unentbehrlich geworden war. Er lebte mit Marianne Lessing lange in einer im Ganzen glücklichen Ehe, während welcher die beständige Kränklichkeit der Frau seine Geduld schweren Prüfungen unterwarf. Die erste Geliebte wurde die Frau eines anderen Arztes, des Professor Ringseis. Ringseis war immer wegen seiner Unempfindlichkeit gegen Frauen geneckt worden; als er seine nachmalige Gattin, Friederike, kennen lernte, war er bereits in den 30er Jahren, und auch sie befand sich jenseits der ersten Jugend. Obwohl er sie liebte, führte er sie nicht heim, bevor er sich von ihrer Religiosität überzeugt hatte, und sie lebten ohne Überschwänglichkeit, aber in herzlicher Gemeinschaft bis ins hohe Alter.

Alle diese Frauen waren tüchtige, hübsche Frauen, geistig nicht hervorragend, aber munter, talentvoll und bildsam. Sie beeinflußten die geistige Entwickelung ihrer Männer nicht unmittelbar, trugen aber zu ihrer häuslichen Behaglichkeit und ihrem menschlichen Glücksgefühl viel bei. Kinder fehlten diesen Ehen nicht. Die Liebe war bei den genannten Männern hauptsächlich der familienbildende Instinkt, durch den sie sich als Glieder in die Gattung einreihten. Unter den eigentlichen Romantikern war nur Tieck Vater; Hoffmann hatte ein kleines Mädchen, das früh starb, Brentanos Kinder starben bald nach der Geburt.

Eine Zwischenstellung nehmen Justinus Kerner und Gotthilf Heinrich Schubert ein, die einander auch äußerlich geglichen haben sollen. Sie waren nicht ewige Jünglinge und wurden auch nicht Männer, sondern blieben ihr Leben lang Kinder. Sicher wie Nachtwandelnde gingen sie ihren Weg, selten mit Bewußtsein das richtige wählend, doch immer überzeugt, es werde sich von selbst alles zum Guten kehren. Sie fühlten sich immer von Wundern

belebt .... Oft ist mir jetzt, als wollte das Gewand der Gegenstände entfliehen wie von einem Sturmwind ergriffen, und ohnmächtig fällt mein Geist zu Boden, und die Gewöhnlichkeit tritt an ihre Stelle zurück."

Unbefriedigt von der Wissenschaft des Tages zog er sich in seine Waldeinsamkeit zurück mit dem alten Jakob Böhme, dessen verhüllte Mystik ihm verständlicher war als Fichtes unbiegsame Logik. Da las er von der einen Natur, die durch das Sehnen nach Gottes Licht offenbar wird, von dem sehnenden Willen der Natur, die das Paradies in sich spürt und im Paradies die Vollkommenheit, wonach sie sich erhebt und drängt und ängstet, in welchem Drängen sie immer etwas Schöneres, Höheres, Neues hervorbringt. „Nun ist ein Geist anderes nichts als ein aufsteigender Wille, und ein Willen hat die Ängstlichkeit zur Geburt, und in der Ängstlichkeit gebiert sich das Feuer, und im Feuer das Licht, und vom Licht wird der Wille freundlich, lieblich, mild und süß; und im süßen Willen gebiert sich die Kraft, und in der Kraft gebiert sich das Reich und die Herrlichkeit." Der bestrickende Zauber, den diese geheimnisvolle Verkündigung auf den Romantiker ausübte, lag ohne Zweifel darin: daß hier keine unversöhnliche Entgegensetzung von Geist und Natur war, oder Ausschließung des Einen, sondern daß nichts war außer der einen Natur, die kraft ihres sehnenden Willens sich wandelt und erhebt durch das Licht zum Reich Gottes und der Herrlichkeit.

Alles, was man an Fichte vermißte, teils noch von ihm erwartete, wovon die Romantiker unklar träumten, das wurde plötzlich durch einen ganz jungen Mann, vom Katheder herab, fest, überlegt, machtvoll verkündet als eine neue Wissenschaft: Naturphilosophie. Man kann sich kaum vorstellen, wie Schelling die jungen Geister packte und hinriß: seine Lehre war ihnen eine Befreiung. Augen-

blicklich schieden sich feindliche Lager: sein Feldzug, an der Spitze eines kleinen aber leidenschaftlichen Trupps, war wie der etwa gleichzeitige eines andern Generals, Bonapartes, ein Stürmen von Sieg zu Sieg. Das Große, Neue, Packende in den kleinen Schriften, die er nacheinander veröffentlichte, war nun eigentlich der Glaube an die Einheit und Vernünftigkeit des Alls. „Hätte Kepler seine Forschungen machen können ohne den Glauben an die Vernünftigkeit des Sonnensystems?" sagte Baader einmal. Eben dieser Glaube war die Grundlage von Schellings Philosophie. Während er noch durchaus Fichtes Anhänger war, schwebte ihm der Gedanke vor, daß Einheit von Wissen, Glauben und Wollen das letzte, höchste Ziel der Menschheit sei; daß Sein und Erkennen, Gegenstand und Vorstellung im Grunde eins seien; daß die Geschichte des Alls eine Geschichte des Selbstbewußtwerdens sei. Er billigte, daß Fichte in seiner Philosophie vom Ich ausging, wie denn Fichte es auch nicht tadelte, daß ein anderer von der Natur ausginge; denn beide müssen sich ja notwendig treffen, beide Wege seien gleich richtig, beide hätten dasselbe Ergebnis. Die Natur nämlich kämpft sich durch zum Ich.

Schellings Philosophie ist eine Entwickelungslehre. Die organische Natur sah er an als eine höhere Potenz der anorganischen, wenigstens die Hoffnung hegte er, daß man einmal alle Organisationen als sukzessiv, allmähliche Entwickelung einer und derselben ursprünglichen Organisation darstellen könne. Die Entwickelung geschieht in der Form eines Riesenkampfes zwischen zwei Grundgewalten, die auf unzähligen Stufen in unzähligen Verwandlungen erscheinen: der Kampf ist die Geschichte der Natur und des Lebens. Die Natur ist das trägste Tier, das alles haßt, was es zur Bewegung und zur Tätigkeit zwingt. Darum haßt sie die Dualität, die die Ursache des Lebens

ist, haßt das Geschlecht, haßt das Individuum, und möchte es in den Schlummer der Bewußtlosigkeit zurückziehen. „Die Natur haßt das Geschlecht, und wo es entsteht, entsteht es wider ihren Willen. Die Trennung der Geschlechter ist ein unvermeidliches Schicksal, dem sie, nachdem sie einmal organisch ist, sich fügen muß, und das sie nie vermeiden kann. — Daß sie das Individuum nur gezwungen und der Gattung wegen ausbildet, erhellt daraus, daß, wo sie in einer Gattung das Individuum länger erhalten zu wollen scheint (obgleich das nie der Fall ist), dagegen die Gattung unsicherer wird, indem sie die Geschlechter weiter auseinander halten und gleichsam voneinander flüchten muß. In dieser Region der Natur ist der Verfall des Individuums minder sichtbar schnell als da, wo die Geschlechter sich näher sind, wie in der schnellwelkenden Blume, wo sie bei ihrem Entstehen schon in dem einen Kelch wie in das Brautbett gefaßt sind, wo aber deswegen auch die Gattung gesicherter ist."

Beständig drängt die Natur auf den Organismus ein, sein Leben ihren chemischen Kräften zu unterwerfen. Aber eben was das Leben zerstreuen sollte, erhält es; denn im Ankämpfen gegen die Natur, um sein Einzelrecht gegen sie zu behaupten, bildet der Organismus seine Glieder zu immer tüchtigeren Waffen und begegnet jedem Reiz von außen durch erhöhte, verfeinerte Wirksamkeit. So vervielfältigen und steigern sich die Bildungen im Kampf ums Dasein.

Man könnte hier einen interessanten Vergleich verfolgen: das Lebendige ist der Protestantismus, der sich aus dem Mutterschoße der allgemeinen, alleinseligmachenden Kirche losgerissen hat, das negative, verneinende, protestierende Element. Sie gibt ihren Anspruch nicht auf, immer streckt sie ihre Arme flehend, lockend, versprechend, drohend nach den Abtrünnigen und Ketzern aus.

Wenn sie dem Rufe folgten und wenn jede Protestation aufhörte, müßte, wie sich das jeder aus der Geschichte folgern kann, Ruhe, Verfall und Verwesung schließlich eintreten.

Wenn der äußere Reiz der Natur, der den Organismus angreift, um ihn zu zerstören, aufhört, oder richtiger gesagt, wenn der Organismus unempfindlich für ihn wird, gleichsam von ihm unabhängig, ist er dem Erlöschen nahe; denn eben Kampf und Bewegung ist das Wesen des Lebens. Also ist Sehnsucht nach Ruhe Sehnsucht nach dem Tode.

„Alles, was da lebt und leibet, geht aus dieser Androgynenlust hervor", sagt Baader, „sie ist die geheime, undurchdringliche, magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebett, dessen Rein- und Unbeflecktherhaltung das selige, gesunde, dessen Verunreinigung das unselige, kranke Leben gebiert. Jede lebendige Kreatur in jeder Stufe und Sphäre des Lebens ist, wie die Alten sagten, solarisch und terrestrisch oder siderisch und elementarisch zugleich, und das Sakrament des Lebens wird ihnen allen nur unter diesen zweien Gestalten dargereicht." Zum ersten Male stellte Schelling dies Drama des Weltalls, diesen Zwiespalt im Einen, das endlose Sichsuchen, Vereinigen und Auseinanderfliehen der getrennten Pole, die Disharmonien, die sich in einem großen harmonischen Zusammenhang auflösen, mit überwältigendem Ungestüm dar. An die Stelle des Fichteschen starren: Ich bin — trat ein unendlich lebensvolles, aussichtsreiches, hoffnungsvolles: Ich werde. „Wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime zum Ich-Werden", heißt es bei Novalis. Und nicht etwa hatte dies ewige Werden etwas trostlos Ermüdendes: die allumfassende Einheit steht wie ein besänftigender Goldgrund hinter dem bunten, stürmisch bewegten Gemälde, wie eine

Sonne still im Reigen der Planeten. Ein Band verbindet Endliches und Unendliches, Bewußtes und Unbewußtes — Schelling nennt es die Copula — die unendliche Liebe seiner selbst, die Lust des Sichoffenbarens, lauter Bejahungsfreude. Dies Band erkennt man in der Natur als Schwere, im Menschen soll es vollends durchbrechen und das Verbundene zur Freiheit führen.

Schelling gab dies alles nicht systematisch, sondern wie es in ihm entstand, in springenden Einfällen, die es ihm immer klarer und klarer werden ließen. Es waren lauter Blitze, die schnell, zuckend die goldene Unendlichkeit des Himmels aufrissen und dann wieder verhüllten, so daß eine unstillbare Sehnsucht zurückblieb. Vielleicht fesselte er gerade dadurch so sehr. An der Stelle eines Briefes, den der junge Norweger Steffens im Jahre 1800 an den noch jüngeren Schelling schrieb, möge man den Eindruck ermessen, den seine ersten naturphilosophischen Werke machten: „Nichts hat mich so begeistert wie Ihre Transzendentalphilosophie. Es ist das Umfassendste, was ich kenne — das wahrste System — ein erhabenes Kunstwerk — immer flieht sich, was sich suchen soll — ich geriet in die fürchterlichste Spannung, verlor mich, um die Welt zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie hinein, um von dort den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht unmittelbar wie den dichtenden Gott in meinem Busen habe. Hier sah ich nach und nach die Sterne hervortreten — bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufstieg und alles erhellte. Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung. Tränen der heiligen Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in die unendliche Fülle der göttlichen Erscheinung. . . . Hier lege ich den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen sicher reichen wird."

Für die Romantiker war aber dies das Wichtigste: daß das ihnen angeborene Gefühl, Natur und Geist als Eins zu sehen, durch Schelling bestätigt und zu einer wissenschaftlichen Ansicht erhoben war. Er wußte genau, zu was für verhängnisvollen Irrtümern es führen kann, wenn man koexistierende Erscheinungen nur als Ursache und Wirkung voneinander fassen kann; welche barbarische Plumpheit des Denkens später einriß. Als koexistierende Erscheinungen, die sich gegenseitig erklären, betrachtet er Natur und Geist, Inneres und Äußeres. Ein Lieblingsschriftsteller der Gebrüder Schlegel, Hemsterhuis, hatte gesagt, der Körper sei geronnener Geist und das körperliche Universum ein geronnener Gott. Friedrich Schlegels „Geist ist Naturphilosophie" und mehrere Aussprüche von Novalis: „Die Welt ist ein Universaltropus des Geistes, ein symbolisches Bild desselben", „Der Mensch ist eine Analogienquelle für das Weltall", „Das Äußere ist ein in Geheimniszustand erhobenes Innere", „Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist", „Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst" sind lauter verschiedene, funkelnde Fassungen des Grundgedankens der Naturphilosophie, wie er in den Köpfen sich geregt hatte und durch Schelling zum Bewußtsein gebracht war. Gewiß war es durchaus nicht nur das katholische Wesen in Tiecks Genoveva, das die Jugend so mächtig bezauberte, sondern ebensowohl jene Stellen naturphilosophischer Mystik:

Was in den Himmelskreisen sich bewegt,
Das muß auch bildlich auf der Erde walten,
Das wird auch in der Menschen Brust erregt,
Natur kann nichts in engen Grenzen halten,
Ein Blitz, der aufwärts aus dem Zentro dringet,
Er spiegelt sich in jeglichen Gestalten,

Und sich Gestirn und Mensch und Erde schwinget
Gleichmäßig fort und eins des andern Spiegel,
Der Ton durch alle Kreaturen klinget.
Drum wer die Weisheit kennt, kennt keine Zügel,
Er sieht die ganze Welt in jedem Zeichen,
Zur Sternenwelt trägt ihn der kühne Flügel.

Und wieder:

Doch wurde mir seltsamer Weise verliehen
In innere Tiefe der Natur zu schauen.
Da sah ich was getrennt zusammenhängen,
Und was dem blöden Auge einig scheint,
In ferne Grenzen auseinander fliehen.
Wie Stein' im Abgrund die Metalle formen,
Wie Geister die Gewächse figurieren,
Wie sich Gedank' und Wille korporieren,
Wie Phantasie zum Kern der Dinge dringt.
Durch Einbildung Unmögliches gelingt,
Wie jeder Stein uns stumme Grüße beut,
Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid.

Darin ist allerdings mehr von Jakob Böhme als von Schellings Geist. Es ist bezeichnend, daß Tieck Äußerungen der eben angeführten Art fast nur gefährlichen und dämonischen Menschen in den Mund legte: mystisch gesprochen kannte er fast nur die schwarze Magie. Nur mit der Phantasie, wie er in jenen Versen sagt, wollte er zum Kern der Dinge dringen. Geist in der Natur zu sehen, war im Grunde nichts Neues. Das Kind, dem Quell und Baum und Blume leben, die alten Götterlehren, die nichts anderes taten als die Natur beseelen, jeder Dichter, jeder Künstler war willig auf diese Verwandlung eingegangen. Aber das ist naive Kindlichkeit, die noch gar nicht zwischen sich und der Natur unterscheidet. Erst nachdem die Menschheit die Natur entgöttert hatte, indem sie ihr durch den scheidenden Verstand den Geist entzog, wurde sie ihr furchtbar und

der Gedanke, es könnte eine Seele in ihr leben, entsetzenerregend. Sobald man sich klar ist, daß der Geist, der die Natur regiert, bewußtloser Geist ist, muß jedes Gefühl des Grauens schwinden; nur freilich: ist es Geist, so kann ihn doch der Geist des Menschen berühren, auf ihn wirken, ihn ersetzen und so die Kraft der Natur für sich benutzen! In diesem Gedanken des Zusammenhanges zwischen den Menschen und Natur fließt der Quell aller Wunder. In ihn tauchten alle, die die geheimnisvolle Dämmerung liebten, und wenn sie, wie Tieck, die Fähigkeit gehabt hätten, einmal mit klarer Verstandsfackel in das dunkle Gebiet hinein zu leuchten, und es nur aus wollüstiger Schwäche unterließen, bewegten sie sich nie ohne Gewissensunruhe darin, die das Grauen und Entsetzen eigentlich erst hervorrief oder doch steigerte. Die andern versenkten sich in diese Nachtwelt ohne Schauder, vielmehr mit der freudigen Begeisterung des Entdeckers. Wenn Schelling oder Baader oder Novalis sich in das Unbewußte, die Vergangenheit, die Natur, die Nacht des Menschen vertieften, geschah es nicht, um sich und andere zu betäuben und zu verwirren, sondern um durch diese Pforte ins Innere der Natur zu dringen und sie desto klarer zu erkennen.

Was schadet es, an Wunder zu glauben, die natürlich sind? Andre gab es nicht für den Naturphilosophen. Aber gerade deshalb waren sie allerdings bereit, an jedes, das die Vorzeit überlieferte, zu glauben. Sie hörten die stammelnden philosophischen Träume der mittelalterlichen Mystiker mit derselben Teilnahme wie die strahlenden Entdeckungen moderner Naturforscher. Einem späteren Geschlecht wurde der Trieb, alles im ganzen zu betrachten und von jeder Einzelheit auf das Allgemeine zu gehen, unverständlich. Friedrich Schlegels Bemerkung, es sei wunderbar, wie man von der Physik sofort auf Kos-

nogonie, Astrologie, Theosophie, kurz auf die mystische Wissenschaft vom Ganzen gerate, da man noch kein Experiment machen könne ohne Hypothese und jede konsequent gedachte zu einer Hypothese über das Ganze führen müsse, wäre ihnen lächerlich und verderblich — romantisch — erschienen. Ebenso lächerlich und unverständlich wäre es den Denkern und Forschern jener Zeit gewesen, eine Einzelerscheinung ohne Hinblick auf das Ganze zu studieren; denn welchen Wert hätte sie an sich haben können? Naturwissenschaftliche Studien trieb damals jeder Strebende, und der einzige große Zweck war, ins Innere der Natur zu dringen.

Baader hatte der Kantschen Lehre von den notwendigen Grenzen des menschlichen Erkennens vorgeworfen, sie komme auf den Sinn des alten Hallerschen Verses heraus: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist; zu glücklich, wem sie noch die äußere Schale weist." Diese strenge Selbsteinschränkung hatte die neue Philosophie von sich getan und gab die Menschen ihrem angeborenen Triebe zur Allwissenheit wieder. Die einen suchten die Seele der Welt draußen in der Natur, andere wagten den dunklen Weg durch ihre innere Natur nach der äußeren. Mehr oder weniger deutlich schwebte ihnen als Stern ihre Weltanschauung vor: daß die Entwickelung der Natur ein Bewußtwerden sei, das im Menschen seinen Höhepunkt erreiche, von welchem der Strom wieder in den Ausgangspunkt einmünde. Ich will Proben geben, wie verschiedene romantische Denker, Novalis, Schelling und Tieck, dies philosophische Glaubensbekenntnis jeder in seiner Weise darstellten. Zuerst eine Zusammenstellung von Notizen, wie sie Novalis als Grundlage zu einem größeren Werke niedergeschrieben hatte:

„Wir haben zwei Systeme von Sein, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das innigste unter-

einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußeren Reizen, deren Inbegriff wir die Natur oder die äußere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, die wir den Geist nennen oder die Geisterwelt. Man bemerkt bald, daß beide Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältnis stehen sollten, in welchem jedes, von seiner Welt affiziert, einen Einklang, keinen Einton bildet. Kurz, beide Welten, sowie beide Systeme, sollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Übergang von Monotonie zur Harmonie wird freilich durch Disharmonie gehen und nur am Ende wird eine Harmonie entstehen."

„Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen von dem Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in korrespondierenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung beisammen zu bleiben und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen."

„Metaphysik und Astronomie sind eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik (der Mensch ist eine Sonne); Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Bahnen der geistigen Physik ebenso werden, wie Sonne, Licht und Wärme in der irdischen Physik."

„Vor der Abstraktion ist alles Eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Verbindung ist eine freie Verbindung selbständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannigfache Welt verwandelt."

„Die Welt des Märchens ist der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzt und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. In der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige Chaos; das Chaos, das sich selbst durchdrungen, das in sich und außer sich ist."

„Mit Instinkt hat der Mensch angefangen, mit Instinkt soll der Mensch endigen. Instinkt ist das Genie im Paradiese vor der Periode der Selbstabsonderung. Der Mensch soll sich selbzweien und nicht allein das, sondern auch selbdreien."

„Die Welt ist die Summe des Vergangenen und von uns Abgelösten. So ist selbst der persönliche Gott ein romantisiertes Universum."

„Wenn unsere Intelligenz und unsere Welt harmonieren, so sind wir Gott gleich."

„Und was haben wir in der Zeit zu tun, deren Zweck Selbstbewußtsein der Unendlichkeit ist?"

„Es ist höchst begreiflich, warum am Ende alles Poesie wird — wird nicht am Ende die Welt Gemüt?"

„Die individuelle Seele soll mit der Weltseele übereinstimmend werden."

„Jetzt regt sich nur hier und da Geist; wann wird der Geist sich im ganzen regen? Wann wird die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen anfangen?"

„Alle Tätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus."

„Wir werden die Welt verstehen, wenn wir uns selbst verstehen, weil wir und sie integrante Hälften sind. Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist."

„Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat

gar nichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmonieren soll. Die Natur soll moralisch werden. Der moralische Gott ist etwas viel Höheres als der magische Gott."

Aus den beiden zuletzt angeführten Sätzen sieht man, daß Novalis dem unbewußten Naturgott, Pan, einen Gott entgegensetzt, der sich selbst ganz durchdrungen hat; man darf sagen: den zum vollkommenen Selbstbewußtsein entwickelten Menschen. Welchen man allerdings, vom Gesichtspunkte der Einheit aus, vom Zeitbegriff absehend, als ewig und also gegenwärtig existierend anzusehen hat.

Schelling hat seine Philosophie, mit der Absicht, dem Athenäum einen Beitrag zu liefern, in Knittelverse gebracht, die zwischen Scherz und Begeisterung vorgetragen sind:

Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg' und zahmes Tier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Möcht' sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In toten und lebendigen Dingen
Tut nach Bewußtsein mächtig ringen,
Daher der Dinge Qualität,
Weil er drin quellen und treiben tät.
[Hier eine Spur von Jakob Böhme]
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Tut jetzt in die Höhe schießen.

Und kämpfend so mit Fuß und Händ'
Gegen widrige Element',
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zu Besinnen;
In einem Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen,
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber find'. — — —

Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Der erste Blick, die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neu gebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel, so Tag wie Nacht erhellt,
Hinauf zu des Glaubens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist Eine Kraft, Ein Pulsschlag nur, Ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben!

Man hört diesen Versen an — auch wenn sie weniger faustisch klängen, würde man es tun —, daß dies eine Philosophie von und für Goethe war.

Zuletzt möge man noch hören, wie Tieck, in Form eines sinnvollen Traumes, die Philosophie von der Bewußtwerdung der Welt bekannte: „Ich war kaum eingeschlafen, als es mir vorkam, die ganze Welt um mich her habe ein neues Gesicht, die Bäume verzogen ihre Mienen, die ernsthaften Bäche und Felsen schienen zu lachen, die Ströme flossen mit rauschendem Gelächter ihre Bahn hinunter, die Blumen dehnten sich aus und streckten sich in allen Farben und schienen wie von einem tiefen Schlafe zu erwachen. Es überfiel mich, daß die ganze Welt in allen ihren Teilen sich zu einem fröhlichen Bewußtsein entzünde, und daß ein neues Licht die uralten Schläfer anrühre, in alle tief verschlossenen Kammern

gehe und sie rufe und erwecke. Wo will es hinaus? sagte ich zu mir selber . . . Es geschah aber plötzlich, daß aus der ganzen Natur der Tod und die hemmenden Kräfte herausgenommen wurden, und nun schwang sich die Uhr mit allen ihren Rädern gewaltsam und reißend herum, die Ströme stürzten mächtig und unaufhaltsam die Täler hinunter, die Felsenstücke trennten sich ab und wurden lebendig wie Blumen, die grünen Täler hoben sich und sanken wechselnd nieder. Alle Schöpfungskräfte rannten und stiegen wettlaufend die Adern der Natur hinauf und hinab, die Bäume knospeten und blühten, und augenblicks quollen die Früchte hervor, sie fielen vom Stamme nieder und das Laub verwelkte, worauf ein rascher Frühling sich wieder dehnte und in ihnen trieb, und so jagten sich Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die Ströme rissen und waren vom augenblicklichen Eise gehemmt, worauf die stürzende Woge wieder lebendig wurde. So ängstigte und erhitzte sich die Natur in sich selber, und endlich sprang die Knospe der Zeit und gab die eingefesselte Ewigkeit mit einem gewaltigen Klange frei, das verhüllte Feuer brach aus allem Irdischen hervor und das ewige uralte Element des Lichts herrschte wieder über der Tiefe, und alle Geister rannen in Einen Geist zusammen."

Es wird dem Schläfer klar, daß er erlebt, was man den Jüngsten Tag zu nennen pflegte.

Die neue Religion.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gärende Riesenkraft und wißt nicht, welche neue Geburt ihr erwarten sollt? Auferstehung der Religion.

Friedr. Schlegel.

„— — Noch ist alles nur Andeutung, aber sie verrät eine neue Geschichte, eine neue Menschheit, die süßeste Umarmung einer jungen, überraschten Kirche und eines liebenden Gottes und die innige Empfängnis eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine neue, goldene Zeit mit dunklen unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann, doch unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird."

So malte Novalis die neue Religion, die aus dem reichen, wogenden Chaos der Zeit aufsteigen sollte.

Unter Friedrich Schlegels vielen Plänen war der größte und erstaunlichste die Gründung einer neuen Reli-

gion, wovon er, im begreiflichen Argwohn, die Freunde möchten etwa kein großes Gewicht darauf legen, mit besonderem Nachdruck zu versichern liebte, wie ernst es ihm damit sei. Er fühlte sich fähig, dafür wie Luther zu predigen und zu eifern, wie Mohammed „mit dem feurigen Schwert des Wortes das Reich der Geister welterobernd zu überziehen", wie Christus dafür zu sterben. Auch stachelte er unermüdlich die Genossen zum Symbibliſieren an und sah mit Genugtuung wie ein Direktor, der seine Angestellten mustert, Schleiermacher in seine Religionsreden und Tieck in seinen Jakob Böhme vertieft. Als seinen eigentlichen Mitarbeiter aber betrachtete er Novalis, den einzigen, von dem keiner der Freunde bezweifelte, daß er Religion habe: ein Punkt, in dem sie sich eifersüchtig kontrollierten. Er verteilte die Rollen in der Weise, daß Novalis der Christus der neuen Religion werden solle und er sein Paulus, mit welchem Charakter er vorzüglich deshalb Ähnlichkeit zu haben glaubte, weil eine „gewisse Energie und Furie der Wahrheit nur da entstehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Schwerfälligkeit vorauging".

Als die Zeit seines Unglaubens mußte Friedrich wohl die ruhelosen Jünglingsjahre betrachten, wo er in peinvollem Ringen Gott in sich zu bilden suchte. Damals verlangte er, der Gegenstand des Enthusiasmus müsse für den reifen Mann sein eigenes besseres Selbst sein; das sei nicht Egoismus, sondern das heiße sein eigner Gott sein. Das Heranbilden des eigenen Ich zur Vollkommenheit sah er als das wichtigste Geschäft des Menschen an: das Beste, was ich mir zu denken vermag, ist meine Tugend. Diese Ansicht, eben die, durch welche er sich mit Fichte eins fühlte, entbehrte gewiß nicht der Erhabenheit. Kein Vorwurf ist ungerechter als der, den man wohl machen hört, die Romantiker hätten sich selbst vergöttert

um ungestraft zügellos leben zu dürfen; im Gegenteil erlegt das Bewußtsein, einen göttlichen Keim in sich zu haben, der nach Entwickelung drängt, eine Verantwortlichkeit auf, die eine ebenso große Anregung zur Tugend sein kann, wie irgend eine Aussicht auf himmlische Vergeltung; es kommt nur auf den Gottesbegriff an, den ein jeder sich macht. Wenn Friedrich gelegentlich davon sprach, daß der große, tugendhafte Mensch Gott verachten solle, so ist damit der alte Naturgott, Pan, gemeint, der Gott, der gleichsam dem Menschen gegenübersteht am Anfang der Entwickelung, die Basis der Pyramide, deren Spitze der Mensch ist. So unterscheidet auch Novalis wohl einmal zwei Götter: „Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat garnichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie nicht harmonieren soll. Die Natur soll moralisch werden. Der moralische Gott ist etwas viel Höheres als der magische Gott."

Das Geschick führte nun Friedrich auf einen Begriff, der ihm bis dahin gänzlich gefehlt hatte: den des Universums. Was in diesem Paulus den Umschwung herbeiführte, war nichts Schreck- oder Schmerzhaftes, vielmehr das Glück, das ihm plötzlich begegnete. Vorher hatte er sich immer vereinzelt gefühlt im Kampfe gegen die Welt, die er sich nicht zu assimilieren wußte, nun berührte sie ihn liebend und verständnisvoll. Er war wie einer, der starr über einen Fluß gebückt sein gespiegeltes Bild betrachtet hat und den auf einmal gute Genien umwenden, so daß er Wald und Wolken, Vögel und Menschen sieht, die hinter ihm ihr fröhliches Wesen treiben. Die strenge Sprache römischer Erhabenheit vergaß er nun, und an ihre Stelle trat glühende Anbetung des Universums, in das er „knollig verliebt" zu sein mit großem Wohlbehagen bekannte.

„Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir eins und alles, ... ist ein gewisser, gesetzlich organisierter Wechsel zwischen Individualität und Universalität, der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt; je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand; ja ich glaube fast, daß weise Selbstbeschränkung und stille Bescheidenheit des Geistes dem Menschen nicht notwendiger ist, als die innigste, ganz rastlose, beinah gefräßige Teilnahme an allem Leben und ein gewisses Gefühl von der Heiligkeit verschwenderischer Fülle."

Das neugewonnene Lustgefühl, Glied eines Ganzen zu sein, eines großen, ewigen, vernünftigen Ganzen, war Friedrichs Religion. Die kindlich stolze Freude, die er über diese Eroberung des Universums empfand, teilte sich seiner Umgebung mit und klingt in Schleiermachers Reden über die Religion nach. Denn was dort nach allen Abstraktionen der Religion bleibt, ist auch nichts weiter als Gefühl des Universums oder: menschliches Gefühl, abgezogen von jeder Einzelerscheinung, einzig bezogen auf das Universum. Schleiermachers Erklärung, man solle nichts aus Religion tun, aber alles mit Religion, sie müsse wie eine Musik das Leben begleiten, ist in etwas anderen Worten, was Friedrich in seinem Brief an Dorothea sagt: „Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größesten Phänomene zu sein scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt und dichtet und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Sein ausgegossen ist; wenn man nichts mehr in

der Pflicht, sondern alles aus Liebe tut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns."

Wieder sind wir mitten in die Pauliniſche Fehde gegen Kant und Fichte verſetzt; nicht ein getrenntes Sollen und Wollen im Menſchen iſt das Höchſte, ſondern Verſchmelzung der beiden, damit nicht Befehl und Gehorſam herrſche, ſondern die Freiheit der Liebe. So erklärt ſich, wenn Friedrich ſagte, daß eine Syntheſis von Fichte und Goethe Religion geben würde: Kant und Fichte haben die Philoſophie von der einen Seite bis an die Schwelle der Religion geführt, auf der andern luſtwandele Goethe in den Propyläen des Tempels. Und wieder denſelben Sinn hat ſeine Bemerkung, daß die antike Religion die Religion des Lebens, das Chriſtentum die des Todes ſei, daß aber Tod und Leben eigentlich eins ſeien; weshalb Novalis vom Chriſtentum ſagte, es ſchließe ſich an die Antike als der zweite Hauptflügel: „Beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit."

An dem Fichteſchen Element des Wiſſens, des Geſetzes fehlte es der Zeit nicht, man empfand ſogar die Notwendigkeit, es zurückzudrängen. Nicht einer unter den Romantikern, der nicht ein paar Lanzen für das Wunder gegen die Aufklärung gebrochen hätte. Sie fühlten, daß das Unbewußte, der wundertätige Glauben geſtärkt werden müſſe. Für die neue Zeit hätte man den Satz des Paulus, daß wir im Glauben und nicht im Schauen wandeln, umkehren müſſen. Denn die Kraft des Glaubens pflegt zu verkümmern, wenn die des Schauens zunimmt, wie zuweilen der Geiſt wächſt, wenn der Körper ſchwindet. Aber die Romantiker ſuchten den ſchlummernden Magier im Menſchen wieder zu erwecken. Neue, überwältigende Anſichten des Glaubens und des Wunders tauchten in ihrem

Kreise auf. „In dem Augenblick," sagt eine Notiz von Novalis, „wo ich Gott glaube, ist er." Wie die Welt ist, weil man sie glaubt; es ist der verdichtetste Idealismus, der zum unbewußten Willen, zur Natur zurückkehrt. Das Element der schaffenden Glaubenskraft ist im Gegensatz zum protestantischen das katholische, im Gegensatz zum christlichen das heidnische. Dies war das Element, das die Natur in die Religion hineinführte, welche das Christentum als Schein vernichtet, an welche das Heidentum glaubt, indem es sie göttlich beseelt. Wie eine Offenbarung empfing man Schellings jubelnden Aufruf: Kommt her zur Physik und erkennt das Ewige!, und die zahlreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft kamen dem Eifer entgegen, mit dem man ihm Folge leistete. Auch hatte Friedrich der Physik, mit welchem Namen man damals alles Naturwissenschaftliche umfaßte einen großen Platz in seiner Religion zugedacht: sie sollte die Grundlage der Mythologie bilden. Wie viel mehr konnte man jetzt die Natur personifizieren, da man ihre Kräfte als dieselben erkannte, deren Wirken man im eigenen Innern fühlte, und also die Wissenschaft jene Verwandtschaft mit dem Menschlichen bestätigte, die das Altertum geahnt hatte. Friedrich schloß seine Rede über die neue Mythologie damit, daß er die Freunde, an die sie gerichtet war, zum Studium der Physik auffordert: ihr würden die heiligsten Offenbarungen der Natur entspringen. Eine modern wissenschaftliche Naturreligion könnte man sich wohl aus Schellings Naturphilosophie herausbilden, und wie sie ihm selber vorschwebte, hat er in flinken Versen zu verstehen gegeben:

Gehe weder zur Kirche noch zur Predigt,
Bin alles Glaubens rein erledigt
Außer an die, die mich regiert,
Mich zu Sinn und Dichtung führt,

Das Herz mir täglich rührt
Mit ew'ger Handlung,
Beständ'ger Verwandlung,
Ohne Ruh' noch Säumnis
Ein offen Geheimnis,
Ein unsterblich Gedicht,
Das zu allen Sinnen spricht,
In deren tief gegrabnen Zügen
Muß, was wahr ist, verborgen liegen,
Durch Form und Bild sie zu uns spricht
Und verhehlet selbst das Innre nicht,
Daß wir aus den bleibenden Chiffern
Mögen auch das Geheime entziffern —
Darum, ist eine Religion die rechte,
Müßt' sie in Stein und Moosgeflechte,
In Blumen, Metall und allen Dingen
So zu Luft und Licht sich bringen,
In allen Höhen und Tiefen
Sich offenbaren und hieroglyphen.

Von eigentlichem Christentum ist da zunächst keine Spur.

Was für eine andre Welt tut sich uns auf, wenn wir nun zu Novalis gehen und aus seinem bescheidenen Munde Worte hörten wie die: „Unglück ist der Beruf zu Gott" oder „Liebe ist durchaus Krankheit; daher die wunderbare Bedeutung des Christentums." Es ist, als ob wir von der brausenden Üppigkeit der Naturfülle hinweg in ein einsames, tränensüßes Menschenauge sähen. Die Natur duldet das Schwache nicht; den kranken Vogel, der nicht mit nach Süden fliegen kann, töten seine Gesellen, sagt der Volksmund. In dem ungeheuren Kampfe hat keines Zeit nach dem zu sehen, was wund am Wege liegen bleibt. Nichts unterscheidet so sehr den Menschen von der Natur, als daß er darauf verfallen kann, Schmerz und Krankheit zu lieben. Das fassungslose Erstaunen der Heiden über den gekreuzigten Gott, ihr gesunder oder

ästhetischer Abscheu beweist, daß etwas grundsätzlich Neues darin lag, dem natürlichen Menschen Fremdes. Es ist selten oder unmöglich, daß ein ganz Gesunder die Schönheit in Schmerz, Krankheit und Tod sehen kann ohne Gewaltsamkeit oder Ziererei, und daß nicht andererseits das ekstatische Wesen des Kranken, der in seinen Leiden schwelgt, abstößt; vielleicht muß man gesund und krank zugleich sein, um sie in eine so ernste Holdseligkeit kleiden zu können, wie Novalis tat.

Schelling definierte Krankheit als Abweichung nicht nur von der absoluten Proportion der Kräfte, sondern auch von der individuellen, von der ein bestimmtes Wesen abhängt. Man kann sich nun wohl eine geistige Konstitution denken, in der eine Abweichung gar nicht möglich wäre, ohne daß das gebrechliche Produkt gleich zerstört würde; oder eine solche, deren Kräfte nicht selbständig genug wären, um aus der Regel zu treten, oder eine unentwickelt kindliche, wo keine Kräfte sich entzweien und gegeneinander empören können, weil sie noch eine zusammengefaltete Knospeneinheit bilden. Alle diese Arten der Gesundheit sind weder zuverlässig noch ehrenvoll; aus welchem Grunde auch in der Sage von der Versuchung in der Wüste Christus als der Sünde fähig gezeigt werden sollte. Ohne vorausgegangene Entzweiung ist nicht nur keine Versöhnung, sondern auch keine Liebe möglich, die ja nur zwischen zwei Gesonderten entstehen kann. Und Sondern ist auch ein Abweichen; Baader hat darauf aufmerksam gemacht, daß Sünde von Sondern kommt. Ebenso ist jede Erhöhung der Kräfte eine Abweichung und also eine Krankheit, welche Betrachtung Novalis mit tiefsinniger Feinheit auf die Entwickelung der Organismen angewandt hat, indem er sagt: „Krankheiten der Pflanzen sind Animalisationen, Krankheiten der Tiere Rationalisationen, Krankheiten der Steine Vege-

tationen." Krankheiten der Menschen, könnte man hinzusetzen, sind Vergöttlichungen. So muß man andere Sprüche von Novalis verstehen:

„Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Pflanzen und Tieren aus."

„Man sollte stolz auf den Schmerz sein — ein jeder Schmerz ist ein Erinnerung unseres hohen Ranges."

„Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, daß sie Transzendenzen sind. Unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will."

Aber nicht allein das ist der Wert jeder Abweichung, Sünde, Krankheit, daß sie auf höhere Stufen, sondern daß sie zur bewußten Harmonie auf derselben führen. „Bedürfnis nach Liebe verrät schon eine vorhandene Entzweiung in uns." Und eben der Liebe sollen wir bedürfen zum Zwecke der bewußten Einheit. Damit wir Liebe lernen, Kraft zur Vereinigung, sind nach Novalis alle Leiden, Mängel und Negationen des Lebens da. Die Disharmonie führt aus der Monotonie zur Harmonie. Es ist das Wesen der Liebe, das Bedürftige zu wählen, weil sie daran ihre Freiheit und Kraft üben kann, und weil nur der Bedürftige Liebe braucht. Denn Sehnsucht ist die Folge des Mangels und Liebe ist die Ergänzung der Sehnsucht, verhält sich zu ihr wie das Positive zum Negativen. Weshalb auch jeder Liebende sich selbst erniedrigt, um alles vom Geliebten zu empfangen. So nennt Novalis die christliche Religion die eigentliche Religion der Wollust. Denn: „Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe."

Alles zusammengefaßt: um der Freiheit willen muß Entzweiung sein, denn in der unentzweiten Natur herrscht

der Zwang des Triebes, und um der Versöhnung willen muß Liebe sein. Diesen Gedankengang symbolisiert die Bibel. Das Paradies ist die Unschuld der unbewußten Natur, die Verführung der Schlange der erste Reiz des Bewußtwerdens. „Als der Mensch Gott werden wollte, sündigte er." Er sonderte sich ab, als ein Einzelwesen aus dem chaotischen All, ein stolzes, frevelndes aber doch großes Beginnen, gut und böse zugleich, wie der Charakter der Sünde überhaupt. Der rasende Versuch, aus einem Atom, einem Sandkorn, einem Tiere Gott werden zu wollen, kann nur dadurch gesühnt werden, daß er gelingt. Aber das Gesetz, das die Erkenntnis des Guten und Bösen aufgestellt hat, ist dem ringenden Geschöpf zu schwer. Diese Geschichte erzählt das Alte Testament: Ihr Wissen beleuchtet den Menschen nur ihre Unzulänglichkeit und ihr Kampf erscheint endlos, ohne Aussicht. Da erscheint ein himmlischer Friedensbote, Christus, der Gottmensch. Seine Erscheinung verbürgt den Hoffnungslosen, daß ihre Sünde nicht unsühnbar ist: das Menschliche kann mit dem Göttlichen vereinigt werden durch ein Band. Dies Band ist die Liebe. Das Bild, das Paulus gebraucht, hat darum einen so bezaubernden Realismus: „Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit."

Ist Religion die Lehre von den Mitteln, sich mit der Gottheit zu verbinden, so ist Liebe, als das Band, das wesentliche Element der Religion. Dies pflegte Novalis in seinen Bemerkungen über Religion zu betonen:

„Das Herz ist der Schlüssel der Welt und des Lebens. Man lebt in diesem hilflosen Zustande, um zu lieben und andern verpflichtet zu sein. Durch Unvollkommenheit wird man der Einwirkung anderer fähig, und diese fremde Einwirkung ist der Zweck. In Krankheiten können und sollen uns nur andere helfen."

„Gibt es liebloſe Naturen, ſo gibt es auch irreligöſe."

Es iſt nun eigentlich durchaus nicht überraſchend, daß für Novalis die Begriffe Chriſtentum und Religion zuſammenfielen. Auch Friedrich Schlegel war, trotzdem er fand, es müſſe eigentlich ſo viel Religionen wie Individuen geben, der Meinung, die vollſten Keime der Religion lägen im Chriſtentum. Der unter den Romantikern beliebte, viel geleſene Jakob Böhme hatte ſogar die heidniſchen Religionen unentwickeltes Chriſtentum genannt. Wenn allerdings der Kern des Chriſtentums Vernichtung des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft iſt, wie Novalis ſagte, ſo iſt nur der ſtrenge Atheiſt oder Materialiſt Nicht-Chriſt. Auch Schleiermacher erklärte in ſeinen Reden, obwohl er das Entſtehen neuer Religionen weder für unmöglich noch für unerlaubt anſah, das Chriſtentum für die Univerſalreligion, in deren Umfang jede mögliche Religion hinein paſſe und gehöre.

Aber die Entrüſtung vieler offizieller Vertreter des Chriſtentums beim Erſcheinen von Schleiermachers Werk beweiſt, daß nicht jeder, der ehrlich überzeugt war, ein guter Chriſt zu ſein, die romantiſche Definition billigte. Allerdings mochten ſie manche der geläufigſten religiöſen Begriffe gar nicht wiedererkennen, als Gott, Chriſtus, Unſterblichkeit, ewiges Leben. Von Gott gab Schleiermacher zu verſtehen, daß die perſönliche Faſſung des Gottesbegriffes eher auf eine tiefere Stufe des Bewußtſeins gehöre. Manchmal kommt es einem vor, als könne man ſeinen wie Friedrich Schlegels Gott einfach durch Univerſum erſetzen. Zuweilen wird deutlich ein Naturgott, Jehovah, und ein Geiſtgott unterſchieden; im Grunde nur zwei Seiten des Einen. Die merkwürdige Anſicht Novalis', Gott müſſe hilfsbedürftig ſein, damit wir ihn lieben könnten, welche Aufgabe eben im Chriſtentum gelöſt ſei, deutet auf die Erfaſſung Gottes als eines

Werdenden oder vom menschlichen Glauben Abhängigen, wie ja denn die Vollkommenheit und Ganzheit nirgends ist als in der Idee des Menschen, der an sie glaubt und sie verwirklichen will. Und darin sind sich alle einig, daß es einen außerweltlichen und außermenschlichen Gott nicht gebe. „Unter Menschen muß man Gott suchen", sagt Novalis ebenso wie Jakob Böhme: „Wo willst du Gott suchen? In der Tiefe, über den Sternen? Da wirst du ihn nicht finden. Suche ihn nur in deiner Seele, die ist aus der ewigen Natur, darinnen die göttliche Geburt steht;" auch die Mystiker des Mittelalters waren von den eigentlichen Theologen angefeindet worden.

Wie eine hohe Freundesgestalt hegten die Romantiker Christus. Er war ihnen wie ein verklärter Bruder, den man sich ähnlich und doch hoch über sich fühlt und dem man gleich werden will. Bei der Betrachtung einiger Gemälde äußerte Karoline einmal, sie sehe den Erlöser am liebsten als Kind, da das Geheimnis der Vermischung beider Naturen in dem Geheimnis der Kindheit am besten gelöst sei; auch einem Christus von Carraccio, den sie übrigens sehr bewunderte, fehle der Brennpunkt, wo die höchste Kraft und Duldsamkeit zusammentreffen. Ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, betrachtet auch sie Christus als Symbol der Androgyne. In seine Mittlerschaft vertiefen sich Schleiermacher und Novalis mit Vorliebe, beide aber darin einig, daß die ganze Natur, Brot und Wein, Stein, Blume oder Mensch, zum Mittelglied zwischen Mensch und Gottheit erhoben werden könne. Dies war der Punkt, wo monotheistisches Christentum und pantheistische Naturreligion ineinander übergingen; auf nichts aber fahndeten die offiziellen Theologen mehr als auf Symptome des Pantheismus. Als verkappte Pantheisten wurden denn auch die romantischen Christen von ihnen angesehen.

Durchaus eigentümlich war ihre Ansicht von der Unsterblichkeit. An ein Überleben des Todes glaubten alle, Goethe eingeschlossen, wie es jene marmornen Worte überliefert haben: „Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht hinweg, weil es ein Artikul meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert werden, sei es nun hier zeitlich oder dort ewig.“ Gegen das starke Bekenntnis des Greises, wie reizvoll sind die seelenvollen melodischen Wendungen, die, viele Jahre vorher, der zu frühem Tode bestimmte Jüngling Novalis demselben Gedanken gab: „Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen.... Wenn aber der Körper ein Eigentum ist, wodurch ich mir die Rechte eines aktiven Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigentums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts als die Stelle in dieser Fürstenschule und trete in eine höhere Korporation ein, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen.“ Er liebte es, sich in dem kühlen Labyrinth des unterirdischen Gottes zu ergehen. Ob er nun den Tod eine Veränderung der Kapazität nannte oder eine Selbstbesiegung, die wie jede Selbstüberwindung eine neue, leichtere Existenz verschaffe, daran war kein Zweifel, daß jedem Menschen Gelegenheit, die Vollendung zu gewinnen, gegeben werde. „Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, dessen Resultat irdische Geburt wäre?“ Und mit seinen verträumten Gedanken, die er so schmiegsam auszudrücken wußte, dachte dasselbe Tieck:

„Ich ging weiter nach einer alten großen Linde, meinem Lieblingsplatz im Walde. Hier setzte ich mich nieder und lehnte mich an den Stamm des Baumes. Der Wind hatte Nachtschmetterlinge aus den Zweigen geschüttelt, und sie lagen betäubt und schlafend am Boden

und zuckten nur zuweilen mit den Füßen. Sie krümmen sich nun, so sagte ich zu mir selbst, und wälzen sich in dumpfer Betäubung, bis die Sonne untergeht und der Mond heraustritt; sie schlafen nicht und wachen nicht. Ist das nicht vielleicht ein Bild unsres rätselhaften Lebens? Liegen wir nicht ebenso am Boden gefesselt und kämpfen und ringen mit uns selbst? Der Tod ist vielleicht der Untergang der Sonne, und wir erwachen wieder und bewegen uns froh und frei."

Man kann wohl diese Anschauungsweise im allgemeinen als eine Seelenwanderungstheorie bezeichnen, an die Ahnung einer aufsteigenden Entwickelung der Organismen geknüpft. Nichts von der düstern Härte des indischen Glaubens lag darin, der dies Wandern der Seele wie eine Strafanstalt betrachtet, vielmehr, wie die Idee durchaus nach wissenschaftlicher Klarheit strebte, war sie auch der Ausdruck stolzer Zuversicht und unersättlicher Lebenslust. Mit dreistem Realismus nannte Novalis die eigentliche bessere Welt die Zukunft. Nirgends anders als auf der Erde — oder denn auf andern Gestirnen — suchte er den Himmel, unter Menschen, die aller ihrer verborgenen Kräfte Herr geworden sind. Tiefsinnig genug wäre also der alte Gemeinplatz, daß des Menschen Himmelreich sein Wille ist. Der Wunsch der Utopisten und Revolutionäre, das Reich Gottes zu verwirklichen, von welchem Friedrich Schlegel den Anfang der modernen Geschichte datiert, wäre demnach nicht an sich ein Mißverständnis, sondern nur verfrüht und überstürzt, und das Gebet, das wir an Gott richten: zu uns komme dein Reich, bezöge sich nur auf Harmonien des Diesseits, sowohl in der Seelenmonarchie jedes einzelnen wie in der Liebesrepublik der ganzen Menschheit.

Meine Behauptung, daß die Romantiker die Ansicht von der Dauer des Individuums nicht nur als eine

dämmerige Hoffnung schwelgerisch genährt hätten, ist nun allerdings nicht leicht zu verteidigen, wenn man nicht schon die Zuversicht, das große Mysterium werde sich empirisch fassen lassen, ins Gewicht will fallen lassen. Am interessantesten ist Baaders Theorie von der Unterscheidung zwischen Materie und Natur, als einem vergänglichen und unvergänglichen Stoffe, welche Baader auch bei Jakob Böhme streng durchgeführt fand, und auf welcher Paulus seine Lehre von der Auferstehung des Fleisches gegründet hat. In dem berühmten Brief an die Korinther beziehen sich darauf die folgenden Sätze:

„Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch."

„Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andere die irdischen."

„Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib."

„Auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche."

„Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden."

„Denn das Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und das Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit."

An ein Leben außerhalb des Körpers wird hier durchaus nicht gedacht, nur daß das Dasein eines andern Fleisches, außer dem verweslichen, vorausgesetzt wird: der Astralleib der modernen Spiritisten. Von diesem Stand-

punkte aus durfte Baader den Vorwurf, die Philosophie des Christentums sei spiritualistisch, zurückweisen; er nannte sie in der Darstellung des Paulus und Jakob Böhme einen Ideal-Realismus und erinnerte daran, daß durch die Lehre von der Auferstehung des Fleisches das Christentum, mehr als die Heiden jemals vermocht hätten, den Leib heilig gesprochen habe. Denn da die Auferstehung eigentlich eine Verwandlung ist, leuchtet es ein, daß die Beschaffenheit des „unverweslichen" Leibes von der des natürlichen nicht unabhängig sein kann. Die Herbeiführung dieser Veränderung aber wird wenigstens von Novalis in den Menschen selbst gesetzt, nämlich in die Eroberung seines Willens, der noch in den Ketten des Unbewußtseins liegt; jetzt ist dieser Wille noch der Magier, der dem bewußten Ich Leben oder Sterben oktroyiert, hat aber das Ich seine vollkommene Willkür, hängt es von ihm ab, seinen Willen zu küren, so ist für kein Sterbenwollen in ihm mehr Raum, wenn es leben will.

Nicht naturlos, nur naturfrei wollten die romantischen Idealisten sein. Daß Goethes Teilnahme für Schleiermachers erste Reden über die Religion sich in eine gesunde fröhliche Abneigung verwandelte, je christlicher sie wurden, lag zum Teil wohl daran, daß die Begriffe Christentum und Abtötung des Natürlichen ihm nun einmal unzertrennlich verbunden waren, dann aber vor allen Dingen, daß Schleiermacher selbst keine Natur war. Seine Sprache war rhetorisch, peinlich platonisierend, ganz unromantisch; er konnte nicht „aus dem Innersten sprechen". Er wußte selbst genau, daß ihm Gefühl für Natur und Kunst gänzlich mangelte, aber obwohl er den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Religion ahnte, glaubte er doch ohne sie ihr Wesen erschöpfen zu können. Auch ersetzten ihm Geist und Herz das Fehlende so gut, daß die Mehrzahl der Menschen seine verständigen Ansein-

anderſetzungen viel beſſer begriffen und williger aufnahmen als romantiſche, aus dunklem Schacht quellende Offenbarungen. Aber ſie verſiegten bald, und die farbendürſtenden Augen derer von der Künſtlerzunft vermißten, daß ſich in dem klaren Gewäſſer der tiefe Himmel nicht ſpiegelte. Friedrich Schlegel ſagte von den Reden grauſam aber nicht unzutreffend, Religion ſei nicht viel darin, übrigens ſei es ein gebildetes und freies Buch, ein klaſſiſcher Eſſay.

Auf vielen, vielen Seiten hatte Schleiermacher ſeine Anſichten über Religion auseinander geſetzt, in denen er von den Romantikern nicht abwich, und doch fanden ſie weniger Religion darin, als oft in wenigen flüchtigen Worten von Novalis oder in Wackenroders einzigem Werklein, das, auch wo es nicht von Gott und göttlichen Dingen handelt, ganz durchdrungen von Religion und durchſeelt iſt. Daß in einem irdiſchen Kunſtwerk mehr Religion liegen konnte als in einer ſinnreichen herzlichen Abhandlung über Religion, beweiſt, daß der Quell dieſer Religion dem der Kunſt naheliegt, im Unbewußten nämlich, im Orient, woher ja auch alle Religionen zu uns gekommen ſind. Wenigſtens alle die, die ein tranſzendentales oder chriſtliches Element haben und welche man auch die Religionen des Unbewußten nennen könnte. Eine gewiſſe Dunkelheit, die infolgedeſſen dem romantiſchen Religionsbegriff anhaftete, gab ihn der verſtiegenen Schwärmerei verworrener Köpfe preis, welche ſich ſchleunig dieſes Ausdrucks bemächtigten, um andere glauben zu machen, daß ſie in ihren leerſten Augenblicken etwas Unſägliches empfänden. Tieck hat das ſchwankweiſe im Geſpräch zwiſchen Autor und Bewunderer dargeſtellt:

Bewunderer: Man muß nur jeden Vorſatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muß wieder Religion werden,

Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
Einige Blumen noch hineingewunden
Und alles in Poesie verschmolzen,
Macht einen schon ziemlich zu einem Stolzen.

Autor: Mein werter Herr, ich verstehe Sie nicht.

Bewunderer: Haben Sie das Verstehen nie bis zur Religion getrieben?
Ich dächte dann doch, das sei das wahre Blumen-Lieben.
Die Natur ist immer natürlich.
So bin ich auch gleichsam figürlich . . . .
Ich mache mir alles zur Religion
Und sitze dann auf einem gepolsterten Thron.

Autor (nachdem der Bewunderer seine Gedichte vorgelesen hat:)
Ich bitte Sie, ich sinke um,
Mir wird im Kopfe gar zu dumm.

Bewunderer: Sie treiben wohl Ihr Zuhören bis zur Religion? — —
Doch jetzt muß ich gehn, denn wenn ich bleibe,
Ich das Abschiednehmen bis zur Religion treibe.

Man könnte dies die Nachtseite der Religion nennen. Es sei der christlichen Religion eigentümlich, sagte Novalis, daß sie den reinen guten Willen des Menschen in Anspruch nehme und sich eigentlich in Opposition zur Wissenschaft befinde; sie gehe vom gemeinen Manne aus, sei der Keim alles Demokratismus und das Licht, das in der Dunkelheit zu glänzen anfange. Aber mit dieser Hälfte, von der Goethes „Gefühl ist alles" gilt, hätte sich doch kein echter Romantiker begnügt. Auch Novalis hatte den lebhaftesten Sinn für die griechische Kunstreligion und ging ernstlich mit sich zu Rate, ob seine Erfindung einer neuen Naturmythologie fähig sei.

Wenn man alle Elemente überblickt, die im Chaos der neuen Religion auf- und abfluteten: Monotheismus, Pantheismus, Christentum, Heidentum, die Mythologien aller Völker und Zeiten, muß man zugeben, daß es einer Riesenfaust bedurfte, um alle diese streitenden Stoffe in ein Bild voll Wahrheit und Schönheit zusammenzuschmelzen.

Die alten Religionsstifter und Apostel waren Menschen, in denen das Unbewußte noch weit mächtiger wirkte, als wir es uns vorstellen können. Weil sie nicht wußten, woher ihre Überzeugungen ihnen zuströmten, glaubten sie innigst an die Göttlichkeit ihres Ursprungs und standen ihnen anders gegenüber als der bewußte Mensch, dem keine magische Bekräftigung von einem scheinbaren Außen zu Hilfe kommt. Deshalb kann man zweifeln, ob es überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegt, daß moderne Menschen einen Glauben verkündigen, der für viele verbindlich sein soll. Je umfangreicher ihr Bewußtsein ist, um so eher kann man fragen, woran sie nicht glauben, als woran sie glauben. Das ließe sich etwa feststellen, daß die Romantiker an eine Dreieinigkeit glaubten, die Trias in der Monas, heiße sie nun Natur, Geist und Seele oder Vater, Sohn und heiliger Geist oder in Jakob Böhmes Worten: „Die Qual der Finsternis ist das erste Prinzipium und die Kraft des Lichts ist das andere Prinzipium und die Ausgeburt aus der Finsternis durch des Lichtes Kraft ist das dritte Prinzipium."

Aber wie wenig hatte ein solches Glaubensbekenntnis die Fülle des religiösen Fühlens erschöpft! Inzwischen, bis Friedrich Schlegel sein Bibelbuch vollendet haben würde, ergoß es sich von Novalis' Lippen in dithyrambischen Offenbarungen, wie die heidnisch-christliche Abendmahlshymne:

Wenige wissen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahles
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Rätsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen

Atem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternden Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar.
O daß das Weltmeer
Schon errötete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten
Von immer zarteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Schiller und Goethe.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns
Goethe'n . . . .
— — — — — — — — — — — — —
Uns sandte Goethe, dich, der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüte.
W. Schlegel.

Purpurglühnde Morgenröte
Kündet uns den Tag, wo Goethe
Einst das Licht der Welt erblickt.
Wo der ganze Chor der Musen
Mit dem Nektar ihrer Busen
Das Heroenkind erquickt.
Zu Goethes Geburtstag 1826.
W. Schlegel.

Die Romantiker fingen damit an, Schiller zu lieben. Sogar Wilhelm Schlegel hatte nicht nur den Don Carlos angepriesen, sondern war selbst in die Schillersche Art zu dichten verfallen, womit es ihm freilich nicht glücken konnte. Denn da der ideale Sturm nicht in ihm brauste, blieb nur das langatmige schöne Reden und ein nichts als klingendes Pathos. Wahreres Verständnis hatte Friedrich für Schiller, indem er ihn vorzüglich wegen seines moralischen Triebes und seiner Leidenschaft zum Ewigen verehrte; ja, er hielt dann sogar standhaft an ihm fest, als Schiller in der absprechenden Art, die er haben konnte, wo er etwas seiner Natur Fremdartiges oder Feindseliges witterte, Körner gegenüber den jungen Friedrich Schlegel

als kalten Witzling charakterisiert hatte. Vollendete Schwärmerei war das Gefühl, mit dem Novalis an Schiller hing, während er in Jena seine Vorlesungen besuchte; aber auch sie bezog sich vor allem auf die edle Persönlichkeit des Dichters.

Man kann sich auch leicht Gründe denken, aus welchen heraus die Romantiker Schiller zu ihrem Führer hätten erwählen können, wie er sich ja selbst als sentimentalischen, das heißt modernen Dichter bezeichnet, und seine erhabene Unvollendung, sein Riesenstreben ihn in der Tat vom Klassischen weit entfernte und der Romantik hätte verwandt und sympathisch machen können. Dieser Zug war aber bei Schiller aus der Gärung der Jugend entsprungen; seine späteren Werke sind in sich abgerundet und ermangeln der unmittelbaren Fülle, die aus der Tiefe des Gemütes quillt. Darum beklagte Tieck es immer, daß Schiller den Weg, den er in der Jugend eingeschlagen, verlassen habe, und ließ eigentlich nur die Räuber als große Dichtung gelten, die aber auch als eine der größten, als nicht genug zu bewundern. In keinem von Schillers späteren Dramen findet sich eine Stelle, die jener zu vergleichen wäre, wo Karl an der Donau träumerisch versunken seiner Kindheit gedenkt und ihre schwärmenden Hoffnungen mit der öden, furchtbaren Gegenwart vergleicht. Diese Szene empfindet man sofort als echt romantisch durch ihr Naturgefühl und die stark von ihr ausströmende Stimmung. Ein solches Zusammenleben von Natur und Mensch findet sich nirgends mehr in Schillers späteren Dramen, auch nicht im Tell, soviel auch darin von Bergen und Matten gesprochen wird. Denn die Natur kam überhaupt nicht zu einem bewußten geistigen Leben von ihm; durch und durch männlich, wie er war, ging ihm die Empfänglichkeit ab, ihre Kraft anzusaugen und in sich aufzulösen, vielmehr ging jeder

ihrer Reize bei ihm sogleich in Produktionstrieb über, der rastlos bildend und gestaltend den dürftigen Gehalt, der sich niemals ansammeln konnte, verbrauchte.

Man vergegenwärtige sich das bekannte Denkmal, wo Schiller neben Goethe steht: wie männlich seine hohe, knochige Gestalt mit dem schlanken Halse und dem elastischen Schwunge nach oben sich gegen die weichlichere, des Freundes darstellt, der breit, fest, irdisch, mit seinem gewaltigen Haupte dasteht und den stillen Blick gradeaus in das unendliche Leben richtet. Diese gestaltende Männlichkeit machte ihn zum Beherrscher der Form und zum Meister des Dramas; kein deutscher Dichter vor oder nach ihm verfügte über die unbewußte Kunst und Kraft, seine Szenen so anzutürmen, daß eine unbegreifliche Spannung den Leser mit sich fortreißt, ob er die Dichtung zum ersten oder zum hundertsten Male liest; denn sie ist von der Kenntnis des Inhalts unabhängig und entspringt einzig aus dem Schwunge der Form und der Zugkraft der trunkenen Seele des Dichters, die den Leser ergreift.

Unvergleichlich verstand es Schiller, seinen Dramen einen Körper zu geben; aber die Kehrseite ist: auch die Menschen, die er schafft, sind nur Körper, die sich bewegen, handeln und gestikulieren, lachen und weinen; wir sehen ihre Seelen nicht, aus denen all dies wirbelnde Leben herausquillt, hören die Sphärenmusik nicht, die den großen Reigen des Weltalls innerlich begleitet. Gerade daß wir nicht aufgehalten werden durch lockende Laute aus den Abgründen des Innern, macht den dramatischen Fortschritt und die hinreißende Spannung möglich.

Aber gibt es einen modernen Menschen, den dies pantomimische Schauspiel bewegter Figuren befriedigen könnte? Denn das Innere zu suchen bei jeder Erscheinung, das ist ja gerade das Eigentümlichste des modernen Menschen, dessen immer heller werdendes

Innenbewußtsein alles Äußerliche in Geistiges zerlegt. Die reine Männlichkeit Schillers, seine beständig wirkende Produktivität schloß diese Innenarbeit aus. Infolgedessen konnte sich ein reicher Ideenschatz nicht in ihm ansammeln, daher er auch beständig über die geringe Zahl seiner Ideen klagte, aus denen er freilich mit seiner ungeheuern Gestaltungskraft mehr zu machen wußte, als manch ein anderer mit unendlich vielen. Er war weder christlich noch germanisch, welchen beiden Charakteren das weibliche Vermögen der Empfänglichkeit, der unersättliche Durst, die Außenwelt in sich einzusaugen, zu einem Teil des Innenlebens zu machen, eigentümlich ist. So wenig daher der sentimentalische Schiller an die naive Kunst der Alten erinnert, so sehr ist er ihnen durch die Männlichkeit des Temperamentes ähnlich, wie ihn denn auch Friedrich Schlegel, ohne den Unterschied zu verkennen, einmal mit Äschylus und Pindar vergleicht. So ist auch kein deutscher Dichter den romanischen Völkern von vornherein so verständlich wie Schiller mit seinem Pathos und seinem Überwiegen der Form auf Kosten des Gehaltes. Wohingegen Goethe, obwohl klassischer als Schiller durch seine Harmonie, jenes weibliche, christlich-germanische Element besaß, das ihn zum Ideal des modernen Dichters, zum Haupt der romantischen Schule machte. Man muß bedenken, daß die Naivität und Harmonie Goethes nur ihrer Erscheinung nach mit der Antike zu vergleichen ist, in ihrem Wesen war sie die wiedergewonnene, die zweite, in der zwei anfänglich widerstrebende Hälften zu einem befriedigten Ganzen verschmolzen sind.

Aus den wogenden psychologischen Anschauungen der Romantiker hob sich immer deutlicher das Idealbild der Androgyne, des Ganzmenschen, den Jakob Böhme die Idea oder Sophie nannte; Sophie nämlich, zu deutsch Weisheit, weil dies Wort von „weisen" komme und der

Name andeute, daß sie den Menschen nach dem Ziele weise, das er zu erreichen habe. Unermüdlich eiferte Friedrich Schlegel gegen die Verherrlichung der reinen Männlichkeit und Weiblichkeit: „Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit ist die rechte, wahre und schöne." Oder: „Man muß den Charakter des Geschlechtes keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen." Und ferner: „In der Tat sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganze sein kann, welches keine Absonderung leidet."

Einen Vorgänger in diesen Anschauungen fand Friedrich in Plato, durch dessen Studium er wohl darin bestärkt wurde. In seiner Abhandlung über Diotima führt er an, daß Plato und die Stoiker die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in der Unterordnung unter die höhere Menschlichkeit gesehen hätten, worüber der Stoiker Kleanthes ein eigenes Werk geschrieben habe. In Sparta sei der ruhmwürdige Versuch gemacht worden, die Weiblichkeit wie die Männlichkeit zur höheren Menschlichkeit zu vereinigen; welches Ideal in der Kunst der attischen Tragödie wirklich erreicht sei. „Was ist häßlicher", sagt Friedrich, „als überladene Weiblichkeit; was ist so ekelhaft als übertriebene Männlichkeit, die in unsern Sitten, unsern Meinungen, ja auch in unserer besseren Kunst herrschen." Übertrieben und häßlich nennt er das herrschsüchtige Ungestüm des Mannes sowie die selbstlose Hingegebenheit des Weibes.

Die Lehre von der Androgyne wurde später von dem Philosophen Baader, der auch hier von Jakob Böhme ausging, wissenschaftlich begründet, und das Wort Mann-

weib, das in unserer Zeit so gesunken ist und einen schlechten Klang angenommen hat, bezeichnet danach die schönste und vollkommenste Form, in der der Mensch sich darstellen kann.

Man hat immer angenommen, Goethe sei sinnlicher gewesen als Schiller, während es sich gewiß eher umgekehrt verhielt; ja, man darf behaupten, Goethe sei es verhältnismäßig wenig, Schiller ungewöhnlich viel gewesen. Denn nur derjenige, der seine Sinnlichkeit niemals störend empfindet, bei dem sie im Gleichgewicht mit seinem Geiste ist, wird sie so naiv, so schön äußern, wie Goethe tat. Wer sie verschleiert, bekämpft oder mit jenem Zynismus der Offenheit zeigt, der beweist, daß eine Selbstvergewaltigung vorangehen mußte, verrät, welche Rolle sie bei ihm spielt. Die gemäßigte Sinnlichkeit verlieh Goethe das Olympische, dessentwegen besonders die spätere, etwas hysterische romantische Jugend ihn in so leidenschaftlicher Weise anbetete oder haßte.

Bei aller Verehrung, die man für Schiller haben kann und soll, ist nicht zu leugnen, daß er an übertriebener Männlichkeit litt, was auch neben anderm sich dadurch beweisen ließe, daß er in der Liebe als Ergänzung die überladene Weiblichkeit suchte. Gegenüber einem androgynen Typus, wie Karoline war, fühlte er sich eher unbehaglich. Wie hätten die Männer und namentlich die Frauen, die er schuf, den Romantikern genügen können? Auch hat nicht leicht etwas ihren Spott so herausgefordert, wie Schillers Gedicht von der Würde der Frauen, bei dessen Besprechung Friedrich Schlegel sagte: „Männer, wie diese, müßten an Händen und Füßen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut" und das Wilhelm köstlich parodierte:

Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe,
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus.
Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld haus.
Doch der Mann, der tölpelhafte,
Find't am Zarten nicht Geschmack,
Zum gegornen Gerstensafte
Raucht er immerfort Tabak usw.

Wie anders Goethe! dessen Faust, Werther, Meister, Egmont so stark mit weiblichen Elementen vermischte Charaktere sind; der ein Klärchen, eine Dorothea geschaffen hat, in denen süßester weiblicher Liebreiz sich mit männlicher Kraft zu einem so herrlichen Ganzen vereinigt. Der selbst mit unermeßlicher Empfänglichkeit jeden Anreiz des Lebens in sich aufsog, sammelte und bildete, so daß man seine hervorbringende Kraft nur richtig schätzt, wenn man sie an der Masse mißt, die sie gestaltete, nicht wenn man sie mit Schillers vergleicht, der so ungleich weniger Stoff zu bewältigen hatte. Hier war ein vollendeter Mensch, der die Armut des einseitigen Geschlechtes in sich selber ergänzte.

Daß es zum Bruch zwischen Schiller und den Romantikern kam, ist in Anbetracht einer solchen Verschiedenheit der Naturen nicht zu verwundern. Gegen die Brüder Schlegel hatte er das ganze Mißtrauen des naiven Süddeutschen gegen den scharfdenkenden, ungutmütigen, überlegenden Norddeutschen. Er stieß sie von sich, weil er sich ihrer sonst nicht zu erwehren gewußt hätte; denn er empfand, obwohl er es sich nicht zugestehen wollte, ihre intellektuelle Überlegenheit. Gerade weil er die Beschränktheit seiner Natur fühlte, hielt er es für nötig, sich nicht beirren zu lassen, um die Sicherheit nicht zu verlieren, und wollte er sich namentlich nicht von jungen Leuten

daran erinnern lassen, die er an eigentlichem Können, an Männlichkeit weit überragte.

Wilhelm und Karoline ließen es sich angelegen sein, als sie nach Jena kamen, mit dem Mächtigen, dessen Bedeutung sie anerkannten, wenn sie ihn auch nicht so mit Haut und Haaren liebten und bewunderten wie Goethe, in ein gutes Verhältnis zu treten. Seine edle und rührende Erscheinung entzückte die immer zum Liebhaben geneigte Karoline. Lotte, die mit der Jugend zugleich ihre Reize mehr und mehr einbüßte und zwischen hausbackener Nüchternheit und vager Sentimentalität schwankte, mußte man mit in den Kauf nehmen und bemühte sich, das Beste an ihr herauszufinden. Je mehr aber die an Anbetung grenzende Verehrung Goethes zunahm, desto näher lag die Versuchung, ihn in öffentlichen Besprechungen durch Vergleichung mit seinem Freund und Nebenbuhler zu heben. Eben die Verschiedenheit der beiden Dichter lockte zu belehrenden Betrachtungen, wobei eine Herabsetzung Schillers vom Standpunkte der Romantik unausbleiblich war. Hätte ein Rezensent einen so großen Genius wie Schiller ganz mit Stillschweigen übergehen können? Man muß es Wilhelm und Friedrich zugestehen, daß sie sich Mühe gaben, den Ausdruck ihrer Mißbilligung Schiller gegenüber zu mäßigen; Friedrich allerdings verriet, vielleicht gerade weil er in früherer Zeit Schiller eine so große Verehrung gewidmet hatte, zuweilen einen kindlichen Stolz, daß er es nun so weit gebracht habe im Kunstverständnis, dem Berühmten seine Mängel aufzählen zu können.

Eine tadelnde Rezension brachte den in sich ruhigeren Goethe nicht aus seinem Gleichgewicht; vielleicht daß er sich einen Augenblick geärgert hätte; oder daß er sie mit historisch-psychologischem Interesse oder mit Humor gelesen hätte, je nachdem der Inhalt bedeutend oder nicht gewesen

wäre. Schiller hatte so viel Gleichmut, so viel Sicherheit und Laune nicht. In seiner schmerzlichen Entrüstung wußte er sich keinen andern Rat, als den kaltherzigen Tadler und alles, was mit ihm zusammenhing, weit von sich zu entfernen, damit er sein zerkleinerndes, liebloses Auge nie mehr auf sich ruhen fühlte. Es war eine Handlung der Notwehr, da er sich auf keine andere Weise vor dem Fremdling, der ihm vorrückte, was er doch nicht ändern konnte, sein eigenstes Wesen, zu schützen wußte.

Ungroßmütig und ungerechtfertigt war es, daß Schiller Wilhelms und Karolines freundliche Bitte, nicht sie für Friedrichs Ungehörigkeit verantwortlich zu machen, mit schneidender Schärfe abwies. Seine Abneigung gegen Karoline, von der er sich einredete, sie sei eine schriftstellernde Intrigantin, war im Grunde der instinktive Unwille des Mannes gegen eine Frau, die durch harmonische Fülle der Natur nicht nur seinem Herrscherrecht entrückt war, sondern in gewisser Hinsicht sogar, nämlich insofern sie ein Ganzes war, wenn auch kein so bedeutendes wie seine großartige Halbheit, ein Gefühl von Überlegenheit ihm gegenüber haben mochte.

Von nun an herrschte erklärte Feindschaft zwischen Schiller und dem Schlegelschen Kreise. Die Romantiker bemühten sich nicht mehr sonderlich, das Große in seinen Werken anzuerkennen, sondern gaben sich mit Vergnügen ihrer Lust zum Spaßmachen hin, wo sein Mangel an Ironie ihren Witz herausforderte. Daß sie über sein Lied von der Glocke so herzlich lachen konnten, mag manchem Verehrer Schillers eine Ruchlosigkeit dünken; aber abgesehen davon, daß sie es nicht wie wir mit einem verklärten Toten zu tun hatten, erklärt es sich aus eben diesem Mangel an Ironie, dieser mehr bürgerlichen als künstlerischen Ernsthaftigkeit, und dem Grundsatz der Romantiker, zwar kein unmoralisches Kunstwerk, aber auch

nicht jedes moralische schön zu finden. Was für helles Gelächter mag erst der kleine Vers hervorgerufen haben, den Wilhelm verfertigte:

Wenn jemand schwatzt die Kreuz und Quer,
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
Il bavarde à propos de bottes.
Bei uns wird wohl das Sprichwort sein:
Dem fällt bei Glocken vieles ein.

Dergleichen Scherze wurden aber nur am häuslichen Herde laut; wie denn überhaupt der tadellose Wilhelm niemals die Grenze des Anstandes überschritt und stets als der reife und gerechte Mann erschien, den weder persönliche Verhältnisse noch Abweichungen in ästhetischer Auffassung verhinderten, großes Verdienst anzuerkennen.

Es war für die Freundschaft Schillers und Goethes eine Prüfung, daß eine Reihe begabter junger Menschen den einen von ihnen auf Kosten des andern ins Grenzenlose erhoben; welche Prüfung sie rühmlich bestanden, freilich nicht ganz ohne Opfer. Denn es war keine Kleinigkeit, immer seiner Empfindlichkeit Herr zu bleiben und keinen Neid in sich aufkommen zu lassen, während es für Goethe nicht ganz leicht war, sich durch den süßen Geruch des Weihrauchs, der ihm gestreut wurde, nicht ganz in den Kreis seiner Jünger hineinziehen zu lassen.

Er hätte ein Unmensch sein müssen, wenn das Verständnis, das hier für seine Werke aufging, ihn nicht hätte erfreuen sollen. Halb ist es rührend, halb peinlich zu sehen, wie er seinen Umgang mit den Romantikern und seine Meinung über ihre Verdienste vor Schiller geheim zu halten suchte, ohne doch unehrlich gegen ihn zu sein. Auch Schiller hatte eine richtige, großartige Anschauung von seinem Freunde; aber in der nervösen, reizbaren Feinfühligkeit, die ein grenzenloses Verständnis alles Mensch-

lichen, auch in seinen zartesten Äußerungen ermöglicht, waren die Romantiker ihm sowohl wie Goethe überlegen. Das gab ihnen ein Gefühl des Anrechts, das sie auf ihn hätten. Er gehörte ihnen, er sollte ihr Gott und sie wollten sein auserwähltes Volk sein. Seine Autorität galt so unbedingt unter ihnen, daß jeder Streit beendet war, wenn eine Partei sich auf einen Ausspruch Goethes berufen konnte; was den lebhaften Steffens einmal so empörte, daß er in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem verdammten Goethe vom Leibe!" aber gleich darauf dermaßen über diese Lästerung erschrak, daß die Anwesenden noch mehr über dies nachträgliche Erschrecken als über die vorherige Heftigkeit lachten. Gerade in Steffens' Leben hatte Goethe, namentlich die Bekanntschaft mit Faust, den er als eben konfirmierter Knabe zuerst las, Epoche gemacht. Er setzte die Jenenser dadurch in Erstaunen, daß er ganze Szenen aus Faust auswendig deklamieren konnte. Nur schon der Anblick Goethes hatte jedesmal etwas Leib und Seele Erschütterndes für ihn.

Angeregt durch die verständnisvolle Bewunderung der munteren jugendlichen Geister tat Goethe gutgelaunt den mit Jubel aufgenommenen Ausspruch, nun sie ihn so öffentlich und geradezu als Haupt einer Partei ausgeschrien hätten, wolle er sich auch auf honette Weise als ein solches zeigen. Persönlich am meisten hingezogen fühlte er sich, bis er Schelling kennen lernte, zu Wilhelm und Karoline, als zu klaren und in sich einigen Menschen, die er immer den zwiespältigen und verworrenen, wenn sie auch noch so bedeutend waren, vorzog. Er achtete Wilhelms klugen, geordneten Kopf und ließ sich gern von ihm über Rhythmik und Metrik belehren. Karoline war durchaus eine ihm verwandte Natur: einfach, ruhig, liebend, nicht ringend und nicht grüblerisch, nach keiner Seite hin extravagant und exzentrisch. Sie blieb ihm auch bis ans

Ende ihres Lebens treu, während die andern fast alle sich später mehr oder weniger entschieden von ihm abkehrten.

Das Bild, wie wir es jetzt von Goethe in unserm Geiste haben, ist in seinen Grundzügen von den Romantikern entworfen. Wer weiß, wie es aussehen würde, wenn sie es nicht aufgefangen und festgehalten hätten! Noch hatte Goethe im Publikum nur einen flüchtigen Gefühlsrausch erweckt durch seine Erstlinge. Was für Urteile selbst Gebildete sich über Goethe zu fällen getrauten, beweist jener Major, von dem der junge Freiherr v. Blomberg erzählt, der sagte, Egmont sei das erbärmlichste Stück, das er je gelesen, schrecklich langweilig und habe keinen Schluß; es sei zwar von einem großen Manne, allein die großen Herren könnten auch große Pudel schießen; die Majorin meinte auch, man könne vor Langeweile dabei sterben, und im einzelnen, die gemeine Person — Klärchen — spreche gar zu heroisch. Lesen wir jetzt Wilhelms Essay über Hermann und Dorothea oder den von Friedrich über Wilhelm Meister, so scheint uns der darin angenommene Standpunkt der einzig richtige und selbstverständliche; wir lesen die Urteile, die wir fertig geprägt überkommen haben, die aber damals zuerst mit solcher Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen wurden und sich die allgemeine Geltung erst erkämpfen mußten. Friedrich Schlegel, der Begriffsbildner der romantischen Schule, hat in einer seiner Jugendschriften, in dem äußerst reichhaltigen Aufsatz über das Studium der griechischen Poesie, wo er das Wesen der modernen Kunst im Gegensatz zur antiken ergründet, Goethe als den Stifter der neuen Poesie bestimmt. Diese Schrift war zu tiefgehend, um jemals populär zu werden. Goethes Stellung in der Literatur kann niemals genauer und zutreffender bezeichnet werden.

Die Poesie der Griechen, sagt Friedrich Schlegel, steht insofern unerreichbar hoch über allem, was von den nachgriechischen Völkern gedichtet wurde, als sie in sich vollendet ist; ihre schönsten Dichtungen sind objektiv schön und deshalb ein ewiges Vorbild. Was auch dem modernen Leser darin fehlen möge, kein Vergleich mit modernen Werken, auch mit den überschwenglich reichsten nicht, kann ihnen den Vorzug objektiver Schönheit rauben. Diese Schönheit ist die Schönheit der Blume oder irgend eines natürlichen Organismus, der sich makellos entfalten muß nach inneren Gesetzen. Diese Kunst ist aus dem Triebe entsprungen, wie Friedrich das unbewußte Wollen nennt; das Bewußtwerden hat die organische Triebkraft im Menschen gestört. Vom Bewußtsein ausgehend fehlt der modernen Poesie das Abgeschlossene, Vollendete, Einheitliche, was im Organischen so selbstverständlich ist: der sondernde Verstand zerteilt immer wieder, was sich zum Ganzen schließen will. Dieses Unvollendete ist der Reiz der modernen Poesie — Friedrich nennt es das Interessante — nur ein Unvollendetes kann ja Sehnsucht haben, Sehnsucht zum Ewigen, die uns Modernen als das Wundervollste an einem Kunstwerk erscheint. Das Interessante ist aber, nach Friedrich, die Vorbereitung des Schönen. Ja, die objektive Schönheit der Alten muß wieder erreicht werden, aber sie wird reicher und schwerer an himmlischer Fülle sein, weil sie durch das Interessante hindurchgegangen ist.

Wenn man aber die Dichtungen aller Völker und Zeiten durchgeht, so fragt man sich zaghaft, ob denn das Ungeheuere möglich sei, daß zwei Dinge, die sich auszuschließen scheinen, von denen das Entstehen des einen durch das Aufhören des andern bedingt ist, verschmolzen werden. Denn interessant ist etwas ja eben, weil es nicht schön ist, nicht seiend, weil es werdend ist! Wie soll das

Interessante schön, das Werdende reif sein? Können wir hoffen, daß jemals die unendlich strömende Fülle unseres Gemütes von der harmonischen Rundung der Antike gefaßt werde?

Mit der kühnen Zuversicht, die das schönste Merkmal der jungen Romantiker war, bejaht Friedrich diese Fragen. Und die Bürgschaft dafür, daß sie zu bejahen seien, sieht er in Goethe. Goethes Poesie nennt er die Morgenröte echter Kunst und reiner Schönheit. „Dieser große Künstler", sagt er, „eröffnet die Aussicht auf eine ganz neue Stufe der ästhetischen Bildung. Seine Werke sind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sei. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht."

Aus dieser Auffassung Goethes ergibt sich der Standpunkt für seine Schätzung im Vergleich zu Shakespeare. Kein Zweifel, daß in der interessanten oder charakteristischen, also in der modernen Kunst Shakespeare über Goethe steht. „Das Ziel des Deutschen ist aber das Objektive. Das Schöne ist der wahre Maßstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen." Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und Schönen, zwischen dem Manierierten und Objektiven. Dementsprechend rühmt Friedrich an Wilhelm Meister vor allen Dingen „den antiken Geist, den man bei näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wieder erkennt. Diese große Kombination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu sein scheint, die Harmonie des Klassischen und Romantischen." Ebenso sagt er von Tasso, daß das Charakteristische an diesem Gedicht der Geist der Reflexion und der Harmonie sei, „nämlich daß alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in harmonischem Tone gehalten wird".

Man sieht, wie sehr man sich irrt in der Meinung, die Romantiker seien dem Klassischen abhold gewesen. Wer vielmehr hat die Schönheit des Homer und der attischen Tragödie klarer erkannt und enthusiastischer erklärt als sie! Gerade deswegen stellten sie Goethe über alle andern Dichter, weil er klassisch und modern, Mann und Weib, unbewußt und bewußt zugleich war. „Alles ist gedacht und gesagt worden wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre", sagt Friedrich vom Wilhelm Meister. Einen besonderen Nachdruck legten die Romantiker, als die dionysischen Dichter, allerdings auf das Apollinische in Goethe, auf den Titel „vollendeter Künstler". Als dem besonnenen Künstler hat Novalis ihm in seinem Heinrich von Ofterdingen ein Denkmal gesetzt, wo man in dem Dichter Klingsohr das Urbild Goethe sogleich erkennt. Wundervoll und höchst charakteristisch für Goethe wie für die Romantiker sind die Lehren, die der erfahrene, weise Meister dem strebenden Heinrich gibt. Auf Heinrichs Bemerkung, daß man, gerade wenn man sich der Natur am innigsten vertraut fühle, am wenigsten von ihr sagen könne und möge, antwortet Klingsohr: „Wie man das nimmt, ein anderes ist es mit der Natur für unsern Genuß und unser Gemüt; ein anderes mit der Natur für unsern Verstand, für das leitende Vermögen unserer Weltkräfte. Man muß sich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergessen: Es gibt viele, die nur die eine Seite kennen und die andere gering schätzen. Aber beide kann man vereinigen und man wird sich wohl dabei befinden. Schade, daß so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frei und geschickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweckmäßigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemütskräfte zu sichern . . . . . Ich kann euch nicht genug anrühmen; euren Verstand, euren natür-

lichen Trieb, zu wissen, wie alles sich begibt und untereinander nach Gesetzen der Folge zusammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterstützen. Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher, als Einsicht in die Natur jedes Geschäfts, Bekanntschaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geistes, nach Zeit und Umständen die schicklichsten zu wählen. Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder tun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt . . . . . Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug sein."

Als Heinrich fragt: „Kann ein Gegenstand zu überschwenglich für die Poesie sein?" antwortet Klingsohr: „Allerdings. Nur kann man im Grund nicht sagen für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigentümliches Gebiet gibt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Atem zu verlieren: so gibt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nötige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann und in ein leeres, täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Phantasie nur gar zu gern nach den Grenzen sich begibt und übermütig das Unsinnliche, Übermäßige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrungen lehren erst, jene Unverhältnismäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden und die Aufspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nötig hat, um seinen mannigfaltigen Vorrat in eine leichtfaßliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Mannigfaltigkeit zu verlassen, die ihm Stoff genug und

auch die nötigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern. Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff."

Wie erstaunlich gut hat Novalis hier Goethes Sinn getroffen, der im Alter seinen Grundsatz der Beschränkung, und daß der Dichter überschwengliche Gegenstände vermeiden solle, so weit trieb, daß er jungen Poesiebeflissenen, die sich um Rat bittend an ihn wandten, empfahl, den Hopfenbau und das Weberhandwerk zu besingen; wobei freilich ein wenig Ironie untergelaufen sein mag. Von diesem selben Punkte geht nun aber auch die Auflehnung der Romantiker gegen Goethe aus. In dem angeführten Gespräch zwischen Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr läßt Novalis seinen Heinrich sagen: „Eben in dieser Freude, das, was außer der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das tun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unseres Daseins ist, liegt der Ursprung der Poesie." Wenn nun alle Poesie nichts anderes ist als der Drang, sich zu äußern, dieser Drang, der das Ding an sich treibt, Erscheinung zu werden, oder Gott treibt, in der Natur sich darzustellen, die den Menschen treibt, sich von seinem Mittelpunkt aus eine Welt zu schaffen, eine, in der er selbst Gott ist, gibt es dann etwas, das zu gewaltig wäre, um sich der Mitteilung zu entziehen? Was ist nicht in einem Ich enthalten oder was kann wenigstens nicht darin enthalten sein! Auch hatte Klingsohr gesagt, nicht in der Poesie selbst liege der Grund, daß nicht alle Gegenstände durch die Poesie darstellbar seien, sondern in den irdischen Mitteln und Werkzeugen. Ähnlich wie Kant gesagt hatte, es gebe wohl ein Ding an sich, aber unser irdisches Erkennen könne nicht zu ihm dringen. Gegen beides erhoben sich die Romantiker, in-

dem sie nicht in einem unbestimmten Rausche von Begeisterung, sondern besonnen und offenen Auges sagten: unser Bewußtsein umfaßt nicht die Welt, durchdringt nicht die Welt, aber es wird sie umfassen und eins mit ihr werden. Die Poesie kann das Unendliche nicht darstellen, aber sie soll es lernen, sie soll dazu erwachsen. Darum nannte Friedrich Schlegel die romantische Poesie eine Universalpoesie. Goethe hatte er seines griechischen Künstlertums ungeachtet keineswegs davon ausgeschlossen. Seine Kunst, sagte er, sei durchaus progressiv: sie enthalte den Keim eines ewigen Fortschreitens. Damit war aber schon ausgesprochen, daß sie überholt werden könne, daß sie noch nicht die vollendete Krone der Poesie sei. Es war nur folgerichtig, daß die Romantiker zwar Goethe als Vorbild aufstellten und als Bürgen, daß eine Verschmelzung von charakteristischer und klassischer Poesie möglich sei, zugleich aber betonten, wie vieles dem künftigen Dichter noch zu erreichen bleibe. Man braucht sich nur vorzustellen, daß das Schönste von allem, was Goethe auf verschiedenen Lebensstufen dichtete, in einem Werke vereinigt sei, etwa die unermeßliche Fülle Fausts mit der edlen Rundung von Hermann und Dorothea, um ein Bild zu gewinnen, wie Goethe noch übertroffen werden könnte.

Besonders als Goethe, da der höchste Gipfel immer nur ein Punkt ist, anfing, sich dem Klassischen auf Kosten des Modernen zuzuneigen, hielten sie mit ihrer unbedingten Bewunderung inne; was sie um so eher tun konnten, als des Meisters Größe, zum Teil durch ihr eigenes Bemühen, unerschütterlich in der Geschichte festgestellt worden war. Sie vermißten allzusehr das Dionysische, die unabsehbare Unendlichkeit, worin seines Faust unvergleichlicher Zauber liegt. Seine Harmonie hatte er, ihrer Meinung nach, zu teuer erkauft.

Schon in einer seiner frühesten Abhandlungen sagt Friedrich Schlegel: „Goethe schwelgt viel zu sehr im Genusse seines vollendet schönen Selbst, als daß er die schreiende Härte und empörende Nacktheit des zu aufrichtigen Shakespeare ertragen könnte. Wie Goethe den Werther schrieb, da ersetzte jener Mangel die Jugend, ihre wehmütigen Ahnungen, ihre weissagenden Tränen. Nachher ließ ihn das Geschick, zu nachsichtig mit seinem Genius, allein." Da ist schon der Keim aller der Klagen über Goethes unempfindliche Kälte, mit denen ein späteres Geschlecht die einseitigen und maßlosen Goethe-Verehrer angriff. Wie unendlich viel neue Töne noch angeschlagen werden konnten, wie viele die Romantiker selbst schon angeschlagen haben, wer möchte sich auch davor verschließen. Novalis, der Goethes Bild in Klingsohr-Gestalt mit so viel Liebe gezeichnet hatte, wandte sich mit bewußter Entschiedenheit von ihm ab. Er dachte daran, eine Rezension über Wilhelm Meister zu schreiben, die ein Gegenstück zu der Friedrichs werden sollte. Dies Buch, das er fast auswendig wußte, aus dem er immer noch lernte, war ihm dennoch verhaßt geworden. Er fand es durchaus antipoetisch. Mit Stoff und Läppchen sei der Garten der Poesie darin nachgemacht. An Tieck schrieb er von der Kunst, mit der im Meister die Poesie durch sich selber vernichtet wird, „und während sie im Hintergrunde scheitert, die Ökonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich tut und achselzuckend nach dem Meere sieht". Der Ausspruch von Novalis: „Goethe wird und muß übertroffen werden — aber nur wie die Alten übertroffen werden können — an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn", liegt eigentlich schon eingeschlossen in jenem früheren: „Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden"; denn der Statthalter des Geistes ist doch nicht

der Geist selbst, so wenig wie der Papst Gott ist, der eben dadurch, daß er sich göttliche Rechte anmaßte, die Menschheit trieb, zu protestieren.

Dasselbe, was die Romantiker an Goethe vermißten, machte, daß er seinerseits ihre Werke unterschätzte. Man weiß, wie verständnislos er einem Genius wie Kleist gegenüber stand. Auch diese, denen er persönlich wohlwollte, hielt er im ganzen, soweit sie als Dichter auftraten, vorsichtig von sich entfernt; zum Teil waren die gelinden Urteile, die er zurückhaltend fällte, verhüllte Verurteilungen. Zweifellos hatte Goethe recht, wenn er die Dichtungen dieser Romantiker als solche verwarf. Das Wort Poet kommt von dem griechischen ποιεῖν = machen, es ist also billig, wenn man den Titel Poet denjenigen versagt, die sich auf nichts schlechter verstehen als eben auf das Machen. Davon ist aber die dichterische Empfindung, der Geist, der nur nicht zur Gestaltung kommt, zu unterscheiden. Und wo es sich darum handelte, verhielt sich Goethe gern empfangend und anerkennend. Calderon und andere südliche Dichter, die orientalischen, lernte er durch die Romantiker kennen. Die jungen Feldherren führten ihren König durch alle die Länder, die sie für ihn erobert hatten. Und wie wußte sein universaler Geist solche Anregungen zu verwerten! Der romantischen Philosophie vollends war er nicht nur geneigt, sondern er bewillkommnete sie aus erfreutem Herzen. „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losgerissen", schrieb Goethe im Jahre 1800 an Schelling, „und wie eine Monade, in mich selbst zurückgewiesen, in der geistigen Region der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt: zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung." Und beinah rührend klingt es, wenn dieser große Dichter und Denker von dem jungen Schelling

sagte: „Ich kann ihm nicht ganz folgen, aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten.“ Eine ähnlich bescheiden anerkennende Äußerung machte Goethe über den großen Mystiker Franz Baader, über den er an Schiller schrieb, daß seine Schriften ihm sehr wohl behagten, wenn er auch freilich mit seinen Organen nicht alles darin zu packen wisse.

Wäre Baader mit dem Anspruch aufgetreten, ein Künstler zu sein, würde Goethe ihn noch viel mehr als die übrigen Romantiker nicht ohne Geringschätzung haben fallen lassen; so aber erkannte er in ihm eine ihm selber unzugängliche Macht an. Baader hat selbst einmal gesagt, an genialischem Unbewußtsein könne es der Philosoph dem Dichter recht wohl streitig machen. Eben dies genialische Unbewußtsein, die wuchernde vegetative Üppigkeit, die an Baader so sehr überrascht, wirkte nicht in Goethes Bewußtsein; nur seine Jugend war das Alkahest gewesen, das diesen Stein der Weisen vorübergehend gelöst und ihm dionysische Trunkenheit gewährt hatte. Später lag er in seinem Unterbewußtsein als gründende Kraft und machte ihn zu dem klassischen Dichter, der er hätte sonst nicht sein können. Denn eine Seele, die soviel bindende Gewalt hätte, um die extremsten Elemente die in der Natur möglich sind, überschwellendes Chaos und strengsten Geist der Ordnung in eine harmonische Einheit zu fassen, ist noch ein Ideal der Zukunft. Im zweiten Teil des Faust hat Goethe noch einmal versucht, ebensosehr „göttlicher Dichter“ wie „vollendeter Künstler“ zu sein. Wie wunderbar ist es, daß diese letzte Dichtung, die das Ungeheure versucht, mit den Worten schließt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Denn das Ewig-Weibliche ist ja das Prinzip der Erlösung, nämlich das Bewußtwerden des Unbewußten, die unend-

liche Revolution, die Eva einleitete, als sie den Apfel der Erkenntnis pflückte. Mag Goethe sich dessen bewußt gewesen sein oder nicht, dies vielfach so gedankenlos gebrauchte Wort hat denselben Sinn wie das „Mehr Licht", das dem Sterbenden in den Mund gelegt wurde. Nichts beweist Goethes menschliche Größe mehr, als daß er sich nach höheren Stufen sehnte und an sie glaubte.

Leben.

Ist denn Krieg von Liebe so unzertrennlich auf Erden?
Gibt es kein ruhiges Glück und keine glückliche Ruh'?
Nein, denn siehe die Erde, die gleichen Mutes am Himmel
Zwischen Venus und Mars wandelt die stürmische Bahn.
Schaffend, der Erde gleich, du Erdgeborner, bewege
Unverdrossen denn auch dich zwischen Liebe und Krieg.

Schelling.

Sagt, wer sind auf jenen Matten
Wo so manche Blumen blüh'n,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht zieh'n?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude,
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen
Freude, sie verbirgt sich in dem tiefsten Hain —
Schmerz und Leben bleiben stets allein.

Tieck.

„Grünsammetne Teppiche die Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und lauter wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüte; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weide, die wie Orangen riecht, steht allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß, wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht — so sieht der Frühling in Jena aus."

Und als ebenso friedlich und freundlich schildert Dorothea das Leben der Bewohner. Während es sonst in Universitätsstädten so zuzugehen pflegte, daß zarte Damen ihren Aufenthalt dort nicht zu nehmen wagten, nähme in Jena der Humanitätston überhand und man könne im Gebirge stundenweit allein spazieren gehen. Das Militär und die Kaufmannschaft in Berlin seien roh gegen die Jenenser Studenten: man höre überall von Wilhelm Meister, der Transzendentalphilosophie und von Silbenmaßen sprechen, dazu aus jedem Hause Gitarren und Geigen.

Während die Völker Europas gegeneinander in Waffen standen und Schwertergetöse und Kriegsgeschrei sich wie eine mordende Lawine von Land zu Land wälzte, kämpften über diesen sanften Hügeln das alte und das neue Jahrhundert eine Geisterschlacht.

Als Wilhelm und Karoline, neuvermählt, im Sommer 1796 von Gotha kommend in Jena einzogen, wo Wilhelm Professor geworden war, fürchtete er, die Felsen am Eingange möchten sie abschrecken. „Aber ich sah nichts", schreibt Karoline an ihre Freundin Luise Gotter, „als das Gute und Angenehme und bin schon mit diesem romantischen Tale ganz befreundet." Wie ein trojanisches Pferd war dieser Hochzeits-Reisewagen, der die ersten Umstürzler in die ahnungslose Stadt führte; geräuschlos nisteten sie sich ein, um den Einzug der Hilfstruppen vorzubereiten. Ein vornehmes Haupt der neuen Zeit fanden sie freilich schon vor: Fichte.

Als der junge Norweger Steffens im Sommer 1798 nach Jena kam, hörte er nacheinander die bedeutendsten Professoren der Philosophie sprechen: Schelling, das neue Gestirn, und Fichte, der schon auf seinem festgegründeten Ruhme thronte. Er eröffnete damals gerade seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen. Schon die

kurze, stämmige Gestalt, die schneidenden, gebietenden Züge imponierten. Auch seine Sprache war von schneidender Schärfe. Obwohl er sich alle Mühe gab, zu beweisen, was er sagte, hatte seine Rede doch etwas an sich, als wolle er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam schuldig sei, jeden Zweifel entfernen. „Meine Herren," sagte er, „fassen Sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Äußeren die Rede, sondern lediglich von uns selbst." Alle veränderten die Stellung, richteten sich auf oder sanken in sich zusammen. Eine große Spannung herrschte. „Meine Herren, denken Sie die Wand." Alle dachten die Wand. „Haben Sie die Wand gedacht? Nun, meine Herren, so denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat." Die Verwirrung und Verlegenheit, die dies zweite Ansinnen hervorrief, war, wie Steffens erzählt, sehr ergötzlich zu beobachten. Im ganzen hatte der Vortrag durch seine bestimmte Klarheit etwas Hinreißendes, wie man es nicht leicht ähnlich finden konnte.

Eine merkwürdige Figur spielte der eiserne Fichte unter den geschmeidigen, üppigen, tollen Romantikern. Wie Vögel eine Vogelscheuche umflattern, etwas scheu, etwas ehrfürchtig, etwas neugierig und etwas mutwillig waren sie um ihn her. Sie hätten ihn gern einmal aus seiner strengen Unbeweglichkeit herausgeneckt, wovon sie selbst ergötzliche Beispiele erzählen. Steffens wollte ihn durchaus davon überzeugen, daß eine Lüge unter Umständen zu rechtfertigen, sogar moralischer als die Wahrheit sei; denn Fichte hatte behauptet, unter keiner Bedingung dürfe man die Unwahrheit sagen. Steffens setzte nun folgenden Fall: Eine Wöchnerin ist sehr krank. Ihr Kind stirbt. Sie fragt nach dem Kinde. Was soll man ihr sagen, da man weiß, daß jede Aufregung sie augenblicklich töten kann? Sie soll mit ihren Fragen abge-

wiesen werden, entscheidet Fichte ungerührt. Steffens: Das heißt auf das bestimmteste antworten, ihr Kind sei tot. Ich würde lügen, und ich nenne ganz entschieden diese Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit. Was? rief nun Fichte entrüstet: Meine Wahrheit? Eine solche, die dem einzelnen Menschen gehört, gibt es nicht. Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben.

Vollends ohne jedes Verständnis füreinander waren Fichte und Tieck, der Dämmerungsdichter und der Philosoph der unerbittlich schneidenden Tageshelle. Wenn Tieck philosophieren wollte, verwies ihn Fichte gutmütig ungeduldig auf seine Poesie. Aber ungeachtet er ohne Sinn für die Romantik war, betrachteten sie ihn gern als den Ihrigen, weil sie den Helden der guten Sache in ihm ehrten. Als im Beginn des Jahres 1799 der Atheismusstreit losbrach, nahmen sie unerschrocken seine Partei. Von allen, die sich bei Hofe beliebt machen wollten, von allen Professoren, die Fichte überglänzt hatte — denn er hatte weitaus die meisten Zuhörer —, wurde er verlassen und gemieden. Diejenigen, die nicht wohl anders konnten, als ihm in der Sache recht geben, schrien über seine Dreistigkeit und Unbesonnenheit. Seine unerschütterliche Redlichkeit, meinte Karoline, habe Hof und Universität oft in Verlegenheit gesetzt. Die Studenten wandten sich mit Bittschriften nach Weimar — Steffens, der Bewegliche, Begeisterte hatte auch Unterschriften gesammelt —, aber vergeblich. Daß Goethe diese feige Ungerechtigkeit geschehen ließ, schmerzte seine Jünger; sie wollten Verlegenheit an ihm bemerken, wenn von dem Handel die Rede war. „Der wackere Fichte streitet eigentlich für uns alle", schrieb Wilhelm, „und wenn er unterliegt, so sind die Scheiterhaufen wieder ganz nahe herbeigekommen." Er, der sonst Vorsichtige — namentlich wenn es galt, Goethe zu schonen — suchte seinem Bruder

Friedrich, der damals noch in Berlin war, kriegerische Stimmung einzuflößen. Dem kochte denn auch schon eine Broschüre im Leibe, wie er sich ausdrückte, worin er bescheiden dartun wollte, Fichtes Verdienst bestehe eben darin, daß er die Religion entdeckt habe. Zwar kam diese Schrift nicht zustande. An Wilhelm schrieb er aber: „Nicht bloß Atheisten sind die Gegner [Fichtes], sondern positive Diener des Satans, gegen die in Deutschland jeder Schriftsteller ein geborener Soldat ist."

Fichte wußte denn diese furchtlose Freundschaft damals auch wohl zu schätzen. In Berlin, wo er Zuflucht fand, verkehrte er viel mit Friedrich und Dorothea und sprach den Wunsch aus, daß Wilhelm, Karoline und Schelling auch dorthin kämen, damit sie zusammen eine Familie bildeten.

„Nächst dem Atheismus", schrieb Karoline am 4. Februar 1799 an Novalis, „ist hier das neueste Evenement die Aufführung des ersten Teiles von Wallenstein 'Die Piccolomini' in Weimar". Im Oktober des vorhergehenden Jahres war das Lager zuerst in Szene gegangen. Ganz Jena machte sich auf, um diesem Ereignis beizuwohnen. Beim Lager war das Romantikerhäuflein fröhlich zusammen; Fichte nötigte nach der Vorstellung Karolinen vier Gläser Champagner auf. Wilhelm blieb in Weimar; Schelling fuhr an seiner Stelle in der Nacht mit ihr zurück. Bei der Erstaufführung der Piccolomini blieben Schelling und Karoline in Jena. Nachher versammelte man sich bei Karoline und tauschte die empfangenen Eindrücke aus. Obwohl der korrekte Wilhelm zu mildern suchte, zeigte sich doch die Antipathie gegen Schiller: das Endurteil über die wundervolle Dichtung, die man allerdings nur als Bruchstück kennen gelernt hatte, war verneinend.

Das Theaterspielen war eine gesellige Leidenschaft.

Das beste Beispiel dafür erzählt Tieck, wie nämlich sogar der alte Nicolai von dieser Wut ergriffen wurde. Da Tieck ihn einstmals besuchte, fand er ihn zu seinem Erstaunen mit seinem Sohne und einem andern Herrn in einer versartigen, pathetischen, Schillerisch deklamierenden Unterhaltung begriffen, deren Sinn ihm im ersten Augenblick unfaßbar war; allmählich begriff er, daß sie eine Szene zu Don Carlos improvisierten, wobei Nicolai den König, sein Sohn den Marquis, und der dritte den Carlos auf sich genommen hatte. Auch in Jena war „alleweil von nichts als Theater die Rede", wie Karoline schrieb. Steffens und Tieck waren von Jugend auf ans Theaterspielen gewöhnt, auch Karoline hatte Neigung dazu. Bei einer Aufführung von Goethes Stella im Schützschen Hause wählte sie sich die Rolle der Cäcilie. Auch Sophie Mereau, die spätere Gattin Brentanos, wirkte mit. In einem seiner allerliebsten Briefe an die kleine Auguste, die auf Besuch im Hause des Malers Tischbein war, schrieb Friedrich: „Wenn Du wieder da bist, wollen wir auch etwas agieren, etwas wie das Stück, von dem Du schreibst. Du machst die schöne, aber treulose Angelika, Tieck den kleinen beglückten Schäfer Medoro, Schelling den rasenden Paladin, Orlando den Wütigen, ich Kaiser Karl den Großen und Wilhelm den edlen Vetter Rinaldos von Montalban." Wie sieht man sie vor sich in diesem Kostüm: die liebreizende, verwöhnte, ein wenig kokette Kleine, die der Briefsteller hier gleichsam mit ihrer Mutter in eins zu fassen scheint, den anmutigen Tieck, den ungestümen Schelling, Friedrich selbst voller Würde und Heiligkeit und Wilhelm, den korrekten, ritterlichen. Wenn nicht Theater gespielt wurde, wurde Theater gelesen. Wilhelm las seine neuen Übersetzungen der Shakespeareschen Dramen vor, Tieck mit Vorliebe Holberg, den er gleichsam neu entdeckt hatte. Tieck, dessen Vorlesungen in späteren Jahren eine beinahe

europäische Berühmtheit hatten, las genialer. Vorzüglich wurde sein Vortrag bewundert, wenn er etwas improvisierte. Steffens war einmal in Dresden zu Besuch bei ihm, als gerade der Geburtstag seiner Frau gefeiert wurde. In besonders guter Laune kündigte er an, daß er ein Schauspiel darstellen und dabei selbst sämtliche Rollen übernehmen wolle, Steffens möge ihm einen Gegenstand aufgeben, von dem die Komödie handeln solle. Steffens bestimmte, es solle in dem Stück jemand auftreten, der der Liebhaber und ein Orang-Utang in einer Person wäre. Nach einer halben Stunde erschien Tieck vor seinem Publikum und trug zunächst einen Prolog vor, der die Zuschauer an den Hafen einer großen Seestadt versetzte. Dann entwickelte sich die Handlung, die kurz darin bestand, daß ein eigensinniger Raritäten- und Naturaliensammler, Anhänger der aufgeklärten Bildung, der seiner Tochter Hand ihrem Geliebten verweigert, dadurch überlistet wird, daß ein gerade aus Afrika zurückkehrender Freund den trostlosen Anbeter als gebildeten Orang-Utang bei ihm einführt. Eine Erziehungsanstalt in Sierra Leona habe sich die Aufgabe gestellt, nicht nur den sogenannten Menschen, sondern auch gewisse Tiere, die sich nach Ansicht verschiedener Gelehrten dazu eigneten, zu edeln und verständigen Wesen heranzubilden; sie habe bereits merkwürdige Erfolge erzielt, wovon er einen Beweis mitgebracht habe. Der verstellte Orang-Utang gibt die Höhe seiner Bildung durch häufiges Hersagen sentimentaler und moralischer Plattheiten zu erkennen, die den Vater entzücken, so daß er sich überreden läßt, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Noch nach vielen Jahren erinnerte sich Steffens mit Vergnügen, wie sprühend von Scherz und Witz diese kecke Improvisation gewesen sei und mit welcher staunenerregenden Beweglichkeit und schauspielerischen Kunst sie Tieck vorgeführt habe.

So nahe die Gefahr auch lag, wo mehrere begabte Menschen dieselben Ziele verfolgten, und so viel Zank es auch in dieser „Republik von lauter Despoten" gab, herrschte doch eigentliche Eifersucht nicht. Im Gegenteil freute sich jeder der Vorzüge des andern, was hauptsächlich Friedrichs Verdienst war. Es spielte gleichsam jeder seine Rolle oder sein Instrument, und man war stolz, daß das Konzert gut besetzt und wohltönend war. Tieck war besonders „des Witzes buntes Füllhorn eigen". Auch hierin wetteiferte er mit Wilhelm. Es ist ein reizendes Bild, das uns die beiden Frauen, Karoline und Dorothea, aufgezeichnet haben, wie Wilhelm und Tieck zusammen ein Rache-Sonett gegen Merkel schmiedeten. Merkel war einer der vielen kläffenden Feinde, die im Grunde einer Antwort nicht wert waren. Es bezeichnet ihn, daß er, um darzutun, daß Schillers Poesie schöner sei als Goethes, Gedichte von beiden in Prosa auflöste und dann zeigte, daß diejenigen Schillers nach der Operation ebenso klar, verständig und poetisch seien wie vorher; was bei denen Goethes nicht der Fall sei. Einmal sollte er nun doch einen Denkzettel haben, und so entstand das geharnischte Sonett:

Ein Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Ein Samojede für die Samojeden.

„Es war ein Fest, mit anzusehen, wie beider braune Augen gegeneinander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte Malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen fast auf der Erde dabei. Die Veit kann recht lachen . . . ."

Friedrich, der „tiefe Freund", saß wie ein gewaltiger Felsblock im Wellengekräusel unter den Übermütigen, dachte und träumte und äußerte von Zeit zu Zeit seine pythischen Offenbarungen — Stoff zu Gesprächen, Disputen und

Abhandlungen. Steffens erzählt, es sei Friedrich, während er tief sinnend im Stuhle gesessen habe, folgende Gebärde eigentümlich gewesen: er habe mit Daumen und Zeigefinger die Stirn umfaßt, diese Finger langsam gegeneinander bewegt bis zwischen die Augen, dann ebenso langsam über die schön geformte Nase und endlich über die Nase hinaus in die Luft. So, die Finger vor der Nase, hatte Tieck ihn auf einer kleinen Karikatur gezeichnet, den überschnellen, unruhigen Steffens vor ihm, mit Händen und Füßen heftig gestikulierend. Im Gespräch war Friedrich ebenso unerschöpflich witzig wie Wilhelm und Tieck, und man mag es am Ende begreifen, daß Karolines Mutter, eine alte, grämliche Professorenwitwe, ihr frei erklärte, sie werde sie nicht wieder besuchen, da sie den vielen Witz nicht vertragen könne — wie man Erbsen und Linsen nicht verträgt, setzte Karoline hinzu. Auch die vierzehnjährige Auguste lernte Italienisch und Griechisch bei Wilhelm oder dem „heiligen, in Gott andächtigen Vater Fritz". Seltsam muß es gewesen sein, das Prinzeßchen, dem Spielen und Lachen das Allerliebste war, das mit süßem Wohllaut der Stimme singen konnte, nachdenklich über Faust und Nathan den Weisen schwatzen zu hören. Dem kleinen Philipp, Dorotheas Sohn aus ihrer ersten Ehe, den sie nach Jena mitgenommen hatte, träumte es einmal, während Friedrich verreist war, Friedrich kehre zurück und deshalb sei ganz Jena in Aufruhr. Zum Willkommen sei die Stadt in der Weise geschmückt, daß alle Häuser und Bäume mit vielen Bildern von „alten, gelehrten Leuten" behängt seien, unter ihnen Cervantes und Meister. Meister hatte einen runden Hut mit goldener Schnur, einen roten Schleier und einen kleinen Säbel getragen, Cervantes einen dreieckigen Hut mit goldenen Klunkern, gleichfalls einen roten Schleier, eine eiserne Rüstung und einen langen Säbel. Man sieht daraus,

was für Worte als tägliche Speise um den kleinen Kopf herumschwirrten.

Die einzige Arbeit, der Friedrich sich unterzog, war das Dichten, das er bei seinem Bruder lernte. Er trachtete danach, allmählich alle Versmaße in seine Gewalt zu bekommen. Dorothea hatte, um ihren Florentin romantisch auszustatten, einige wohlgelungene Stanzen verfertigt und dadurch eine wahre Stanzenwut und -glut, wie sie selbst sagt, über das Haus gebraucht. Damals mag jener pathetische Strom Schellingscher Stanzen entstanden sein, in denen er das Geheimnis seiner verhängnisvollen Leidenschaft für Karoline stolz verrät:

Als in der ernsten frühen Weihestunde
Aus freiem Trieb das Heil'ge ich erwählt,
Hat auch ein Gott zu ewig schönem Bunde
Auf ewig dich mit meinem Geist vermählt.
Wenn auch von unsrer Lieb' die süße Kunde
Kein weiches Lied der künft'gen Welt erzählt,
Doch wird aus des Gedichtes dunklen Chiffern
Sie das Geheimnis unsrer Lieb' entziffern.

Was sorgsam wir dem Aug' der Welt verborgen,
Das Glück, das nur die Unsichtbaren sehn,
Wird an des künft'gen Tages schönem Morgen
Aus dem Geheimnis glorreich auferstehn.
Begierig seh' ich späte Zeiten horchen
Der Melodie, die nimmer kann vergeh'n,
Denn mit des Weltalls ew'gen Harmonien
Wird dieses Lied zur fernen Nachwelt ziehen.

Die wunderwürdigsten Verse machte aber nach Dorotheas Meinung Friedrich, der, sowie er einen vollendet hatte, damit in ihr Zimmer kam, ihn ihr vorlas und in heftigen Zorn geriet, wenn sie, was begreiflicherweise meistens der Fall war, den Sinn nicht sogleich begriff. Außerdem hatte fast ein jeder seinen Roman vor, Wil-

helm anstatt dessen seine Shakespeare-Übersetzung, wobei Karoline so mitarbeitete, daß sie oft den ganzen Tag nicht von seinem Schreibtisch weg kam. Übrigens vermied es Karoline, als schriftstellernd zu erscheinen; sie habe das Vorurteil, sagte Friedrich, das einzige: sich vor dem Schein der Unweiblichkeit zu fürchten.

Dem Kreise zugewandt war der Hamburger Gries, klein, mit südlich gelber Gesichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus kleinen Augen blickend; so schilderte ihn Steffens. Peinliche Ordnung, Sauberkeit, ja Eleganz herrschte in seinem Zimmer. Er sprach leise und drückte sich zierlich aus. Seine mit den Jahren immer zunehmende Taubheit erschwerte die Unterhaltung; wegen seines altjüngferlichen Wesens hatte man ihn ein wenig zum Besten. Aber mit seiner Übersetzung des Tasso und Calderon brachte er doch eine Menge neuer Anregungen in den Kreis. Wilhelm, der zuerst auf die südlichen Dichter aufmerksam gemacht hatte, nahm lebhaften Anteil daran, allerdings nicht ohne sich seiner Überlegenheit im Übersetzen bewußt zu sein. Die Entdeckung Calderons machte Epoche unter den Romantikern. Der stürmische Schelling stellte ihn sogleich über Shakespeare; hier sei die innigste Vereinigung des Antiken und Romantischen zu finden.

Wie der Föhnsturm, der sich in den Bergen so plötzlich stark und warm erhebt, wirkte Schellings Eintritt in den Kreis der Romantiker. Auf dem Katheder erschien er nicht wie ein Professor, sondern wie ein französischer General; er sprach, wie wenn er etwas nicht sehr Wichtiges schnell und nachlässig mitteilte. Das trotzige Gesicht, roh, edel und kraftvoll mit den breiten Backenknochen und der etwas aufgeworfenen Nase, die klaren, mächtigen Augen, alles wirkte beherrschend. Als Steffens seine erste Vorlesung über Naturphilosophie hörte, die neue, seine Philosophie, wo er von der Notwendigkeit sprach,

die Natur aus ihrer Einheit zu schaffen, hatte er den Eindruck, als stehe der vierundzwanzigjährige junge Mann mutig dem ganzen Heere der ohnmächtig werdenden alten Zeit gegenüber, das sich, etwas polternd und schimpfend zwar, doch scheu vor ihm zurückziehe. Als er einmal sagte, er wolle sich einmauern, um ununterbrochen zu arbeiten, fand Karoline, er sei eher ein Mensch, um Mauern zu durchbrechen. Als Mineral betrachtet, sagte sie, sei er echter Granit, eine Urnatur. Seine Gegenwart konnte durch ihre Macht fast erschrecken. Alle die weiblich empfänglichen Männer mit ihrer Reizbarkeit, ihren unendlich vielen, unendlich verfeinerten Ideen, empfanden zunächst freudig erstaunt und willig die Übermacht seiner beschränkteren Männlichkeit. Auch Fichte war mit ihm einverstanden. Er erkannte an, daß, wenn sein Gang systematischer, der Schellings genialer sei. Das ihm angeborene Gefühl, alles zu können, was er wollte, gab ihm etwas Siegreiches. Zweifel kamen ihm nicht. Vertrauend, überschwenglich hingebend gegen seine Freunde, haßte er blindlings und rücksichtslos, die er für seine Feinde hielt. Widersetzlichkeit, die auf vollkommener Verständnislosigkeit seiner naturphilosophischen Grundideen beruhte, vertrug er nicht. Aber wenn man deren Richtigkeit zugab und auf ihn einging, war er nicht anspruchsvoll und ließ auch andere gelten. Überhaupt imponierte ihm die weltmännische Gewandtheit der umfassenden romantischen Geister. Sie hatten ein reicheres, feineres Seelenleben als er, sie waren ihm voran in der Kultur, und er konnte viel von ihnen lernen. Das wollte er auch. Es schien ihm unmöglich, daß es etwas gäbe, wovon er nichts verstehen sollte. So warf er sich zunächst auf das Dichten. An seinem Geist fiel der poetische Schwung auf, ohne daß er deshalb ein Dichter gewesen wäre; er produzierte leicht, jedoch „aus dem Innersten

reden" wie die Romantiker konnte er nicht. Aber eben diese Produktionslust und -kraft machte, daß er überzeugt war, es könne ihm nicht fehlen, wenn er nur wie die übrigen bei Wilhelm in die Schule ginge, um das Technische des Versemachens zu bewältigen. Steffens hatte einen Erzählungsstoff aus seiner nordischen Heimat mitgebracht, der viel Anklang fand: die Geschichte des Pfarrers von Drottning. Ganz einsam in der Nähe eines untergegangenen Dorfes lebt der Pfarrer. Zu ihm kommen bei Nacht eben gelandete Fremde und zwingen ihn, in der nahen, vom Flugsand fast verschütteten Kirche eine Trauung zu vollziehen. Nachdem die Handlung vollendet ist, drängen sie ihn aus der Kirche. Schnell schifft das ganze Volk, das eine unbekannte Sprache redet, sich wieder ein und segelt ab. Die Braut findet man in der Kirche ermordet. Als die Gespenstergeschichten anfingen Mode zu werden, meinte Karoline, sie könnten sich alle mit dem Pfarrer von Drottning nicht messen: „nach der Geschichte können sich zehn Teufel aufs Grab setzen und locken keinem Christenmenschen ein Kreuz ab." Steffens bearbeitete den Stoff dramatisch, Schelling in Terzinen.

Mit Karoline zusammen lernte Schelling beim „heiligen Friedrich" Italienisch. Er war ein tüchtiger Schüler; wenn er einmal für etwas Sinn habe, sagte Friedrich, sei es unbändig viel. Übrigens war Friedrich ihm nicht günstig. Die Eifersucht auf Karolines offenkundige Zuneigung und Bewunderung war wohl nicht die geringste Ursache. „Wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden?" hatte er auf Karolines Vergleich geantwortet; wenigstens müsse sie doch von Basalt sein. Dann schlug er die Rahel vor auf die er Eindruck gemacht habe. Augenscheinlich wollte er den gefährlichen Eindringling so bald wie möglich unschädlich machen.

In der Gesellschaft machte Steffens mehr Glück als

Schelling. Schelling war schweigsam; er konnte nur harmlos lustig sein und kindlichen Unsinn treiben oder sich ernst und gründlich unterhalten. Für das Geistreiche oder gar Ironische hatte er kein Organ — er besaß keine Urbanität und Liberalität, würde Friedrich gesagt haben. Steffens, den die Sehnsucht nach der herrlichen neuen Bildung nach Deutschland gezogen hatte, wollte alles sehen, kennen lernen, mitmachen, genießen. Er war wie ein Bewohner einer dumpfen Fabrikstadt, der einen Ferientag benutzen muß, um auf ein ganzes Jahr Bergluft einzusaugen. Seine Empfänglichkeit und Anpassungsfähigkeit waren ohne Grenzen. Sein Blut war so feurig, daß er für gewöhnlich die Temperatur leichten Fiebers hatte. In strengster Winterkälte ging er einmal zu Fuß von Freiberg nach Dresden in Sommerkleidung, ohne daß es ihm zu kalt geworden wäre.

Freiberg mit seinen Bergwerken und seiner Akademie spielte eine gewisse Rolle im Leben der Romantiker. Dort lehrte Werner, ein Mann, dessen damals epochemachende Theorie des Neptunismus zwar längst umgeworfen ist, der aber durch seine gewaltige Persönlichkeit einen unvergeßlichen Eindruck auf alle machte, die ihn kannten. Den Alten vom Berge nannte man ihn wohl oder den Berggeist. Hohe Güte und besonnene Klarheit waren die Hauptzüge seines Charakters. Jede Unklarheit hatte etwas geradezu Beunruhigendes für ihn. Novalis nannte ihn einen Goethe im Beobachten. Aber weil er etwas so ganz in sich Abgeschlossenes war und ein so beherrschendes Übergewicht im Gespräch hatte, konnte man, wie Steffens erzählt, nur wenn man sich ihm ganz hingab, aus seinem Unterricht Vorteil ziehen. Er gehörte zu den deutschen Mustercharakteren wie Luther, Dürer, Kepler, Fichte, die Friedrich als Ideal aufzustellen liebte. Das Bergwerksleben übte großen Zauber auf die Romantiker aus.

„Wenn wir die senkrechte Leiter herunterstiegen", erzählt Steffens, „wenn das Blau des Himmels durch die Öffnung allmählich verschwand, wenn das große Rad, durch welches das Tageswasser in Bewegung gesetzt wurde, in dem engen Felsenraum neben uns seinen Umschwung machte, das Anschlagen der Glocke einen jeden Umschwung bezeichnete, während um uns herum und über uns die Tropfen still rauschend, unablässig hernieder fielen, so war uns im Anfang seltsam und wunderlich zumute." Auch in Novalis' Werken klingt dieser unterirdisch-geheimnisvolle Ton häufig an. Sein wundervolles Roman-Fragment: die Lehrlinge zu Saïs ist ein Niederschlag der Freiberger Zeit. Steffens, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Schellings Apostel zu sein, hielt den Schülern der Akademie Vorträge über Naturphilosophie.

In Freiberg lernte Novalis Julie von Charpentier kennen. Es war um diese Zeit, als er sich der Erde und dem Leben wiederschenkte, daß er mit den Romantikern in Jena in häufige persönliche Berührung kam. Auch er also war in der blühenden Frühlingsstimmung, die aller Dasein dort mit einem so hoffnungsvollen Glanz umhüllte. „Denken Sie sich nur unsern prächtigen Kreis", schrieb er an Karoline über den Plan, daß sie alle nach seiner Vermählung unter einem Dache leben und eine Familie bilden wollten. „Vor dem Jahre standen zwei noch so verwaist da. Einer schien auf glühendem Boden zu stehen. Er sah sich immer um und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von oben, weihend und dankbar in die Höhe und ein irdischer, erquickender Schlaf hat sein Auge für eine andere Sonne wieder geschlossen. Also zurück ins Land der Träume und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche

Mitschläfer." Dorothea beschreibt, was für ein Ereignis es war, als sie ihn das erstemal sehen sollte. Zwischen ihm und ihr gab es freilich nicht viel Gemeinsames: er mag ihr zu ätherisch, sie ihm zu sinnenhaft gewesen sein. „Er sieht aber wie ein Geisterseher aus", schrieb sie Schleiermacher, „und hat sein ganz eigenes Wesen für sich allein, das muß man ihm lassen." Es erregte Eifersucht, daß er Tieck, den er jetzt erst kennen gelernt hatte, so sichtlich bevorzugte. In der Poesie verstanden sie einander am besten. Das störte doch die Eintracht der jungen Männer im ganzen nicht. Abends, ja bis tief in die Nacht, schwärmten sie über die Höhen von Jena, in endlosen Gesprächen und Zukunftsträumen sich berauschend.

Schleiermacher stand zwar nur in brieflichem Verkehr mit den Freunden, von denen er nur wenige persönlich kannte; aber seine Reden über die Religion verschafften ihm das Bürgerrecht in der Romantiker-Republik. „Das Christentum ist hier à l'ordre du jour", schrieb Dorothea, „die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal." Novalis und Ritter hatte er sich mit diesem Buche ganz gewonnen. Diese drei, Schleiermacher, Novalis und Ritter, betrachtete Dorothea neben sich und ihrem Friedrich als die eigentliche Kirche gegenüber den Weltleuten Wilhelm, Karoline, Tieck und andern. Ritter war ein tiefsinniger, in sich zurückkriechender Träumer. Wenn man den dunklen Weg in die Höhle seines Innern fand, zeigte sie sich heiter und ergiebig; um selbst etwas aufzusuchen, war er zu einseitig und zu mißtrauisch. Was er an Bildung besaß, hatte er sich selbst spät erkämpfen müssen, das machte ihn unsicher in der Gesellschaft; die Erinnerung an eine harte Jugend stimmte ihn feindselig. Karoline sah er nie; die Freunde versicherten, er würde mit ihr weder reden können

noch mögen. Um so zutraulicher war er gegen Dorothea, die von ihm sagte: „Ich kann Ritter mit nichts vergleichen, als mit einer elektrischen Feuermaschine, an der man nur die stille Künstlichkeit bewundert und eben nichts gleich wahrnimmt als das klare Wasser. Wer sie aber versteht, bringt auf den leisesten Druck eine schöne Flamme hervor. Übrigens ist er auch, wie der erste Brief der Lucinde, Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander."

Eine Zeitlang wurde die Jagd auf Frösche allgemein, da er Froschschenkel als Elektroskop benutzte, woran alles lebhaften Anteil nahm. Die Naturwissenschaften waren damals, als so viele wichtige Entdeckungen einen Ausblick in eine ganz neue Anschauungsweise eröffneten, das Steckenpferd fast aller Gebildeten. Dilettantisch genug mag dieses Interesse gewesen sein, doch beweist es die geistige Regsamkeit. Steffens baute sich einmal, da er gerade eine große Geldsendung von zu Hause bekommen hatte, eine Voltasche Säle aus Talern und hatte sein Zimmer fast den ganzen Tag voll von Besuchern, die sich von ihm Experimente zeigen ließen; auch zahlreiche Damen waren darunter. Sehr ernstlich beschäftigte sich Henriette Herz, durch ihren Mann angeregt, mit Physik. Lange Nachmittage brachte sie mit Schleiermacher bei physikalischen Experimenten zu; dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., den sein Erzieher als etwa fünfjährigen Knaben zu diesem Zweck zu ihr führte, machte sie Experimente mit Phosphor vor.

Die Genialität von Ritters naturwissenschaftlichen Leistungen wurde in der Folgezeit unterschätzt; niemals wußte er seine Entdeckungen zur Geltung zu bringen. Das Prinzip der Voltaschen Säule z. B. hatte er zwei Jahre vor Volta entdeckt. Daß seine zahlreichen und bedeutenden Verdienste um die Entwickelung der Physik

so versteckt blieben, schrieben die neueren Vertreter dieser Wissenschaft dem Umstande zu, daß er seine Beobachtungen ganz in philosophisch-mystische Begründungen gehüllt vortrug. Wenn nun reine Empirik immer leichter faßlich ist für die meisten Menschen, so erschweren die Ideen vollends die allgemeine Annahme neuer Entdeckungen, wenn sie aus einem trüben, verworrenen Kopfe kommen. Und Ritters Neigung zur Mystik scheint auch in einer gewissen Unklarheit seines Denkens begründet gewesen zu sein. Den Romantikern und Idealisten von damals machte gerade die Philosophie seine Wissenschaft erst recht wert. „Ritter ist Ritter und wir sind seine Knappen", sagte Novalis. Von andern wird dieser Ausspruch Goethe zugeschrieben.

Goethe! Ja, er war die Hauptperson, obwohl er nur in der Ferne, im Hintergrunde wie ein gewaltiges Berghaupt thronte. Auch er hatte etwas Riesenhaftes und Imponierendes unter dieser heißblütigen Jugend, wie Fichte. Aber um ihn tanzten sie herum wie die ersten Jünger der Revolution um die Freiheitsbäume oder wie Kinder um die Weihnachtstanne. Ruhevoll stand er in der Mitte und ließ sich mit Gold und Flitter behängen, ohne ein anderes Lebenszeichen zu geben, als etwa ein gelindes Nicken oder ein wohlwollendes, humoristisches Lächeln. Aber fremd war er ihnen nicht; sie wußten, wie der schöne Baum im Walde rauschen konnte, und wie da die freie Luft und das Waldesgetier durch seine starken, immer grünen Zweige streifte. Was für ein Ereignis war es, als an einem Herbsttage, da die Schlegel, Dorothea und Karoline nebst Schelling und Hardenberg im Paradiese bei Jena spazieren gingen, Goethe selbst, „die alte göttliche Exzellenz", vom Gebirge herabgewandelt kam. Er begrüßte die Gesellschaft höflichst und machte, was Dorothea sich glückselig notierte, „an

Friedrich ein auszeichnendes Gesicht". Im Gefühl, daß, wenn er sich jetzt langweile, alles gefehlt sei, faßte sie, die Wortreiche, sich ein Herz und fing ein Gespräch über die reißenden Ströme in der Saale an, worauf er freundlichst einging und sie angenehm unterrichtete. Man wußte, daß die Naturwissenschaft seine Liebhaberei war. Die Korpulenz seiner Erscheinung enttäuschte Dorothea ein wenig; er stellte, fand sie, nicht Tasso oder Werther, sondern Hermann und Meister dar.

Wie in Rom den Papst, mußte man in Jena vor allen Dingen Goethe gesehen haben. Mit leidenschaftlicher Ungeduld hatte Steffens nach seinem Anblick verlangt. Es fügte sich, als er ihm nun das erstemal in Gesellschaft beim Buchhändler Frommann begegnete, daß Goethe, mit andern beschäftigt, ihn nicht beachtete. Steffens gab sich Mühe, diesen furchtbaren Niederschlag seiner glühenden Hoffnungen zu verwinden; aber obgleich er sich Goethes Wort vorhielt: wenn ich dich liebe, was geht's dich an, und auch fortfuhr ihn zu lieben, war es doch, wie wenn ihm etwas entzwei gegangen wäre. Als Schlegels ihm zu Hilfe kamen und ihn zu einer Gesellschaft einluden, wo Goethe erscheinen sollte, lehnte er trotzig ab. Bald darauf aber wurde vom Anatom Loder eine Theateraufführung zur Feier von Goethes Geburtstag veranstaltet, wo Steffens mitspielte. Goethe leitete selbst die Generalprobe, wurde auf Steffens aufmerksam und redete ihn freundlich an. Im Gespräch ergaben sich bald Anknüpfungspunkte, Goethe nahm den Beseligten mit sich und behielt ihn eine Woche in Weimar. Goethe liebte den Umgang mit Naturkundigen besonders. Von ihnen konnte er lernen, und er war bis in sein hohes Alter viel zu jung, zu naiv und zu wenig eitel, um diejenigen vorzuziehen, die nur von ihm lernen konnten. Der arme kleine Gries, für den Goethe eine Göttererscheinung war,

deren leiseſter freundlicher Wink ſein einſames Stübchen mit Himmelsglanz erfüllte, mußte ſich mit den kurzen gütigen Dankbriefen, die als Antwort auf ſeine Überſetzungen einliefen, begnügen, während Schelling ein erwünſchter und oft geladener Gaſt in Weimar war. Schelling war Goethes Liebling unter den Romantikern. Er allein hatte nicht dieſe nervöſe, feinfühlige Reizbarkeit, die Goethe fremd war, auch nicht die etwas beängſtigende Verehrung, die man nur für etwas der eigenen Natur ganz Entgegengeſetztes empfindet. Schelling liebte und verehrte Goethe, aber etwa wie einen Vater, zutraulich und fröhlich, und ſicher in dem Gefühl, auch etwas zu ſein und auch ſeine Eroberungen zu machen. Für ſeine Naturphiloſophie hatte er Goethe ſchnell gewonnen. Sie hatte eigentlich immer in ihm gelegen. Das war „geprägte Form, die lebend ſich entwickelt". Das war ihm gemäßer als Fichtes tote Abſtraktion. Aber Schellings keckes humoriſtiſch-naturphiloſophiſches Gedicht: Epikuriſch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporſtens verbannte er doch aus dem Athenäum. Überhaupt, obwohl er ſich zufrieden erinnerte, daß er ſich nun auch ſchon eine ſtattliche Reihe von Jahren in der Oppoſition befinde, war ihm doch die unermüdliche Angriffsluſt ſeines Heeres von Heißſpornen zuweilen etwas ungemütlich.

Für ſie war der Kampf die herrlichſte Würze des Lebens.

Die alte Zeit hatte auch ihre Vertreter in Jena, aber die Romantiker kämpften mit dem Gefühl, daß ihnen die Zukunft gehörte. Das gab ihnen die Kraft, den Übermut und die Großherzigkeit gefeiter Sieger. Kleinlich waren ſie nicht. Trotz alles Perſönlichen, das nie ganz fehlt, war es ihnen doch vorzüglich um die Sache zu tun. Die eigentliche Streitmacht beſtand zwar nur aus Wilhelm, Friedrich und Schelling. Schelling ſtürzte ſich

mit jungenhafter Wonne in das Getümmel; man sieht ihn förmlich Ärmel und Manschetten zurückstreifen. Wilhelm hielt zuweilen für nötig, ihn auf feinste Weise zur Urbanität zu ermahnen. Auch Schleiermacher, wenn ihm einmal ein Posten angewiesen war, konnte seine Gegner vernichten, mit spitzen, scharfen, unentrinnbaren Waffen. Von Novalis abgesehen, der sich gar nicht beteiligte — denn über diesen Kleinkrieg dicht vor ihm sahen seine weitsichtigen Augen weg — war Tieck der Säumigste. Satirisch war er wohl; aber er war zu sehr Dichter, um nicht alles, auch das geringste, was er hervorbrachte, poetisch einkleiden zu müssen. Da milderte sich denn während des erheiternden Schaffens die Entrüstung und seine Feinde, die er hätte bekämpfen sollen, wurden ihm unter der Hand zu Puppen, mit denen er spielte. Wilhelm, der stets die Hand am Schwertgriff hatte, konnte bitterböse darüber werden, während sein beständiges Treiben wiederum Tieck rebellisch machte. Einmal trat aber auch Tieck energisch vorkämpfend auf, als in Berlin ein Stück zur Aufführung kam, in dem die Romantiker lächerlich gemacht werden sollten. Der Verfasser der Komödie hieß Beck, das Stück selbst: Das Chamäleon. Was Tieck am meisten reizte, war, daß Iffland darin die Rolle des schlichten, aber redlichen Biedermannes übernommen hatte, der die Charakterlosigkeit der seichten Schöngeister, die durch Sentenzen aus den Werken der Romantiker kenntlich gemacht waren, in desto helleres Licht setzte.

Da Iffland die Beziehung und den Zweck des Stückes kennen mußte, glaubte Tieck ihn als mitschuldig an dieser öffentlichen, übrigens sehr geistlosen Verspottung ansehen zu müssen. Auf Tiecks Anklage hin entschloß sich die Berliner Polizei, die Wiederaufführung des Stückes zu verbieten.

Die Romantiker hatten das Glück, daß die Machwerke ihrer Gegner sich durch ermüdende Geistlosigkeit auszeichneten. Der Witz bestand fast immer darin, daß in der betreffenden Posse oder Erzählung einige ruhmredige Schwätzer von offenbarer Nichtigkeit auftraten, denen zusammenhanglos herausgegriffene und daher sinnlos erscheinende Stellen aus dem Athenäum oder andern vielgelesenen Schriften der Romantiker in den Mund gelegt waren. Der Aufführung von Kotzebues Hyperboräischem Esel in Leipzig, womit besonders die Brüder Schlegel verspottet werden sollten, wohnte Friedrich selbst bei. Der Name beruht auf der Sage, daß die Hyperboräer dem Apollo einen Esel zu opfern gepflegt hätten, an dessen tollen Sprüngen sich der Gott geweidet habe. Es war eine der liebenswürdigsten Eigenschaften Friedrichs, daß er über einen guten Witz auch dann von Herzen lachte, wenn er auf seine eigenen Kosten gemacht war. Hier war aber, wie sich Karoline ausdrückte, „platterdings kein Witz als den Schlegels ihr eigener". Der Beifall der einsichtigen Zuschauer galt denn auch durchaus ihm, der ruhig und heiter, durchaus würdig, aus seiner Loge dem Spektakel zusah.

Alles, was die Romantiker gegen Kotzebue auf dem Herzen hatten, faßte Wilhelm zusammen in der kleinen Komödie: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland.

Die Szenen, wo die verschiedenen Theatergeschöpfe Kotzebues sich versammeln, um auszuziehen und ihren Meister aus der russischen Verbannung zu befreien, sind noch jetzt, wo das Feldgeschrei verklungen und der Streit längst entschieden ist, überaus erheiternd zu lesen. Der leichte Bau der ganzen ironischen Komödie bleibt immer zu bewundern. Uns stört im Verlaufe die häßliche Lüstern-

heit, die Wilhelm hier vielleicht zur Charakteristik seines Helden für angemessen hielt; die übrigens damals niemandem anstößig gewesen zu sein scheint. Das Entzücken, das dieser „Tusch und Trompetenstoß des Witzes" erregte, läßt sich kaum noch begreifen. Die Kinder in den bekannten Familien sangen Stellen aus den eingelegten Liedern, Friedrich gingen neue Lichter über das Lustspiel auf, Goethe war so belustigt und zufrieden, daß Schelling behauptete, Schillers ganze poetische Laufbahn habe ihm nicht so viel Mitfreude abgelockt. Ja, nicht ohne Genugtuung erfuhren die Romantiker, daß selbst Schiller sich beifällig über die Ehrenpforte geäußert habe. Karoline hätte alle Ursache gehabt, von Kotzebue wie früher von Merkel zu sagen, er sei ein „geliefertes Ungeheuer".

Schmerzhaft waren solche Angriffe, die von Freunden ausgingen, auf die man glaubte rechnen zu dürfen. Huber, mit dem Karoline seit den Mainzer Tagen befreundet war — jetzt war er mit Theresen verheiratet — hatte unter dem sentimentalen Vorwande, den greisen Wieland verteidigen zu müssen, einen mit freundschaftlich schonender Salbung geschriebenen, aber deswegen nur um so mehr als hämisch empfundenen Artikel gegen Wilhelm veröffentlicht. Karoline, die damals schon nicht mehr mit Liebe, aber desto aufrichtiger mit kameradschaftlicher Treue ihrem Manne zur Seite stand, schrieb darüber einen langen Brief an Huber, den man nicht ohne Wohlgefallen an ihr wie an Wilhelm lesen kann. So ehrlich, gerade, kraftvoll, stolz und doch bissig ist die Sprache, die sie führt, ja bei aller Herbheit nicht ohne die Wärme, die alles, was von ihr ausging, umströmte. „Ich kenne Schlegel", schrieb sie in diesem Briefe, „ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines persönlichen acharnement in ihm ist. Hat er sich denn nicht alle diese

Feinde erst gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoesie ist ihm in den Tod zuwider. Verfolgt man die Sache, so geht's dann auch gegen die Person. Ist nicht Wielands Poesie Wielands Person? Am Privatleben eines solchen Menschen wird sich Schlegel nie vergreifen — er selbst wird sich dergleichen wahrscheinlich gefallen lassen müssen. Ich kenne niemand, der das ruhiger zu ertragen imstande wäre. Sein ganzer Geist ist vorwärts gerichtet, der Widerstand kann ihn nur mehr beflügeln."

Den Frauen, Dorothea wie Karoline, kam es zuweilen plötzlich in den Sinn, daß dies gänzliche Aufgehen ihrer männlichen Freunde in ästhetischen oder sage man wissenschaftlichen Interessen etwas Einseitiges und Ungesundes habe. „Ihr revolutionären Menschen", schrieb Dorothea einmal an Schleiermacher, „müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet ihr um auszuruhen schreiben wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte." Und Karoline, nachdem sie gewohnheitsgemäß der kleinen Auguste die literarischen Tagesneuigkeiten berichtet hatte, fuhr fort: „Doch diese Händel gehen dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber viel." Eine so lebhafte Teilnahme an den politischen Ereignissen war schon selten; eine andre als rein kosmopolitische Ansicht durfte man vollends von niemandem erwarten. Folgendermaßen schrieb der junge Wackenroder, ein Berliner, an seinen Freund Tieck: „Was will man denn in unsern Zeiten mit dieser Vaterlandsliebe. Doch scheint jetzt eine gewisse Mode darin zu herrschen. Gemeine Schullehrer scheinen wirklich zu glauben, daß sie wer weiß wie große Fortschritte in der Pädagogik gemacht haben, wenn sie ihren achtjährigen Knaben jetzt die Brandenburger Geschichte als Geschichte des Vaterlandes recht weitläufig erzählen. Ein Bürger oder sonst einer, der nicht Gelehrter werden will, braucht doch wahrlich in unsern Zeiten im Grunde

die vaterländische Geschichte so wenig als eine andere und es würde nach meiner Meinung also zweckmäßiger sein, wenn man irgend eine interessante Geschichte, ohne Rücksicht ob dieses oder jenes alten oder neuen Volkes, in unteren Schulen vortrüge."

Eine leidenschaftliche Liebe für deutsches Wesen war aber durch diesen Mangel an dem, was man unter Patriotismus versteht, nicht ausgeschlossen. Man weiß ja, daß die Wissenschaft der Germanistik aus der Romantik heraus entstanden ist. Aber eben im germanischen Wesen fand man einen engherzigen Abschluß gegen andre Völker nicht begründet. Der Einzelne — so war es von jeher gewesen — liebte seine Unabhängigkeit, aber sowohl dem eigenen wie fremden Staaten gegenüber. „Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt", lautet ein Ausspruch von Novalis.

Als das Schwerterklirren so nahe an Jena heranrückte, daß es nicht mehr zu überhören gewesen wäre, hatte sich die Kirche schon aufgelöst und zerstört. Mürbe Stellen waren von Anfang an in dem Bande gewesen, das ihre Glieder verknüpfte; aber ihrer hatte man nicht geachtet, da es im ganzen fest genug schien. Sehr schwierig war das Verhältnis zwischen Karoline und Dorothea. Dorothea war der von ihrem Manne so überaus hochgeschätzten Schwägerin mit glühender Bewunderung — wenn auch nicht ohne heimliche Eifersucht — entgegengekommen. Die maßvolle Ruhe, mit der Karoline ihrem Freundschaftsüberfall begegnete, erschien ihr kalt und herzlos. Beide waren aber zu klug, um dem Instinkt zur Abneigung ohne weiteres Raum zu geben. Dorothea bewunderte die Jugendlichkeit, die sich Karoline, mit ihr gleichaltrig, bewahrt hatte, ihre häuslichen Tugenden, die Gewandtheit, mit der sie geräuschlos den großen Haushalt führte, ihre Gerechtigkeit, die für Dorothea frei-

lich etwas zu marmorn war. Auf Karoline wirkten zwar Dorotheas so gar brennende Augen und ihr allzustarkes, männliches Untergesicht abstoßend, aber sie erfreute sich an ihrer schönen Stimme, mit der sie so gern und herzlich lachte, und betonte gern vor sich und anderen, was für eine vortreffliche Frau Dorothea sei. Ebenso vergeblich bemühte sich Karoline ihre Antipathie gegen Tiecks Amalie, eine Schwägerin des Komponisten Reichardt, zu überwinden. „Häßlich ist sie nicht", schrieb sie nach der ersten Bekanntschaft. „Hätte sie Anmut und Leben und etwas mehr am Leibe als einen Sack, so könnte sie für hübsch gelten." Aber zuletzt entschloß sie sich doch kurzweg, sie für eine falsche Katze zu erklären. Die leisen Schwankungen von Zu- und Abneigung unter den Männern habe ich schon erwähnt. Verhängnisvoll wurde das alles erst durch Schellings und Karolines Liebe. Alle, die etwas gegen das eine von beiden auf dem Herzen hatten, glaubten es nun nicht mehr unterdrücken zu müssen. Indem Karoline sich von Wilhelm löste, verlor sie alle die Rücksicht, die man um seinetwillen für sie gehabt hatte. Und da um Wilhelm und Karoline herum der Kreis sich gebildet hatte, ging er von selbst auseinander, als sie sich trennten und das gastliche Haus leer stand, wo er sich versammelt hatte.

Zugleich mit dem Jahrhundert ging die romantische Zeit in Jena zur Neige. Es gab damals auch solche, die das neue Jahrhundert schon mit dem Jahre 1800 beginnen wollten; man nannte sie Nullisten. Aber sie unterlagen. Von großen Festen wollte der Herzog von Weimar wegen des Ernstes der Zeiten nichts wissen. Er veranstaltete eine Maskerade, wo sich auch Steffens und Schelling befanden. Nach Mitternacht zogen sich Goethe und Schiller mit den beiden jüngeren Leuten in ein Nebenkabinett zurück. Es wurde Champagner getrunken. „Da fiel mir",

erzählt Steffens, „der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten, doktrinären, ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geistreichen Einfall in seinem Vortrage zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung.

In einem zierlichen dramatischen Scherz hatte Wilhelm die Wende des Jahrhunderts gefeiert. Auch hier erklang in jeder Zeile die hohe zuversichtliche Hoffnung, die die Jugend in die neue Zeit setzte. Das neue Jahrhundert, ein Kind in der Wiege, will die häßliche dürre Alte, die ihm Schlaflieder singt, nicht als seine Mutter anerkennen, ja erwürgen will das herkulische Ding die böse Unholdin. Die, um sich zu retten, ruft den Teufel an, der auch erscheint, aber anstatt der Jungen, der Alten den Hals umdreht. Das götterschnell heranwachsende Kind wünscht seine wahren Eltern zu kennen; auf seine Bitte erscheinen sie und begrüßen das entzückte: es sind der Genius und die Freiheit.

Romantische Liebe.

Die Liebe ist der Endzweck der Weltgeschichte — das Amen des Universums.
Novalis.

„Was ist denn nun dieses Sentimentale?" fragt Friedrich Schlegel, nachdem er den Satz aufgestellt hat, daß ein romantisches Buch ein solches sei, das einen sentimentalen Stoff in phantastischer Form behandele; und antwortet: „Das, was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in der Dichtung der Modernen, wie Diderot im Fatalisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehen kann, sind dabei gerade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äußere Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr Unliebliches und Liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen, und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist oder überall sein könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches

Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur."

So wäre Liebe und Romantik, nach der Theorie ihrer Begründer ein und dasselbe. Das Sichlosreißen und Auseinanderweichen des Bewußten und Unbewußten im Menschen, womit Hand in Hand geht seine Entfernung von der Natur, bedingt Sehnsucht nach Wiedervereinigung und Versöhnung des Getrennten, so daß man sagen kann, je größer die Zerrissenheit und je schneidender der Mangel, desto größer die Liebe; was auch Novalis' Wort verständlich macht, daß Liebe durchaus Krankheit sei. Allerdings ist der Charakter dieser Liebe mehr Drang nach Vereinigung als Kraft zu ihr, also mehr Sehnsucht als Liebe; dieses Kind von Überfluß und Mangel, wie Plato die Liebe definiert, hat mehr von dem negativen als von dem positiven Element empfangen. Daß der Geschlechtstrieb nicht an sich Bewahrer der unsterblichen Liebesseele sei, die allein die romantische ist, wurde von Friedrich Schlegel erwähnt; nicht von dem blinden, tändelnden Kind ist hier die Rede, dessen Unarten die göttliche Mutter zuweilen mit der Rute bestrafen muß, sondern von Eros, dem ältesten und schönsten der Götter, wie die griechische Mythologie ihn nennt, der aus dem gärenden Chaos entstand und die auseinander fliehenden Teile des Alls festhielt und an eine Mitte band. Wenn man trotzdem in der Geschlechtsliebe, wie sie im Leben und in der Kunst erscheint, ihr Bild zu fassen sucht, obwohl sie weder die einzige, noch die reinste Art der Liebe ist, so ist es, weil sie sich an diesem Brennpunkt doch am feurigsten entzündet,

weil die Liebe zwischen Mann und Frau das ganzeste, packendste Symbol ist für die alles überwindende Riesenleidenschaft des Einswerdens; und gerade ihre Mischung aus Sinnlichkeit und Geist, daß sie die irdische und die göttliche Natur im Menschen gleichviel angeht, ihre androgyne Natur, macht sie zum ergiebigsten Ausgangspunkt für Darstellung und Betrachtung. Daß Lessing sich deswegen von Goethes Werther abgestoßen fühlte, weil der Geschlechtsliebe darin eine dem antiken Leben fremde Wichtigkeit beigemessen ist, beweist seine unromantische Natur, beweist aber nichts gegen die Dichtung; vielmehr macht gerade die maßlose Vergötterung der Liebe Werther zu einer unvergänglichen Erscheinung in der modernen Welt. Auch hat man immer empfunden, daß in der Behandlung der Liebe der hauptsächliche Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst zu suchen sei.

Man könnte zwar Odysseus und Penelope zum Beweise anführen, daß auch das antike Leben eine höhere geistige Liebe in unserm Sinne kannte; aber wer empfände auch nicht den romantischen Hauch in der Odyssee, der sie uns so viel verständlicher macht als die Ilias! Und dann: es handelt sich da doch weniger um ewige Liebe als um jene eheliche Treue, die ein Bestandteil der staatlichen Wohlfahrt, eine Bürgerpflicht ist und eigentlich nur die Frau angeht. Zwar ist es rührend und echt romantisch, wenn Odysseus am Ufer sitzt, unbeweglich, mit trauernder Seele über das Meer hinausblickend, aber es mutet uns fremdartig, wenn auch lieblich zugleich an, wie er gleich darauf in den Armen der lockigen Nymphe einschlummert, ohne daß ihn ein einziges Mal der Gedanke ankränkelte, ob nicht sein Verhältnis zu Penelope dadurch entheiligt würde. Reizend gewiß ist die antike Liebe, wie und wo immer sie erscheint. Selbst die seelenlose Wonne, die Odysseus mit Circe und Kalypso genießt,

oder die behagliche Leidenschaft des Paris und der Helena erquickt den Sinn, ohne jemals zu verletzen. Denn alle diese Verhältnisse haben die Gesundheit, Kraft und Schönheit des Naturtriebes, dem zu seiner Vollkommenheit nichts gebricht als die Dauer. Denn alles, was Trieb ist, ist vergänglich; mit der Vergänglichkeit hat es sich seine Schönheit erkauft. Das Bewußtsein sucht die flüchtige Natur zu verewigen, aber diese übernatürliche Begierde wirkt zunächst in ihr wie ein Gift, das sie krank macht. Darum haben wir Augenblicke, wo uns die bewußtlose Herrlichkeit und unschuldige Lust der antiken Liebe als das Allerschönste und Allerbeneidenswürdigste erscheint. Die naive Freudigkeit und unerschöpfliche Genußkraft, mit der jene Götter und Helden ein Liebesfest an das andere reihen, ohne sich ihre Wonne trüben zu lassen durch die Erinnerung an das Vergangene und die Ahnung des Folgenden, erregt uns Wohlgefallen oder Bewunderung oder gar Neid. Denn wir könnten das nicht nachmachen, ohne entweder roh oder frivol zu sein; auch Don Juan wäre nicht der bezaubernde Held, wenn seine Geschichte nicht durch groteske Komik gemildert wäre, und wenn er nicht andererseits durch das Antrotzen gegen die höheren Mächte, das allein schon in dem bewußt Maßlosen der Anzahl seiner Liebeleien liegt, etwas Titanisches bekäme, wenn es sich auch in anmutigster Form darstellt. Es ist dem modernen Bewußtsein unmöglich, das Ideal der ewigen und einzigen Liebe abzuschütteln, dieses Gestirn von unserm Himmel zu reißen, das wir hundertmal mehr als Fluch und verzehrendes Feuer als segenbringend empfinden. Wie oft stellt sich diese Schimäre, wie man sie denn nennen möchte, der Erfüllung von Wünschen entgegen, die ohne sie unschuldig wären; fort und fort wird ihr Glück und Leben wie einem Moloch geopfert. Trotzdem, wenn sich auch

alle die Gequälten zusammentäten, um den tyrannischen Dämon zu entthronen, so müßte die Rebellion doch unfehlbar mit erneuter Knechtung, wahrscheinlich sogar mit freiwilliger Unterwerfung der Empörer endigen. Wenn wir das Auge auf die gigantischen Gestalten und unergründlichen Schicksale richten, die vom Geiste der romantischen Liebe eingegeben sind, so verbleicht die Anmut der heidnischen Aphrodite. Brunhild und Kriemhilde, Siegfried und Gudrun tauchen aus der Tiefe germanischer Vorzeit — und wir fühlen erschauernd und entzückt zugleich den Herzschlag der ewigen Liebe. Als furchtbar würgende Gottheit, das Schwert in der Hand, mit unerbittlichem Antlitz steht sie im Mittelpunkt dieser Dichtung. Was ist die praktische Rache des Menelaos, der ein geraubtes Gut wieder haben und den Dieb bestrafen will, und das Unbehagen der bedrohten Helena gegen den zerreißenden Jammer Kriemhildes, gegen Gudruns zwanzigjähriges Trotzen und Hassen, gegen Brunhildes dämonische Seligkeit, wenn sie Siegfrieds Scheiterhaufen besteigt, gegen die unermeßliche Vernichtung, die mit Blutröte und Feuerschein auf den Untergang der Liebe und Treue hereinbricht! Um den überirdischen Ursprung der Liebe mit ihrer Unentrinnbarkeit, ihrem todüberwindenden Zauber, ihrer geisterhaften Unverletzlichkeit auszudrücken, erfand die romantische Phantasie den Liebestrank, wie Gudrun ihn Sigurd reicht, wie ihn Tristan und Isolde trinken. In diesen kolossalen Leidenschaften wohnt ein zartes geistiges Element, in dem Flammenatem der starken Recken weht der warme Hauch seelischer Liebe. Da liegt die Verwandtschaft der Germanen zum Christentum. Beides, germanisch und christlich, ist die mittelalterliche Legende von der Liebe des jungfräulichen Kindes zu dem aussätzigen Ritter, eine Liebe ganz Opfer, ganz Seele, und dennoch leise und süß erwärmt von

sinnlichem Blute. In dem Kreise dieser Gestalten fanden die Romantiker sich wieder. „O mein Bruder", sagt Tieck im Phantasus, „gestorben, wie man sagt, sind längst Isolde und Sygune, ja du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von neuem das himmlische Feuer an. . . ." Ja, in den Schriften von Tieck und Novalis wandelt sie, „die flammende Liebe mit den heiligen Glutaugen!" Eine neue, entkörperte oder verseelte Sprache haben sie erfunden, um ihre ätherische Erscheinung in sich aufzunehmen. Ich will nur ein paar Töne aus der großen Liebessymphonie anschlagen lassen. Das ist aus Tiecks Phantasus:

„Wie könntet ihr doch die Schönheit nur empfinden oder gar lieben, wenn sie unverwüstlich wäre? Die süße Elegie in der Entzückung, die Wehklage um Adonis und Balder ist ja der schmachtende Seufzer, die wollüstige Träne der ganzen Natur! Dem Flüchtigen nacheilen, es festhalten wollen, das uns selbst in festgeschlossenen Armen entrinnt, dies macht die Liebe, den geheimnisvollen Zauber, die Krankheit der Sehnsucht, das vergötternde Schmachten möglich. — — —"

„Kann die Liebe sterben, das Gefühl, das bis in die fernsten Tiefen meines Wesens blitzt und die dunkelsten Kammern und alle Wunderschätze meines Herzens beleuchtet? Nicht die Schönheit meiner Geliebten ist es ja allein, die mich beglückt, nicht ihre Holdseligkeit allein, sondern vorzüglich ihre Liebe; und diese meine Liebe, die ihr entgegen geht, ist mein heiligster, unsterblichster Wille, ja meine Seele selbst, die sich in diesem Gefühl losringt von der verdunkelnden Materie; in dieser Liebe seh' ich und fühl' ich Glauben und Unsterblichkeit, ja den Unnennbaren selbst inmitten meines Wesens und alle Wunder seiner Offenbarung."

Und noch eine Stelle aus Abdallah setze ich her:

„Ach nein, es ist nicht das, es ist nicht jenes Gefühl, das unsere Dichter so oft beschreiben — kein Mensch hat noch je dieses hohe, heilige, unaussprechliche Wesen in seiner Brust beherbergt, Liebe ist es nicht, es ist das Gefühl der Seligen, mir allein seit Ewigkeiten aufbewahrt, mich aus dieser Welt hinauszureißen; eine allmächtige Woge hat mich auf die hohe, jähe Spitze einer Klippe geschleudert, die Welle sinkt ins Meer zurück und ich stehe schwindelnd über Wolken, von allen Menschen, die einst waren und sind, auf ewig abgerissen, die Unendlichkeit um mich her. Die Gottheit hat heute mein Leben von neuem berührt und durch die leisesten Töne hindurch zittert der allmächtige Stoß."

Am liebsten und am besten schildert Tieck Liebe, die nur Sehnsucht ist, die verzückte Seligkeit unabsehbarer Trennung. Kein Liebespaar scheint so vollständig sein Ideal zu verkörpern als Jeoffroy Rudell und Melisende, deren Geschichte er im Sternbald erzählt. Dieses wunderbare Feuer, entzündet in der Brust des Troubadour durch die Kunde von der Schönheit einer Dame, die er nie gesehen, die das wilde Meer von ihm trennt; das seinen Leib aufzehrt während der langen Reise zu ihr hin, so daß er sie nur erblickt, um in ihren Armen im Augenblick der grenzenlosesten Erfüllung alles Wünschens zu sterben, eine solche verklärte Flamme der Anbetung hütet er im Heiligtume seines Herzens. „Wie", sagt Jeoffroy zu den staunenden Menschen, die seine begierdelose Hingebung an die Entfernte nicht verstehen, „wenn sie mir nun selbst im Gemüte, in meinem Innern wohnt, besitze ich sie dann nicht näher als jeder andere Sterbliche?" Unerschütterlich ist sein Glaube, daß, wenn er sie nun sehen wird, die Wirklichkeit seine Ahnung noch übertrifft. „Ja, so wird es mit aller Schönheit sein, wenn sie sich

einst schleierlos unserm entkörperten Auge zeigt." Zum Beweise, daß dies beständige Überschwanken aus der irdischen in die himmlische Liebe nicht nur der Sprache der Dichtung, sondern auch der des Lebens geläufig war, führe ich aus den Briefen des Ästhetikers Solger an seine junge Frau eine Stelle an, wie sich ähnliche in Menge finden: „Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu sehr auf das Irdische und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in deiner reinen Engelseele wohnen kann, ist nicht vergänglich. Sie ist selbst einerlei mit dem Unsterblichen und Ewigen in uns: von dieser reinen Wahrheit ist mein Innerstes durchdrungen, und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen eigenen Gefühlen täusche, noch in dir. Es ist mir, als wäre ich durch dich geheiligt, als besäße ich nun in sichtbarer Gestalt und als den Gegenstand meiner heißesten Triebe das, was der Religiöse und der Philosoph in fremden Welten sucht."

Daß in der Tat Liebe und Religion eins sei, entwickelte Friedrich Schlegel folgendermaßen als Theorie:

Den Zusammenhang mit dem Universum fühlen, das Göttliche anbeten, ist Religion; aber das Göttliche erscheint am reinsten im Menschen, er ist ein Bild des Universums, hat eine Welt in sich. Sie werde geneigt sein, sagt er zu Dorothea, an die er den Brief über die Philosophie richtete, wo diese Stelle vorkommt, im Anschluß an diese Lehre ihm die Frage einzuwerfen: „Wenn es also nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menschliche überall das Höchste ist; wenn der Mann von Natur der erhabenere Mensch ist: so wäre es ja der rechte und wohl der nächste Weg, den Geliebten anzubeten und so die menschenvergötternde Religion der menschlichen Griechen

zu modernisieren?" womit er sich einverstanden erklärte, im Falle nämlich, daß der Geliebte einer solchen Symbolisierung fähig und wert sei. „Ich wenigstens", so fährt er fort, „könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiß nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freilich, das Universum ist und bleibt meine Losung. Liebst du wohl, wenn du nicht die Welt in der Geliebten findest?"

Zu demselben Schluß kam Novalis, wenn er die Liebe zur Geliebten angewandte Religion nannte, was bei ihm freilich doch noch eine andere Bedeutung hatte als bei Friedrich, der die Liebe, insofern sie ein geistiges Wesen ist, nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen erfaßte.

Was der gemeine Menschenverstand Sichverlieben nennt, wurde hier zu einem Weltenschicksal, der Begegnung zweier Gestirne, die in geheimnisvoller Weise einander wechselseitig Sonne und Planet sind. Wenn auch sicherlich von jeher jedes liebende Herz seine Liebe mit unbewußter Mystik „meine Welt" genannt hat, so ist es doch noch ein ganz anderes, wenn einem denkenden Menschen ein Mensch Symbol wird für das Höchste, das er zu fühlen und sich vorzustellen fähig ist, ja wenn er gerade das, was über seine Fassungskraft hinausgeht, in diesem Menschen fassen und sich eins machen will. Dann entsteht jenes Gefühl der Unendlichkeit und die Maßlosigkeit, die sich vergeblich in Worten und Zeichen auszudrücken sucht, und die wesentlich verschieden ist von der plastischen Umgrenztheit des antiken Empfindens. Wundervoll malt diesen ins Unendliche verschwimmenden Liebesdrang eine Stelle in Tiecks Genoveva, wo die alte Gertrud dem Golo rät, sich erst listig schmeichelnd in Genovevas Gunst zu stehlen und dann die ihm halb Hingegebene durch kühne Überraschung sich zu erobern.

Golo: Welch unverständig Wort hast du gesprochen!
Ist es mir drum zu tun als Schalk, als Knecht,
Als Dieb mir ihre Gunst zu stehlen? Fühlst du nicht,
Was sie mir ist, was ich ihr werden möchte? . . . . .
Gertrud: Was wollt Ihr denn?
Golo: Das Ferne und das Nahe,
Das Mögliche, was doch unmöglich ist,
Was ich in meinem Herzen wünsche, was
Der Feige nie besitzen kann, was kaum
Dem auserwählten Edelsten gegönnt ist,
Das heil'ge Feuer, das die Erd' erleuchtet,
Den Glanz beglänzt und Licht der Sonne leiht,
Das, was du nimmermehr verstehen wirst,
Das was — o schweig, verstumme, eitle Zunge!
Was soll der Frühling durch den Winter scheinen?
Wer will die Kirche auf dem Markte halten,
Die große Raserei dem Pöbel pred'gen?
Gertrud: Ja, rasend seid Ihr, so gehabt Euch wohl.

Nur Musik, die wesentlich sentimentale Kunst, kann das „Mögliche, was doch unmöglich ist" ausdrücken; daher Tiecks bekannter Vers:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Nur in Tönen mag sie gern,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Alles, was sie will, verschönen.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Auffassung der Liebe hohe Ansprüche an die geistigen Fähigkeiten der Frauen gestellt wurden, wie denn alle Romantiker mehr oder weniger die Ansicht Friedrich Schlegels teilten, daß die Geschlechtsverschiedenheit nur eine Äußerlichkeit des menschlichen Daseins und am Ende doch nichts weiter sei als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man der Vernunft unterordnen und nach ihren höheren Gesetzen bilden dürfe. Auch die hübscheste Frau hätte damals kein Glück gehabt ohne Geist, und eine Gefallsüchtige jenes Zeitalters hätte es umgekehrt machen müssen wie die des jetzigen, die, während sie mit Männern zu-

sammen sind, ihre geistigen Interessen in einen Winkel schieben und mit einem bunten Vorhang zudecken. Für den ins tiefste Innere tauchenden Blick des Romantikers war nur die Schönheit schön, die eines liebreizenden Geistes durchsichtige Form ist, und die, mit dem Unsterblichen im Menschen verbunden, in ihrem eigensten Wesen die vergängliche Materie überlebt. Über das Alter sah man mit den großen idealistischen Augen hinweg. Man liebte mit derselben himmelstürmenden Leidenschaft Matronen und Kinder. Karoline war 35 Jahre alt, als sich der 24jährige Schelling mit löwenhaftem Ungestüm in sie verliebte. Als sie nach 11 Jahren als seine Frau starb, sagte er, daß sie die Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, bis ans Ende behalten habe. Dorothea war neun Jahre älter als Friedrich, Rahel 13 Jahre älter als Varnhagen. Grillparzer erzählt, was für einen wunderbaren Eindruck diese alternde, keineswegs hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte Frau auf ihn machte. Auf der andern Seite hatte die spielende Zuneigung, mit der alle Männer des Freundeskreises Karolines kleine Tochter Auguste behandelten, in ihrer Zartheit und Wärme etwas von Liebe. Hardenbergs Braut, Sophie v. Khün, war, als er sie kennen lernte, 13 Jahre alt, und dieses Kind machte er zur Sonne seines Lebens. Als die Sonne erlosch, zweifelte er nicht, daß er ihr nach müsse, wie der Körper sich auflöst, wenn das Herz nicht mehr schlägt. Es ist nichts Unerhörtes, wenn auch etwas Seltenes, daß ein Mann sich in der ersten Verzweiflung über den Tod der Geliebten tötet; aber Novalis dachte durch den bloßen Willen zum Tode, durch den mystischen Umgang mit einer Abgeschiedenen zu sterben. Er wähnte oder hoffte es nicht etwa, sondern beschloß es. Über die Liebe zu dem gemalten Bilde eines Mädchens, wie sie Tieck schilderte, schwang sich sein Geist noch hinaus, in-

dem er sich auf ewig einer Toten widmete. „Eine Verbindung, die auch für den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht gibt. Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Lebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süßer Mysterien:

Ist es nicht klug, für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?
Darum ist klüglich gesinnt, wer auch Entschlummerte liebt."

Wem träfen diese Laute nicht das Herz mit der Gewalt selbstverständlicher Wahrheit? Bedenkt man nun aber die Tatsache, daß Novalis sich schon ein Jahr nach dem Tode seiner Braut wieder verlobte, das häufige Knüpfen und Lösen von Liebesverhältnissen im Leben der Romantiker überhaupt, so könnte man vielleicht höhnisch sagen: Das ist nun die edle, hohe, ewige Liebe! auch die durchsichtigste, verfeinertste Empfindung ist nur ein silberner Dunst, der grobe Sinnlichkeit verschleiert; oder es könnte einer fragen, ob nicht der simple Mann, der sich schlechtweg in ein hübsches Gesicht verliebt, sein Mädchen heimführt und vielleicht, wenn sie vor ihm stirbt, sich nicht wieder verheiratet, weil ihm keine so gut wie sie gefällt, sich nicht besser auf die echte Liebe versteht als diese Schwärmer mit ihren hochklingenden Worten und spitzfindigen Theorien. Worauf zu entgegnen wäre, daß eben in dem Maße, als das Instinktive ins Bewußtsein tritt, es zunächst an Kraft verliert; Tiere irren sich nicht in der Wahl ihres Lebensgefährten. Das alte Sprichwort sagt — „Wer die Wahl hat, hat die Qual". Mit dem Wählenkönnen beginnt die Schwierigkeit der Auslese, die Möglichkeit des Irrens, das Hin- und Hergerissenwerden zwischen mannigfachen Lockungen und Reizungen. Wo einmal die Meinung herrschend geworden ist, die Liebe sei die Hauptsache im Leben, wo der Anspruch entstanden ist, das geliebte Wesen solle einem zur Vervollkommnung

und Verklärung behilflich sein, wo zwei eine harmonische Einheit bilden sollen, bekommt die Personenfrage unendliche Wichtigkeit. Soll die Frau dem Manne nur Gattin im körperlichen Sinne, Regiererin seines Hauswesens und Wärterin seiner kleinen Kinder sein, so ist kein Grund, warum er nicht mit jeder gesunden und tüchtigen Frau zufrieden sein sollte. Etwas ganz anderes ist es, wenn wir eine mystische Seelenverbindung mit jemand eingehen wollen, wenn das eheliche Verhältnis die Grundlage unseres ganzen, auch des innerlichen Lebens sein soll. Wäre nun ein ruhiges Wählen des ganzen, gesammelten Menschen möglich, wären wir unfehlbar, so könnte die erste Liebe uns dauernd befriedigen und die einzige bleiben. Aber die Sinnlichkeit ist nicht weniger tätig als früher, im Gegenteil, da sich das Geistige von ihr abgelöst hat, ist der pure Trieb, der zurückgeblieben ist, um so hitziger und gewaltsamer. Er wirft sich auf einen beliebigen Gegenstand, blindlings, hastig, ehe noch das geistige Gefühl sein Urteil bilden oder ihm Gehör verschaffen kann. Gerade in der ersten Jugend ist dieser Trieb am unbändigsten. Wie unmoralisch, ja unheilig erscheint es von diesem Gesichtspunkt aus, wenn man die erste Liebe ewig machen will. Es heißt, den Instinkt sanktionieren. Die Kirche würde hier einwerfen, daß die Ehe eine erziehliche Einrichtung sei, und daß das Individuum desto gründlicher erzogen werde, je widerstrebender das andere sei, dem es sich anpassen müsse. Aber dieser strenge, unpraktische Idealismus, der Menschen voraussetzt, wie sie in der Wirklichkeit nie oder fast nie zu finden sind, ist dem modernen Menschen fremd. Er will zwar die Natur beherrschen, aber Unnatürliches und Widernatürliches stößt ihn ab. Das Gefühl, daß jeder Organismus etwas Lebendiges, Bewegliches, Veränderliches, Sichentwickelndes ist, durchdringt die Anschauungen auf jedem

Gebiete. Zwischen toter Starrheit und gesetzloser Ungebundenheit soll sich die freie Ausbildung bewegen. Schleiermacher sprach sich über das Vorurteil der ersten und einzigen Liebe folgendermaßen aus. Alles, sagt er, beginne mit instinktiven Regungen, die sich erst durch Übung zu bestimmtem Wollen und Bewußtsein entwickeln. „Warum sollte es mit der Liebe anders sein als mit allem übrigen? Soll etwa sie, die das Höchste im Menschen ist, gleich beim ersten Versuch von den leisesten Regungen bis zur bestimmtesten Vollendung in einer einzigen Tat gedeihen können? Sollte sie leichter sein als die einfache Kunst zu essen und zu trinken? Auch in der Liebe muß es vorläufige Versuche geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht. Bei diesen Versuchen nun kann auch die Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand nur etwas Zufälliges, höchst Vergängliches sein, ebenso vergänglich als das Gefühl selbst. Mach' dir ja kein solches Hirngespinst von der Heiligkeit einer ersten Empfindung, als beruhte nun alles darauf, daß etwas Ordentliches daraus würde. Die Romane, die dieses beschützen und zwischen denselben zwei Menschen die Liebe vom ersten rohen Anfang bis zur höchsten Vollendung sich in einem Strich fort ausbilden lassen, sind ebenso verderblich als sie schlecht sind." Gerade das, fährt er fort, daß man glaube, jeden Versuch durch Treue verewigen zu müssen, sei das Gefährliche. Er versteigt sich zu der Behauptung, einen neuen Versuch mit demselben Gegenstande anzufangen, sei unter Umständen weit widerwärtiger als die Ehe zwischen Schwester und Bruder.

Auch Schleiermacher liebte ja, und zwar gerade während er dies schrieb, eine verheiratete Frau und hat später die Witwe eines verstorbenen Freundes geheiratet. Er konnte an sich und an vielen Freunden die Erfahrung machen, daß später und mit Bewußtsein gefaßte Neigungen

die frühen Jugendlieben an Fülle und Tiefe übertreffen. Es ist wunderbar, wie in dieser Zeit die höchste Idee von der Wichtigkeit und Ewigkeit der Liebe mit der weitherzigsten Nachsicht gegen Untreue und allerhand Liebesirrungen zusammengeht. Scheidungen und Wiedervermählungen waren nichts Seltenes. Schellings Vater, ein braver schwäbischer Pastor, der außer sich war, als sein Sohn auf der Schule in den Verdacht kam, die Marseillaise ins Deutsche übertragen zu haben, nahm keinen Anstand, ihn mit der geschiedenen Frau Wilhelm Schlegels, deren wechselvolle Vergangenheit ihm gewiß bekannt war, selbst zu trauen. Auch wenn man annimmt, daß Karolines Liebenswürdigkeit etwaigen Widerstand in ihm besiegte, bleibt es doch bemerkenswert, mit welcher grenzenlosen Liebe und Hochachtung die alten Pfarrersleute stets von ihrer Schwiegertochter, die elf Jahre älter als ihr Mann war, sprachen. Wenn auch darüber gesprochen wurde, ging es doch unbeanstandet hin, daß Schleiermacher, ein Geistlicher, innig befreundet mit der schönen Jüdin Henriette Herz und ihr täglicher Gast war, und daß er die Frau eines anderen Geistlichen liebte. Daß diese sich zur Scheidung von ihrem Manne nicht entschließen konnte, machte Schleiermacher ihr zum bitteren Vorwurf.

Anderseits aber lebten diese Menschen häuslich und sittlich. Eben daß der geschlechtliche Trieb sich ganz in echter Liebe ausleben sollte, daß nichts davon auf der Gasse verschwendet wurde, machte die offenkundigen, gebildeten Verhältnisse so stürmisch und leidenschaftlich. Je mehr die Liebe ins Bewußtsein tritt, je erhabener man sie auffaßt, desto größer muß auch die Rolle werden, die sie, nicht nur in segensreicher, sondern auch in verhängnisvoller Weise, im Leben spielt. Im Herbste prangen die Blumen in brennenderen Farben als im Sommer, während im Frühling Weiß und blasses Gelb und Blau vorherrscht.

Die entsetzlichsten Folgen gerade für die Liebe hat das Zwiespältige im romantischen Menschen. Er möchte in sich einig sein, möchte in einem Gefühl alles fühlen, sinnlich und geistig zugleich, aber nur wenigen wird das zuteil. Das geistige Gefühl, das mit spiritualistischen Augen die pure Sinnlichkeit beobachtet, schrickt vor ihr zurück. Und dann wieder rächt sich die Natur. Gerade in dem Augenblick, wo der Mensch durch die Schwungkraft der Liebe sich gänzlich von seinem Körper losgerissen zu haben glaubt — ähnliche Wendungen kommen häufig bei Tieck vor — und an das Reich der Geister klopft, fühlt er sich in tierische Faunengestalt verwandelt und stürzt, gelähmt vor Entsetzen, auf die Erde zurück.

Man muß nicht glauben, daß die Romantiker dies alles nicht vollkommen gewußt und durchschaut hätten. „Gewiß ist die sublimierte Mystik und die ordentlich scholastische Pedanterie in der Metaphysik der Liebe vieler moderner Dichter von echter Grazie sehr weit entfernt", sagt Friedrich Schlegel. Und Novalis: „Mir scheint ein Trieb in unsern Tagen allgemein verbreitet zu sein, die äußere Welt hinter künstlichen Hüllen zu verstecken, vor der offenen Natur sich zu schämen und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenwesen eine dunkle Geisterkraft ihnen beizulegen. Romantisch ist der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unschuld und Klarheit nicht vorteilhaft; besonders bei Geschlechtsverhältnissen ist dies bemerklich." Und wer wäre sich des Ursprungs der Qualen, die ihn selber zerfleischten, besser bewußt gewesen als Tieck, der im Phantasus sagt: „Im Mittelalter (er hätte sagen sollen im Altertum) war die übersinnliche, außersinnliche Liebe noch nicht von der sinnlichen getrennt, sondern sie waren mit Leib und Seele verbunden, in der höchsten Vergeistigung gesund, in dem freiesten Scherze unschuldig." Nun stehen die geistigste und die sinnlichste Liebe ge-

trennt, feindselig einander gegenüber. Eine sinnliche Glut entsteht in der Romantik, von der der antike Mensch nichts weiß. Zuweilen weht sie nur wie ein feuchter, sanft anschmiegender Atemzug, zuweilen aber mit dem verzehrenden Hauche des Wüstenwindes, der sich tödlich um den blühenden Reiz der Natur windet. Es ist das lechzende Verschmachten des kranken, zerrissenen Menschen, der einen Abgrund in sich ausfüllen will; des Schattenleibes im Hades, der Blut trinken muß, um irdische Lebenskraft zu gewinnen. Aus den Gräbern des Mittelalters werden sie wieder heraufbeschworen die Helden der furchtbar schönen Unersättlichkeit, die eine dunkle, stürmende Sehnsucht durchs Leben jagt. Faust, der in seinen eigenen Flammen verbrennt. Keiner hat diese mörderische Liebesglut so zerreißend dargestellt wie Tieck, auch Goethe nicht; wenn auch nur die ihm angeborene Rücksicht auf die Schönheit ihn verhinderte, solche Laute brennender Sinnlichkeit anzuschlagen. Sie so in sich erlebt zu haben, war er zu harmonisch vollendet. In Tiecks Phantasus taucht zuerst das bleiche, verwilderte Bild des Tannhäusers wieder auf. Welches Symbol für den modernen Menschen! Dieser Jüngling, dessen dämonische Sehnsucht die Erde nicht sättigt, dem die Göttin der Liebe, hingerissen, ihr unterirdisches Reich öffnet! „So mochte ein Jahr verflossen sein, als meine Angst bis zur Verzweiflung stieg; es drängt mich weiter, weiter hinein in eine unbekannte Ferne, ich hätte mich von den hohen Bergen hinab in den Glanz der Wiesenfarben, in das kühle Gebrause der Ströme stürzen mögen, um den glühenden Durst der Seele, die Unersättlichkeit zu löschen; ich sehnte mich nach der Vernichtung, und wieder wie goldene Morgenwolken schwebten Hoffnung und Lebenslust vor mir hin und lockten mich nach. Da kam ich auf den Gedanken, daß die Hölle nach mir lüstern sei . . . . .“ Die Venus im

Hörselberg hat nichts zu tun mit der griechischen Aphrodite, deren Reinheit und ruhige Vollendung der mittelalterliche Mensch nicht mehr verstand; er sah in ihr nur die eine Seite seines Wesens, vor der er sich fürchtete und die ihn lockte, er nannte sie die schöne Teufelin. Das muß man bei Tieck lesen, wie der Balsam ihrer Wonne die heißen, blutenden Wunden seiner Seele schließt, wie in einer seligen Berauschung das ewig drängende, pochende Blut sich beschwichtigt. Nun aber, da der stachelnde Dämon eingeschläfert ist, öffnet der Engel in ihm seine reinen Augen entsetzt und jagt den Bezauberten auf von der weichen Brust, wo er glücklich war. Das ist die Geschichte, die Tieck weniger wohl im Leben als in seiner Phantasie erlebte. Das verzweifelte Hin- und Hergerissensein zwischen der heidnischen Venus und der heiligen Elisabeth ist das Thema fast aller seiner Jugendwerke. Die Schärfe und Wahrheit, mit der das Problem im Lovell zum Ausdruck kommt, macht dies verschmähte Werk so eigentümlich anziehend und wertvoll. Zuerst die mystische Wonne der jungen Seele, die sich auf den unsichtbaren, starken Flügeln eines guten Engels durch die goldene Flut des Himmels getragen fühlt, wohin anders könnte es sein, als in den Schoß Gottes, mitten in die Fülle der Liebe, wo alles Weh und Verlangen heilt, wo unerschöpflicher Überfluß die irdischen Mängel ausfüllt? Nun kommt der höchste Augenblick, wo die Geliebte sich liebegewährend dem anbetenden Verehrer hingibt. Aber er macht eine fürchterliche Entdeckung; denn der Durst ist zwar gelöscht, aber an die Stelle der Sehnsucht ist keine Befriedigung der Seele getreten, sondern Wüstheit und Öde. Alles Gute, Schöne und Hohe scheint mit der Sehnsucht hinweggenommen, ja das Leben selbst. War es denn kein Engel, der ihn so leicht über die Erde wegtrug? War es ein höhnender Teufel, der sich mit

ihm herabstürzte, als er in die heilige Gottesnähe kam? Oder war es nur die lächerliche Einbildung des Rausches, daß er zu schweben wähnte, und er hatte vielleicht die Erde niemals verlassen? Es war nichts als gemeiner, tierischer Hunger gewesen, den körperliche Speise stillte. Lovell geht an diesem Zwiespalt zugrunde; er kann den Glauben nicht zurückerobern, den er verloren hat, als er zum erstenmal die Erfahrung machte, daß seine geistigen Entzückungen auf sinnliche Genüsse hinausliefen.

Tieck aber, obwohl er kaum zwanzig Jahre alt war, als er den Lovell schreibt, zieht doch, obwohl er seinen Helden schmählich zugrunde gehen läßt, nicht den Schluß, es gäbe nichts Geistiges, Edles in der Liebe; vielmehr spricht er klar seinen Glauben an Menschen aus, die sinnliches und geistiges Empfinden in sich verschmelzen und dadurch beides veredeln können. „Wenn der Mensch sich in keiner Stunde durch diese Verbindung gestört fühlt, dann, glaube ich, hat er die schönste Vollendung als Mann erhalten, er ist über niedriger Wollust und über schaler, fein ausgesponnener und langweiliger Zärtlichkeit gleich weit erhaben."

Aber Tieck hat seine Liebe und zugleich sein Leben nicht so vollendet gestalten können. Von seiner „lieben Amalie", mit der er sich als halber Knabe verlobt hatte, weiß man wenig; daß sie einzuschlafen pflegte, wenn er ihr seine Werke vorlas, womit er sonst jedermann bezauberte, deutet auf geringe geistige Regsamkeit; aus der flüchtigen Art, womit die Freunde des Hauses sie erwähnen, möchte man schließen, daß sie unbedeutend war, aber gutartig und bescheiden. Die Diskretion der zahlreichen Freunde Tiecks hat dafür gesorgt, daß nichts Bestimmtes über sein Verhältnis zu der Gräfin Finkenstein, die in seinem Hause lebte und als Familienmitglied betrachtet wurde, bekannt geworden ist; nur das ist sicher, daß das

Glück des Hauses durch diese sonderbare Verbindung zerstört war.

Tieck war ein Genie der Freundschaft, der Liebe nicht; die Frauen waren für ihn ein Element, das die sinnliche Hälfte seines Wesens gewaltsam anzog und sich verband, wodurch er den Zusammenhang und die Einheit in sich verlor. Nur der Glückliche, dessen Trieb bewußtlose Weisheit und dessen Geist der Natur befreundet ist, kann sich seinem Herzen hingeben und sein Heil auf die Liebe gründen; diese Grazie und Frömmigkeit des Herzens besaß Novalis. Der Adel seiner Leidenschaft hätte das Seelenlose nicht lieben und die Üppigkeit seines Geistes sich im Naturlosen nicht wohl fühlen können. Wenn seine Kräfte nicht ganz im Gleichgewicht waren, so lag die Disharmonie darin, daß das Himmlische in ihm das Übergewicht hatte über das Irdische, oder besser gesagt Sinnliche; denn er lebte ja gern im Lande der Sinne — so drückte er selbst es aus —, nur nicht in dem der Sinnlichkeit. Es war ihm interessant, sich hierin mit seinem Freunde Friedrich Schlegel zu vergleichen, in dessen Lucinde er eine Idealisierung des Vegetativen sah. An Karoline schrieb er darüber: „Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die höchste Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenstil oder im dorischen Tempelstil komponiert. Bei ihm ist alles korinthisch.“ Seine eigene Ansicht über das Sinnliche in der Liebe hat er in demselben Briefe klar ausgesprochen in den Worten: „Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe wie der Schlaf zum Leben. Der edelste Teil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen.“ Noch deutlicher wird die Bedeutung des Bildes, wenn er gelegentlich den Schlaf als eine Entziehung des geistigen

Reizes definiert, der für die schwache Organisation des Menschen jetzt noch notwendig sei; einst aber würden wir immer zugleich wachen und schlafen. Was Friedrich Schlegels Verstand forderte, daß man in der Geliebten Gott lieben müsse, war dem schönen Gemüte Hardenbergs natürlich. Darum sagte Karoline, man wisse aus seinen Reden nie, wen er liebe, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika sei; Harmonika nannte sie seine Braut, deren Dasein sie vermutete, ohne ihren Namen zu wissen. Die platonische Liebe, zu der ein anderer seine Leidenschaft vielleicht erzieht, war die himmlische Lichtnatur seiner elementarsten, dunkelsten Triebe. Nicht nur um seiner Schönheit willen liebe ich den Geliebten, läßt Plato seine Diotima sagen, sondern weil er mir hilft, das Schöne hervorzubringen. Viele ähnliche Gedanken finden sich bei Novalis, die sicher warm und unmittelbar aus der Erfahrung seines Herzens strömten.

„Das höchste Glück ist, seine Geliebte gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist Sorge für ihren Edelsinn."

„Jede unrechte Handlung, jede unwürdige Empfindung ist eine Untreue gegen die Geliebte, ein Ehebruch."

„Eine Ehe sollte eigentlich eine langsame, kontinuierliche Umarmung, Generation, wahre Nutrition, Bildung eines gemeinsamen harmonischen Wesens sein."

Der Drang, sich mit der Geliebten zu vervollkommnen, ihr zur Vollendung zu helfen, ist die Seele seiner Liebe; vielleicht ist das die allerfeinste und allergrößeste Selbstlosigkeit der Liebe, daß ihm ihre Vollkommenheit mehr am Herzen lag als seine eigene. Nur muß man nicht denken, daß die Folge dieses Idealismus jemals Unduldsamkeit gewesen sei; seine Phantasie weilte nicht bei etwaigen Mängeln, sondern bei der in Voll-

endung vorschwebenden Gestalt, der sie zu gleichen bestimmt war.

Es ist eigentümlich, wie Novalis' Auffassung übereinstimmt mit der Liebestheorie des Naturphilosophen Baader, den er zwar über alles verehrte, dessen darauf bezügliche Schriften aber erst nach seinem Tode entstanden sind. Allerdings ist der Kern von Baaders Lehre nichts anderes als die Mystik Platos und Jakob Böhmes, zu welchen beiden alle Romantiker eine innige Verwandtschaft fühlten. Baaders Gedankengang ist etwa so: Adam, so wie ihn Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen hatte, war Mann und Weib zugleich, ein ganzer Mensch. Er sank aus seiner höheren Natur in die fleischliche dadurch, daß er nach dem Weibe in ihm gelüstete, und mit dieser Spaltung, der Schöpfung des Weibes aus ihm, wurde das Gottesbild zerstört. Die Wiedervollendung des Gottesbildes ist das Ziel des Menschen. Dies jedem vorschwebende Bild nennt Böhme Idea oder auch Sophia, Weisheit, weil es nämlich die Menschen zur Vollkommenheit weise. Ein einziger Mensch ist auf der Erde erschienen, in dem beide Naturen Eins waren, Christus, der Gottmensch, der, wie Adam, der erste Halbmensch, am Eingange des Alten Testaments, am Eingange des Neuen steht, das die Religion der Liebe verkündet, als Bürge, daß der Mensch das verlorene Paradies wieder gewinnen kann. Auch die Engel, die kein Geschlecht haben, sind Verkörperungen der Androgyne.

Nur hieraus läßt sich begreifen, warum Novalis eine so besondere Freude an dem Namen seiner Braut, Sophie, hatte, und warum er nach ihrem Tode wie ein Feldgeschrei oder eine Parole die Worte: Christus und Sophie! in sein Tagebuch niederzuschreiben liebte.

Wenn nun ein Mannes- und eine Weibesseele fühlen, daß sie miteinander das verlorene Gottesbild herstellen

können, so entsteht Liebe. Sie müssen in Sehnsucht zueinander entbrennen, nicht weil sie Hälften eines Ganzen sind, sondern Hälften, aus denen ein Ganzes werden kann. Es ist die Art der Idea, daß sie dem Manne als Frau erscheint, der Frau als Mann, obwohl sie keines von beiden ist. Daraus, daß der Liebende das Bild der Vollkommenheit durch die Gestalt der Geliebten hindurchschimmern sieht, erklärt Baader die Idolatrie der Liebe, und er nennt diese Vision den Silberblick der Liebe, der den meisten Menschen leider allzu rasch entschwinde. Denn in ihrem ersten Stadium ist die Liebe nur Trieb, kräftig, warm, einig, aber gebrechlich. Niemals gleitet sie ganz unmerklich in das zweite über, wo sie bewußt wird. Es bedeutet dasselbe, wenn Friedrich Schlegel einmal sagt: „Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält sich zur Liebe wie ein korrektes Gedicht zu improvisiertem Gesang"; nur daß man vielleicht in der Art des Ausdrucks eine Vorliebe für das Volksmäßige und also für die Liebe im Gegensatz zur Kunstpoesie und zur Ehe wittern könnte, welche Ansicht aber Schlegel eigentlich fremd war. Man täuscht sich, sagt Baader, wenn man glaubt, die Liebe könne passiv genossen werden; vielmehr ist sie ein zu lösendes Problem, Gabe und Aufgabe zugleich. Er führt das allerliebste Gleichnis von den Affen an, die, wenn sie die Menschen sich am Feuer wärmen sehen, das zwar ihnen nachmachen, aber, da sie kein Holz nachlegen, bald frierend an der Asche sitzen. Die Aufgabe ist, daß das Bild, das nicht körperlich ist, sondern nur in der Ekstase der Liebe wahrgenommen wurde, hervorgebracht werde. Gegenseitig sollen Mann und Weib sich behilflich sein, ihre Mannheit und Weibheit ineinander zu überwinden und zu ergänzen, welches Wort ja bedeutet ganz machen, trotz der Schmerzen, die diese Entwickelung mit sich bringen muß. Denn das neue Bild kann nicht vollendet

werden ohne Zerstörung des alten. Also kommt Baader zu dem Schlusse, daß wahre Liebe nicht sein könne, ohne daß Mannheit und Weibheit ihr geopfert werde; „was auch dagegen sentimentale oder einfältige Dichterlinge und Romanschreiber zur Apotheosierung der Männlichkeit und Weiblichkeit uns vorleiern, womit sie doch nur das Tier im Menschen apotheosieren wollen".

Jemand sagte einmal von Tiecks Werken, man müsse sie nicht einzeln beurteilen, sondern alle zusammen als ein Ganzes, wie man etwa einem gotischen Münster gegenüber verfahren müsse; dies ließe sich ebensogut auf die Romantik selbst anwenden. Denn sie wird erst dann zu einer so majestätischen Erscheinung, wenn man das Ineinandergreifen und Ineinanderwirken aller Ideen sieht, und wie das eine das andere erleuchtet, bekräftigt, erweitert, so daß in dem ganzen großen Bilde jedes, was für sich allein betrachtet, vielleicht willkürlich oder verzerrt erschien, an seiner Stelle das schönste, wahrste Leben hat. Wie vieles zum Beispiel, ganz unabhängig von Baader Entstandenes vereinigt sich so glücklich mit seiner Anschauung: so die Ansichten Friedrich Schlegels über die Männlichkeit und Weiblichkeit, daß sie nämlich beide zur höheren Menschlichkeit gereinigt werden müssen, und infolgedessen seine Sympathie für die antike Meinung, daß edle oder himmlische Liebe nur zwischen Männern zu finden sei; welche Meinung für diejenigen berechtigt ist, die nicht daran glauben, oder nicht darauf kommen, daß das Geschlecht zwar nicht vertilgt werden solle, aber doch der Menschheit untergeordnet werden könne. Oder dann, wie schön und bedeutend erscheint auf diesem Grunde der anmutige Satz Wilhelm Schlegels: Mystik ist, was allein das Auge des Liebenden an dem Geliebten sieht. Wie klar verständlich wird die fast leidenschaftliche persönliche Liebe zu Jesus in Novalis' geist-

lichen Liedern. Ganz wundervoll aber ist es, wie auch die Untersuchung Baaders durchaus aus dem Grundzuge der Romantik erwachsen ist, das Unbewußte bewußt zu machen, aus dem Triebe eine Kunst werden zu lassen. Wie er immer dagegen eifert, Glauben und Wissen als etwas notwendig Entgegengesetzes zu denken, so bekämpft er hier alle die, welche die Wissenschaft in und für die Liebe als entbehrlich oder unmöglich oder schädlich ansehen; „da ja doch die Schlechtigkeit des nur irdischen, sowie die Vortrefflichkeit des himmlischen Eros darin besteht, daß jener blind, dieser hellsehend ist".

Insofern als das Wesen der Liebe Sehnsucht nach Einheit und die Kraft ist, das Auseinanderfließende zusammenzufassen, beruht auf ihr die Möglichkeit formellen Lebens überhaupt; so daß man in tatsächlichster Bedeutung sagen kann: inferi sunt ubi non amatur. Wenn aber mit dem Drang nach Vereinigung der nach Vervollkommnung nicht verbunden ist, so ist die Liebe eigentlich nichts als ein Zurücksinken des vom Leben ermatteten Menschen in die wonnige Ruhe der bewußtlosen Natur oder, was dasselbe bedeutet, in den Tod. Das ist der Charakter der heidnischen Liebe, deren verführerischer Schmelz um so mehr anzieht, weil man fälschlich glaubt, er müsse notwendig dem himmlischen Eros fehlen. Das muß man aber nie vergessen, daß die Romantiker durchaus keine Spiritualisten waren: mit der unantastbaren Seligkeit der himmlischen wollten sie die elementare Kraft und Süßigkeit der irdischen verschmelzen.

Baader beklagte es, daß die Liebe noch nirgends in der modernen Kunst und Poesie würdig dargestellt sei, und wünscht, es möge sich ein Dichter diese Aufgabe stellen; sie müßte, sagte er, als ein rechter Gegensatz zu der Liebe Fausts und Gretchens erscheinen, die allerdings alle Schönheit des Triebes hat, aber tragisch enden muß,

weil sie zum Übergang in das zweite Stadium nicht durchdringen kann. Novalis hat, weil er kein vollendetes Werk hinterlassen hat, auch eine vollendete Darstellung der Liebe nicht geben können. Wahrscheinlich hätte seine Kraft auch nicht dazu ausgereicht. Aber der Geist dieser Liebe lebt überall in allem, was er geschrieben hat, durchleuchtet alles wie die erwärmende Sonne mit der lindernden Zärtlichkeit des Mondes. Wie ein goldener Duft die Bilder mancher italienischer Maler ganz überzieht oder wie der mystische Karfunkelstein der morgenländischen Märchen in die entfernteste Dunkelheit glüht, so ist ein Schmelz von Liebeslust darüber ausgebreitet, zieht der leise, entzückte Atem einer inbrünstigen Seele hindurch. Ich will als Beispiel das Liebesgespräch zwischen Heinrich und Mathilde im Ofterdingen anführen, nachdem sie sich verlobt haben; ohne übrigens bestreiten zu wollen, daß es diesen ätherischen Gebilden an kräftiger, packender Erscheinung mangelt.

„O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund tut. Was ist die Religion als ein unendliches Einverständnis, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei versammelt sind, ist Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu atmen; meine Brust wird nie aufhören, dich in sich zu ziehen. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle."

„Ach! Heinrich, du weißt das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe sein?"

„O könntest du durch meine Augen in mein Gemüt

sehen! aber Du liebst mich, und so glaubst Du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize sagt. O sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu Dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest Du nur sehen, wie Du mir erscheinst, welches wunderbare Bild Deine Gestalt durchdringt und mir überall entgegenleuchtet, Du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Teil der unbekannten, heiligen Welt."

„Ich verstehe Dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Ähnliches, wenn ich Dich anschaue."

„Ja, Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das innigste mit der irdischen Natur verwebt . . . Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben und uns in unsre himmlische Heimat tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß Du mein bist, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du mich liebst und ewig mein sein willst?"

„Auch mir ist jetzt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern, wer weiß, ob sie uns nicht verklärt und die irdischen Bande allmählich auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob Du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu Dir habe? Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe."

„Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich Dir nicht alles auf einmal sagen, daß ich Dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist

auch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor Dir mehr geheim haben; Du mußt alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem Deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnisvolles Zusammenfließen unseres geheimsten und eigentümlichsten Daseins."

„Heinrich, so können sich noch nie zwei Menschen geliebt haben, ich kann's nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. Auch keinen Heinrich. . . ."

Diejenigen, denen diese Sprache unwahr und überschwenglich scheint, haben vielleicht die Gefühle ihrer Jugend vergessen; und was bedeutet es, daß die Erfahrung oft oder meistens die schwindelnden Traumbilder verzückter Liebe zerstört? Was zu überschwenglich erscheint, ist es oft nur nicht genug. Wer weiß, ob nicht sogar der lächerlichen, sich ewig wiederholenden Täuschung jedes Liebespaares, nie zuvor sei so geliebt worden, weil es nie zuvor einen solchen Mann und eine solche Frau gegeben habe, eine Tatsache von selbstverständlicher Klarheit zugrunde liegt? „Alle Wünsche der Liebenden", sagt Friedrich Schlegel, „und alle Bilder der Dichter sind buchstäblich wahr: nämlich der klassischen Dichter, der echten Liebenden." Das war ja die Losung der Romantiker, die stolzesten Phantasien des Glaubens in Wirklichkeit zu versetzen. Gerade, was am wunderbarsten und dem Verstande am unzugänglichsten scheint, wählten sie mit Vorliebe zum Stoff für ihr geharnischtes Denken Daher ihr beständiges Zusammentreffen mit den dunkeln, gewaltigen Weissagungen der Bibel. Auch in Hinsicht auf die Liebe war ihnen jene Verkündigung des Apostels Paulus: „— und werden zwei ein Fleisch sein. Das Geheimnis ist groß, ich sage aber von Christo und der

Gemeinde"; die Behauptung also, daß die Liebe zwischen Mann und Frau ein großes Gleichnis der menschlichen und göttlichen Beziehungen sei, die geläufige und selbstverständliche. Baader erregte bei manchen Anstoß damit, daß er beständig die geistigsten religiös-philosophischen Vorgänge durch Herbeiziehung erotischer Bilder erläuterte; denn nicht jeder konnte die Lauterkeit und Unbefangenheit dieser Konquistadoren der Wahrheit begreifen. Das Gefühl, daß die Lösung aller Rätsel im Geheimnis der Liebe liege, trieb sie zum unermüdlichen Fluge gegen diese Sonne. Und wie es fast immer Novalis war, der die romantischen Gedankenträume in dem reinsten Kristall widerspiegelt, so hat er auch diese Überzeugung hell und lieblich gefaßt in das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen; und noch kürzer und schlichter in dem herzlichen Distichon:

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.

Was man als Motto über fast alle modernen Romane schreiben könnte, wo das gewaltige Drängen und Treiben des Helden stets mit einem Verlobungskuß beschlossen wird. Und auch darin läge also, soviel es auch verspottet wird, eine tiefe Bedeutung und Berechtigung.

Romantische Ironie.

Denn der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist der Herr ist, da ist die Freiheit.

Die Kuh, welche auf der Wiese ihr Futter sucht, verbindet ohne Zweifel mit dem Anblick ihrer fettigen grünen Fläche ein schmeichelndes Gefühl von Wollust. Aber wieviel beglückender ist die Teilnahme des Menschen, die selbstlos über dieser Flur ruht und wie unendlich viel edler ist gar der Genuß des Kindes, das mit der Wiese spielt: dem sie vielleicht ein Teppich für tanzende Elfen ist, oder ein Zauberwald, in dem die goldenen Käfer als verwünschte Prinzen herumirren, oder ein schwellender Königsthron für die junge Majestät. Es ist schmerzlich, daß die Menschen die Kunst zu spielen so bald verlernen, verlustig gehen der erstaunlichen Geisteskraft und -freiheit, die dem Kinde aus einem grünen Blatt nach Belieben einen Teller oder einen Hut oder einen Schirm macht. Das Kind macht die tote Natur lebendig oder tötet die lebende, je nachdem es sie gerade für das Drama seiner Phantasie braucht; ein Baumstumpf kann ihm als Mensch dienen und im nächsten Augenblick ein Mensch als ein Haufen Steine. Wie sein Körper ungemeine Leichtigkeit zum Tanz hat, so sein Geist, der über die Erde hinfliegt mit zärtlicher und doch gleichgültiger Eile, da sie ihm nicht als tragender und nährender Boden dienen muß. Unermüdlich einen bunten Ball in die Lüfte zu werfen

und sich daran zu ergötzen, wie die wirbelnde, immer kleiner werdende Kugel aufstrebt und wieder zurückgezogen wird, stundenlang im Grase sitzen und warten, bis eine gewisse kleine Eidechse mit rosa Leibchen aus ihrem Verstecke schlüpft — wie bald verliert der Mensch diese glückselige, man möchte fast sagen erhabene Uneigennützigkeit über zweckvollen Bestrebungen und gewaltigen Leidenschaften. Allerdings ist dies Vermögen des Kindes, die Dinge an sich und nicht nur in Hinblick auf ihre Anwendung und Beziehung auf uns zu sehen, unbewußt, und nur wenn sie unwillkürlich wäre, ziemte sie dem reifen Menschen. Auch ist es notwendig, die Dinge benützen und besitzen zu wollen; denn wer ewig mit der Welt nur spielte, würde sich nie an ihr reiben, und doch kann man nur in Kämpfen sich entwickeln. Aber nachdem der Mensch die verhängnisvollen Kräfte seines Spielzeugs und die schönen, gefährlichen Schätze, die darin versteckt sind, kennen gelernt hat, wenn er dann wieder mit ihr spielen lernte! Wenige sind dazu stark, frei und rein genug. Wo unter Erwachsenen gespielt wird, handelt es sich doch meistens, wenn man von Mode und Ehrgeiz ganz absieht, um Gewinnen oder um Kräftigung des Körpers, und so löblich auch das letztere ist, so kann man doch nur von demjenigen wirklich sagen, er spiele, der es aus zweckloser Lust tut, die allein mit sich und der Natur einen Zeitvertreib machen könnte.

Die Aufgabe des Malers sei, sagte Wilhelm Schlegel, in den Gemälden die Menschen sehen zu lehren, nämlich die Dinge so zu sehen, wie sie erscheinen, nicht wie wir uns gewöhnt haben sie aufzufassen zu untergeordneten Zwecken. Gerade so in der Poesie: der Durchschnittsleser fragt zunächst, wovon ein Buch handelt — wie in der Malerei, was ein Bild darstellt — was doch keineswegs das Wesentliche ist. Wer gern historische Romane liest

aus denen man beiläufig Belehrung schöpfen kann, tut noch groß damit; diejenigen, die etwa nach einem philosophischen Gehalte fragen und Gedanken aufstöbern, glauben vollends auf der Höhe zu sein und zu den oberen Zehntausend zu gehören. Das aber macht ebensowenig das Kunstwerk aus, wiewohl der Künstler natürlich Geist und Gedanken hat, was immer irgendwie zur Geltung kommen wird. Das schönste Kunstwerk entsteht — wie der schönste Körper — wenn die Kraft des Dichters groß genug ist, mit dem Stoffe zu spielen, was desto schwieriger, freilich auch desto schöner in der Wirkung ist, je schwerer und gehaltvoller der Stoff. Wie wenn der Mond die Schwerkraft der Erde überwände und willkürlich, wie man es sich wohl von verklärten, freigewordenen Seelen vorstellt, sanft und sicher seinen Ring durchkreiste. Oder wie wenn ein Kind, statt seine Orange zu essen, sie als Ball in die Luft wirft. Der Wunsch zu fliegen, der immer wieder in der Menschheit auftaucht und jetzt als ernstlicher Versuch unternommen wird, ist auch nur die Sehnsucht, die Schwere des Stoffes zu überwinden. In der Kunst soll diese Sehnsucht Befriedigung finden. Dasselbe meinten Schiller und Goethe, wenn sie verlangten, daß die Form — denn das ist ja die Geisteskraft des Dichters — den Stoff verzehre. Und dasselbe bedeutet die vielberedete romantische Ironie, eine von den vielen Begriffsbestimmungen, die Friedrich Schlegel in die Literatur einführte. Denn das beständige Vernichten und Neuschaffen seines Gegenstandes, wozu nach ihm der Künstler fähig sein soll, ist ja nichts anderes als seine Meisterschaft über den Stoff, den er sich selbst gewählt, in den er sich vertieft hat, aus dem er sich aber jederzeit erheben kann, um ihn beliebig zu verwandeln und in jede Form zu bringen. Ein geistiges Fliegenkönnen.

Ähnlich wie romantische Poesie nichts anderes ist als

Poesie überhaupt, Poesie der Poesie, der Extrakt, der nach Ausscheidung alles Unpoetischen übrig bleibt, also verdichtete Dichtung, so daß unromantische Poesie nichts anderes heißt als unpoetische Poesie, ist auch der Begriff der romantischen Ironie durchaus nicht etwas so Besonderes, von den Romantikern Erfundenes oder ihnen Anhaftendes, wie man vielfach gemeint hat. Man könnte romantische Ironie am besten mit Geistesfreiheit übersetzen. Nicht naturlos, aber naturfrei ist der wahre Ironiker. Er hat die Fähigkeit, sich von dem irdischen Element, in dem er lebt und webt, zu lösen, als ein Luftschiffer emporzusteigen und die Erde als winzigen Punkt unter sich verschwinden zu sehen, die verhältnismäßige Nichtigkeit der lebenden Kugel zu erkennen, die, so lange sie fest unter seinen Füßen war, sich so breit machte und unermeßlich ausdehnte. Auf Erden schon eine solche Ansicht des Lebens haben können wie ein seliger Geist, der mit ätherischem Leib, ein wehendes Lüftchen, über den tosenden Markt des Lebens hinstreicht.

Nichts anderes scheinen mir die verschiedenen Aussprüche der Romantiker über Ironie zu bedeuten, wenn z. B. Friedrich Schlegel sagt: „Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität des unendlich vollen Chaos" und „Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall."

Tieck bemerkt einmal, daß man einen Gegenstand, den man liebt, erst besitze, wenn man etwas Lächerliches an ihm finde; daß er keinen Freund und keine Geliebte haben möge, über die er niemals lachen oder lächeln könne. So ist es reizende Ironie in den Griechen, wenn sie ihre Götter in anmutiger Weise dem Gelächter preisgeben, ohne dadurch ihre olympische Herrlichkeit anzutasten,

wie auch die Götter selbst über Ares und Aphrodite lachen, die deswegen doch hehr an Kraft und Schönheit in ihrem Kreise thronen. Und schließlich beruht es auf derselben Kraft, wenn man, wie Novalis es von den Menschen verlangt, das ganze Leben wie eine „schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel" betrachten kann. Sich allzutief in den Schmerz versenken und in ihm haften bleiben, erachten sie für Sünde, für Dummheit, wenn man den Scherz auf die Kinder beschränken und eines ernsten Mannes unwürdig achten will. Wie Tieck im Zerbino sagt:

„Habt ihr's schon versucht, den Scherz als Ernst
Zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln?
Mit Leiden
Mit Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen,
Ist wen'gen beschieden.
Sie wählen zum Frieden
Das eine von beiden,
Sind nicht zu beneiden;
Ach gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden."

Einstimmig waren die Romantiker in dem Ruhme der Vielseitigkeit, die ohne große Schnellkraft des Geistes, mit der er sich von dem einen Gegenstande zu einem andern schwingt, nicht zu erreichen wäre.

Friedrich Schlegel: „Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade."

Novalis: „Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannigfache Begebenheiten gegenwärtig sein. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch wohltätige Assoziation reizt, stärkt und in die helle Stimmung einer besonnenen Tätigkeit versetzt."

Wenn man nun sagt, es sei, gerade bei Tieck, die Ironie schuld daran, daß er nichts recht ernst und gründlich habe erfassen können, oder die Ironie sei eigentlich nur Unfähigkeit, ein warmes, echtes Gefühl für irgendeinen Gegenstand zu haben, weswegen auch die romantischen Künstler sich bei dem tiefen deutschen Volke nie hätten einbürgern können, so ist daran soviel wahr, daß der tiefsinnige, ernsthafte Geist selten so leicht und schnell ist wie der oberflächliche und darum oberflächlich, leicht und ironisch oft zusammengehen und vielfach als unzertrennlich betrachtet werden. Aber man möge nur an Goethe denken. „Man lasse sich also dadurch", sagt Friedrich Schlegel in seiner Besprechung des Meister, „daß der Dichter selbst die Personen und Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst." Leicht und schwer zugleich, naturfrei, aber nicht naturlos sein, das ist eben die paradoxe Aufgabe, die dem Künstler gestellt wird; und so versteht man auch den zunächst etwas dunkel klingenden Ausspruch Friedrich Schlegels: „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles, was zugleich gut und groß ist."

Es ist eine Kümmerlichkeit, daß die Menschen sich gewöhnt haben, an dem schäbigen, hölzernen Entweder —

Oder zu hinken. Sie würden niemals glauben, daß ein Denker praktisch sein könne, und wenn er vor ihren Augen, in Abwesenheit seiner Frau, einen Haushalt mit sieben Kindern sparsam, vernünftig und geräuschlos regierte, würde man nach wie vor dabei bleiben, daß er zwar schwerverständliche Werke schreiben, aber nicht einen einzigen kleinen Koffer leidlich packen könne. Die Folge davon ist, daß, wer nach einer gewissen Richtung hin ehrgeizig ist, das Entgegengesetzte oder Gegenüberliegende in sich unterdrückt; wie denn junge Mädchen und junge Künstler ihren Verstand meistens verbergen, am liebsten ausrotten möchten, jene um für schön und naiv, diese um für genial zu gelten. Anderseits hält man es auch für überflüssig, wenn man eine Gabe oder Neigung hat und hier ausgezeichnet ist, die anderen Seiten des menschlichen Wesens auszubilden, aus Furcht, jenes zu beeinträchtigen oder weil es ja doch erfolglos sein müsse. Daß es unmöglich sei, zugleich groß und gut zu sein, ist jedem selbstverständlich, so daß man häufig lesen oder hören kann, jemand sei zu groß gewesen, um gut sein zu können; während man vielmehr sagen sollte, er sei nicht groß genug gewesen, um zugleich gut zu sein.

Ironie kann und soll zwar in jeder Dichtung sein; aber die eigentliche Kunstform der Ironie ist die Komödie. Sie entsteht, wenn die Geisteskraft des Dichters so groß und so beständig wirksam ist, daß er das natürlich Leidenschaftliche, woraus das Tragische hervorgeht, vollkommen auflösen und in geistiges Genießen verwandeln kann. Darum tritt die Komödie als die späteste Blüte der Kultur mit der wachsenden Besonnenheit und dem Freiwerden des Geistes auf, und ein Jüngling wird viel eher ein wirksames Trauerspiel als eine leidliche Komödie verfassen können. Alle Versuche der Gegenwart, die tragische Kunst neu zu beleben, müssen fehlschlagen, aber mehr und mehr

wird das Lustspiel, das wahre Spiel höchster Lust, sich entfalten. Diejenige Komödie, wo die Heiterkeit nur hie und da aufflackert wie Flämmchen auf dunklem Grunde, läßt sich dem gewaltigen Erguß der vernichtenden Leidenschaft im Trauerspiel nicht gleichsetzen; Energie und Leidenschaft des Jubels, ein rosiger Feuerstrom der Freude muß das Zukunftslustspiel sein, das Shakespeares Muster uns ahnen lassen. Ebenso wie in der Tragödie das innerste Herz durch den erhabenen Jammer und unausweichbaren Untergang des Lebens erschüttert wird, so muß es hier durch den Schwung unsterblicher Wonne von der Erde weggerissen und unter die Götter versetzt werden. Das wäre die neue Dichtungsart, die Friedrich Schlegel das Entzückende nennt. Er hat das Wesen und die Zukunft der Komödie meisterhaft in seinen Schriften über die Griechen besprochen und als ihre Aufgabe bezeichnet, mit dem kleinsten Scherz das höchste Leben zu bewirken.

„Das komische Genie verlangt auch äußere Freiheit, kann ohne diese sich nur bis zur Grazie, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die Absicht vielleicht in einer späten Zukunft ihr Geschäft vollendet und mit Natur endigt, wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunst ohne Schutz sicher, wenn jede Kraft des Menschen frei und jeder Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen notwendig ist, an sich genug dramatische Energie haben; die Komödie würde das vollkommenste aller dramatischen Kunstwerke sein: oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren."

Es lag gewiß nicht nur an dem Mangel äußerer Freiheit, sondern auch an Tiecks Natur selbst, daß sich

sein komisches Genie nur bis zur Grazie erhob. Vielleicht hatte Friedrich Schlegel den Begriff der Ironie und Komödie gerade deswegen so durchdringen können, weil ihm, dem Schweren, alles fehlte, um ein Kunstwerk in diesem Geiste schaffen zu können. Aber sein Freund Tieck, von dem er mit gutmütiger Geringschätzung, der stattlich runde Mann, sagte, daß er ihm an Leib und Seele gleich mager vorkomme, verstand sich auf das Tanzen und Fliegen. Und wenn auch sein Gestiefelter Kater davon fern war, das hohe Ideal der Komödie, das Friedrich aufgestellt hatte, zu erreichen, so konnte er doch als kleiner Morgenstern, bescheidener Vorläufer der Sonne gelten und rief insofern ein berechtigtes Entzücken unter den Romantikern hervor. Denn dies Lustspiel war wirklich nichts als Spiel, eine lustige Komposition, wie der Dichter selbst sagte, ganz aus Schaum und leichtem Scherz bestehend. Schon das scheint Spiel, ein Kindermärchen, so ein recht kindisches, mutwilliges, so ernst zu nehmen, daß man es zum Inhalt eines Dramas macht. Aber: warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen? hat Tieck einmal gesagt. Und wie nun die Entrüstung des Philisters über die törichte Kinderei mit auf die Bühne gebracht wird, bemerkt man, daß es sich gar nicht um das Märchen handelt, sondern um das Publikum, das ihm zusieht. Dennoch kann man nicht sagen, daß auf eine eigentliche Verspottung des Publikums abgezielt sei, wodurch in das Spiel eine störende Absicht und Herbigkeit getragen würde; die biederen, ehrenfesten Männer, die mit soviel tüchtiger Bestrebung und alles Kunstgefühles bar ins Theater gehen, werden in Reih und Glied auf die Bühne gesetzt, und das leise, herzliche Gelächter des guten Dichters gaukelt beinahe mehr verschönernd als verhöhnend um ihre breiten Figuren. Man muß sie doch fast lieb gewinnen; den treuherzigen, behaglichen Müller, der sich so

recht gemütlich für die Ewigkeit zurechtsetzt, den Theaterzettel liest und sagt: „Ich hoffe doch nimmermehr, daß man die Kinderpossen wird aufs Theater bringen. Ei! ei! nach all den Wochenschriften, den kostbaren Kleidungen und den vielen, vielen Ausgaben! Denn es ist das Zeitalter für diese Phantome nicht mehr.“ Der aber doch nie abläßt das Beste zu hoffen und sich innig wünscht, einmal eine recht wunderbare Ausstattungs-Oper ohne Musik zu sehen oder denn ein ordentliches Familiengemälde. Dann den idealischen Schlosser, der nach tiefsinniger religiöser Philosophie und Freimaurerei verlangt und in dem Kater den verlarvten Präsidenten einer geheimen Gesellschaft wittert, der in einem verborgenen Keller für das Edle und Gute wirkt. Den geschmackvollen Fischer, dessen scharfem Verstande keine Unnatürlichkeit und kein Widerspruch entgeht, der aufmerkt, ob die Charaktere sich auch treu bleiben, der so gar nicht prahlt mit seiner Überlegenheit, sondern sie fein und gesetzt, wie ein paar Orden, die aus alter Gewohnheit schon mit zur Kleidung gehören, spazieren trägt. Unermüdlich ist der Dichter bemüht, uns sacht in eine gelinde Illusion einzuspinnen, in dem Augenblicke aber, wo wir, schwerfällig dem Gesetz der Trägheit nachgebend, uns in ihr festsetzen wollen, faßt uns der Leichtfüßige bei der Hand und wir müssen ihm folgen, das Gewebe zerreißend, das uns eben den Blick zu umschleiern begann. Wir meinen dann, das Fliegen gelernt zu haben, während es doch nur das ist, daß der Traumgott uns eine Weile mit sich führt.

Sollte es die Absicht des Dichters sein, Theater mit dem Theater zu spielen, sich über den schlechten Geschmack des Publikums lustig zu machen, so würden wir, obwohl die Dichtung ohne gewichtigen Anspruch auftritt, meinen können, es sei viel Lärm um nichts geschlagen. Aber, wie Tieck selbst sagt, man kann nicht über das Theater

scherzen, ohne über die Welt zu scherzen. Wenn der Zuschauer Wiesener sich über die Husaren freut, die im Gestiefelten Kater auftreten; „denn es sind die Leute selten so dreist, Pferde aufs Theater zu bringen, und warum nicht? Sie haben oft mehr Verstand als die Menschen. Ich mag lieber ein gutes Pferd sehen als so manchen Menschen in den neueren Stücken" und der Nachbar beistimmt und hinzusetzt: „schade, daß sie so bald wieder weggingen; ich möchte wohl ein ganzes Stück von lauter Husaren sehen — ich mag die Kavallerie so gern" oder wenn das Publikum keine Ruhe hat, bis einer im Stück auch durch Feuer und Wasser gegangen ist wie in der Zauberflöte, so handelt es da sich keineswegs allein um ästhetische Dummheit. In jedem Urteil drückt der naiv urteilende Mensch sich selbst aus, und insofern als sich auf den Brettern immer ein Stück Leben abspielt, hört man im Urteil des Publikums über ein Drama seine Auffassung des Lebens. Tiecks Gestiefelter Kater wie auch seine anderen phantastischen Komödien sind trotz aller Beziehungen auf gewisse literarische Persönlichkeiten und Zustände wesentlich ein jubelnder Scherz über die Welt von Philistern, über die Unfähigkeit der Menschen, sich über den nächsten irdischen Zweck zu erheben, über die Behäbigkeit, mit der sie sich in ihrem weichlichen Moraste wohlgefallen, über die Blindheit, mit der sie an der Außenseite der Dinge kleben bleiben. Wie sie beim albernsten Geschwätz zweier Verliebter so froh sind, daß doch auch einmal etwas fürs Herz kommt, und sich so wohlig fühlen, wenn sie recht weinen können; wenn sie die Narrenspossen verachten, sich vielmehr bilden und bessern wollen, ohne doch jemals um einen Zoll von ihrem niedrigen Standpunkt weiterzurücken; wie der König nicht ohne ein belehrendes Tischgespräch speisen will, derart: „Wie weit ist die Sonne von der Erde? Hochgelehrter: Zweimalhunderttausend

fünfundsiebzig und eine viertel Meile, fünfzehn auf einen Grad gerechnet. König: Und der Umkreis, den die Planeten so insgesamt durchlaufen? Hochgelehrter: Wenn man rechnet, was jeder einzelne laufen muß, so kommen in der Totalsumme etwas mehr als tausend Millionen Meilen heraus. König: Tausend Millionen! Man sagt schon, um sich zu verwundern: ei der Tausend! und nun gar tausend Millionen! Ich mag doch auf der Welt nichts lieber hören als so große Nummern — Millionen, Trillionen — da hat man doch daran zu denken — wie das den Geist beschäftigt!" ja, wie am Schluß die beste Dekoration mit dem Feuer- und Wasserzauber herausgerufen und beklatscht wird, während die Dichtung durchgefallen ist — bei alledem denkt man nicht an Theaterliteratur, sondern lachend mit dem übermütigen Dichter: ja so, so sind sie! Immer nehmen sie den Schein für das Wesen, niemals wissen sie, worauf es ankommt.

Und gegenüber den schwerfälligen Menschentieren, die er an uns vorbeiziehen läßt, des Dichters eigner Geist, der, einem lebendig quellenden Füllhorn gleich, unaufhörlich seine mutwilligen oder tiefsinnigen Einfälle um sich her ausschüttet, daß man sich zunächst nur an der Fülle freut, wie wenn man vor einem übereinandergeworfenen Haufen Blumen steht, ohne die eine um die andre zu betrachten. Seifenblasen scheinen aufzusteigen: während der Blick der einen folgt, die so wonnig schimmernd, leicht und feierlich dahinschwebt, sind schon andre da und locken das Auge zu sich, so daß es kaum gewahr wird, wie schnell die einzelne zerplatzt und sich auflöst. Wie reizend ist es im Zerbino, wenn der Waldbruder dem unglücklich verliebten Helikanus rät, die Einsamkeit zu suchen und sich an der Betrachtung Gottes zu trösten, und Helikanus so ungebärdig seinen Rat verschmäht; und wie, wenn Helikanus, durch alle unendlichen

Liebesschmerzen aufgelöst, endlich doch auf den Ausweg gerät, sich dem Einsiedler zu ergeben, dieser unterdessen seiner Beschaulichkeit überdrüssig geworden ist und sich nach tätigen Werken unter den Menschen zurücksehnt. Wie eigen mutet es uns an, wenn der kindische alte König mit Bleisoldaten spielt und immer den fünfzehnten Mann erschießen läßt: er nennt es Schicksal spielen.

„O weh, der schönste Mann geht zur Vernichtung
Ach ja, das Schicksal kehrt sich nicht an Kronen,
An Schönheit, Reichtum und Talente nicht!
Die unerbittlich blinde Hand, gelenkt
Von einem dunkeln, rätselhaften Willen,
Greift unversehns hinein und führt die Leute
Zum Orkus, ohne sie nur zu betrachten.
Wenn wir die Fünfzehn, die geheime Regel
Der Mächte doch erforschen könnten, die
Wir nur die himmlischen zu nennen pflegen,
Weil himmlisch uns das Unbekannte ausdrückt."

Und wieviel dreister, entzückender Mutwillen, wenn Zerbino, der Rolle, die der Dichter ihn spielen läßt, überdrüssig, seiner Existenz ein Ende machen will, indem er die Maschine des Stückes zurückdreht bis hinter die Szene, wo er zum ersten Male aufgetreten ist, und nun die vorletzte Szene wiederkommt mit ihren Personen, die sehr unwillig sind, daß sie ihre vorigen Reden nun rückwärts sprechen sollen und noch dazu mit ihren damaligen Wünschen und Meinungen in Konflikt kommen; wodurch sich aber Zerbino nicht stören läßt, der vielmehr unermüdlich dreht und schraubt, daß ihm der Schweiß von der Stirn läuft, bis Verfasser, Kritiker und Setzer herzulaufen, ihn überwältigen und binden und dann das Stück schleunig zu Ende bringen, ehe sich dergleichen wiederholen kann. Neben dem Scherz und der Tollheit geht aber beständig leise, süßklingende Wehmut, halb verborgener Tiefsinn und unerschöpfliche Liebeswonne her.

Einem schönen Feuerwerk, das bald mit Knistern und Prasseln, bald sanft und gemach, sprühend und in den buntesten Farbentönen leuchtend in die Tiefe des dunkelblauen Nachthimmels versinkt, gleicht das Musikmärchen vom Ungeheuer und dem bezauberten Walde. Es möchte dem Gestiefelten Kater an Rundung und glänzender Laune vorzuziehen sein; aber im Kater herrscht die Ironie vor, hier das Märchenhafte. Über ein bilderreiches, groteskes, mehr romantisches als germanisches Märchen ist das Ganze hingesponnen: eine böse königliche Stiefmutter, die mit Hilfe von bösen Feen den edeln Königssohn in ein Ungeheuer verzaubert hat und dem zweiten Prinzen nach dem Leben stellt, und wie nun die Guten den Schlimmen entgegenwirken und der junge Prinz, ohne es zu ahnen, den Bruder erlöst, indem er ihn bekämpft.

„Gibt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Keiner wird ihn je beneiden
Bei dem süßen Becherklang!"

So versetzt uns ein schäumendes Lied, im Garten zwischen Springbrunnen und Statuen von jungen Männern und Frauen gesungen, gleich in die volle Freudenmitte hinein. Unter diese tritt der bedenkliche Minister Sebastiano, der in einer prächtigen Arie das Singen als eine unerlaubte Schwelgerei mit Zunge und Sprache verbietet:

„Bei hoher Strafe wird geboten
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man ertappet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt:
So hat das Reich durch mich erkannt.
Was sollen diese Trillerkünste,

Durch die man sonst den Mond beschwur?
Sie sind ein Nichts und leere Dünste
Und immer gegen die Natur.
Spricht Leidenschaft in Paukenschlägen?
Der Schmerz in Flötenmelodie?
Empfindung geht auf andern Wegen;
Was sagt dazu Philosophie?"

Unnachahmlich ist die komische Würde und majestätische Einfalt, womit er von den Heimsuchungen des Landes erzählt und seine Besorgnis, man möchte ihrer nie ledig werden, da seine Gesundheit ihm nicht erlaubt, nach dem Rechten zu sehen; und daneben die Unverblümtheit des aufgeklärten Ministers Lomelli, der dem Könige die Sorge über das Ungeheuer und den verzauberten Wald damit ausredet, daß diese Phantome einer kindischen Imagination ja gar nicht existieren, und daß ein blühendes, mit geistreichen Köpfen und einsichtsvollen Leuten angefülltes Land nicht ein Ball in den Händen der Dummheit bleiben darf. Und dazwischen der gänzlich ratlose alte König, der bald diesem glaubt, bald dem Jammer des Volkes und feurig beschließt, daß binnen kurzem alle diese Ungeheuer, verzauberten Haine, Propheten und Weissagungsfelsen ihm über die Grenze tanzen sollen; ohne daß sich jemals Mensch oder Geist um seine Befehle kümmerte. Zuletzt der Zweikampf im Gebirge: der Prinz ringt mit dem Ungeheuer, zwei Nebenbuhler schlagen sich um ein Liebchen, die beiden Minister, weil Lomelli dem Sebastiano vorwirft, er habe den König im Aberglauben an das Ungeheuer bestärkt, das gar nicht existiere. Sebastiano wird besiegt:

„Willst du dich ergeben?
Ich will mich gern ergeben,
Nur schonen Sie mein Leben —"

im Augenblick aber, wo Sebastiano, um sein Leben zu

retten, einen Schwur tut, daß es kein Ungeheuer gibt, weil diese Zeit vorüber sei, da erscheint es, und beide Minister entfliehen unter entsetzlichem Wehgeschrei Hals über Kopf nach verschiedenen Seiten. Zwischen dieser tollen Komik das leise Liebesgeflüster des Prinzen und Angelikas, das Schwirren der guten und bösen Geister, das holde Lied der dienenden Mädchen, die der Königin folgen:

„Zieht, ihr warmen Lüfte,
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt, spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang —"

stolze, schmetternde Jagdfanfaren und der reizende Wahnsinn des verzauberten Waldes, in welchem Trappola allein seinen Verstand behält; denn der alte Satz bestätigt sich an ihm, „daß gewisse Leute nicht unsinnig werden können, wenn man auch alle Anstalten dazu trifft".

Daß Tieck diese Art von ironischer Komödie, die sich selbst aufhebt und mit sich selbst Theater spielt, nicht erfunden hat — denn Aristophanes, Shakespeare, Gozzi, Holberg waren seine Vorbilder — ist bekannt; übrigens gleichgültig, denn es tut ihrem Werte keinen Eintrag. Ebensowenig, wie ich beiläufig noch einmal erwähnen will, darf man das gegen sie anführen, daß alle die literarischen Beziehungen uns ohne Kommentar nicht mehr verständlich sind; denn sie machen den Kern der Dichtung aus. Und trotzdem ist es gerechtfertigt, daß diese realistischen Märchenspiele auch von ästhetischen Feinschmeckern nicht zur höchsten Kunst gerechnet werden, daß ihnen etwas zu wünschen übrig bleibt; ja selbst Schillers Urteil, der sie nichts als leer und geschwätzig fand, so beschränkt

es auch ist, läßt sich doch bis zu einem gewissen Grade wenigstens verstehen. Im Prolog zum Zerbino sagt Tieck:

„So haltet unser Spiel für nichts als Spielwerk.
Kein Vogel darf mit schwerer Ladung fliegen,
Ein Liebesbriefchen tragen wohl die Tauben,
Die Schwalbe Wolle nach dem warmen Nest,
Nur jenem großen Vogel Rock ist es
Vergönnt, die Luft mit kühnem Flug zu teilen,
Den Elefanten in den Klauen haltend."

Da haben wir das Problem ausgesprochen: der Übermensch, der Zukunftsmensch oder wie man das Ideal nennen will, dem wir entgegenwachsen, ist von dem Geschlechte jenes fabelhaften paradoxen Vogels. Tieck wußte, daß er selbst nicht das wundervolle Geschöpf war, das schwer belastet in die Wolken steigen kann; man muß die Freiheit seines Intellektes bewundern, die ihm ermöglichte, sich über das so klar zu sein, was seine Größe und was seine Schwäche war. Auch über die Geschwätzigkeit, die Schiller ihm vorwarf, wußte er Bescheid: auf ihn selber paßt, was der Narr in der Verkehrten Welt sagt, als ihm Lisette schmeichelt: Sie drücken sich sehr angenehm aus! „Ich schüttele die Worte zwischen den Zähnen herum und werfe sie dann dreist und gleichgültig wie Würfel heraus. Glauben Sie mir, es gerät dem Menschen selten, alle Sechse zu werfen, er mag nun besonnen oder unbesonnen spielen." Diesen Eindruck hat man wirklich, als wenn ein übermütiger Verschwender, beim Spiele sitzend, in seinen glitzernden Haufen hineingreift und austeilt, Zahlpfennige und Goldstücke durcheinander, wie es gerade kommt. Es ist selten, daß einer so verschwenderisch ist, wenn er zugleich bedächtig genug ist, um auszulesen. Wenn man an Tieck die Gediegenheit, Schwere und Kraft vermißt, die im Charakter liegt, muß man daran denken, daß er eben diesem Mangel an Gewicht die entzückende Leichtigkeit verdankt, mit der er schweben konnte. Es

läuft immer wieder auf den Vogel Rock heraus; nur das kann man Tieck vorwerfen, daß er der geflügelte Löwe nicht war, der doch der Sage nach nur alle hundert oder tausend Jahre erscheint. Er hat selbst unter dem Gefühl des frevelhaften Leichtsinns gelitten, der ihm eigen sei, und der ist ohne Zweifel die Ursache, daß seine Werke zu dem neigen, was man spielerisch, leichte Ware, unecht nennen kann. Man kann sich einen Dichter denken, der sich von seinem Gegenstande, den er leidenschaftlich ans Herz gedrückt hat, kraftvoll losreißt und mit dem Schwunge der Anstrengung siegreich lächelnd über ihn erhebt, während Tieck ihn von vornherein nicht als etwas Gleichgültiges, aber doch als etwas Entbehrliches scherzend umflattert. Wenn man den Liebreiz und die vielen höchst dichterischen Einfälle in seinen Märchendramen genießt und bewundert, fragt man sich oft, warum trotzdem das Ganze nur mit einem Flügelschlage an unserm Herzen vorüberfliegt, während jede Komödie von Shakespeare sich sofort darin festhakt und es innig mitzittern macht. Jene sind eben nur vom Geiste erzeugt und darum ergreifen sie auch einseitig nur unsern Geist, nicht unsere Natur mit.

Aber schwelgt auch das Gefühl nicht mit an diesen Symposien, die Tiecks dramatische Muse veranstaltet, so ist doch auch der zarte Rausch des Geistes, den sie einflößt, reizend und angenehm.

„In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwebende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge, alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet.“ So spricht das Allegro in einer von Tiecks Wort-Symphonien; und das war gewiß sein Idealbild der Komödie.

Romantische Bücher.

Alle heutige Kunst beruht auf dem Roman, selbst das Drama.
Solger.

Der Roman ist ein romantisches Buch, sagte Friedrich Schlegel; das heißt, er ist bestimmt, gelesen, nicht dargestellt zu werden wie das Drama und es soll einen sentimentalen Inhalt in phantastische Form fassen, nämlich gemischt aus Erzählung, Gesang und Wechselrede. Keineswegs sei der Roman mit dem Epos verwandt, was man daraus sehe, daß im epischen Stil die subjektive Stimmung nicht sichtbar werden dürfe.

So ist mit der allmählichen Entwickelung des Menschen aus dem objektiven Epos der subjektive Roman geworden: der alte epische Dichter, der vorzüglich äußeren Sinn und Weltbewußtsein hat, schildert den Menschen nur, insofern er die Welt schildert, der moderne Romandichter mit seinem erweiterten Ich-Bewußtsein gibt den Menschen und in ihm die Welt — das All wird Person. Nicht auf das, was der Dichter darstellt, kommt es also an, sondern ihn selbst suchen wir in seinen Büchern, und was für eine Welt seine Organe ihm schaffen. Darum verlangten die Romantiker nach Selbstschilderungen und Bekenntnissen und erklärten Rousseaus Konfessionen für einen weit vorzüglicheren Roman als seine Heloïse. „Mancher der vortrefflichsten Romane", sagt Friedrich Schlegel, „ist ein Kompendium, eine Enzyklopädie des ganzen geistigen

Lebens eines genialischen Individuums; Werke, die das sind, selbst in ganz andrer Form, wie Nathan, bekommen dadurch einen Anstrich von Roman. Auch enthält jeder Mensch, der gebildet ist und sich bildet, in seinem Innern einen Roman. Daß er ihn aber äußre und schreibe, ist nicht nötig." Und es folgt daraus, was er weiter sagt, daß es überflüssig zu sein scheine, mehr als einen Roman zu schreiben, außer wenn etwa der Künstler ein neuer Mensch geworden sei. Als den Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Poesie bezeichnet er, daß die moderne auf historischem Grunde ruhe, nämlich Selbsterlebtes schildere: „was gut ist, da liegt immer wahre Geschichte zugrunde." Und sind unsre modernen großen Romane etwas andres als Bekenntnisse? Nur Erlebtes ist uns schön und lieb: der Mensch mit unkundigen, ungeübten oder schwachen Augen will durch ein fremdes Ich wie durch ein geschliffenes Glas die Welt schöner und klarer erkennen.

Nicht das ist die Meinung, es könnten etwa gut gezeichnete, interessante Charaktere ein Buch wertvoll machen: „Das bloße Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen, und wenn Ihr den alten Kram auch millionenmal durcheinander würfelt und übereinander wälzt." Sondern der Duft, der unsichtbar darüber schwebe, der milde Widerschein der Gottheit im Menschen, das, sagt Friedrich Schlegel, mache das Buch romantisch und macht es überhaupt erst zur Dichtung. Die unermeßliche, unerforschte Innenwelt des Menschen, die also soll der tiefste Grund sein, den die bewegliche Meeresoberfläche des Romanes widerspiegelt „oder, was dasselbe ist, die Gottheit des Dichters, seine Religion". Wiederum führt die romantische Poesie durch die Person hindurch zum All. Ein durchsichtiges, bewegliches Element

ist das romantische Buch, das in allen seinen Teilen durchleuchtet und durchseelt werden kann, „ein Meer, dem der Widerschein der Tiefe oder des Himmels die Farbe, den Charakter, den Ton gibt". Die innerliche Welt des Dichters ist die versunkene Stadt, die der träumende Schiffer wahrnimmt, der sich nachts über den Rand des Schiffes beugt, das schwimmende Geläut, das er sehnsüchtig vernimmt, ohne zu wissen, von wo es ausgeht, die farbige Wunderwelt, die in der Finsternis des unbesonnten Grundes ihr heimliches Leben spielt. Das Symbol eines Ich kann man kurz das romantische Buch oder den modernen Roman nennen.

Als das große Muster des Romanes betrachteten die Romantiker den Don Quixote. Hier fanden sie die Mischung aller Formen, in den Gang des Ganzen eingestreute Novellen und Lieder, sie fanden jeden Ton des Ernstes und Scherzes angeschlagen und alle die Teile des mannigfaltigen Chaos verbunden durch den Geist des Dichters, der darüber schwebt, leicht und mächtig, frei, herrschend, ein Lichtäther, der alles durchdringt und es hell und kenntlich macht: die romantische Ironie. Hier kommt es eigentlich nicht auf die Handlung an — so reizend auch die bunte Menge der Abenteuer ist — sondern auf das, was nirgends mit Worten gesagt ist und was man doch überall in der Seele fühlt: ein lebendiges, unsterbliches Ich, Spiegel einer Welt und Keim einer Gottheit.

Und nun erschien mitten aus der Gegenwart heraus, von einem bekannten und verehrten Meister geschaffen, ein Buch, das wie zum Beispiel für die Theorien und Romantiker gemacht schien. „Wer Goethes Meister gehörig charakterisierte", schrieb Friedrich Schlegel, „der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische

Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen." Es ist eins seiner bekanntesten Paradoxen, daß er den Meister neben der französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre für die größte Tendenz des Jahrhunderts erklärte. So fängt seine Abhandlung über Wilhelm Meister an: „Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte"; und in diesen Worten liegt schon alles angedeutet, was die Romantiker an dieses Buch fesselte, nämlich, daß es in fertiger vollendeter Form etwas Werdendes darstellte. Wie kommt im Grunde Wilhelm Meister dazu, daß eine ganze Welt sich um ihn dreht, der der Held eines Buches heißt und doch von den meisten Nebenpersonen der Handlung an Charakter und Tüchtigkeit überragt wird? „Sein ganzes Tun und Wesen", sagt Schlegel, „besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden." Gerade diese „grenzenlose Bildsamkeit" aber und „vielseitige Empfänglichkeit" macht ihn geeignet, Held einer Entwickelungsgeschichte zu sein. Er ist, was ich einen romantischen Charakter genannt habe; seine Vorsätze und Handlungen laufen — das ist wieder ein Ausspruch Schlegels — in parallelen Linien nebeneinander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Wenn er nicht handeln kann, so hat er dafür die „Vorempfindung der ganzen Welt" und durch ihn hat sie das ganze Buch. Man darf es nicht nehmen, „als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem Gattungsbegriff beurteilen, das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in ein Schächtelchen packen will." Es ist eben der moderne Roman, das romantische Buch, das, soviel auch von

Theater und Kunst darin die Rede ist, doch immer das große Schauspiel der Menschheit und die Kunst des Lebens im Auge hat.

Älter als Wilhelm Meister ist William Lovell. Die Sonne Goetheſcher Gesundheit hat auf den unheilbar wunden Jüngling nicht geschienen: blaß, mit wehevollem Blick aus tiefen, flackernden Augen, schwanken Schrittes tritt er uns entgegen. Viel schärfer und einseitiger als bei Goethe treten hier die neuen Tendenzen ins Leben: die Fabel und ihr Zusammenhang ist dem Dichter so gleichgültig, wie es dem Helden ist, ob er einen zerfetzten Mantel und einen abgegriffenen Hut trägt. Nichts als ein Mensch ist das ganze Buch oder besser gesagt: als eine Seele, die rastlos, krampfhaft, immer und immer wieder versucht sich darzustellen, um sich selbst zu erkennen und erkannt zu werden. Es ist eine Szene in dem Buche, so innig und erschütternd, daß sie sich aus der verschwommenen Masse des Ganzen klar heraushebt und dem Gedächtnis einprägt, nämlich wo Eduard seinem einst und noch immer geliebten Freund William, der inzwischen zum Verbrecher geworden ist und ihn selbst in der Wildheit seines kranken Gemütes von sich gestoßen hat, der ihm die Schwester, ohne sie zu lieben, nur aus seiner zerstörungssüchtigen Verzweiflung heraus, verführt hat und im Begriff ist, sie zu entführen, vorsichtig und treu, der Getäuschte, das Geleit gibt, um ihm zur sicheren Flucht behilflich zu sein.

„Wie im Traume ging ich mit ihm fort, keiner von uns ließ einen Laut vernehmen, wie zwei Gespenster schlichen wir durch den Garten. Es war mir wunderbar, als wir an den Lauben und Bänken vorübergingen, wo ich so oft mit ihm gesessen hatte: die Bäume neigten sich wehmütig, als wir unter ihren Wipfeln hinweggingen. — Arm in Arm war ich sonst hier mit Lovell auf- und

abgegangen, hier hatte sich uns mit Entzücken die Welt Shakespeares aufgeschlossen, hier hatte ich ihn am Morgen zuerst gesucht, und noch der Abend traf uns in diesen Gebüschen, wenn die übrigen schon längst zu den Zimmern zurückgekehrt waren, — hier hatte er mir sein ganzes Herz enthüllt, und ich ihm das meinige; — o! und nun gingen wir mit dicht verschleierten Seelen nebeneinander, kein Mund öffnete sich, keine Hand streckte sich nach einem Drucke aus."

Da spürt man deutlich, nicht um Eduard und William handelt es sich hier, sondern Tieck selbst ist es, der mit bohrenden, entsetzten Augen seinen eigenen Dämon anstarrt, der halb verhüllt neben ihm wandelt, dessen Hauch und Einfluß er fühlt, den er einmal deutlich sehen möchte, wenn ihm auch graut vor dem Augenblick, wo ihm vielleicht ein verzerrtes, hassenswürdiges Antlitz aufginge. Kaum glaublich ist, wie der Dichter uns dadurch glaubte täuschen zu können, ja sich selbst dadurch täuschte, daß er den vielen auftretenden Figuren verschiedene Namen anheftete; denn aus jeder der stereotypen Masken glühen uns dieselben Augen, spricht uns dieselbe zerrissene Seele an. Der Blick in die wirre Überfülle dieser Brust macht es uns begreiflich, daß da kein Raum für die Außenwelt ist, und nur ein solches Ich kann uns auch dafür entschädigen. Es ist unzweifelhaft, daß ein vollendeter Charakter schöner wäre; aber was für ein reizendes und bezauberndes Schauspiel ist es auch, in das gärende Chaos eines Werdenden hineinzusehen. Man ahnt da die Möglichkeit eines Genusses, der ebensosehr wissenschaftlich wie künstlerisch ist; freilich im Lovell *ahnt* man sie nur. Der Künstler, der dieses zerfließende Werk verwirft, weil es keine organische Gestalt, kein körperliches Leben hat, wird doch, wie hoch er auch immer seine bildende Kraft schätzen mag, mit Bewunderung oder Neid auf die Ver-

schwendung von Seele blicken, die hier wuchert. Es ist einem beim Lesen zu mute, als ginge man über einen mit Blumen bestreuten Fußweg und müsse auf der Hut sein, die vielen Blüten und Blätter nicht zu zertreten.

Ironie ist nicht im Lovell; während er seine Qualen schildert, steht der Dichter immer noch am Marterpfahle.

Verwandt und ähnlich, aber doch anders geartet ist Tiecks zweiter Roman, Franz Sternbald, der wandernde Maler, dessen bürgerlicher Name Wackenroder ist. Ein sehnsüchtig brennendes Auge sieht uns an unter einer demütigen Stirn, aus einem Gesicht von rührender Zartheit, das man sich nur als das eines kindlichen Jünglings denken kann. Man sieht es dem gläubigen Schwärmer an, daß er das Mark und die aufgespeicherte Kraft nicht in sich hat, um auszureifen und ein Mann zu werden, und so wundert man sich nicht, daß der Dichter ihn verläßt und aufgibt, nachdem er seine Blüte reichlich besungen hat und man anfängt auf Früchte zu warten. Diese Wanderungen sind Lehrjahre wie Meisters, aber von einem geschrieben, der nicht über seinem Stoffe stand, sondern der selbst ein einseitiger Romantiker war, und das war die Ursache, warum das junge Geschlecht von dem grünen, unvollendeten, unkünstlerischen Sternbald noch innerlicher ergriffen wurde als von dem Goetheschen Meister- und Musterwerke. Sternbald half ihnen mehr sich selbst zu suchen und zu finden; denn er hat nichts Marmornes, Stilisiertes oder Idealisiertes, durch seine kränklich durchsichtige Haut sieht man das jagende, sickernde, ewig zwischen brausender Hitze und sterbender Ermattung wechselnde Blut.

Als Tieck und Wackenroder, zwei junge, einander liebende, überschwenglich strebende und hoffende Menschen über die waldigen Hügel Mitteldeutschlands und durch die altertümliche Pracht Nürnbergs streiften, träumte Tieck

davon, der Entdecker des vergangenen, vergessenen Deutschlands zu werden, wie es sich seinem schwelgenden Herzen darstellte, und es in einem Buche zu schildern, das wie eine hinreißende Dichtung wirken sollte. Anstatt dieses Buches, das nicht geschrieben wurde, kann man Sternbalds Wanderungen nehmen. Es ist ein Echo jener seligen Frühlingstage, ein klagendes, weil inzwischen der eine der wandernden Genossen seinen Freund verlassen hatte. Zum erstenmal tut sich hier in engem Zusammenhange jene mittelalterliche Welt auf, die das Dorado der Romantiker werden sollte: die ernsthaften, frommen Malerkünstler, die reuigen Pilger und stillseligen Eremiten, die reisenden Kaufleute und Kunstjünger, die über die Alpen herüber und hinüber wandern, die ragenden gotischen Türme, die Städte voll Gewerbfleiß und Handelsmacht, die unergründlichen Wälder voller Hirsche und Rehe. Die ersten zarten Skizzen zu einem solchen Bilde hatte Wackenroder in seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders entworfen und hatte die goldige mystische Farbenstimmung, in der die Traumfiguren wie in einem fernen Abendrote wandern, darüber gehaucht.

Man weiß längst, daß das wirkliche Mittelalter ganz anders aussah, als die ersten Romantiker es sich rekonstruierten. Es kam ihnen ja auch nicht darauf an, zu ergründen, wie es wirklich gewesen war: sie knüpften nur ihre Luftschlösser an den Ruinen der alten Zeit fest, banden ihren Ballon an eine gotische Turmspitze und überließen sich den Winden und Wolken. Die ganze mittelalterliche Dekoration ist überhaupt nur etwas Negatives, nämlich die Sehnsucht des Dichters, sich von jeder Schranke, die ihn festhält innerhalb des Wirklichen, Tatsächlichen, zu befreien. Damit dies Ich nirgends anstößt, wird die allzugreifbare Gegenwart hinweggeräumt, die es einengen möchte, aber die Folge ist, daß es aus Mangel an Gegen-

druck in die unermeßliche Phantasienwelt zerfließt. Goethe hatte sichs zugetraut, seine Menschen inmitten der bekannten Alltagswelt groß und poetisch erscheinen zu lassen, allerdings nicht ohne zu allerhand Wunderlichkeiten die Zuflucht zu nehmen, die statt des Wunderbaren dienen sollten. Tieck flüchtete sich aus seiner Zeit in eine Nicht-Zeit; denn das ist eigentlich sein vorgebliches Mittelalter. Daß er es sich zu leicht gemacht hat, rächt sich an seinem Werke, dem es an aller Wahrhaftigkeit und Eindrucksfähigkeit fehlt, wenn es auch phantastisch genug sein möchte; es ist wie eine süße Speise, von der man nicht zu viel vertragen kann und die zwar schnell übersättigt, aber nicht nährt. Keinesfalls aber darf man sich durch die fremdartige Einkleidung täuschen lassen, als sei der Sternbald etwas anderes als Selbstbekenntnis so gut wie Meister oder Lovell. Die ganze Außenwelt ist ja nur für das Innere da; was außer dem Gemüte da ist, hat keinen andern Wert, als etwa den eines Gürtels, an dem man das Schwimmen lernt. Was sollen im Grunde die zahllosen Schatten, die an uns vorüberstreifen, die Handwerker, Bauern, Nonnen, Bildhauer und Eremiten; was sind sie anders als Seelenspeise für Franz? Sie haben kein eigenes Leben, sie sind Automaten, Phantome, an denen er leben lernt. Man würde ihrer mechanischen Gestikulationen bald müde, wenn nicht die wohlbekannte Stimme des Dichters beständig den Sinn dieses Puppentheaters so ernst und rührend erläuterte.

Wer nicht die Ansicht der Romantiker teilt, daß Bildung, also Entwickelung des Ich, das höchste Gut und das allein Nützliche ist, sollte allerdings ein solches Buch nicht in die Hand nehmen.

Als eine ärgerliche Mißgestalt mischt sich die sonderbare Lucinde in den Reigen dieser phantastischen Gebilde. Niemand mag ihr die Hand reichen, vereinsamt und

grämlich steht sie zur Seite. Nicht schön ist sie, noch reizvoll, noch interessant, noch liebenswürdig, obwohl sie alles das zu sein behauptet; verwachsen, langweilig und anspruchsvoll, hat sie niemals vermocht, Herzen zu gewinnen. Von Anfang an schreckte die sehnsüchtig erwartete und breitspurig verkündete Lucinde sogar die nächste Verwandtschaft und Freundschaft ab. Friedrich in seiner naiven Autorfreude hatte Herolde mit Trompeten vor ihr hergeschickt, die es ausblasen sollten, was für eine epochemachende, nochniedagewesene, echt romantische Erscheinung ihnen folgte. Man hatte sich, nicht ohne ängstliche Spannung, auf etwas vielleicht Groteskes oder sehr Gewagtes oder schwer Verständliches gefaßt gemacht: und es kam eine Mißgeburt, keine laideur intéressante, nichts als ein unansehnlicher, etwas widerlicher Krüppel. Wilhelm erklärte die Lucinde für einen Unroman, in welcher bündigen Kritik allerdings alles enthalten ist, was sich darüber sagen ließe.

„Was werden Sie zu dieser Lucinde sagen?" schrieb Karoline an Novalis. „Uns ist das Fragment im Lyceum eingefallen, das anfängt: Sapphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden. Ich halte noch zu dieser Zeit diesen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Pauls Sachen, mit denen ich es übrigens nicht vergleiche —." Und Novalis antwortete: „Friedrich lebt und webt darin. Vielleicht gibt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern, wie das Spiel der chymischen Kraft in einer Auflösung im Zuckerglase, deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannigfache, helldunkle Vorstellungen strömen herzu, und man verliert sich in einen Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt. An romantischen Anklängen fehlt's nicht, indes

ist das Ganze und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein von Schulstaub genug. — An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen. Der Roman hat zu früh das Licht der Welt erblickt. — Er müßte den Titel haben: Chymische Phantasien oder Santanisken."

Wenn eine vorsichtige Freundin sich so ausdrückt, Lucinde sei kein Roman, sondern ein Romanextrakt, daraus nun jeder selbst welche machen könnte, ist im Grunde dasselbe damit gesagt: die schöpferische Kraft hat gefehlt, die aus dem Embryo etwas Lebendiges hätte machen können. Nur der bewußte Gedanke hat dies künstlichste Kunstwerkchen, wie Friedrich selbst es nannte, hervorgebracht. Wiederum bezeichnete er es als „das wundersame Gewächs von Willkür und Liebe"; womit es vorzüglich charakterisiert wäre, wenn man statt Liebe Lust setzte.

Willkürlich und phantastisch genug ist die Form: Briefe, beschriebene Zettel, Märchen, Betrachtungen, ein Zwiegespräch, ein Stückchen Biographie, Allegorien — das war der Witz der Form, worauf er sich soviel zugute tat, das Chaos, die romantische Verwirrung, die er soviel im Munde führte; nur freilich nicht das Chaos, aus dem die Welt entspringen kann. Auch ist der Inhalt, nach romantischer Vorschrift, nur Selbsterlebtes; aber es hängt als eine klebrige Masse an ihm, die sich nicht ablösen und formen läßt.

Das Wunderlichste ist, daß die Lucinde gewissermaßen ein Lehrbuch der Liebe sein sollte; denn aus einem verlorenen Vers, den ein Handwerksbursche singt, aus einem alten Reim, einem Gassenhauer, kann man mehr über das Wesen der Liebe erfahren. Und doch ist auch hier an den Ideen, wie Novalis sagt, nichts auszusetzen; woraus allein zu erklären ist, warum in ein Buch, an welchem die oberflächliche oder verderbte Gesellschaft An-

stoß nahm, sich ein reines Herz, Schleiermacher meine ich, mit Entzücken vertiefte. Als ein ganz unkünstlerischer Mensch nahm er nichts auf, als die Absichten des Verfassers. Nur Kopf auf Kopf und Gemüt auf Gemüt wirkte hier; kein genialer Instinkt war da, der das Lebensunfähige, das Tote von sich stieß. Den Zweck aber Friedrichs, die Liebe darzustellen als eine Gottheit zwiefacher, nämlich geistiger und sinnlicher Natur, die Sinnlichkeit in der Liebe nicht heuchlerisch oder beschämt zu verhüllen, sondern sich ihrer zu freuen, ja stolz auf sie zu sein, den durchschaute und billigte er, um dessentwillen hauptsächlich war ihm das ganze Buch teuer. Die bisherigen Schriftsteller, schrieb er in einem seiner vertrauten Briefe, hätten aus der Sinnlichkeit nichts anderes zu machen gewußt, als ein notwendiges Übel. „Denke recht lebhaft daran, welche Sehnsucht uns diese Einseitigkeiten erregten; die göttliche Pflanze der Liebe einmal ganz in ihrer vollständigen Gestalt abgebildet zu sehen und nicht in abgerissenen Blüten und Blättern, an denen nichts von der Wurzel zu sehen ist, welche das Leben sichert, noch von dem Herzen, woraus sich neue Blüten und Zweige entwickeln können. — Hier hast Du die Liebe ganz und aus einem Stück, das geistigste und das sinnlichste . . . aufs innigste verbunden.“ Die Aufgabe des modernen Menschen sei, die aus der neuen Entwickelung hervorgegangenen Ideen mit den alten zu verbinden, nicht die neuen den alten entgegenzusetzen; so müssen wir suchen, die antike, sinnliche Liebe mit unserer intektuellen zu einem vollkommenen Ganzen zu verschmelzen.

Auch Schleiermachers vertraute Briefe über die Lucinde sind der Ansatz zu einem Roman. Er und Eleonore, die von ihm geliebte Frau eines andern, wären die Hauptpersonen gewesen. Friedrichs Idee, daß jeder Mensch, der sich bildete, einen Roman in sich hätte, lockte

alle Freunde, in die Marmorbrüche oder Tongruben des Innern einzufahren und ein Bild ihres Ich zu entwerfen. Aber Schleiermacher war zu klug. Auf Eleonores Bitte, er möge aus ihrer Liebe ein Gegenstück zur Lucinde machen, antwortete er ablehnend: „Nicht jeder Liebe folgt auch die Kunst, nicht jeder Pfeil, den der Sohn der Venus Urania abschießt, verwandelt sich in einen Griffel. Einen großen freien Stil des Denkens und Lebens haben wir uns selbst gebildet, und ein zartes, bewegliches Herz haben uns die Götter gegeben. So lasse uns handelnd, wie wir bisher taten, die schöne Vereinigung der Selbständigkeit und der Liebe darstellen."

Ebensoviel Einsicht und Geschmack hatte Karoline, die es bei einem Plane zur Geschichte ihres Werdens bewenden ließ; wozu ihr freilich auch eine gewisse Bequemlichkeit geholfen haben mag. Der geschlossenste und lebendigste unter den romantischen Romanen wäre er wahrscheinlich geworden.

Noch eine Erscheinung, die vornehmste von allen, sei beschworen! Wie anders tritt er neben die plumpe, breithüftige Lucinde, Heinrich von Ofterdingen. Sein Schritt scheint über schwellende Wolken zu streifen, sein Auge strahlt einen Himmel voll unendlicher Liebe über die Erde aus, sein Haupt scheint einem sanften Zuge nach oben nachzugeben, als sauge er die lichte Ätherluft, die von den Höhen sich ergießt. Für liebliche Rede und inbrünstige Küsse scheinen seine Lippen geschaffen; sie sind geschlossen, als bewahrten sie ein großes Geheimnis, aber nur leicht, als wollten sie es gerne keuschen Seelen anvertrauen. Wer könnte diese schwebende Gestalt ohne Rührung und Bewunderung betrachten, eben weil man ihr ansieht, daß sie vergehen wird, ehe sie ihr Schönstes und Tiefstes offenbart hat! Allwissend sind die großen Augen, aber der zarte Mund wird das Wort nicht finden,

um das Ungeheure auszusprechen, die allzuschlanken Hände werden das Gebilde nicht formen können, das dem prophetischen Blicke vorschwebt.

Nicht nur die ganze irdische Welt sollte der enge Rahmen des einen Buches umfassen, die Geschichte aller Völker, die harmonische Schönheit der Griechen, die brennenden Gedankenphantasien der Araber, die Märchenzeit der Kreuzzüge, Norden und Süden — für alle Rätsel des Daseins sollte sich hier die Lösung finden. Was uns Wunder scheint, das sollte in selbstverständlichen Symbolen, für Kinder faßlich, daraus hervorgehen; was wir für wirklich und alltäglich halten, davon sollten die äußersten Wurzelfasern bloßgelegt werden, die im Lande des Wunders haften. Das Diesseits und Jenseits sollte der Leser dieses Buches überblicken so mühelos, wie unser Auge von der Terrasse herab einen Garten und das Stück Himmel darüber umspannt.

Es war nicht jugendliche Unreife, die Novalis einen mehr als zu großen, einen unendlichen Stoff wählen ließ; er hatte die Überzeugung, daß die Goethesche Weisheit von der Selbstbeschränkung zugunsten der Vollendung engherzig sei und ein feiges Verzichten. Keiner hatte Wilhelm Meister, als er erschien, so bewundert wie er; auswendig gewußt hatte er ihn beinahe. Aber wie er allmählich zu seiner eigenen Individualität vordrang, änderte sich seine Ansicht, und das einst geliebte Vorbild haßte und bekämpfte er zuletzt. So lautete sein Urteil darüber:

„Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte, das

Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effekt erreicht. Wilhelm Meister ist eigentlich ein Kandide, gegen die Poesie gerichtet."

So schrieb er seinen Osterdingen im bewußten Gegensatz zum Meister. Er hat alle Vorzüge, die man an diesem vermissen kann. Die Unendlichkeit der Persönlichkeit, ihre seelenwanderische Wandelbarkeit, die Versöhnung aller Gegensätze, der Tod im Leben und das Leben im Tode, das Verborgenste und Heiligste, alles strömt duftend aus dem tiefen Kelche dieser wunderbaren Geschichte. Könnte man sie mit Meister in eins schmelzen, es gäbe keinen schöneren Roman. Nun ist in Osterdingen wohl das Wirkliche in Wunder aufgelöst, nicht aber umgekehrt das Wunder in Wirklichkeit verdichtet.

Für die Form hatte Novalis das bekannte romantische Ideal. „Äußerst simpler Stil, aber höchst kühne, romanzenähnliche, dramatische Anfänge, Übergänge, Folgen — bald Gespräch, dann Rede, dann Erzählung, dann Reflexion, dann Bild und so fort. Ganz Abdruck des Gemüts, wo Empfindung, Gedanke, Anschauung, Bild, Gespräch, Musik usw. unaufhörlich schnell wechselt und sich in hellen, klaren Massen nebeneinander stellt." So sollte sein Osterdingen werden. Aber daneben hatte er auch ein deutliches Gefühl für das Ganze. Die Bibel, sagte er, sei das Ideal eines Buches, und diese Form nachzubilden hat er angestrebt; nämlich daß die zweite Hälfte die Erfüllung der ersten sei, wie das Neue Testament die des Alten. Diese Zweiteilung sollte wohl der entsprechen, die die ganze Welt trennt, bindet und erhält, eben weil ja jedes Kunstwerk Abdruck des Gemütes, also der Welt, sein sollte.

Mit einem Traume beginnt die Geschichte und endet mit einem Traume; unaufhörlich geht sie ins Märchen über, gemäß den Übergängen aus dem Endlichen ins Unendliche, die der Dichter darstellen wollte. Man fühlt beständig, daß nicht das, was geschieht, das Wichtige ist, sondern das, was es bedeutet. Man könnte sagen, es sei die Geschichte von dem, der die blaue Blume suchte, und wie er sie fand; die blaue Blume ist aber das, was jeder sucht, ohne es selbst zu wissen, nenne man es nun Gott, Ewigkeit, Liebe, Ich oder Du. Wenn Novalis selbst sagt, der Roman handele von der Poesie, so ist das nur insofern richtig, als Poesie eben das Unendliche, das Ewige, die blaue Blume ist; nicht etwa als solle die Poesie als Kunst unter anderen Künsten charakterisiert werden. Man könnte auch sagen, Ofterdingen sei die poetisch gefaßte Biographie Hardenbergs. Nur dadurch ist er so verschieden von den übrigen romantischen Ich-Romanen, daß Novalis nicht sich suchte — seiner war er sicher — sondern die Welt, das Nicht-Ich.

Novalis hatte mehr als die übrigen Romantiker die Idee des Ganzen gehabt, als sein Ofterdingen in ihm aufging, und man könnte mit einem Schein von Berechtigung sagen, nur sein früher Tod habe ihn verhindert es auszuführen. Es ist aber doch nicht so. Auch dieser Roman war als Fragment empfangen, es gehört zu seinem Wesen, nicht vollendet werden zu können. Zu Ende bringen hätte der Dichter ihn wohl können, aber ein Ganzes wäre er deswegen doch nicht geworden. Könnte man nicht auch von Wilhelm Meister sagen, daß er nur unter ein Notdach gebracht sei? Muß nicht vor allen Dingen das Ich eine Stufe der Vollendung erreicht haben, ehe es seine Entwickelungsgeschichte schreiben kann? Es ist schon übergenug davon gesagt worden. Die unbewußte Kraft, die mit instinktiver Sicherheit die Form

bildet, fehlte den Romantikern. Sie waren zu wenig Griechen. Sie preßten das duftendste ätherische Öl aus allen Blumen der Heimat und Fremde, aber geeignete Gefäße sie zu sammeln hatten sie nicht bereit gehalten; nur ihre Finger trieften von Wohlgerüchen, die bald verflogen, in die Erde versickerten, mit der Luft sich mischten.

Wie gut wußten sie selbst darüber Bescheid! Im Phantasus sagt Tieck, da wo von Goethes Werken die Rede ist:

„Bei aller dieser scheinbaren Vortrefflichkeit fehlt die beherrschende ordnende Seele, die der flüchtigen Schönheit den ewigen Reiz geben muß. Der Dichter will:

Es soll sich das Gedicht zum Ganzen runden,
Er will nicht Märchen über Märchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen."

Bei Novalis befindet sich die Bemerkung:

„Die Idee eines Ganzen muß durchaus ein ästhetisches Werk beherrschen und modifizieren. Selbst in den launigsten Büchern. Wieland, Richter und die meisten Komiker fehlen hier sehr oft. Es ist so entsetzlich viel Überflüssiges und Langweiliges, recht eigentliches hors d'œuvre in ihren Werken. Selten ist der Plan und die große Verteilung ästhetisch."

Und Friedrich:

„Es gibt so viel Poesie und doch ist nichts seltener als ein Poem. Das macht die Menge von poetischen Skizzen, Studien, Fragmenten, Tendenzen, Ruinen und Materialien."

Eine Einheit haben aber die romantischen Bruchstücke doch, welche Novalis die „geistige Einheit" nennt, nämlich die Seele des Dichters, welche in der Sprache uns erscheint. Es wäre eine wundervolle Aufgabe, aus

der Sprache, wie sie sich durch die Romantik, Goethe als ihr Ausgangspunkt genommen, entwickelt hat, zu zeigen, welche Erweiterung die Bewußtseinswelt seitdem erfahren hat. Wie der Roman die moderne Form der Dichtung κατ' ἐξοχήν ist, so die Prosa die Sprache der modernen Dichtung. Sie ist der natürliche Ausdruck des Bewußtseins, die Poesie der des Unbewußten. Wenn nun das Ideal der Zukunft Einswerden von Instinkt und Geist, Trieb und Absicht ist, so muß die Sprache der Zukunft Prosa-Poesie, das heißt eine poetische Prosa oder prosaische Poesie sein. Und wie könnte man sich verhehlen, daß die Poesie mehr und mehr von der Prosa verdrängt, daß aber diese dafür immer poetischer wird! Wieviel Melodie und Rhythmus ist in der Prosa Goethes, Tiecks, Hardenbergs! Wie unendlich viel poetischer ist sie als zum Beispiel die gebundene Rede Schillers oder gar Lessings.

Als das Muster moderner Prosa bezeichneten die Romantiker — das heißt Friedrich Schlegel — die des Cervantes. Sie sei durchaus modern. In keiner anderen sei die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik, keine andere wirke in ihren Abwechslungen so, wie Massen von Farbe und Licht. „Darum ist auch die Prosa des Cervantes dem Roman, der die Musik des Lebens phantasieren soll ... so angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie."

Auch die Sprache also soll in das Innere dringen — romantisiert werden; denn nun soll sie nicht mehr, wie die Geschichte tut, Ereignisse schildern, oder wie die Rhetorik durch starke allgemeine Schlagwörter den sinnlich beschränkten Menschen treffen, sondern den langsam aus dem Dunkel des Unbewußten ans Licht schwellenden Gefühlsmassen soll sie zur Geburt helfen. Darum nennen ja die Romantiker die Sprache Poesie, Allegorie, das erste

unmittelbare Werkzeug der Magie, weil wir ein Ding gleichsam dadurch schaffen, daß wir es benennen. Es ist in dem Augenblick, wo wir ihm einen Namen geben. In Zeiten, wo große Massen von Unbewußten sich ablösen und das Bewußtsein zu erfüllen beginnen, muß die Sprache mitwachsen. Unaufhörlich ertönt in den Schriften der Romantiker die Klage über die Unzulänglichkeit der Sprache. „O ihr Liebenden", ruft Tieck aus, „vergeßt doch niemals, wenn ihr ein Gefühl den Worten anvertrauen wollt, was läßt sich denn überhaupt in Worten sagen? Ist doch vieles schon dem Blick zu ungeistig und körperlich." Und ein anderes Mal sagt er, daß die Menschen sich nicht verstehen können, weil sie etwas anderes aussprechen als sie meinen: „In jedem Körper liegt die Seele wie ein armer Gequälter in dem Stiere des Phalaris, sie will ihren Jammer und ihre Schmerzen ausdrücken und die Töne verwandeln sich und dienen zur Belustigung der umgebenden Menge." Oder an anderer Stelle: „Unsere Sprache besteht darin, daß wir ganze Massen von Gedanken und Bildern als einen Begriff hinstellen, wir nehmen die Phantasie zu Hilfe, um der fremden Seele zu erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist; und auf diese Art entstehen Gemälde, die dem kälteren Geiste, der nicht gespannt ist, Mißgeburten scheinen. Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den andern verstehen kann, und dies ist die Quelle alles Haders und aller Verfolgung: die Sprache ist ein tödliches Werkzeug, das uns wie unvorsichtigen Kindern gegeben ist, um einer den andern zu verletzen." So spricht die Bitterkeit einer Seele, die sich wund gerungen hat, um Unsägliches zu sagen.

Am ergreifendsten und am lehrreichsten ist es, den Kampf der Sprachentfaltung mit seinen Schmerzen und Wonnen in Wackenroders Büchlein zu verfolgen. Zahl-

lose Empfindungen und werdende Begriffe bestürmen ihn und flehen um Erlösung durch ein Zauberwort: das ist ja die Aufgabe des Dichters, die schwankende Welt des Unbewußten und Halbbewußten zu verewigen, dadurch daß er ihr Ausdruck gibt, sie benennt, sie verdichtet. Und nun sucht er und sucht, immer leidenschaftlicher wird sein Stammeln, immer wunderbarer und feiner werden die Klänge, mit denen er das verzauberte Heer beschwört, aber es weicht nicht von seiner Brust, wo es sich drückend wie ein Alp gelagert hat. Er verzweifelt an seiner Macht — nur die Musik könnte ihn befreien, wollen denn seine Worte nicht Musik werden?

Wie sich Prosa und Poesie gegenüberstehen, so in einem weiteren Kreise Poesie und Musik, wo nunmehr die Poesie das Bewußte, Musik das Unbewußte vertritt. Und auch hier kann man beobachten, daß die Poesie Musik werden will und die Musik Poesie: die Poesie bemächtigt sich der dunklen Stimmungen, die allgemein wie Ton, Farbe und Geruch auf unsern tiefsten Wesengrund einwirken, die Musik dagegen möchte wie das Wort unserm bewußten Geiste bestimmte Vorstellungen erregen.

Es ist schwer, sich ein anderes als ein visionäres Traumbild davon zu machen, wie das erscheinen und wirken könnte, was man vielleicht in unendlicher Zukunft Kunst nennt, wenn es nur eine Kunst gibt, so nämlich, daß jede Einzelkunst sich willig der allgemeinen hingibt, ohne daß sie doch die Kraft verlöre, sie selbst zu sein. Schon aber deuten alle Zeichen darauf hin, daß auch hier das bewußte Chaos am Ziele der Entwickelung steht.

Das Märchen.

Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an.
Novalis.

Wenn wir lesen, wie Novalis seinen Ofterdingen zu Ende zu führen gedachte: daß Heinrich in einem tiefen Wasser einen goldenen Schlüssel finden sollte, der ihm das Wunderland aufschließt, wo Pflanzen, Steine und Gestirne sprechen und handeln wie Menschen; daß er sich in einen klingenden Baum und einen goldnen Widder und dann wieder in sich selbst verwandelt, so finden wir uns allerdings, wie es seine Absicht war, völlig im Märchen. Nur die höchste Überlegenheit des Geistes, die klügste, besonnenste Schreibart könnte uns dabei noch an den Roman glauben machen.

Novalis' Ansicht, der Roman müsse Märchen werden, ist nicht so überspannt, wie man zunächst denken möchte. Wenn man sich etwa vornimmt, die Lebensläufe verschiedener, beliebiger Menschen nach Märchenart zu erzählen, indem man sie liebevoll genau betrachtet, die kleinen seltsamen Zufälligkeiten und Verknüpfungen sich nicht entgehen läßt und alles als bedeutend ansieht, so wird man finden, daß jedes, auch das ärmste Leben so wunderbar wie irgendein Märchen ist. Und will man noch die Personifikationen und wunderbaren Anschauungen der Natur haben, die wir im Märchen gewöhnt sind, so

brauchen wir uns als Erzähler nur ein Kind oder einen mit kindlich frischer Phantasie begabten Menschen vorzustellen. Unter den neueren Romanen kommt Kellers Grüner Heinrich diesem Ideale sehr nahe.

Wie die Romantiker überhaupt darauf ausgingen, die Umrisse der Künste, wie die der Sinne, zu verwischen und ineinander überfließen lassen — die romantische Verwirrung — so wurde unter ihren Händen jede Dichtungsart, auch das Drama, zum Märchen. Das ist ja eben Romantik, daß dem Wunderbaren nicht nur mehr ein Winkel im Garten der Poesie gewidmet sein sollte, Sage, Märchen oder Mythos benannt, sondern daß es ein einziger Wundergarten sein sollte; etwa wie Novalis von seinem Ofterdingen wünschte, das ganze Buch solle denselben Farbencharakter behalten und an die blaue Blume erinnern. Daneben aber haben die Romantiker das Märchen doch auch als besondere Gattung behandelt, ja sogar mit Vorliebe; denn bis man der einen großen romantischen Zukunftspoesie einmal mächtig war, blieb es doch der Tummelplatz, wo sich die sonst überall durch die Wirklichkeit beschränkte Phantasie gehörig austoben konnte. Es gehört mit zu den größten praktischen Verdiensten der Romantiker, daß sie den verschütteten Quell des Volksmärchens wieder aufgegraben haben. Das Berliner Durchschnittspublikum war ratlos verwundert, die alten Geschichten von Rotkäppchen, Blaubart, Gestiefeltem Kater, von Tieck in den verschiedensten Variationen aufgetischt zu bekommen.

Der Blaubart ist zu Felde gezogen; daheim sitzt seine junge Frau und reibt an dem goldenen Schlüssel. Bald scheint es, als wolle der Blutfleck schwinden, bald denkt sie, er sähe ihn nicht oder würde den Schlüssel gar nicht zurückfordern; aber die Angst wächst und wächst, während sie sich vergeblich müht. Da schleicht die alte

Dienerin herein mit ihrem verwitterten Hexengesicht, um ein Märchen zu erzählen, damit ihrer Herrin die Zeit nicht lang wird. Und nun erzählt sie:

„Es wohnte ein Förster einmal in einem dicken Walde; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen hinunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang es fürchterlich. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. Die Kinder wuchsen in der Wildnis auf und sahen gar keine Leute als ihren Vater; denn die Mutter war schon seit langem gestorben.

Um eine gewisse Jahreszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehen.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag gerade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle; aber das Mädchen, teils aus Neugier, teils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte, verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegensehen; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird immer schwärzer und schwärzer; mit einem Male ist es, als wenn so Frösche darin umher hüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor und weisen mit den roten Zeigefingern nach dem Mädchen hin —"

Ein Schauder überläuft uns, wie die arme, zitternde Frau des Blaubart, über das Märchen im Märchen. Nur die Eingangsworte von dem Förster, der in dem dicken, dicken Walde wohnte — und wir hören schon das dumpfe Wehen der uralten schwarzgrünen Tannen und sehen das vermummte Schicksal geisterhaft um das kleine totenstille Jägerhaus schleichen. Es ist ein Ton da angeschlagen, der alles heimliche, ahnungsvolle Grauen der Brust zugleich beschwört. Ob aber aus diesem Anfang ein rechtes, echtes Märchen hätte werden können? Wie es in den sieben Weibern des Blaubart fortgesetzt wird, ist es nichts als ein verwildertes Entsetzen, eine phantastische Fratze. Fast alle Märchen Tiecks sind schaurig. Ich erinnere mich des Abends, als ich zum ersten Male in einem vergilbten altmodischen Lesebuch den Blonden Ekbert las, atemlos, zwischen Grausen und Entzücken. Da wandert das kleine Mädchen mutterseelenallein durch das breite Gebirge, tagelang, zwischen Felsen und Felsen, ohne einen Ausgang zu finden, bis sie in das Tosen eines Wasserfalles hinein die alte Frau husten hört, die sie mit sich nimmt. Und nun das stille Leben im Walde bei der geheimnisvollen Alten mit ihrem Vogel und ihrem Hündchen, auf dessen Namen sich die hohe Frau, da sie ihrem Manne und seinem Freunde ihre kindlichen Erlebnisse erzählt, gar nicht mehr besinnen kann. Was für ein Gefühl aber, wenn nun der Ritter, der still zugehört hat, sich erhebt und indem er sich verabschiedet zu der Dame sagt: „Ich kann mir Euch recht lebhaft vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmian füttertet!" Man begreift es, daß sie vor Entsetzen krank wird und stirbt.

Die Begebenheit an sich wäre nichts ohne die liebliche Sprechweise, die wie ein Geläut aus der Ferne an unser Ohr klingt, die alles Unbedeutende ausgeschieden zu haben scheint, dem Tropfen Rosenöl vergleichbar, der

aus Hunderten von Rosen herausgepreßt, das Süßeste darstellt, das nach Vertilgung des Vergänglichen übrig geblieben ist: eine verdichtete, also echte Dichtersprache. Wiederum könnte man sagen, daß das Liedchen von der Waldeinsamkeit, das mit leichten Abwandlungen immer wiederkehrt, eine liebe Melodie, die einen nicht loslassen will, der Tropfen Rosenöl sei, von dem aus der weiche Duft sich gleichmäßig durch die kleine Dichtung verbreitet; nannte doch Friedrich Schlegel diesen Vers einen Extrakt der Tieckschen Poesie überhaupt der einem ihr Wesen am eindringlichsten zu genießen gebe

Ebenso schaurig, aber noch unklarer und unbefriedigender ist das Märchen vom Runenberge. Es erzählt von einem jungen Gärtner, der eine träumerische Sehnsucht nach der Erde hat, ihrem innersten Schoße, wo die kostbaren Metalle und bunten Gesteine durcheinander glänzen. Von der friedlichen Blumenwelt weg zieht es ihn zum steinernen Berge. Und da kommt er zu einer alten, halb verfallenen Ruine, hoch oben über jähem Abhange, nachts, wo bei Tage kein Mensch sich hinwagt, und sieht dort ein Weib von übernatürlicher Schönheit. Ist es die Natur, die heimlich und mächtig in der Erdtiefe wirkende? Ist der Blick, mit dem ihr dämonisches Auge ihn durchdringt und bindet, ein böser oder guter? Man weiß das nicht, auch nicht ob es ein böser oder guter Genius ist, der ihn wieder fort aus dem öden Gebirge unter die einfachen Menschen eines Dorfes führt, wo er ein Mädchen lieb gewinnt und heiratet. Aber nach manchem Jahre faßt ihn der Bergzauber wieder, Das Gold sieht ihn mit lachenden, funkelnden Augen an und gewinnt Gewalt über ihn, und fort muß er, zurück in das furchtbare Gebirge, von wo er noch einmal, verwildert, uralt, wahnsinnig, ein wankendes, unbegreifliches Phantom wieder zurückkehrt. Elend und Verderben ist das Ende.

Wir wissen, daß das Märchen vom Runenberge aus den Anregungen der Naturphilosophie entstanden ist. Tieck war damals mit Steffens befreundet, der noch im hohen Alter von den schaurigen Wundern der einsamen norwegischen Gebirgswüste so lebendig zu erzählen wußte. Steffens und Novalis hatten in Freiberg den Bergbau, unter Werner Geologie studiert; ihre Erinnerungen daran, mit romantisierendem Sinn aufgenommen, kehren häufig wieder. Das Leben des Bergmannes hatte für alle Romantiker etwas höchst Anziehendes. Das Erdinnere, wo ungesehen die allerkostbarsten Kleinodien, tot und doch lebendig, wachsen, die Erstlinge der Natur, der Reichtum der Oberwelt, das leuchtendste, farbige Licht in Kristalle gebunden, in der schwarzen Nacht, wohin die Sonne nicht dringt, heimisch; das Erdinnere, das zuweilen gewaltsam aufreißt und die inneren Kräfte furchtbar schön offenbart, sich im flüssigen Feuer ergießend, ist gleichsam das Unbewußte der Erde. Es ist kein Wunder, daß die Romantiker sich davon gefesselt fühlten.

Aber während Novalis sein frohes starkes Berglied daraus dichtete, konnte Tieck nicht aus dem beklemmenden Dunkel herauskommen. Ein Beherrschtwerden der elementaren Natur durch den Menschen konnte er sich nicht vorstellen; sie war ihm eine Frau Venus von verderblicher Schönheit, eine Teufelin, die den Menschen in ihre Arme zieht durch ihren alles übersteigenden Reiz, aber nur um ihn zu töten. Nur derjenige, der sie kindlich verehrt, ohne ihrer zu begehren, der nie den tollkühnen Wunsch empfunden hat, ihren Schleier zu lüften, dem ist sie die mütterliche, segenspendende Göttin. Im Leben sah Tieck überall nur unlösbare Verwirrung. Ein beständiges ängstliches Grauen über das steinerne Schicksal mit den festgeschlossenen Lippen, das die Puppen nach einem rätselhaften Plane hierhin und dorthin setzt, in einen Winkel

wirft, vertauscht, umkleidet, in Purpur oder Lappen hüllt, zertrennt, zerfetzt, köpft und wieder zusammennäht, war sein Gefühl gegenüber dem Marionettenspiele des Lebens; eine dämmernd romantische Stimmung, geeignet zur Darstellung des Schaurigen. Denn das Schaurige ist eben Unklarheit, Verwischung der Umrisse im Zwielicht. Etwas Schreckliches, dessen Ursprung und Art wir deutlich sehen, ist nicht grausig; dagegen wissen wir ja, wie, wenn die Nacht hereinbricht, auch das Gewöhnlichste unheimlich werden kann. Die schaurig dunkle Stimmung in den Tieckschen Märchen macht sie wirkungsvoll; aber ästhetisch ist diese Schwüle nicht und noch viel weniger gehört sie in das Märchen, wenn man an dem herkömmlichen Begriff festhält. Ein Kunstwerk mag wohl durch Nacht und Grauen hindurchgehen, soll uns aber doch schließlich zum Lichte führen; denn dazu ist der Künstler da, daß er den durch Zweifel und Ratlosigkeit gemarterten Menschen die verworrenen Erscheinungen deutend löse. Das eigentliche Märchen vollends ist immer klar und zufriedenstellend; denn es ist, mindestens in seinem Kerne, ein Stück Volksglauben, also in religiösen Gemütern erwachsen, und der Gläubige, sei es nun daß er dem naiven Volksglauben anhängt oder sich eine reine Weltanschauung erworben hat, sieht überall Harmonie, Gerechtigkeit und Notwendigkeit, und kann deshalb, auch wenn er es wollte, ein Kunstwerk, das seinen unbewußten Willen abspiegelt, nicht in einen Mißklang ausmünden lassen. Das grausam blinde Schicksal, das irgendeinen herausgreift, ihm eine Schuld anklebt, für die er sich nicht verantwortlich fühlt, und durch die er doch leidet, gehört nicht in das Märchen. Es schließt niemals mit einem Fragezeichen. Es mögen in einem Märchen die fürchterlichsten Verwickelungen angeknüpft sein, wie zum Beispiel, daß der alte König seine eigene schöne Tochter heiraten will,

oder daß die Stiefmutter auf das Verderben der verwaisten Kinder sinnt, oder daß die böse Fee einen Fluch über das unschuldige Kind verhängt hat, immer löst sich das ärgste Verhängnis spielend und sicher mit Hochzeit der Guten und Holden und Untergang der Schlechten und Häßlichen. Niemals ist beim Volksmärchen etwas anderes beabsichtigt, als die Erzählung einer schönen, wunderbaren Begebenheit; daß ein tiefer Sinn darin liegt, rührt daher, daß es mythologische Bruchstücke sind und Mythologie nichts anderes als Symbol ist, ja selbst wenn das nicht wäre, weil es ein Stück Natur und ein Stück Leben ist und als solches Gleichnis. Alles Unbewußte ist Symbol für das Bewußtsein, das es betrachtet.

Mit Staunen und Entzücken sieht der Romantiker in der Märchendichtung jenes wogende Chaos, jene magische Verwirrung, aus der eine harmonische Welt entstehen kann. Schon die nüchternen Köpfe, Bodmer und Breitinger, haben geahnt, daß im Wunderbaren irgendwie das Wesen der Poesie liege, wenn sie auch kaum wußten, was eigentlich wunderbar sei. Gewiß ist das Wunder ein Klang aus dem, was wir Jenseits nennen, ein Zeichen der intelligibeln Welt, eine Bürgschaft unserer Freiheit und unserer magischen Kräfte.

„Alle Märchen", sagt Novalis, „sind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höheren Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken."

Das Vergnügen, das die romantischen Bewußtseinsmenschen an dem Märchenquell des Unbewußten hatten, war ein doppeltes, weil in der Aufklärungszeit alles Wunderbare in Verruf gekommen war und das Märchen

höchstens dazu diente, auf scheinbar kindliche Art Lebensweisheit oder satirische Ausfälle an den Mann zu bringen. Als Tieck damit anfing, seine geliebten Märchen wiederzuerzählen, von denen er wohl wußte, daß sie weit mehr Poesie und Weisheit enthielten, als dicke Bände voll Aufklärungsprodukte, wie seine Zeitgenossen sie liebten, tat er es mit dem kecken Übermut eines Schuljungen, der in der hohen Krone des Birnbaumes sitzend vor den Augen des dicken Philisters unten die schönste Frucht verspeist und ihm hie und da eine auf die Nase fallen läßt. Er erzählt sie nicht unbefangen, sondern indem er zugleich den Spott seines Publikums verspottet. Was ist dabei aus Blaubart und Rotkäppchen, der schönen Magellone und der schönen Melusine und den andern Sagen und Volksbüchern, die er uns neu geschenkt hat, geworden? Rein und lieblich zwar ist die Sonntagsstimmung in dem stillen Zimmer der Großmutter, wo Rotkäppchen seinen Kuchen auspackt und so altklug-kindisch mit der alten Frau plaudert, die, auf dem Rückwege des Lebens, ohne es zu wissen mit dem kleinen Mädchen dieselbe Geistesstufe einnimmt. Und das Herz klopft uns mit der jungen Blaubartsfrau in ihrer Angst, Todesnot und Hoffnung, wie genau wir auch den Ausgang kennen. Der Blaubart selbst hebt in einem recht märchenhaften Bösewichtstone zu sprechen an, während er rechts und links köpfen läßt, was ihm in den Weg kommt; aber er und alle andern Personen verfallen auf jeder Seite in die kecke Tieckſche Redeweise, die in jedem Satze unzählige Beziehungen andeutet, zugleich den albernsten Unsinn und den zartesten Tiefsinn anklingen läßt und eine grübelnde, wehmütige Philosophie aushaucht. Wie wenig finden wir hier die melancholisch-weisen Shakespearischen Narren an ihrem Platze.

Man darf aber nicht denken, Tieck habe etwa seine

Märchen so eingekleidet, weil er es nicht anders gewußt oder gekonnt habe. Er sagt vielmehr gelegentlich, daß man den schlichten Kinderton des alten Buches nur mit Vorsicht und Maßen wieder verwerten dürfe, wenn man es wiedererzählen wolle; wobei ohne Zweifel seine Meinung war, daß dem modernen Menschen nun einmal die Anschauungsweise eines von der Kultur noch unberührten nicht mehr eigen sei und er deshalb gut tue, sie sich nicht anzuempfinden, da alles Anempfundene unwahr und somit unkünstlerisch sei. Auch jetzt gibt es noch Menschen, die in einer Welt kindlicher Vorstellungen leben; aber die verfallen nicht darauf, Märchen zu erfinden. Einen Menschen, der die Kultur unserer Zeit empfangen hat und zugleich so urtümlich sieht und empfindet, daß er selbsterlebte, selbsterschaffene Märchen mit der vollen Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit erzählen könnte, die uns so sehr bezaubert und rührt, hat es noch nicht gegeben, und er wird wohl auch erst in jener Zukunft möglich sein, der das Wunder wieder zur zweiten Natur und das Gesetzmäßige zum Wunder geworden ist.

Man sollte meinen, wenn einer, so sei Goethe naiv genug gewesen, um ein gutes Märchen zu ersinnen. Sein Märchen, welches unter den Novellen der Ausgewanderten seinen Platz hat, wurde das Muster der romantischen. Auch kann man nicht anders als die behagliche Anmut und den seligen Frohsinn bewundern, der diese Fabelei von innen her vergoldet und durchglänzt, wie das verschluckte Gold den biegsamen Leib der edeln Schlange, die eine Hauptrolle darin spielt. Dennoch windet sich die Geschichte stellenweise durch mühseligen Staub der Langeweile und unverständlichen allegorischen Kleinkram und das vorwiegende Gefühl am Ende ist doch eine gewisse Enttäuschung und Ratlosigkeit. Liest man aber gar, wie Goethe selbst darüber redete, fühlt man sich vollends

ernüchtert; er schrieb nämlich an Schiller, daß er nun auch dieses Feld gehörig bearbeiten wolle und etwa noch ein Dutzend Märchen zu machen im Sinn habe. Schiller seinerseits berichtet von den zahllosen und höchst verwickelten Erklärungsversuchen, die zu dem Märchen sogleich gemacht wurden, die er aber alle als untauglich abtut, um eine ebenso mühsam ausgetüftelte dagegen vorzubringen.

Wenn aber auch von alledem nichts im Märchen ist, was man gewöhnlich vom Märchen erwartet, so hat Goethe doch damit das Muster einer neuen und berechtigten Art aufgestellt; und insofern ist die Begeisterung, mit der die Gebrüder Schlegel diese Dichtung begrüßten, ganz und gar verständlich. Warum sollte nicht auch der moderne Mensch seine Märchen haben? An die man andre Anforderungen stellen dürfte, ja müßte als an die alten Volksmärchen? Der Romantiker sieht durch das buntgewirkte mit seltsamen Figuren bestickte Märchenkleid hindurch weiße, feenhafte Formen schimmern; diese verborgene Schönheit entzückt ihn, die er durch den kindisch-bunten Putz hindurch sieht, der allein ihn niemals mehr reizen könnte. Und von dieser Schönheit handeln auch seine Märchen. Das Goethesche Märchen läßt den Leser keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es symbolisch ist; nur kann man leider das zarte Leibchen, auf das es doch ankommt, nicht recht erkennen; mag es nun an ungeschickter Bekleidung liegen oder, was wahrscheinlicher ist, daran, daß der Dichter es allzu nachlässig formte und eine Hülle darüberwarf, die für alles aufkommen sollte. So ist Tiecks Urteil zu erklären, der von dem Goetheschen Märchen sagte, es habe keinen Inhalt. „Ein Werk der Phantasie", sagt er in bezug darauf, „soll gar keinen bitteren Nachgeschmack zurücklassen, aber doch ein Nachgenießen und Nachtönen; dieses verfliegt und zersplittert

aber noch mehr als ein Traum, und ich habe deshalb das herrliche Märchen von Novalis, soweit ich es verstehen konnte, diesem weit vorgezogen."

In Wahrheit leidet Novalis' Märchen an demselben Grundfehler wie das Goethesche, nämlich an Unverständlichkeit; nur daß das Kleid, das Goethe seinem Märchen übergeworfen hat, stellenweise reizend genug ist, um einen allenfalls glauben zu machen, es sei die Hauptsache und Gestalt sei nicht da, während das von Novalis eine offenbare, unzweideutige Allegorie ist, das sich niemand die Mühe nimmt zu Ende zu lesen, der sich nicht für die Bedeutung interessiert. Gelehrte Männer haben es sich angelegen sein lassen, es auszulegen, vielleicht richtig, vielleicht nicht; jedenfalls sollte auch ein modernes Märchen nicht der Gelehrsamkeit bedürfen, damit man es genießen könne.

Hie und da erscheinen in den Werken der Romantiker zufällige Märchen oder Ansätze zu Märchen, die das „höhere Märchen", so nannte es Novalis, wenn „ohne den Geist des Märchens zu verscheuchen, irgend ein Verstand, Zusammenhang, Bedeutung hineingebracht wird," glücklicher als die genannten großen, kunst- und sinnreichen vertreten. So bei Tieck, da, wo die alte Zauberin, dem Blaubart zu Ehren, der sie in ihrer unterirdischen Höhle besucht, ein Turn- und Ritterspiel veranstaltet. Da erscheint auf einen Trompetenstoß eine prunkvolle Versammlung von Vögeln und Insekten: „Jetzt wurden die Schranken eröffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rotgefleckter Papagei hinein und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze gegen den mutigen Papagei schwenkte, sie trafen aufeinander, und der Uhu war aus dem Sattel gehoben Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die

Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegeneinander mit den Köpfen wackelten und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mitteilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rote Papagei blieb unüberwindlich und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudentränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indes ihm ein anderer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll,
Dem Kühnen, Unüberwindlichen singen
Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
Erden, Sonnen und tausendmal tausend Völker
Sprechen nur von Dir, Du bist der Rede einziger Inhalt.
Fielen nicht, rasch von Deinem Arm getroffen,
Selbst der tapferste Uhu, Specht und Sperber nieder?
Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen,
Dir nur ähnlich."

Gerade, daß der Dichter hier so naiv offenkundig allegorisiert, macht die kleine Dichtung erfreulich. Die unverstellte Absichtlichkeit wirkt beinahe wieder kindlich. Ja sogar die ganz überflüssige Erklärung, die die Zauberin dem Blaubart gibt, stört nicht, sondern scheint durchaus am Platze zu sein. „Sieh," sagte die Fee, „Dir zu Ge-

fallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige, wirkliche Welt, und es ist nicht anders. Ruhm und Unsterblichkeit ist nur ein Hahnenschrei, das früher oder später verschallt, das die Winde mit sich nehmen und das dann untergeht ... Die Zukunft streicht mit plumper Hand über alles hinweg und wischt es aus wie eine unbedeutende Rechnung von einer Tafel; dann ist das verschwunden, was im Grunde nie war, und der leere Raum treibt mit der Vergessenheit da sein Spiel, wo sonst die irdischen Träume standen."

Der Gehalt dieser Märchenfabel ist, wie fast immer bei Tieck, etwas leicht, aber desto graziöser schwebt es daher. Weltumfassend ist der Sinn des kleinen Märchens, das Novalis in seinem unvollendeten Roman, den Lehrlingen zu Saïs, erzählt. Hyazinth und Rosenblütchen haben einander lieb. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt und tanzte wie ein Schatz. Sie war so lieblich, daß wer sie sah, hätte vergehen mögen. Aber auf einmal war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein wunderlicher alter Mann aus der Fremde, setzte sich vor das Haus, wo Hyazinths Eltern wohnten, und Hyazinth bewirtete ihn ... „Da tat er seinen weißen Bart voneinander und erzählte bis tief in die Nacht;" und von nun an war es mit dem Glück der Liebe vorbei. Hyazinth ging einsam und sorgenvoll in die Wälder und bekümmerte sich nicht um Rosenblütchen, obgleich er sie nicht vergessen hatte. Bis er auf einmal seinen Eltern erklärte, daß er fort in die Welt müsse, nur das könne ihn gesund machen. Dahin wolle er, wo die Mutter der Dinge wohne, die verschleierte Jungfrau; nach der sei sein Gemüt entzündet. Und weit ging die Reise und höher wuchs die Sehnsucht, immer schneller schien die Zeit zu gehen. Endlich kam er zur Wohnung der Göttin. „Es dünkte ihm alles so bekannt, und doch in niegesehener Herrlichkeit; da schwand

auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und — Rosenblütchen sank in seine Arme."

Die Romantik ist eine werdende Poesie, und das Ideal des romantischen Märchens ist noch nicht erreicht, so reizend auch das ist, dessen Inhalt ich eben angedeutet habe. Es müßte so scheinbar zusammenhanglos vorübergaukeln, wie das von Goethe an manchen Stellen tut, und dabei doch so einfach reich sein, wie dies letzte von Novalis. „Ein Märchen", sagt Novalis, „ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Phantasie, die harmonische Folge einer Äolsharfe, die Natur selbst."

Symbolische Kunst.

Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk. Mit andern Worten: Alle Schönheit ist Allegorie.

Fr. Schlegel.

„Können Sie ihm den Unterschied zwischen allegorischer und symbolischer Behandlung begreiflich machen," schrieb Goethe an Schelling in bezug auf einen jungen Maler namens Martin Wagner, „so sind Sie sein Wohltäter, weil sich um diese Achse so viel dreht." Ob und wie Schelling das ausgeführt hat, weiß ich nicht zu sagen. Zwei Zeitgenossen aber, Tieck und der Ästhetiker Solger, welche ebenfalls über das Verhältnis dieser Begriffe viel nachgedacht hatten, kamen zu dem folgenden Schlusse. Der Punkt, wo Philosophie, Religion und Poesie sich berühren, ist die Mystik. Mystik — so könnte man etwa das, was sie meinten, zutreffend ausdrücken — ist das unmittelbare Gefühl des Einsseins mit der Welt und Gott. Kunst ist angewandte Mystik. Auf bewußt angewandter Mystik beruht die Allegorie, auf unbewußt angewandter die Symbolik. „Beide haben ihre Grenze," so heißt es in Solgers eignen Worten, „wo die Allegorie in bloßes Verstandesspiel und die Symbolik in Nachahmung der Natur übergeht." Zwischen diesen beiden äußersten Punkten geht denn in der Tat die Wellenbewegung der Künste auf und nieder.

Bemerkenswert ist, daß Solger keineswegs das Allegorische gänzlich verwirft. Wie sollte er auch, als Zögling

der Romantiker, die der vom Bewußtsein geleiteten Kunst das Wort redeten, ja, für die das bewußt-unbewußte Schaffen der Höhepunkt der Kunst war. Erst da, wo die Allegorie in Verstandesspiel übergeht, verläßt sie das Gebiet der Kunst. So einfach und schlagend diese Fassung des Unterschiedes zwischen Allegorie und Symbolik ist, so schwierig ist doch die Anwendung im einzelnen Falle, ebenso schwierig wie die unendlich vielen, unendlich feinen Übergänge aus dem Unbewußten ins Bewußtsein zu erkennen sind.

Daß jeder große Künstler Symboliker gewesen sei und sein müsse, durften die Romantiker, nach dieser Erklärung des Begriffes, füglich behaupten. Für den Materialisten ist die Welt, für den Spiritualisten bedeutet sie etwas, dem Romantiker — oder sage man Künstler oder Idealisten — ist und bedeutet sie gleichviel, wie wenig er sich dieser inneren Überzeugung bewußt sein möge. Im Zeitalter der Romantik freilich mußte auch dem naivsten Menschen einmal von irgend woher ein Denkreiz anfliegen; die meisten Künstler verstanden sich ebensogut oder besser auf den Sinn ihrer Schöpfungen als auf das Schaffen.

Da in der neuen deutschen Kunst — wie auch in der Wissenschaft — die Theorie der Praxis voraufgeht, will ich zuerst anführen, welches die Ansichten der ersten romantischen Ästhetiker über die Malerei waren. In dem Gespräch über die Gemälde, wo Wilhelm Schlegel und seine Frau Karoline ihre in der Dresdener Galerie gewechselten Betrachtungen niederlegten, definierten sie die Malerei als die Kunst des Scheins*) gegenüber der

*) Das Wort „Schein" muß man hier natürlich nicht in dem philosophischen Sinne verstehen, wo es im Gegensatze zu Sein gebraucht wird. Hier, im Gegenteil, soll Schein Licht, das Seiende bedeuten, im Gegensatz zur Materie, die durch ihn sichtbar wird.

Plastik als der Kunst der Formen. Kunst des Scheins, weil Färbung und Beleuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erscheinen, nicht etwa nur einen nebensächlichen Reiz des Bildes ausmachten, sondern recht eigentlich die Hauptsache wären; denn eben diesen Schein, den man im gewöhnlichen Leben, wo es einem nur auf die Körper ankommt, nicht sieht, gewissermaßen sogar unaufhörlich vernichtet, den zu sehen solle der Maler uns lehren, indem er ihn idealisiert, ihm einen Körper gibt. Daraus, daß das Erscheinen — das bloße Phänomen, wie Wilhelm sagt — das Wesentliche ist, folgt, daß auf den Körper weniger ankommt. In diesem Gefühl wird auch das Stilleben, eine Gattung, die damals als ganz untergeordnet betrachtet wurde, lebhaft in Schutz genommen. Als die höchste aber empfinden sie die Landschaft. Ganz wurden sie sich nicht darüber klar, warum; sie meinten, weil gerade dort das bloße Phänomen — die Beleuchtung — eine so wichtige Rolle spiele. Unter den Landschaften der Dresdener Galerie zogen die düstern Phantasien Salvator Rosas sie am meisten an. Das erklärten sie daraus, „weil er die Natur bloß wie eine Schrift gebraucht, in deren großen Zügen er seine Gedanken hinwirft".

Da sieht man schon alle Grundzüge einer Symbolik beieinander. Nicht der vergängliche Körper ist das Wesentliche, sondern der erscheinende Geist. Daß das ohne den Körper nicht möglich ist, versteht sich von selbst. Aber darin zeigt sich eben der große Künstler, daß er die Körperwelt nicht so malt, wie wir uns gewöhnt haben sie zu sehen, als Ding an sich, als Hauptsache, als etwas Seiendes, vielmehr als durchsichtige Hülle für etwas Ewiges. „Wenn der Maler dem Schein einen Körper gibt, so muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und das darf doch wohl seine eigene sein." Man sieht, wie sehr man die Meinung des Begründers der romantischen

Schule mißverstehen würde, wenn man dächte, er wollte das Bild für das vorzüglichste angesehen wissen, das sich schlechtweg durch schöne Farbe und Beleuchtung auszeichnet. Auch der Schein kann materiell aufgefaßt und dargestellt werden.

Als einer der Erstlinge der Romantik erschien bald nach dem Schlegelschen Gespräche Tiecks Maler-Roman Franz Sternbald. Die Romfahrt eines Schülers von Albrecht Dürer, der für die Romantiker das Muster eines echt deutschen Künstlers war, ist der Inhalt des Buches. Merkwürdig ist es nun, wie, trotz der grenzenlosen Verehrung Dürers, die überall anklingt, alles, was Sternbald malt und über Malerei äußert, so weltverschieden von der Kunst seines Meisters ist. Das Mittelalter war für Tieck nichts andres als ein Gestell, das er mit Kostümen seiner Erfindung bekleidete. Für die ganz moderne Kunst, von der Franz Sternbald träumt, gab es Vorbilder nur in der Phantasie Tiecks und seiner Genossen. Das erste Bild, das Franz selbständig entwarf, war für den Altar einer Dorfkirche bestimmt und stellte die frohe Botschaft von der Geburt des Herrn dar. Es hatte zwei verschiedene Lichtquellen: auf den Bergen dämmert ein dunkles Abendrot — die Sonne ist schon lange untergegangen — und in der Ferne schreiten zwei Engel durch das Korn, von denen ein himmlischer Glanz über die Landschaft ausstrahlt. Dorthin blicken die Hirten in sehnsüchtiger Verzückung, nur ein junger sieht wehmutvoll der untergegangenen Sonne nach, als sei mit ihr die Freude der ganzen Welt versunken. Ein alter Hirte aber berührt seinen Arm, wie wenn er ihn auf die Herrlichkeit des neuen Lichtes aufmerksam machen wollte, das bereits aufgegangen ist. „Einen solch zarten, trostreichen und frommen Sinn hatte Franz für den vernünftigen und fühlenden Beschauer in das Gemälde zu bringen gesucht."

Waldszenen locken den wandernden Maler besonders. Er denkt sich die schattigen Gründe beseelt durch irgend einen leidenschaftlich menschlichen Vorgang, so aber, daß doch die Landschaft die Hauptsache bleibt. „Wenn ich mir unter diesen dämmernden Schatten die Göttin Diana vorübereilend denke, den Bogen gespannt, das Gewand aufgeschürzt und die schönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nymphen in Eile und die Jagdhunde springend, so wird mir das von selbst zum Bilde. Oder stelle Dir vor, daß dieser Fußweg sich immer dichter in das Gebüsch hineinwindet, die Bäume werden immer höher und wunderbarer, plötzlich steht eine Grotte, ein kühles Bad vor uns und in ihm die Göttin, mit ihren Begleiterinnen, entkleidet. Da ist die Einsamkeit, Grün, Felsen und Bäume und die nackte Schönheit majestätischer, hehrer und jungfräulicher Leiber vereinigt: füge vielleicht den Aktäon hinzu, so tritt jener wundersame Schreck und die seltsame Freude noch in das Gemälde, in seinen Hunden kannst Du schon die tierische Wut und den Blutdurst darstellen, so ist hier das Widersprechendste in ein poetisches Bild notwendig und schön verknüpft."

„Oder hier im tiefen Walde die Leiche eines schönen Jünglings, und über ihm ein Freund und die Geliebte im tiefsten Schmerz, vielleicht Venus und Adonis, oder ein lieblicher Knabe, von wilden Räubern erschlagen; die dunkelgrünen Schatten, unter ihnen die blendenden Jugendgestalten, der frische Rasen, die einzelnen zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, die nur das Gesicht und einzelne kleine Teile hell erleuchteten, der Eber oder die Räuber in der Ferne, wie von Gewitterschatten eingehüllt, alles dies zusammen müßte ein vortreffliches Gemälde der Schwermut und Schönheit ausbilden."

Man sieht aus den letzten Worten deutlich, daß nicht der Gegenstand an sich wirken sollte, sondern bestimmt

war, den ganz allgemeinen Sinn der Landschaft dem Beschauer desto inniger zu vermitteln. Aber auch so sind die Bilder noch zu gegenständlich, zu begrenzt. Wie die Wirklichkeit eine Schranke ist für unser Sehnen und Streben, so sind alle Figuren, in denen die treibende Natur sich beschränkt und bestimmt, ein Hindernis für das unendliche Fühlen, das der Maler ins Bild fassen möchte.

„Es wurde Abend, ein schöner Himmel erglänzte mit seinen wunderbaren, buntgefärbten Wolkenbildern über ihm. Sieh, fuhr Rudolph fort, wenn ihr Maler mir dergleichen darstellen könntet, so wollte ich euch eure beweglichen Historien, eure leidenschaftlichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergötzen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Komposition und alles gern vermissen, wenn ihr mir, wie die gütige Natur heute tut, so mit rosenrotem Schlüssel die Heimat aufschließen könntet, wo die Ahnungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meer die goldensten Träume schwimmen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehen und uns die Hände reichen, die wir an unser Herz drücken möchten. O mein Freund, wenn ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in eure Malerei hineinlocken könntet! Aber euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinn ist leider eine Bedingung eurer Kunst."

Auch die Malerei also sollte ihr Gebiet erweitern, in die benachbarten Künste, Musik und Poesie, überfließen. Auch hier sollte alles Überflüssige, alles, was nur Mittel war, beseitigt werden, damit, wie eine Poesie der Poesie, eine Malerei der Malerei entstehe. Nicht alle die Zu-

fälligkeiten der Natur sollten ferner mehr in die Kunst aufgenommen werden. Hat doch die Natur, um sich auszudrücken, die unendliche Zeit und den grenzenlosen Raum, die Kunst nur ein Stückchen Leinwand oder ein paar Verszeilen — was für verschiedene Sprachen müssen sie sprechen, um gleich viel zu sagen! Nur die Essenz der Erscheinungen kann die Kunst geben — Tausende und Tausende von Rosen, immer mehr muß man zusammenpressen, um den einzigen, süßesten Tropfen Rosenöl zu gewinnen.

Ein alter Maler, der im Rufe steht wahnsinnig zu sein und auch vom praktisch bürgerlichen Standpunkte aus so genannt werden muß, zeigt Franz die Gemälde, die er in seiner weltabgeschiedenen Gemütsversunkenheit entworfen hat. Darunter ist ein Nacht- und Waldstück: in eine fast unkenntliche Masse hat das Dunkel Berg und Tal verschmolzen. Durch diese Nacht zieht ein Pilgrim mit Stab und Muschelhut, eine von verstohlenem Mondschein umzitterte, einsame Gestalt. Voll aber ergießt sich die Flut des Mondlichts auf ein Kruzifix, das vom fernen Hügel, wo sich die Wolken teilen, herabglänzt. „Seht", rief der Alte, „hier habe ich das zeitliche Leben und die überirdische, himmlische Hoffnung malen wollen; seht den Fingerzeig, der uns aus dem finstern Tal herauf zur mondglänzenden Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter als wandernde Pilgrime? Kann etwas unsern Weg erhellen als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unsere Kraft aufrecht hält. Hier habe ich gesucht, die Natur wieder zu verwandeln, und das auf eine menschlich künstlerische Weise zu sagen, was die Natur selber zu uns redet; ich habe hier ein sanftes Rätsel niedergelegt, das sich nicht jedem entfesselt, das aber doch leichter zu erraten steht, als jenes erhabene,

das die Natur als Bedeckung um sich schlägt." Auf Franzens Bemerkung, man könne dieses Gemälde ein allegorisches nennen, erwidert der Alte, alle Kunst sei allegorisch. „Was kann der Mensch darstellen, einzig und für sich bestehend, abgesondert und ewig geschieden von der übrigen Welt, wie wir die Gegenstände vor uns sehen? Die Kunst soll es auch nicht. Wir fügen zusammen, wir suchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn anzuheften, und so entsteht die Allegorie. Das Wort bedeutet nichts anderes als die wahrhafte Poesie, die das Hohe und Edle sucht und nur auf diesem Wege finden kann." Auch an anderen Stellen des Buches wird ausgesprochen, daß das allegorische Gemälde am ehesten erfüllt, was man von der Malerei wünscht. „Hier ist recht der Ort, wo der Maler seine große Imagination, seinen Sinn für Magie der Kunst offenbaren kann: hier kann er gleichsam über die Grenzen seiner Kunst hinausgehen und mit dem Dichter wetteifern." Als ein Beispiel aus der älteren Kunst wird das berühmte Bild des Orcagna in Pisa angeführt, deswegen weil es das ganze menschliche Leben symbolisch darstelle.

In Tiecks Roman malt nicht nur Franz Sternbald, sondern fast ein jeder, der auftritt, was er auch sei, mindestens mit der Phantasie, eben um den Malern von Beruf zu beweisen, wie ungenügend ihre Kunst bisher gewesen sei. Seht, ruft einer aus, den Tieck zum eigentlichen Helden des unvollendeten Buches bestimmt zu haben scheint, wenn ich malen könnte, „dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche, zerbrochene Brücken über zwei schroffen Felsen, einem Abgrunde hinüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt: verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte

Wagen, Kampf mit den Reisenden. Dann wieder eine Gemsenjagd in einsamen, furchtbaren Felsenklippen, die kletternden Jäger, die springenden, gejagten Tiere von oben herab, die schwindelnden Abstürze. Figuren, die oben auf schmalem, überragendem Steine Schwindel ausdrücken und sich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hilfe eilt, in der Ferne das ruhige Tal. Einzelne Bäume und Gesträuche, die die Einsamkeit nur noch besser ausdrücken, auf die Verlassenheit noch aufmerksamer machen. Oder dann weiter den Bach und Wassersturz mit dem Fischer, der angelt, mit der Mühle, die sich dreht, vom Monde beschienen. Ein Kahn auf dem Wasser, ausgeworfene Netze. Zuweilen kämpft meine Imagination und ruht nicht und gibt sich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu ersinnen und zustande zu bringen. Äußerst seltsame Gestalten würde ich dann hinmalen, in einer verworrenen, fast unverständlichen Verbindung, Figuren, die sich aus allen Tierarten zusammenfänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Insekten und Gewürm, denen ich eine wundersame Ähnlichkeit mit menschlichen Charakteren aufdrücken wollte, so daß sie Gesinnungen und Leidenschaften possierlich und doch furchtbar äußerten; ich würde die ganze sichtbare Welt aufbieten, aus jedem das Seltsamste wählen, um ein Gemälde zu machen, das Herz und Sinne ergriffe, das Erstaunen und Schauder erregte."

Das ist die romantische Verwirrung, wie Tieck sie liebte; was seinen letzten Grund darin hat, daß die allmähliche Verwandlung des uranfänglichen Chaos in das bewußte Chaos den Grundgedanken der romantischen Philosophie, wie aller Entwickelungsphilosophie überhaupt bildet.

Wem, der diese Phantasien über Malerei liest, drängte sich nicht Böcklins Name beständig auf die

Lippen! Damals, vor hundert Jahren, färbten diese Gemälde-Träume den morgendlichen Himmel des neuen Jahrhunderts; die Wende unseres Jahrhunderts schmückt die wundervolle Wirklichkeit, die Erfüllung. Auch darin ist Böcklin der Künstler, den die Romantiker verlangten und prophezeiten, daß er Maler, Musiker und Dichter zugleich ist; nicht in der Weise der großen Künstler der Renaissance, die oft mehrere Künste nebeneinander trieben: das Ziel des modernen Künstlers ist, den Geist mehrerer Künste in einer zu umfassen und auszudrücken. Wie fast jeder Prophet ein Moses ist, dem das gelobte Land höchstens von ferne zu schauen vergönnt ist, haben auch die Romantiker eine volle Verwirklichung ihrer Ideen auf dem Gebiete der Malerei nicht erlebt, und als sie endlich kam, war sie von ihren Zeitgenossen nicht heiß ersehnt, wurde nicht augenblicklich erkannt und willkommen geheißen; denn die Romantik war inzwischen erst verachtet, dann vergessen, und als wunderbare, mißdeutete Erscheinungen gingen die ersten Bilder Böcklins an der Mitwelt vorüber.

Allerdings auch auf die Malerei ihrer Zeit wirkten die Romantiker. Als ihren Ideen am meisten entsprechend rühmten sie den Landschaftsmaler Friedrich, Kaspar David Friedrich, aus Greifswald gebürtig. In seinen Bildern lebte die Stimmung der Ostsee, seines heimatlichen Strandes. Seine Vorfahren waren alle biedere, gewerbtreibende Leute gewesen; er besaß die strenge Rechtlichkeit, Geradheit und Abgeschlossenheit des nördlichen Volkes. Nie hatte er auch nur versucht, eine fremde Sprache zu erlernen, durch und durch deutsch war er und wollte er sein. Er wird geschildert als ein Mann von hagerem, starkknochigem Körper mit bleichem Gesicht und blauen Augen, die tief verborgen unter stark vorspringenden, buschigen blonden Augenbrauen lagen. Er war von

melancholischem Temperament, nie zufrieden mit seinen Leistungen, was zusammen ihn vielleicht dahin gebracht hatte, einen Selbstmord zu versuchen, an dessen Ausführung er gehindert wurde. Etwas dunkel Geheimnisvolles schien ihn zu umgeben. Studiert hatte er, wie es damals vielfach geschah, in Kopenhagen, dann in Dresden, wo er Mitglied der Akademie und Professor der Landschaftsmalerei wurde. Aber er blieb immer einsam, fast ohne Verkehr. Die Dämmerung war sein Element, erzählte einer seiner wenigen Freunde; vor dem ersten Morgenlicht und nach Sonnenuntergang pflegte er allein seine Spaziergänge zu machen. Das Zimmer, wo er arbeitete, war stark beschattet; dort brütete er stundenlang über seinen Kunstschöpfungen, die eine schroffe, finstere, eigentümlich poetische Art hatten.

Sein Grundsatz war, ein Bild sollte nicht erfunden, sondern empfunden sein; woraus man schließen darf, daß die seinigen aus einer lyrisch-musikalischen Stimmung heraus entstanden. Zu seinen Besonderheiten gehörte, daß er nie eine Skizze, Karton oder Entwurf irgendwelcher Art zu seinen Bildern machte, weil die Phantasie — in ihrem ersten Erguß dort ausgeströmt — dadurch erkalte. Eigen war ihm ferner ein entschiedenes Gefühl für reine Konzentration des Lichts, und er behauptete — höchst charakteristisch —, daß ein Traum ihm zuerst die rechte Erkenntnis darüber gegeben habe. Meist malte er Seebilder, die für den damaligen Geschmack barock waren, stets aber die der Ostsee eigentümlichen Lichtwirkungen mit tiefer Empfindung wiedergaben. Drei Eichbäume neben einem schneebedeckten Hünengrabe — Der Mönch am Meeresstrande — Die Abtei im Eichwalde in Abendbeleuchtung — Felsen mit einem Kreuz im Morgennebel — diese Titel erwecken eine Vorstellung von seiner Art. Es wird erzählt, daß ein Friedrich be-

suchender Kunstfreund eins seiner Seestücke verkehrt auf die Staffelei gestellt und den dunkeln Wolkenhimmel für die Wellen, das Meer aber für den Himmel gehalten habe. Ein anderer damals berühmter Kunstkritiker hielt ein Bild Friedrichs, das eine weite, neblige Gebirgsferne mit einem einzigen darüberschwebenden Adler darstellte, für ein Seestück, dessen Schönheit und tiefe Bedeutung er anwesenden Damen erklärte. Auch diese kleinen Züge geben eine Idee von dem Charakter der Bilder, bei denen jedenfalls die starke davon ausgehende Stimmung das Wesentliche war.

Der eigentliche Maler der Romantik aber, der auch theoretisch mit Bewußtsein der neuen Richtung anhing, war Philipp Otto Runge, wie Friedrich aus dem Ostseegebiet, aus Wolgast, stammend. Seine Freunde verglichen ihn mit Novalis; wie ein Fremdling auf Erden erschien er ihnen. Ein echt romantischer Charakter insofern, als die eigentlich hervorbringende Kraft ihm fehlte, aufgelöst war in feinstgefasertes Denken und Empfinden. Gerade dadurch konnte er mehr als die naiv schaffenden Künstler anregend auf seine Freunde wirken, und da überhaupt Unkundige die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen von der Fähigkeit, Pläne auszuführen, selten genau unterscheiden, erwartete man allgemein das Höchste von ihm. In keinem andern der jungen Maler war die Überzeugung so lebendig, daß alles, was man bisher Kunst genannt habe, überlebt sei, daß der neuen Stufe der Entwickelung, auf der man angelangt sei, auch eine neue Kunst entspreche, die naturgemäß allmählich entstehen müsse. Den Charakter dieser neuen Kunst zu bestimmen, sie zu verkünden und mit herbeizuführen, ihren triumphierenden Einzug vorzubereiten, war das Ziel, das er sich gesteckt hatte.

Die Kunst der Formen, das war seine Ansicht, hätte

bei den Griechen ihren Höhepunkt erreicht. Vergebliches Bemühen sei es, jemals die Plastik wieder zu einer ähnlichen Blüte bringen zu wollen. Auch innerhalb der Malerei habe es eine Kunst der Formen gegeben, nämlich die Historienmalerei, die den Gipfel zur Zeit der italienischen Renaissance erreicht habe. Der Neuzeit sei es vorbehalten, diejenige Art der Malerei zu entwickeln, die die Griechen kaum gekannt hätten, die mit der Renaissance erst ins Leben getreten sei: die Landschaft.

Und warum die Landschaft? Vielleicht weil in ihr das bloße Phänomen eine so große Rolle spielt, hatte Wilhelm Schlegel gesagt; der Maler gibt der durchleuchteten Luft einen Körper und haucht ihm seine Seele ein. So philosophierte Runge: Zuerst sah man im Geiste, nämlich im Menschen, die Natur, jetzt sieht man umgekehrt den Geist in der Natur. Damals betrachtete man den Menschen wie eine der vielen Gestaltungen der Naturkraft, seine Handlungen wie ein Wirken der Elemente, und diese Anschauung zeitigte das Historiengemälde. Dort kommt ja nicht das geheime Leben des inneren Menschen zur Geltung, sondern die großen, allgemeinen Strömungen, die uns als Massengeschöpf, als Naturwesen kennzeichnen. Michelangelos Jüngstes Gericht nennt er als das Höchste und Äußerste, was aus dieser Kunstrichtung hervorgegangen sei.

„Jetzt fällt der Sinn", schreibt Runge in einem Briefe, „mehr auf das Gegenteil. Wie selbst die Philosophen dahin kommen, daß man alles nur aus sich heraus imaginiert, so sehen oder sollen wir sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die Landschaft entstehen, denn alle Tiere und die Blumen sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut; so drängt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch

erlangt alles Bedeutung und Sprache. Wenn wir so in der ganzen Natur nur unser Leben sehen, so ist es klar, daß dann erst die rechte Landschaft entstehen muß, als völlig entgegengesetzt der menschlichen oder historischen Komposition. Die Blumen, Bäume und Gestalten werden uns dann aufgehen und wir haben einen Schritt näher zur Farbe getan. Die Farbe ist die letzte Kunst, die uns noch immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in Blumen verstehen."

Es ist derselbe Gang, den die Dichtkunst genommen hat: die Beseelung der Natur, ihr Mithineinziehen in das Geistesleben des Menschen, verleiht der modernen Poesie seit Goethe ihren Charakter.

Wenn denn die Natur, so etwa lief Runges Gedankengang weiter, für sich nichts Ganzes ist, erst der Beseelung bedarf, ist sie also nur ein Körper, eine Hülle, ein Kleid, und zwar Gottes; denn Gott ist ja eben der unendliche Geist. Gott aber kann man nur ahnen, einzig seiner selbst ist man gewiß: „Was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll." Gott also, insofern Gott in einem selber zum Bewußtsein gelangt. Demnach ist auch für Runge die Natur der Leib, dem der Künstler seine eigene Seele einhaucht.

Als Erfordernisse eines Kunstwerks stellt er in diesem Sinne folgende auf:

1. Unsre Ahnung von Gott,

2. Die Empfindung unserer selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen, und aus diesen beiden,

3. Die Religion und die Kunst; das ist, unsre höchsten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken.

Da er klar empfand, daß das Licht, die Farbe, in der Landschaft eine ganz andere Rolle spiele als im Historiengemälde, wurde die Symbolik der Farbe ein Lieblingsgegenstand seines Nachdenkens, dessen Resultat er in einem kleinen Werk, ‚Die Farbenkugel' betitelt, niederlegte. Namentlich diese Arbeit brachte ihn in Verkehr mit Goethe, den dasselbe Problem beschäftigte. Auch über die Analogie der Farben und Töne verfaßte er ein Gespräch, worin von dem Satze ausgegangen wird, die Tonleiter in der Musik sei, was die Abstufung der Farben in Weiß und Schwarz.

Mit seinen in Gespräch und Brief entwickelten Theorien gingen nun aber Versuche der Ausführung Hand in Hand. Mit besonderer Vorliebe malte er Blumen, weil sie die Träger der Farbe seien. Er selbst, sagte er, würde keine Blumen-Komposition ganz ohne menschliche Figuren malen, weil die neue Kunst noch zu unverständlich sei, um nicht der Vermittlung zu bedürfen. Erst allmählich würden die Künstler die Symbolik der Natur so in ihre Gewalt bekommen, daß sie des erklärenden Beiwerks entraten könnten, um sich dem Beschauer mitzuteilen.

Beladen mit so viel Absichten und Ideen ließ sich nur schwer und langsam schaffen. Von einem seiner Bilder, ‚Der Quelle', sagte er, es solle eine Quelle im weitesten Sinne des Wortes werden: die Quelle aller Bilder, die er noch machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die er suche, und auch eine Quelle an und für sich. Auf diesem Bilde liegt eine Nymphe an der Quelle und spielt mit den Fingern im Wasser, wodurch sich Blasen bilden; darin sitzen muntere Knaben und wollen heraus, und wie die Blasen zerspringen, fliegen die Knaben in gewisse zu ihnen gehörige Blumen und Bäume, deren Charakter sie so völlig ausdrücken, daß sie ordentlich körperlich einen Begriff von ihnen geben. Ein Ölgemälde,

‚Die Lehrstunde der Nachtigall‘, war durch folgende Verse Klopstocks entstanden:

Flöten mußt du, bald mit immer stärkerem Laute,
Bald mit leiserem, bis sich verlieren die Töne;
Schmettern dann, daß es die Wipfel des Waldes durchrauscht,
Flöten, flöten, bis sich bei den Rosenknospen
Verlieren die Töne.

Das eigentliche Hauptbild stellte eine weibliche Gestalt dar, die im laubigen Baume auf Amors Flöte lauscht. Für Runge war aber beinahe das Wichtigste die arabeskenartige Umrahmung seiner Bilder. „Ich lasse unten im Bilde ein Stück von der Landschaft sehen. Diese ist ein dichter Wald, wo sich durch einen dunklen Schatten ein Bach stürzt; dieses ist dasselbe in dem Grunde, was oben der Flötenklang in dem schattigen Baume ist. Und in dem Basrelief kommt oben über wieder Amor mit der Leier; dann auf der einen Seite der Genius der Lilie, auf der andern Seite der Genius der Rose. Auf diese Weise kommt eines und dasselbe dreimal in dem Gemälde vor und wird immer abstrakter und symbolischer, je mehr es aus dem Bilde heraustritt.“ Wahrscheinlich meinte er aus diesem Grunde, daß das Bild dasselbe sei, was eine Fuge in der Musik.

Sein größtes Werk, ‚Die vier Tageszeiten‘, in allen Einzelheiten gründlich zu erläutern, bedürfte es Seiten und Seiten. Kurz gefaßt sollten sie die vier Dimensionen des geschaffenen Geistes bedeuten.

Der Morgen ist die grenzenlose Erleuchtung des Universums.

Der Tag ist die grenzenlose Gestaltung der Kreatur, die das Universum erfüllt.

Der Abend ist die grenzenlose Vernichtung der Existenz in den Ursprung des Universums.

Die Nacht ist die grenzenlose Tiefe der Erkenntnis von der unvertilgbaren Existenz in Gott.

Daß diese Bilder nur einen kleinen Kreis von Freunden fanden, versteht sich von selbst. Zu diesen gehörte Tieck, was Runge freilich die Zustimmung vieler anderer ersetzen konnte; denn Franz Sternbald war ihm in seinem ersten dunkeln Tasten nach der neuen Kunst eine erlösende Offenbarung gewesen. Mit Genugtuung sah Tieck in Runges Bildern den Zusammenhang von Mathematik, Musik und Farben deutlich vor Augen; aber andererseits tadelte er das allzuweit gehende Allegorisieren und sah mit Bedenken, welches Übergewicht hier die Betrachtung über die hervorbringende Kraft erlangt hatte. „Alle echte Kunst, sei sie welche sie wolle," schrieb er ihm, „ist nur Armierung unseres Geistes, ein Fernrohr unserer inneren Sinne, durch welches wir neue Sterne am Firmamente unseres Gemüts entdecken wollen: das geheimste Wunder in uns, welches wir nicht aussprechen, nicht denken und nicht fühlen können, diese innerste Liebe sucht ja eben in wehmütiger, liebender Ängstlichkeit und zitterndem Entzücken nach den magischen, symbolischen Zeichen der Kunst, stellt sie anders und will sie neu gebrauchen. Aber," fügt er hernach mahnend hinzu, „wenn wir etwas schaffen wollen, müssen wir unserm Tiefsinn eine willkürliche Grenze setzen; so entsteht alle Wirklichkeit, alle Schöpfung, daß die Liebe sich auch in der Liebe ein Ziel, einen Tod setzt: die liebende Angst zieht sich plötzlich in sich zurück und übergibt ihr Liebstes der Gleichgültigkeit, der Existenz, sonst könnte nie etwas entstehen."

Runge aber scheute sich nicht, mit einer Folgerichtigkeit, die man immerhin bewundern muß, die äußersten Schlüsse aus seiner Überzeugung von der Kunst zu ziehen. Was täte es, wenn ich ein theoretischer Künstler würde? Freien ist gut, Nichtfreien ist besser. So gebe es auch

in der Kunst etwas, das besser sei als Kunstwerke machen. Das Machen, das ihm so schwer wurde, konnte ihm oft als etwas Feindseliges, Hassenswürdiges erscheinen. Immer vergleicht er, was man kann, mit dem, was man tun könnte. Er will ja nichts als sich äußern, sich mitteilen. Wäre der Körper nicht, dieser schwere Vorhang, der Seele von Seele trennt, hätten die Menschen einen Sinn, der sie befähigte, sich gegenseitig unmittelbar wahrzunehmen, brauchte man keine Kunst. „Ich wollte, es wäre nicht nötig, daß ich die Kunst treibe, denn wir sollen über die Kunst hinaus und man wird sie in der Ewigkeit nicht kennen.

Die Kunstkritiker, die nach Runges frühem Tode das Wort über ihn ergriffen, betonten alle, daß seine Kunst eine Kunst der Arabeske sei. In der modernen Literatur ist es nicht anders: viele Bücher gleichen reizenden Arabesken, denen nichts fehlt als der feste Kern, den sie umranken sollten. Zierat, Dekoration, was als krönender Schmuck aus dem Stamme herauswächst, ist selbständig geworden und schwankt als ein befremdendes Wunder in der Luft.

„Und wie sollen wir die Weise nennen, in der diese Bilder gedacht erscheinen?" Mit diesen Worten beschließt der Mystiker Görres seine begeisterte Besprechung des verstorbenen Malers. „Sollen wir sie Arabesken heißen? Wir würden ihm unrecht tun, indem wir, was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was bloß aus spielendem Scherz einer heitern Phantastik hervorgegangen. Die Arabeske ist Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen und kränzt damit die Götterbilder.

Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik."

Die alte Religion.

Manche Leute hängen wohl darum so an der Natur, weil sie als verzogene Kinder sich vor dem Vater fürchten und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen.

Novalis.

„Ein Weltumsegler unseres Innern wird auch wohl noch einmal die Rundung unserer Seele entdecken, und daß man notwendig auf denselben Punkt der Ausfahrt zurückkommen muß, wenn man sich gar zu weit davon entfernen will." Das altbekannte Wort: les extrêmes se touchent drückt dasselbe aus. Gerade aus dem Kreise der Romantiker bieten sich so viele Beispiele dazu, weil sie eben die Weltumsegler waren, die mit bohrender Folgerichtigkeit den besten Gründen und Ergebnissen jeder Erscheinung nachgingen. So wurden sie zugleich die Entdecker der vaterländischen Vergangenheit und der schönen Fremde; das Heimischste wie das Ausländischste nahmen sie in die Dichtung auf. Sie waren zugleich ultra-demokratisch und ultra-aristokratisch, schwuren ebenso teuer auf äußerste Natürlichkeit, wie auf höchste Künstlichkeit. Und dahin gehört es, daß ihr kühner, alle Schranken der Autorität und des Herkommens überspringender Forschungsgeist, der den Gedanken einer neuen Religion zu fassen wagte, damit endigte, in den Hafen der alten, der katholischen einzulaufen.

Im Leben jedes einzelnen kann man den Weg wohl wahrnehmen, den seine Seele zurücklegte, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Tieck, der von jeher häufig in poetische Stimmungen verfiel und sich dann von seiner aufgeklärt verständigen Umgebung nicht verstanden und angekältet fühlte, äußerte als Knabe einem seiner Lehrer gegenüber, wie gut er die Sehnsucht eines vom Leben verwirrten Menschen mitfühlen könne, sich in ein Kloster zurückzuziehen, um in andächtiger Glaubensversenkung Ruhe zu suchen. Die Entrüstung des wohlmeinenden Protestanten, dem der liebebedürftige Knabe noch das meiste Verständnis von allen zugetraut hatte, bestärkte ihn in seiner Vorliebe für das weiche, tiefe Gemütselement im Katholizismus. Allen seinen unbestimmten Wünschen und Ahnungen, die aus der einseitig gebildeten Gegenwart verbannt waren, schaffte seine Phantasie Raum in der Vergangenheit; denn die Kühnheit und Kraft besaß er nicht, mit ihnen die Zukunft zu erobern, ihnen neue Formen zu schaffen. Er erging sich mit ihnen in den alten Zeiten, mit denen der Katholizismus unzertrennlich verbunden war. Ebenso machte es sein Freund Wackenroder. Unbefriedigt von der Kunst der Gegenwart, besonders in der Malerei, wendete er sich voll Andacht zurück nach den alten Meistern und übernahm den katholischen Glauben gewissermaßen als Requisit der Zeit, in der sie lebten. Daher betonte er immer nur den Glauben im allgemeinen als fruchtbar für die Kunst und ihr verwandt, daß es eben der katholische war, und daß daraus allerlei Folgerungen sich ziehen ließen, fiel erst dem mehr beobachtenden Tieck ein, welcher denn auch in das Büchlein seines Freundes jenen Brief einfügte, in dem Franz Sternbald seinem in Nürnberg zurückgebliebenen Freunde die Veranlassung seines Übertritts zum katholischen Glauben schildert. Er erzählt, wie oft schon seine katholische Braut in liebevoller Angst ihn angefleht hat, seine Seele zu retten; wie er dann einmal in die Peterskirche eintritt, eigentlich nur um sie zu sehen; wie dann aber die Feier-

lichkeit der religiösen Handlung, die Macht des hehren Baus, die überirdische Musik und der lateinische Gesang ihn trunken machen, die ineinsströmende Inbrunst der anbetenden Menge, zu der auch die Geliebte gehört, ihn hinreißt, daß er mit entzücktem und zerknirschtem Herzen gelobt, ihren Glauben zu bekennen. „Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse."

Damit, daß Tieck Stimmungen wie diese schilderte, ist nicht bewiesen, daß er Handlungen wie diese hätte ausführen können. Selbst wenn etwa sein eines Ich ihn dazu getrieben hätte, würde sein anderes Einsprache erhoben und seine entgegengesetzten Bedürfnisse geltend gemacht haben. Weil er in dem flachen Berliner Protestantismus Befriedigung der dunkeln, mächtigen Glaubenstriebe nicht fand, wollte er doch keineswegs auf die Rechte seines feinen, aufmerksamen Verstandes, auf die Freiheit zu protestieren, verzichten. Nichts ärgerte ihn deswegen mehr, als wenn später junge Leute mit unklaren modischen Übertrittsgelüsten sich auf ihn beriefen. Das mag ihm gewesen sein, als wenn etwa alle Selbstmörder in der Wertherzeit Goethe für ihr Vorbild hätten erklären wollen.

Eine durch und durch protestantische Natur war Wilhelm Schlegel. Ohne alle Mystik, ohne alle Sehnsucht nach Bildern und Formen, die etwas unaussprechlich in ihm Wogendes ausgedrückt hätten. Er und Karoline, die mit ihrem unmittelbaren Naturzusammenhang heidnisch im Goetheschen Sinne genannt werden könnte, kamen ganz unbefangen und zufällig dazu, sich in die Schönheit der katholischen Welt zu vertiefen. Als sie in Dresden die Gemälde studierten, wurden sie mit Notwendigkeit darauf hingeführt. Karolinens Andacht vor der Sixtinischen Madonna veranlaßte Wilhelm zu der Bemerkung:

„Sie sind in Gefahr katholisch zu werden", worauf sie zur Antwort gibt: „Wie dann und wann heidnisch. Es ist keine Gefahr dabei, wo Raphael der Priester ist." Da hat man ganz den modernen Menschen, der sich nach Belieben katholisch oder heidnisch stimmen kann. Nichts unterscheidet so sehr Menschen hoher Kultur vom Naturmenschen, der etwas ist, etwas sein muß, weil er den blinden Willen dazu in sich hat; wir können uns und die Welt überblicken und in die zahllosen Metamorphosen, durch die wir im Laufe unserer Entwickelung hindurchgegangen sind, uns spielend hineinträumen. Ganz parteilos verglich Wilhelm das Entstehen der protestantischen Religion mit dem ersten Aufkommen des Christentums überhaupt, und sein eigenes Gefühl dem Katholizismus gegenüber mit dem, welchem Schiller in den Göttern Griechenlands Ausdruck gegeben habe.

Anders war es mit Friedrich. Er hatte zwar als Atheist begonnen, dann aber einen Umschwung erlebt und fühlte sich zum Religionslehrer berufen. Für die ungeheure Masse von Ideen, die in ihm aufgespeichert waren, suchte er beständig nach zusammenfassenden, einreihenden Bezeichnungen, wenn er sich wissenschaftlich aussprechen sollte. In ganz ähnlicher Weise suchte er nach Symbolen für die künstlerische Mitteilung. Er, der kein Dichter war, sah die Mittel und Fähigkeiten künstlerischen Schaffens zu sehr in äußerlichen Dingen. So kam er zum Schlusse, daß es vornehmlich an dem Mangel der Symbole läge, wenn die künstlerischen Hervorbringungen der Modernen, mit den antiken und mittelalterlichen nicht zu vergleichen wären. Ohne Zweifel ist es dem Künstler bequem, ja bis zu einem gewissen Grade notwendig, was jeder fühlt, aber keiner sagen kann, in allgemein verständliche Bilder einzukleiden. Auch hatten ja tatsächlich alle Dichter und Künstler, denen die Madonna, die Heiligen und Engel

des katholischen Himmels fernstanden, auf die alten Heidengötter, griechische, ja sogar germanische zurückgegriffen. Friedrichs Meinung war nun, die neue Religion, die uns entspreche, müsse auch ihre neue Mythologie mit sich führen. Und leuchtet das nicht als ein zutreffender und großartiger Gedanke ein, daß auch die Natur und der Geist mit ihren Kräften, wie wir sie kennen, in ewigen Gestalten und Bildern sollte erscheinen können? Es lag aber um so näher, sich der schon dagewesenen zu bedienen, als die nächstliegende Vorzeit beinah ausschließlich die antiken gebraucht hatte und die mittelalterlich-katholischen ganz gut für neu und unabgegriffen gelten konnten. Die Menschheit pflegt ja nach gewissen Zwischenpausen immer ihren alten Hausrat von Ideen wieder hervorzusuchen, so wie Kinder ein uraltes, verstaubtes, in der Rumpelkammer wieder aufgefundenes Spielzeug dem schönen neuen vorziehen; es liegt ein duftiger Erinnerungsgoldglanz darüber. Auch Wilhelm hatte im Anfang mit Prometheus, Aphrodite, den Musen und Grazien gewirtschaftet. Aber die unnennbaren unendlichen Seelenstimmungen wurden durch diese plastischen Gestalten nicht gedeckt. Das Feinste, das Zarteste, gerade das Wichtigste blieb immer ungesagt. Die Romantik war ja ein neu erstehendes Mittelalter. Wie natürlich, daß mit Faust und mit Götz und der heiligen Feme auch Gott und der Teufel und ihr ganzes Gefolge zurückkehrten. Es ist eine Renaissance wie die des 15. Jahrhunderts, nur daß man damals das Altertum neu belebte, weil man den mittelalterlichen Idealen entwachsen war, jetzt das Mittelalter. Die antike und die mittelalterliche Mythologie sind die Ur-Symbole von Natur und Geist, mit denen die Menschheit abwechseln wird, bis es ihr gelingt, in einer dritten beide zu verschmelzen. Auf Generationen von vorzugsweise handelnden und nach außen lebenden Menschen folgten jetzt

jüngere, die mehr nach innen schauten, beschauliche, denkende, zweifelnde, zwiespaltige Seelen, die für die von ihren Eltern und Voreltern verketzerte Zeit sympathisches Verständnis hatten und den Sinn der Symbole rasch begriffen, die ihnen von einigen vorschauenden, spürenden Anführern gezeigt wurden. Die himmlische Gestalt der göttlichen Jungfrau, der die Romantiker auf so vielen der bewunderten Bilder vergangener Jahrhunderte begegnet waren, schwebt nun durch Novalis' geistliche Lieder:

Was hab' ich Armer dir getan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeite Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!
Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner sel'gen Brust.

Die Jungfrau Maria fing an diesen Protestanten ganz vertraut zu werden. Nach dem Tode der kleinen Auguste empfahl Wilhelm Schlegel in einem zartgedachten Gedichte das geliebte Kind, das der zärtlichen Fürsorge seiner irdischen Mutter entrissen war, dem gütevollen Herzen jener himmlischen droben. Ein ganzes Panorama der mittelalterlich-katholischen Welt breitete Tieck in seiner Genoveva aus. Das Ineinanderübergehen der entgegengesetzten Triebe und Leidenschaften, das Aneinandergrenzen von Heiligkeit und Sinnlichkeit lockte ihn zu diesem Legendenstoffe. Eine heilige Glut sollte die Brust der keuschen Genoveva, ihr selbst halb unbewußt, umhüllen; inbrünstige Flammen brennen in ihrem Mädchenherzen, von denen sie selbst nicht weiß, ob sie dem Heiland oder

dem unbekannten Geliebten gelten. Sie bebt vor Scham in den Armen ihres verehrten Gemahls und sehnt sich nach der verzehrenden, tödlich ihr Wesen aufsaugenden Leidenschaft Golos, den sie sucht und flieht. Golo selbst sollte der Held sein, dem alle Herzen zufallen, den die Natur zum König der Erde geschaffen hatte, und der, was niemand anders vermocht hätte, mit dämonischer Lust sich selber zugrunde richtet, um zuletzt als Büßer willig zu sterben. Über dem blühendsten Lebensdrange sollte das Kreuz erscheinen als Symbol der Marter und des Opfertodes, mit den süßesten, hinsterbendsten Liebesliedern sollten sich Gesänge reuiger Entsagung vermischen. Nicht daß Tieck alles dies wirklich dargestellt hätte; man merkt nur, daß er es beabsichtigte. Wenn die altchristlichen Helden in der Genoveva mit Sehnsucht von den frommen Männern der Vorzeit sprechen, die sie eben vorstellen sollten, verrät Tieck, daß er selbst nicht mittelalterlich-katholisch empfand, nur Sehnsucht nach einem solchen naiven Glauben hatte. Und was war es, das die Jenenser Studenten so entzückte, die in der Mitternachtsstunde das „treffliche Werk" unter Andacht und Jubel zusammen lasen? Sie sahen eine Pforte sich auftun und köstlich bunte Gestalten daraus hervorwallen mit einem Hauch unnennbaren Lebens, leidenschaftlich, geheimnisvoll; das Reich des Unbewußten, das lange verschüttet gewesen war, stieg wieder ans Licht hervor. Viele von ihnen mochten sich einbilden, mit der Wiedereinführung des katholischen Glaubens würde auch die ganze Prozession edler Gottesstreiter, wundertätiger Heiliger, barmherziger Frauen wieder über die Erde ziehen.

Wie wenig die Romantiker an eine tatsächliche Wiedereinführung dachten, kann man an dem Eindruck sehen, den eine kleine Schrift von Novalis machte, die er unter dem Titel: Die Christenheit oder Europa, ein Fragment;

im Jahre 1799 ins Athenäum rücken wollte. An dieser Schrift ist vielleicht das auszusetzen, daß die Weltgeschichte darin von einem zu hohen Standpunkte aus überblickt wird. Novalis betrachtet die Zeit des ungebrochenen Katholizismus als die Zeit der Eintracht — der Eintracht vor der Spaltung — also gewissermaßen der bewußtlosen, notwendigen und deshalb verdienstlosen und unsicheren Vollkommenheit. Der Protestantismus ist die Spaltung, an sich häßlich und beklagenswert, aber notwendig als Mittel zum Zweck, als erstes Symptom des Selbstbewußtwerdens. Bevor steht nun eine Wiedervereinigung — Novalis glaubte sie schon nahe —, eine bewußte und freie Einheit, ein neuer Katholizismus, aber eben ein neuer. So verschieden vom alten, wie bewußte Vollkommenheit von unbewußter, wie ein Heiliger von einem kleinen Kinde. Das ist etwa der nackte Gedankengang des höchst farbigen, prächtigen Prosa-Dithyrambus.

„Es war eine schöne, glänzende Zeit, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches." So beginnt er mit einer idealisierenden Schilderung des Mittelalters. Ganz persönliche Erinnerungen klingen rührend an, wo er den schönen menschlichen Sinn des verpönten Reliquienglaubens erläutert: „So bewahren liebende Seelen Locken oder Schriftzüge ihrer verstorbenen Geliebten und nähren die süße Glut damit bis an den wiedervereinigenden Tod. Man sammelte mit inniger Sorgfalt überall, was diesen geliebten Seelen angehört hatte und jeder pries sich glücklich, der eine so tröstliche Reliquie erhalten und nur berühren konnte. Hin und wieder schien sich die himmlische Gabe vorzüglich auf ein seltsames Bild oder einen Grabhügel niedergelassen zu haben. Dorthin strömten aus

allen Gegenden Menschen mit schönen Gaben und brachten himmlische Gegengeschenke: Frieden der Seele und Gesundheit des Leibes zurück."

Wenn sich Novalis aber auch ein Ideal dieser Zeit bilden konnte, übersah er doch nicht, wie wenig die Wirklichkeit ihm gleichgekommen war: „Noch war die Menschheit für dieses herrliche Reich nicht reif, nicht gebildet genug. Es war eine erste Liebe, die im Drucke des Geschäftslebens entschlummerte."

Den Grundfehler des Protestantismus nennt er die Vergötterung des Buchstabens durch Alleingültigkeit der Bibel, was dem Heiligen Geist die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung erschwert habe. Man könnte mit anderen Worten sagen, es war eine Ausschließung, Verschüttung der unerschöpflichen Quellen des Unbewußten im Menschen zugunsten des Verstandes, der ohne diese Nahrung verwelkt oder erstarrt.

Als besonders anstößig mochte den Freunden die merkwürdige Stelle erscheinen, wo Novalis den Jesuitenorden verherrlicht: „Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen, aber auf ewig ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügsten Unternehmungen vereitelt ..... Jetzt schläft er, dieser furchtbare Orden, in armseliger Gestalt an der Grenze von Europa, vielleicht daß er von daher sich, wie das Volk, das ihn beschützt, mit neuer Gewalt sich über seine alte Heimat, vielleicht unter anderm Namen, verbreitet."

In der Geißelung der Aufklärungszeit hatten alle Romantiker Übung. „Der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen

in der Reihe der Naturwesen mit Not obenan und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die, vom Strome des Zufalls getrieben und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich unechtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle ist."

Seine äußerste Spitze erreicht der Protestantismus in der französischen Revolution. Aber eben sie, und dies war auch eine alte Lieblingsansicht Friedrich Schlegels, ist heilbringend, indem sie den Umschwung notwendig macht. Denn: „Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor." Darum, nachdem die unfruchtbare, zerstörende Zeit vorüber ist, gebührt auch ihren Verdiensten Anerkennung. „Jetzt stehen wir hoch genug, um auch jener obenerwähnten, vorhergegangenen Zeit freundlich zuzulächeln — dankbar wollen wir jenen Gelehrten und Philosophen die Hände drücken. Reizend und farbiger steht die Poesie wie ein geschmücktes Indien den kalten, toten Spitzbergen jenes Stubenverstandes gegenüber."

Es folgt zum Schlusse die entzückte, seherhafte Prophezeiung der neuen Religion. „Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen? — — — Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche bilden, die alle nach dem Überirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und zur Vermittlerin der alten und neuen Welt wird."

Nach eifrigen Debatten wurde, namentlich auch auf Goethes Schiedsspruch hin, die Europa nicht in das Athenäum aufgenommen, doch wohl weil man eine Aufforderung darin sah, zum Katholizismus zurückzukehren, oder

wenigstens fürchtete, es könne so ausgelegt werden. Man wundert sich, daß diese Schrift so mißverstanden werden konnte. Auch in späterer Zeit taten die protestantischen Freunde des verstorbenen Dichters gern etwas geheim damit, um zu verhüten, daß die Konvertiten sie als Beweis für Novalis' katholische Gesinnung benützten.

Friedrich Schlegel war zu schwer, träge und gründlich, um nur zu spielen; er machte mit all den Stimmungen, Phantasien und Gedankenträumen Ernst. Eine besondere Stellung zum Katholizismus hatte er, solange er sich noch mit der Gründung der neuen Religion beschäftigte, nicht genommen. Geradezu antikatholisch hatte sich Dorothea vernehmen lassen. Für sie, die phantasievolle, aber im Denken anlehnungsbedürftige Frau, hatte zwar der Gedanke etwas Reizendes, einen Glauben zu haben, noch dazu ein und denselben mit Friedrich. Sie wäre gern auf Schleiermachers Vorstellungen eingegangen, der ihr zuredete, protestantisch zu werden, hätte sie nicht auf ihren guten, redlichen Mann, Simon Veit, Rücksicht nehmen wollen, der zwar durchaus kein beschränkter, unduldsamer Jude war, aber es, etwa im Sinne des alten Moses Mendelssohn, überflüssig gefunden hätte, seine Glaubensgenossen zu verlassen, nur um eine Form zu wechseln, durch die der eigentliche Kern und Wert des Menschen nicht verändert werden konnte. Später, als sie mit Friedrich in Paris war, verständnislos und unverstanden, vereinsamt — Friedrich betrachtete sich „als Idealisten oder Poeten in partibus infidelium" und schrieb seinem Bruder von dem Elefanten in der Menagerie, er habe ihm viel Achtung und Teilnahme eingeflößt und sei nächst ihm unstreitig derjenige, welcher am wenigsten hier zu Hause gehöre — fühlte sie noch mehr als sonst das Bedürfnis nach einer innerlichen Stütze. Sie las viel in der Bibel und schrieb an Schleiermacher, das protestantische Christen-

tum gehe sie viel mehr an als das katholische, welches viel Ähnlichkeit mit dem Judentum habe, „das ich verabscheue". Im Herzen sei sie Protestantin, halte aber ein öffentliches Bekenntnis für überflüssig, worin ihr sogar „katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit" zu liegen scheine.

Ob nun ein solcher Hang zur Ostentation allmählich in ihr rege wurde oder schon immer in ihr verborgen gewesen war, im April 1804 ließ sie sich protestantisch taufen. Nicht zwei Jahre später warf ihre Freundin, Frau Professor Paulus, mit der sie von Jena her innig befreundet war, ihr vor, sie lasse sich von der modernen katholischen Wut hinreißen, worauf Dorothea sehr gereizt und mit einem vollständigen Mangel an Logik, Kenntnis und Belehrbarkeit antwortete:

„Ob ich glaube, fragst du, daß die ewige Jugend im katholischen Glauben stäke? Freilich glaube ich das — — es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon ist über 80 Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von den Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war so alt, als jetzt Goethe ist, als er den ersten Teil des Don Quixote schrieb. Dagegen ist in Shakespeare, dem ersten der protestantischen Dichter, sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstechen."

„Schon weil er so uralt ist, ziehe ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts."

„Ob ich glaube, fragst du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholizismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholizismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlecht seitdem, ja Deutschland selbst ist daran zugrunde gegangen und keine Kraft und kein Wille

mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt."

Als Frau Paulus sich nicht enthalten konnte, Dorothea daran zu erinnern, daß Friedrich einstmals eine neue Religion habe stiften wollen, antwortete sie mit der fröhlichen Sicherheit, die naiven Augenblicksmenschen eigen ist, das könne er nicht gewollt haben; wenn er von Religion gesprochen habe, so sei es immer die alte gewesen. Friedrich, dem gewiegten Denker, mochte die unbefangene Beweisführung denn doch peinlich sein, und mit einem Rest seines alten Freimuts fügte er ihren fanatischen Bravaden die Nachschrift bei: „In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß das zum Teil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen."

Dorothea hatte das Talent, solche offene Zugeständnisse ihres Mannes völlig zu übersehen. Sie war stets bereit, jede seiner Absichten und Meinungen vor sich, ihm und der Welt zu verklären. In der Hoffnung, freundliche Aufnahme und Unterstützung in Österreich zu finden, ging er mit dem Plan um, ein Drama zu schreiben, in dem Karl V. verherrlicht würde. „Wie rührend", schrieb sie, sogleich Feuer und Flamme dafür, um ihn in dem Gedanken zu bestärken, „war mir gleich dieser sanfte königliche Held in seinem Kampfe gegen die schlechte Zeit, die er vergeblich aufzuhalten bemüht war; wie tragisch und heilig, daß er endlich ermattet und noch liebevoll diesen ganzen Kampf gegen sich selbst wendet und durch seine Büßung versucht, den Himmel zu versöhnen."

Das Merkwürdigste ist, wie in dem Maße, als der Fanatismus sich in ihr entwickelte, jedes andere Gefühl, von der Liebe zu Friedrich abgesehen, jede Rücksicht auf Freunde und Angehörige abnahm. An Schleiermacher, der der neuen Wendung nicht sympathisch gegenüberstand und sich immer enger an das protestantische Preußen anschloß, schrieb sie einen feindseligen Brief voller Vorwürfe und Ermahnungen, und während sie ihm gegenüber beteuerte, daß diese nur von alter Freundschaft. Sorge und Angst um ihn eingegeben seien, schrieb sie gleichzeitig an Friedrich: „Um mir einige Gemütsergötzung zu schaffen, habe ich ihm [Schleiermacher] geantwortet und meine üble Laune in ein leises Schimpfen auszudrücken gesucht; wenn er böse darüber wird, ist es auch gleichgültig.“ Als Friedrich sich bedachte, den förmlichen Übertritt auszuführen, weil er seine Geschwister und namentlich seine Mutter allzusehr zu betrüben fürchtete, stellte sie ihm vor, daß es ja ganz im geheimen geschehen könne; denn „das geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch“; als er aber den vollzogenen Übertritt nun wirklich seiner Familie nicht gleich eingestand, trieb sie ihn unablässig zur Veröffentlichung an, damit durch sein Beispiel andere — besonders auf Wilhelm hatte sie es abgesehen — hinübergezogen werden. Von Rücksichten dürfe diesen Verpflichtungen gegenüber keine Rede sein.

Dorotheas schwärmerische Anhänglichkeit an die katholische Kirche war übrigens aufrichtig, wie schlecht sie sie auch zu begründen wußte. Sie war, was sie anging, sogar ehrlich genug, zuzugeben, daß sie den wirklichen eigentlichen Glauben nicht habe; anstatt dessen begnügte sie sich mit dem Glauben an den Glauben und mühte sich redlich, ihn allmählich zu gewinnen durch häufigen Besuch der Messe, Beten in der Kirche und Beten in der

Kammer, Lesen und Bedenken der Heiligengeschichten. Die Aufopferung des eigenen Denkens, um Gott in sich denken zu lassen, wurde ihr durchaus nicht schwer, die Aussicht, als Lohn dafür Vergebung der Sünden zu empfangen und eine auserwählte, ausgezeichnete Person zu sein, befriedigte den romanhaften Hang, der immer in ihr gelegen hatte. Und es kam wohl auch in Betracht, daß ihr Verhältnis zu Friedrich, das auf durchaus ungesetzlichem Boden begründet war, durch die katholische Kirche eine nachträgliche Weihe erhielt und unauflöslich gemacht wurde.

Am peinlichsten berührt die Art, wie Dorothea ihre beiden Söhne aus erster Ehe, Jonas und Philipp, für die Kirche zu gewinnen suchte. Philipp, der unter ihrem und Friedrichs täglichem Einflusse stand, ganz mit ihren Ideen zu erfüllen, war nicht schwer. Er bekam in Köln einen Geistlichen zum Lehrer, der ihn in den katholischen Glauben einführte; Dorothea selbst schlug ihm vor, sie wollten in Briefen die Lehren des Paters immer unter dem Namen Moral zusammenfassen, ohne Zweifel damit der wahre Zweck nicht verraten werde. Schwieriger war es, Jonas, dem älteren Sohne, beizukommen, der unter der Leitung seines Vaters aufgewachsen war; ein schwerblütiger, melancholischer Grübler, entschloß er sich erst nach vielen innerlichen Qualen und Kämpfen, der Mutter und dem jüngern Bruder nachzufolgen. Die seelischen Leiden Simon Veits, der mit schlichter Großmut Dorotheen auch in ihren materiellen Nöten immer ein Helfer war und der nun zusehen mußte, wie alle die Seinigen, eins nach dem andern, ihn verließen und sich auch innerlich von ihm trennten, scheinen ihr das Bekehrungswerk nicht schwerer gemacht zu haben, geschweige denn daß dadurch Zweifel an seiner Berechtigung in ihr erregt wären.

Im April 1808 traten Friedrich und Dorothea in

Köln zur katholischen Kirche über; zwei Jahre später erst Philipp und dann Jonas Veit in Wien.

So berechtigt in vielen Fällen der Übertritt zu irgend einem Bekenntnis sein kann, von Friedrich Schlegel muß man es als etwas Tragisches ansehen. Er streckte die Waffen, er kapitulierte schmählich. Wie ein Soldat, der dem Feinde, dem er sich ergeben hat, schwören muß, nie wieder ein Schwert für sein Vaterland zu ziehen. Er strich selbst seinen Namen aus der Liste der guten Kämpfer und ließ sich die Hände binden. Bestimmt, für die Wiedervereinigung der beiden Glaubenshälften, der katholischen und der protestantischen, zu einem neuen, vollendeten Ganzen zu streiten, gab er nicht nur den Kampf auf, sondern sogar die schon errungene Stufe preis, um sich auf die tiefere behaglicher Bewußtlosigkeit zurücksinken zu lassen. Sünde gegen den Heiligen Geist. Dahin passen die strengen Worte von Novalis:

„Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit preis, so gibt er sich selbst preis. Wer die Wahrheit verrät, verrät sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Überzeugung."

In eigentümliche Konflikte geriet Dorothea, wenn Bekannte, die ihr früher unlieb waren, gleichfalls den Glauben wechselten, indem sie sich verpflichtet fühlte, sich darüber zu freuen, andererseits aber dadurch irre gemacht und geängstigt wurde. Sie half sich dann wohl damit, daß sie die Güte der Beweggründe in Zweifel zog, indessen hoffte, die Kirche werde nachträglich die ihr zugefallenen Kinder ihrer wert erziehen. So etwa war ihre Stimmung den Tiecks gegenüber, von denen zuerst im Jahre 1805, wo sie sich in Italien aufhielten, das Gerücht ging, sie seien katholisch geworden. Soviel ich weiß, ist es niemals mit voller Sicherheit zu ermitteln

gewesen, ob Ludwig Tieck tatsächlich übergetreten ist oder nicht; indessen spricht alles dagegen und jetzt wird niemand mehr daran glauben. Tiecks Schwester Sophie hingegen, in der das Schwankende, Unklare, das im Wesen des Bruders lag, noch mehr ausgeprägt gewesen zu sein scheint, vollzog den Übertritt; sie gehöre nun einmal zu den Zugvögeln und müsse hin, wo der Wind hingehe, sagte Dorothea von ihr.

Welche Veränderungen das Verhältnis zu alten Idealen und alten Freunden erlitt, das machte sich allerwärts schmerzlich fühlbar. Erinnert man sich, wie Dorothea im Sommer 1799 klopfenden Herzens Goethe, den hochverehrten Mann, kaum anzureden sich getraute, wie begierig sie in seinen Mienen forschte, ob er ihrem Friedrich wohl gewogen sei, berührt es eigen, zu lesen, in welchem Tone sie sechs Jahre später über ihn schrieb: „Den Winckelmann von Goethe habt ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidentum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethes Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christentum sehr affektiert und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, so ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Freilich zog sich Goethe desto ablehnender in sein herbes, stilisiertes Griechentum zurück, je mehr die Schwärmerei für das bunte, wundermächtige Mittelalter um sich griff. Die Übertritte fingen an, zahlreicher zu werden. Die Zeit aber gehört schon nicht mehr in das erste Blütenalter der Romantik, dessen Gedächtnis ich diesen Band bestimmt habe. Damals wurde nur mit verschwenderischer Hand Samen ausgestreut, der hernach die vielen verschiedenen eßbaren, ungenießbaren und

giftigen Früchte trug. Nur, da die katholische Stimmung im Grunde von Bildern her zuerst unter die Romantiker ausgestrahlt war, sollte man noch wissen, was nun die Malerei wiederum von ihnen in dieser Hinsicht empfing. In den Bildern Friedrichs, des Lieblingsmalers der älteren Romantik, ist kein katholisches Symbol zu finden. Denn wenn er etwa auch einsame Kapellen und Abteien im Walde oder gar Mönche und Kruzifixe malte, so waren das doch nur Ausdrucksmittel für andächtige oder gottsuchende Stimmung.

Runge, der die Kunst durchaus auf der Religion aufgebaut wissen wollte, war deswegen von einer Neigung zum Katholizismus doch weit entfernt. Auch sein Freund Klinkowström, der späterhin katholisch wurde, sprach sich anfangs sogar ausdrücklich dagegen aus; denn, sagte er, das Christentum bestehe eben in der Vereinigung, man wechsele mit dem Bekenntnis nur die Form und solle nicht neuen Most in alte Schläuche füllen. Trotzdem bediente er sich auf seinen Bildern schon damals katholischer Symbole; vermutlich auch deshalb, weil er nicht so viel Erfinderkraft besaß wie Runge, der sich eigene schuf. Im Jahre 1804 malte er einen St. Georg, von dem er sagte, er habe ihn ganz romantisch genommen, kniend auf einem großen springenden Pferde, rechts davon die Maria, links den tanzenden David, die Sonne aus Köpfchen in Strahlen gebildet. Die Maria mit dem Kinde und dem geschwungenen Rauchfaß sollte die Religion sein. Überhaupt sollte das Bild, nach seiner eignen Erklärung, die stille Religiosität, die Freude, Liebe, Macht und Herrlichkeit derselben ausdrücken. Wie ganz religiös er aber auch das Bild angesehen wissen wollte, war ihm doch der Gedanke, die Leute würden nichts als eine Versenkung in den Katholizismus darin erblicken, peinlich, und er hätte das sogar gern vermieden. Von den Brüdern Riepenhausen aus

Göttingen, die siebzehn- und achtzehnjährig nach Dresden kamen, um katholisch zu werden, erzählte er Runge mit mißbilligendem Spott ihren Ausspruch: „Wir haben nun ganz den griechischen Stil fahren lassen," anstatt dessen fingen sie eine Malerei in Nachahmung der alten Deutschen an, ganz flach, ohne Schatten und Licht. Klinkowström sah bei ihnen eine religiöse Komposition: um die Maria mit dem Kinde, die auf einem Throne sitzt, zwei Engel mit traurigen Gebärden in großen altdeutschen, steifen Kleidern, die das Alte und das Neue Testament vorstellen sollten. Das Bild wie die ganze Richtung mißfielen Klinkowström durchaus. Vieles sei nur der Drang, auf die Knie zu fallen, urteilte er, Sinnentrunkenheit, durch die neuere Poesie veranlaßt. Auch er suchte, wie Friedrich Schlegel und andere mit ihm getan hatten, eine neue Religion; der alten wich er beinahe mit einer gewissen Ängstlichkeit aus, als wäre er sich heimlich bewußt gewesen, daß sie ein Armida-Zaubergarten werden könnte, in dessen erschlaffender Pracht man die Eroberung des Heiligen Landes vergäße. „Und alle meine Worte sollen nur soviel enthalten," schrieb er an Runge, „daß ich die christliche Kirche wie meine Braut suche, aber man liebt vom eigenen Anschauen und kann sich nichts von der Liebe erzählen oder sich lehren lassen."

Wie manchem schwebt das Ideal einer Braut vor, wie er sie besitzen möchte; wenn aber einiges Suchen erfolglos geblieben ist, nehmen die meisten mit einer zwar nicht ganz entsprechenden, aber doch greif- und genießbaren Wirklichkeit vorlieb.

Tieck vergleicht einmal die Menschheit mit dem Pudel, der, wenn er eine Weile auf den Hinterbeinen gesessen und Männchen gemacht hat, glückselig ist, wenn er wieder auf die Vorderpfoten zurückfallen und auf allen vieren laufen kann.

Daran muß man denken, wenn man den Lebenslauf dieser strebenden Idealisten betrachtet, die die unsichtbare, alle Geister umfassende Kirche auf Erden verwirklichen wollten und nach kurzem Ringen im weichen Schoße der alten katholischen untergingen.

Tod.

O wie sind die einst zu Jena in einem kleinen Kreis Versammelten nun über alle Welt zerstreut und lehren alle Heiden.
Karoline

Während Schelling die letzten Stunden des Jahres 1800 in Weimar zwischen Lärm und Lust zubrachte, in der Gesellschaft von Goethe und Schiller, saß Karoline in Braunschweig mit ihrer Schwester allein vor einer Schale Punsch; Wilhelm, der sich nicht wohl fühlte, lag in einem oberen Zimmer auf dem Sofa und schlief. „Der Schlag zwölf überraschte uns," schrieb Karoline an Schelling, „ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns hinuntergehen wollen, also begegneten wir uns wie die beiden Jahrhunderte auf der Treppe."

Wie hatte sich das frohe Lebensbild für die Freunde alle verändert! Das Schicksal hatte in den kleinen Kreis gegriffen und ihn mitten auseinandergerissen. Im Sommer des Jahres 1800 hatte sich zum ersten Male ein ungewünschter, furchtbarer Gast in ihrer Mitte gezeigt und sich nicht verscheuchen lassen, der Tod. Die Jüngste und Vielgeliebteste hatte er mit sich genommen: die kleine Auguste.

Karoline, die immer kränkelte, war zur Erholung in das kleine Bad Bocklet bei Bamberg geschickt; es verstand

sich von selbst, daß Auguste mit ihr ging. Schelling geleitete die beiden. Daß er und Karoline einander damals schon liebten, ist ohne Zweifel. Wie war es aber mit Auguste? Welche Rolle spielte sie zwischen der über alles geliebten Mutter und dem jungen Manne, der nicht viel Jahre mehr als sie zählte, als Karoline älter als er war? Schellings Neckereien — welcher von den Freunden des Hauses spielte, scherzte, tändelte nicht mit dem Kinde! — nahm sie mit trotziger Sprödigkeit auf. Hatte sie ihn lieb und zürnte sie ihm, daß er statt ihrer die Mutter erkoren hatte? Oder war sie im Gegenteil auf ihn eifersüchtig und mißgönnte ihm die starke Zuneigung ihrer Mutter? Das letztere ist wahrscheinlicher. Es scheint, daß in dem schüchternen kindlichen Herzen die Liebe zur Mutter jedes andere Gefühl überwog. „Ich danke Dir recht sehr," schrieb sie aus Bocklet an Schelling, „für das Mittel, das Du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsieren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viele Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: „wie sehr er dich liebt," und sie wird gleich mutig; das erstemal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war meine Weisheit aus, und ich half mir geschwind damit, daß ich sagte: „mehr als alles;" sie war zufrieden und ich hoffe, Du wirst es auch sein."

Aber auch für Karoline, bei aller Leidenschaft für den geliebten Mann, war das Kind der Mittelpunkt des Daseins. Es hat den Anschein, als habe sie, die an die Möglichkeit einer Verbindung mit Schelling nicht dachte, für sich verzichtet und anstatt dessen gehofft, er könne mit Auguste das Glück, das ihr ein Traum bliebe, verwirklichen.

Da Karoline sich unter Augustens Pflege eben zu erholen anfing, erkrankte plötzlich das Kind. Es schien

nicht gefährlich zu sein. Schelling, der sich viel mit Medizin beschäftigt hatte, übernahm selbst die Pflege und behandelte die Kranke nach den Grundsätzen seiner eigenen Theorie, die zu der Zeit in Bamberg bedeutende Vertreter hatte. Aber die Krankheit nahm rasch zu und in wenigen Tagen war die Kleine tot.

Wilhelm, der mit der innigsten Zärtlichkeit, die er zu empfinden fähig war, an dem Kinde gehangen hatte, eilte nach Bocklet. Furchtbare Auftritte, deren Charakter wir nur ahnen können, müssen unter den verzweifelten Menschen stattgefunden haben. Von gegnerischen Ärzten war sofort die Beschuldigung gegen Schelling erhoben worden, Auguste sei infolge seiner Behandlung gestorben. Was für einen Eindruck mußte das auf Wilhelm machen, dem die Innigkeit der zwischen Schelling und seiner Frau bestehenden Zuneigung nicht fremd war. Er ließ sich hinreißen, ihr, die außer sich, selbst leblos fast vor Schmerz über den Verlust ihres Lieblings war, diese Dinge vorzuwerfen. Später, als Schellings Feinde schamlos genug waren, ihn hämisch unter der Hand zu verdächtigen, als habe er gleichsam einen fahrlässigen Mord an diesem doch auch ihm so teuren Kinde begangen, war Wilhelm der Ritter, der sich seine Ehrenrettung angelegen sein ließ und den Angreifern öffentlich die Grundlosigkeit ihrer Beschuldigung dartat, wie auch die Niederträchtigkeit ihres Benehmens vorwarf.

Der Tod des reizvollen Kindes, das nichts als Zärtlichkeit, noch keinerlei Neid oder Eifersucht erweckt hatte, erschütterte alle, die dem Freundeskreise angehört hatten. „Mußte dies blühende Mädchen sterben können!“ schrieb Dorothea, „es ist, als ob man sich schämen müßte vor ihr.“ Der Umstand, daß Wilhelm seinen Kummer schon so bald in Reime fassen konnte, darf bei ihm keinen Zweifel an seiner Echtheit erregen; denn ein so starkes

Gefühl, das ihm verwehrt hätte, sich selbst darin zu spiegeln, konnte er überhaupt nicht fühlen. Jedenfalls gehören seine Gedichte auf ihren Tod zu den empfundensten, die er gemacht hat.

Oft wenn sich ihre reine Stimm' erschwungen,
Schüchtern und kühn, und Saiten drein gerauschet,
Hab' ich das unbewußte Herz belauschet,
Das aus der Brust melodisch vorgedrungen.

Vom Becher, dem die Wellen eingedrungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu' getauschet,
Der alte König sterbend sich berauschet,
Das war das letzte Lied, so sie gesungen.

Wohl ziemt sich's, daß der lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluten still sein Ufer küssen,
In ihren Schoß dahingibt all sein Sehnen.

Mir ward aus liebevoller Hand gerissen
Schlank, golden, süßgefüllt, bekränzt der Becher,
Und mir zu Füßen braust ein Meer von Tränen.

Auch Onkel Fritz, der seine kleine Tyrannin mit so viel gutmütiger Laune und uneigennütziger Zärtlichkeit verwöhnt hatte, setzte die schwerfällige, künstliche Maschine seines Dichtens in Bewegung. Kalt und geziert mochten alle diese Verse Karolinen, der untröstlichen Mutter, erscheinen.

Kaum ein Jahr nach Augustens Tode starb Novalis. Am 5. April 1800 schrieb er, ganz in der Freude auf seine Hochzeit mit Julie von Charpentier lebend, die in kurzer Zeit stattfinden sollte, an den alten Freund Friedrich Schlegel: „Mit mir nimmts hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis denke ich im Paradiese zu sein." Bald darauf zeigte sich ein bedenklicher Bluthusten an ihm und die Hochzeit mußte aufgeschoben werden. Seine Braut kam nach Dresden, um ihn dort zu pflegen;

von seiner dort verheirateten Schwester erfuhr Wilhelm, daß er nur noch ein Schatten seiner selbst sei, völlig erschöpft, nicht imstande, an der Unterhaltung teilzunehmen, oft in der Gesellschaft einschlafend, wo er dann als ein Toter unter den Lebenden sitze. Im März des Jahres 1801 starb er in den Armen Friedrichs, der nach Dresden gereist war, um seinen Freund noch zu sehen, und unter den Klängen des Klaviers, das sein jüngerer Bruder auf seine Bitte spielte. Er sei bis zum letzten Augenblick von unbeschreiblicher Heiterkeit gewesen, erzählte Friedrich Schlegel. Kaum lasse sich glauben, daß es möglich sei, so schön zu sterben.

Den von der Erde scheidenden Freund bat Wilhelm in einem Gedicht, seinem Kinde im Himmel schmerzliche Grüße zu bringen. Aber die Zurückgebliebenen mußten wohl oder übel versuchen, sich hienieden wieder einzurichten. Trotz des leidenschaftlich innigen Charakters, den die Neigung Schellings und Karolinens angenommen hatte, woraus sie auch Wilhelm kein Hehl machten, dachten die Eheleute an keine Scheidung. Sie hatten sich gegenseitig von jeher volle Freiheit zugestanden. Wilhelm konnte seinen Hang zum Courmachen und Kokettieren nie unterdrücken, und wenn auch solche Tändeleien nicht so verhängnisvoll waren wie jetzt Karolinens entschiedenes, ausschließliches Gefühl, so störten sie doch von Anfang an die Sicherheit und das Vertrauen der Ehe. Karoline machte ihm keine Vorwürfe und ließ ihn gewähren; aber mehr als Freundschaft und Treue glaubte sie ihm nun auch nicht schuldig zu sein. Diese gelobte sie sich ihm zu halten, was, wie es scheint, Schellings männlich stürmische Liebe ihr zuweilen schwer machte. Aber die Trauer um den Tod des geliebten Kindes stimmte sie zur Demut und Entsagung. Gerade ihre Briefe an Wilhelm, der ohne sie nach Berlin übersiedelte, um dort

Vorlesungen zu halten, sind zuweilen von zarter und rührender Wehmut überströmt. „Ich bin nun froh," schrieb sie ihm aus Jena, wohin sie im Frühjahr 1801 zurückkehrte, „hier das Erste überstanden zu haben und verlasse mich für das Zukünftige ruhig auf Deine Freundschaft und die stille Gewalt meines eigenen guten Gemüts. Diese werden schon wieder etwas bilden, ein Hüttchen anbauen unter den Trümmern alter Herrlichkeit. O mein Freund, ich baute oft und riß oft ein. Dieses sind nun die letzten Zweige, Zweige der weinenden Weide, die ich über meinem Haupte zusammenflechte, um unter ihrem Schatten den Abend zu erwarten."

Und da sie sich wegen vermehrter Ausgaben entschuldigte, die besonders daraus entstanden waren, daß sie neue Gläser hatte anschaffen müssen, schrieb sie in der unter Tränen lächelnden Art, die ihr eigen war: „Ich dachte daran, wie Du mich mit dem ersten splendiden Einkauf der Gläser neckteſt und mußte lächeln, was auch ebenso ein Weinen hätte sein können, über diesen Refrain des Geschicks; Du wirst gewiß wieder finden, daß ich zu viel gekauft habe. Ich weiß nicht, warum es mir immer mit den Gläsern so geht. Dieses soll nun gewiß nicht wieder so bald brechen."

Es ist ein Aberglaube, daß man nicht dahin zurückkehren soll, wo man einmal sehr glücklich war. Nur fünf Jahre waren vergangen, seit Karoline an Wilhelms Seite fröhlich in Jena einzog. Jetzt war alles ebenso traurig und das Herz zerreißend wie vorher Leben und Hoffnung schwellend. Das Haus war verödet. Allerdings traf sie Schelling, der noch seine Professur innehatte, und die alte Freundin Luise Gotter schickte ihre Töchter, die Spielkameradinnen der kleinen Auguste, zu Besuch. Aber wie bitter mußten gerade diese sie an das eigne Kind erinnern, und wie viel peinlichem Gerede setzte sie sich durch ihren

Verkehr mit Schelling aus, besonders da ihre Feindin Dorothea sie beobachtete. Friedrich fing damals an, Vorlesungen über Philosophie zu halten. Im Senat der Professoren hatte er wenig Freunde; die Alten hatte jetzt gesiegt und bedienten sich ihrer Macht. Bei der Disputation, die seiner Habilitierung voraufging, drängte man ihm Opponenten auf, die die Sache viel ernster nahmen, als üblich war, und von denen einer die Taktlosigkeit hatte, Friedrichs „tractatum eroticum Lucinde" als Beweismaterial gegen ihn heranzuziehen. Friedrich bewies die ganze Feinheit und Würde, die ihn bei solchen Gelegenheiten immer als den Überlegenen zeigten, bedeutete dem betreffenden Manne ruhig, daß er ein Narr sei und hatte alle Einsichtigen auf seiner Seite. Bei seinen Vorträgen indessen schadete ihm die schwere Masse seines Gehirns und sein Mangel an Virtuosität. Er war viel zu gründlich. Er langweilte die Zuhörer mit seinen wühlenden, grabenden Denkoperationen. Gegen Schelling, der viel unbedenklicher und zweifelloser dreinfuhr, dem aber, wie Novalis einmal sagte, die „wahre Strahlenkraft von einem Punkt in die Unendlichkeit" eigen war, konnte er nicht aufkommen. Er erlitt eine entschiedene Niederlage. Die Bitterkeit, die das einschloß, war um so empfindlicher, als Schelling Karolinens Freund war, zwischen ihr und Wilhelm, Friedrichs Bruder, stand. Weit mehr als Schelling hatte Karoline unter diesen Verhältnissen zu leiden. Dorothea, deren mit der Zeit nur unbedingter werdende Anbetung ihren Mann für alle Mißerfolge draußen entschädigen mußte, zog ihn auch dadurch immer fester an sich, daß sie ihn vollends von Karoline trennte. Seine Besuche bei der einst so geliebten und verehrten Frau wurden immer seltener, die Worte, die gewechselt wurden, immer schärfer und verletzender. Karolinens pietätvoller Sinn litt darunter. „Mir ist selbst oft,"

schrieb sie an Wilhelm, „als könnte ich nicht ruhig sterben, ohne mich mit ihm zu verstehen. Wenn sie [Dorothea] nur jemand totschlagen wollte, ehe ich sterbe."

Karoline konnte in der Abneigung so hingebend und ausschließlich sein wie in der Liebe.

Wie es nun kam, daß das Verhältnis zwischen Wilhelm und Karoline doch nicht in dieser Weise bestehen blieb, ist im einzelnen schwer zu sagen. Im Grunde freilich wäre es wunderbarer, wenn es unter solchen Umständen hätte dauern können. Schellings ungestümem und herrischem Wesen war das Maß, das Karoline beobachtet wissen wollte, unleidlich. Und im tiefsten Innern strebte sie ebenso leidenschaftlich zu ihm wie er zu ihr. Man fühlt aus jedem Wort der Briefe, die sie an ihn gerichtet hat, daß sie jetzt zum ersten Male eine volle Genüge in der Liebe fand; daß ihr endlich die überschwängliche Ergänzung zuteil geworden war, nach der sie sich gesehnt hatte. Wie hätte sich dabei der Schein zufriedener Freundschaft aufrecht erhalten lassen, zumal da beide an demselben Orte lebten! Daß Wilhelm, wenn er auch seinerseits natürlich volle Freiheit genoß, der Gedanke an Karolinens Umgang mit Schelling, solange sie seinen Namen trug, doch eben nicht angenehm war, läßt sich denken. Obwohl er es nicht äußerte, verriet seine Gereiztheit doch Eifersucht. Vielleicht war sie ihm noch jetzt mehr, als er ihr je hatte sein können. Um das gute Einvernehmen neu zu befestigen, besuchte Karoline ihn in Berlin. Aber gerade da zeigte sich, wie sehr sie sich schon auseinandergelebt hatten. Der Beifall, den Wilhelms Vorlesungen gefunden hatten, mochte seine Eitelkeit noch gesteigert haben. Es mißfiel Karoline, daß er gar so viel Zeit „mit Waschen, Kämmen und Kokettieren daraufgehen ließ". Verwöhnt durch die Liebenswürdigkeit der Berliner schöngeistigen Damen, war seine Empfind-

lichkeit gegenüber Karolinens aufrichtiger Geradheit aufs höchste gereizt. Möglich ist es auch, daß sie sich durch offenkundige Aufmerksamkeiten, die er verschiedenen Damen erwies — Tiecks Schwester Sophie Bernhardi war darunter — verletzt fühlte. Kurz, während ihres dortigen Beisammenseins scheint es ihnen klar geworden zu sein, daß sie diesem Zwiespalt durch Scheidung ein Ende machen müßten.

Sie hatten dabei einen mächtigen Helfer, der aber nicht genannt sein wollte. Es war ohne Zweifel Goethe. Die Fassung des Gesuchs, das sie dem Herzog einreichten, die Darlegung der Verhältnisse, war von ihm beraten. Sie beriefen sich auf die vom Herzoge kurz zuvor vollzogene Scheidung des Professors Mereau von seiner Frau — der nachmaligen Gattin Brentanos —, die gleichfalls keinen anderen Grund als mangelndes Einverständnis angegeben hatten. Am 17. Mai 1803 wurde die Scheidung ausgesprochen, und bereits am 26. Juni wurden Schelling und Karoline von seinem Vater, der Prediger war, getraut.

Schellings junger Ruhm wuchs schnell. Aber mit den Ehren, die eine beneidenswerte Stellung einträgt, nahmen auch die Anfeindungen zu. Je mehr leidenschaftliche Anhänger er gewann, desto erbitterter wurden seine Gegner. An ihrer Spitze stand derjenige, der bis vor kurzem das alleinige Haupt der Philosophen gewesen war, Fichte, als dessen Schüler und Freund Schelling seine Laufbahn begonnen hatte. Allmählich hatte sich das Verhältnis geändert. Als Fichte im Jahre 1801 seinen sonnenklaren Bericht über das Wesen der neuesten Philosophie erscheinen ließ, parodierte Schelling, der Karolinen das Büchlein vorgelesen hatte:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an deiner Dummheit nicht.

Die letzte Zeile, die dem Scherz erst seine anmutige Spitze gibt, machte Karoline. Goethe, dem Schelling den artigen Witz seiner Freundin mitteilte, hatte sein herzliches Vergnügen daran. Bei solchen harmlosen Späßen blieb es aber nicht. Auf Fichtes immer gehässigere Angriffe antwortete Schelling im Jahre 1806 mit der „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre". Hier beschuldigte er Fichte, daß er vom Geiste der Naturphilosophie in seine eigne Lehre aufgenommen habe und sie nur deshalb beschimpfe, um zu bemänteln, wie er sich durch sie bereichert habe. Wenn Fichte gesagt hatte, das System nüchterner Erfahrung sterbe ab, das System wilder Schwärmerei mit all seinen ordnungzerstörenden Folgen beginne die grause Herrschaft, entgegnete Schelling, Fichtes Gefühl gegen die Natur sei das des rohesten und verrücktesten Asketen, der sich in spitzigen Dornen wälzt, nicht aus Heiligkeit, sondern um damit seiner Unheiligkeit und Unreinheit zu entfliehen.

Das war denn allerdings wohl der wesentliche und unüberbrückbare Unterschied, daß Schelling eine Natur war und Fichte nicht, daß in Schelling die Natur dachte, während Fichte nur die Natur denken konnte. Oder daß in Fichte der Quell des Unbewußten mit einem unbeweglichen Steine verschlossen war, während er in Schelling, nur allzu jäh manchmal, aufschäumte.

So kam es, daß sie von Angriffen auf ihre Werke und Meinungen zu Angriffen auf die Person übergingen. Fichte warf den Naturphilosophen vor, sie berauschten oder begeisterten sich, wenn die Einfälle nicht recht fließen wollten, durch physische Reizmittel. Schelling glaubte, daß das auf ihn gemünzt sei, da gerade dieser Verdacht von seinen Gegnern öfters gegen ihn geltend gemacht wurde. Es wurde ihm sogar prophezeit, wie er selbst sagt,

daß er nur noch wenige Jahre zu leben habe. In diesem traurigen Streite war Schelling, als der Wärmere, am meisten zu bedauern. Ihm tat es weh, daß die einstige Verehrung und Freundschaft in diese bittere Entzweiung verwandelt worden war.

Goethes fortdauerndes, herzliches Wohlwollen konnte ihm eine überreichliche Entschädigung sein. Auch brachte es Karolinens magnetisches Gemüt zuwege, daß in München, wo Schelling im Jahre 1807 eine Professur angenommen hatte, sich wieder ein Freundeskreis um sie herum bilden zu wollen schien. Aber der alte Schwung war nicht darin. Auch wenn sich die Freunde aus der Jenenser Zeit wieder blicken ließen, wollte die frühere Freudigkeit nicht mehr aufkommen.

Schon die äußeren bedrohlichen Zeitereignisse verscheuchten die ehemalige Sorglosigkeit. Kurz bevor der Krieg Jena heimsuchte, besuchte Gries, der Übersetzer, Karoline in Würzburg, wo Schellings die ersten Jahre nach ihrer Verheiratung zubrachten. „Er reiste nach Heidelberg", schreibt Karoline, „und ging von Jena weg, in der Ahnung unstreitig, daß dessen Ruin nahe wäre, wie man wohl Störche und andere häusliche Vögel vorempfindend die Stätte verlassen sieht, deren Mauern und Türme nächstens in Schutt zusammenfallen sollen. Wie hat mir selbst schon das Herz um Jena und alle friedlichen Hügel geblutet!"

In München kehrte Wilhelm mit Frau von Staël, in deren Begleitung er reiste, in Schellings Hause ein. Seine ritterliche Korrektheit und Karolinens Talent zu lieben ermöglichten einen unbefangenen, ja freundschaftlichen Verkehr. Von Schelling war Wilhelm unzertrennlich. Kein Augenblick der Spannung war trotz der peinlichen Verwickelungen zwischen diesen beiden Männern gewesen. Eine Zeitlang, während die Scheidung im Gange war,

hatten sie nach Einstellung des Briefwechsels zwischen Wilhelm und Karoline, alles geschäftlich Notwendige allein miteinander verhandelt, niemals die gegenseitige Höflichkeit, Achtung und Zuneigung beiseitesetzend. In manchen Fragen der Poesie und Kunst fuhr Schelling fort sich von Wilhelm belehren zu lassen. Für Wilhelm, der ähnlich wie nach Friedrichs Urteil Schleiermacher, immer in Gefahr zu verwelken war, war die quellende Naturkraft Schellings eine Erquickung.

Am Ende desselben Jahres fanden sich, von Italien zurückkehrend, Tieck und seine Schwester Sophie in München ein. Er ist noch der Alte, schrieb Karoline von ihm, die Anmut seiner Sitten hat sich nur mit einer gewissen Würde vermählt, die aber absonderlich ihren Sitz in den von der Gicht gesteiften Beinen genommen hat. Mit Tieck zugleich tauchte eine problematische Heldin der neuen Romantik auf, Bettina Brentano, mit deren potenzierter, karikierter Besonderheit die einfach klare Karoline sich nicht befreunden konnte. Es war ihr ein merkwürdiger und zuweilen abstoßender Anblick, das sonderbar ausstaffierte Geschöpf mit dem kranken Tieck kokettieren und zugleich den abwesenden Goethe anbeten zu sehen. Einen vollends unverständlichen und widerwärtigen Eindruck machte ihr das katholische Wesen, das die Reisenden frisch von Rom heimbrachten. Tiecks Schwester hatte in Rom die Madonna der christlichen Künstler-Partei vorgestellt, gegenüber der heidnischen Venus in der Person der Frau von Humboldt. Die Hauptsache dabei waren Abenteuer und allerlei Ränke gewesen. Karoline, die in dem Glauben an ihr eignes Herz und im Sicheinsfühlen mit der Natur, im Vertrauen, daß alles, was geschehe, gut und notwendig sei, eine schöne Frömmigkeit immer besessen hatte, ohne jemals mit Christentum zu kokettieren, sah mit Befremden Sophie Bernhardi ein großes Aufheben von ihrer Gläubig-

keit machen und doch in beständiger Unzufriedenheit und Verwirrung leben.

Das Glück, das Karoline als Schellings Frau genoß, war so vollkommen, wie Erdenglück irgend sein kann, aber von kurzer Dauer. Wenn nicht ihre Kränklichkeit sie mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht hätte, so würde es die Sehnsucht nach dem verlorenen Kinde getan haben. Als sie im Jahre 1805 den Tod Hubers erfuhr, mit dem sie sich bei einem Wiedersehen in Würzburg völlig ausgesöhnt hatte, hatte sie einen Traum, den ich sie in ihren eignen Worten erzählen lassen will, weil es mir unmöglich scheint, ihn schöner wiederzugeben. „Ich ging durch eine Gasse an einem Fenster vorbei, wo Huber stand; ich sah ihn nur halb, der Hut, der mir tief in den Augen saß, hinderte mich, das Gesicht zu sehen, aber ich erkannte die Gestalt, den Schnitt der Kleider und eine Weste, die er zu tragen pflegte. Indem ich mich bemühte, ihn zu sehen, verwandelte sich das Fenster in diejenige Glastür, welche aus meinem blauen Zimmer in das kleinere führt. Er stand dahinter und kam herein. Unser Eßtisch steht da jetzt, da ich im Winter das kleinere Zimmer bewohne; es war für drei oder vier wie gewöhnlich gedeckt, er setzte sich aus der Tür herein mir gegenüber, wir erwarteten, daß Schelling herunterkäme, und sprachen indes ruhig miteinander, aber er und ich wohl wissend, daß er tot war. Von Freundschaft war nicht die Rede. Ich frug ihn, warum er uns so betrübt hätte und ich würde gern mit ihm getauscht haben; denn, Huber, sagte ich, ich habe doch noch mehr im Himmel zu suchen, wie Sie. Mir lag Auguste im Sinn, wie sie mir immer gegenwärtig ist. Er sagte, ist das Ihr Ernst, so geben Sie mir Ihre Hand — ich gab sie ihm über den Tisch, die seinige war ganz warm, das fiel mir auf, da er doch nicht lebte, und hierüber wachte ich auf."

Erst viereinhalb Jahr später, im Herbst 1809, starb sie in Maulbronn, wo sie mit ihrem Manne zu Besuch bei seinen Eltern war. „Die ganze letzte Zeit war sie lieblicher und sanfter als je", schrieb Schelling an ihren Bruder Philipp; „ihr ganzes Wesen in Süßigkeit aufgelöst." Nicht müde wurde der verzweifelte Mann zu schildern, wie himmlisch verklärt sie im Tode gewesen sei, von welcher Anmut beseelt der erlöschende Körper. Ihre stets melodische Stimme, sagte er, töne wie sanft gestimmte Harmonikaglocken, wie geistige Klänge, immer in seinem Herzen fort.

Auf ihr Grabmal ließ Schelling die Worte setzen: „Gott hat sie mir gegeben, der Tod kann sie mir nicht rauben. Sie wird wieder mein werden oder vielmehr sie ist mein auch in dieser kurzen Trennung."

Ein Mann von so sinnlicher Naturkraft konnte Liebe auf die Dauer nicht entbehren. Nach einigen Jahren verheiratete er sich mit Pauline Gotter, der jüngsten Tochter von Karolinens alter Freundin, deren Freundschaft und Verehrung er wie ein Vermächtnis der Verstorbenen überkommen hatte.

Ein Jahr nach Karolinens Tode starb in München noch ein Angehöriger des Freundeskreises der Romantiker in Jena: Ritter, der noch im engen Verkehr mit Baader die eigentümlichsten Beobachtungen auf dem Gebiete der Nachtseiten der Natur gemacht hatte und zum Entdecker des Unbewußten geworden war. Von den übrigen trafen sich zwei: Schleiermacher und Steffens, in Halle wieder, wo Steffens Professor geworden war. Halle war eine Stätte der Erinnerungen: am romantischen Giebichenstein, wo Reichardt wohnte, Tiecks Schwager und Steffens Schwiegervater, hatte die hoffende Jugend umhergeschwärmt wie auf den Hügeln von Jena. Hier hatte Tieck in seiner Studienzeit mit dem zärtlichen Wackenroder be-

seligende Feierstunden der Freundschaft verlebt. Auch jetzt durchstreiften hier wohl Schleiermacher und Steffens in angeregten, ja begeisterten Gesprächen die Gegend. Aber Schleiermachers Bahn hatte die Romantik nur eine Wegstrecke lang begleitet, um dann eine ganz andere Richtung einzuschlagen. Die für ihn wesentliche Zeit, wo er sich so bildete, wie er auf die Nachwelt gekommen ist, lag noch vor ihm. Steffens, obwohl auch er noch ein langes Leben vor sich hatte, betrachtete die Jahre in Jena immer als die schönste und reichste Epoche seines Lebens, als die Blüte der Jugend. Das jähe Ende, die vollständige innere und äußere Zerstreuung machte die Rückerinnerung an diese Zeit um so schmerzlicher und zugleich um so lieber Sie erschien ihm wie der Turmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprache der Arbeiter sich untereinander verwirrte und sie sich wechselseitig nicht mehr verstanden. „Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragt einer den andern. Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich, und ein jeder trennte sich in die entgegengesetzten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelturm dennoch auf ihre eigene Weise zu bauen." So schreibt Steffens im Jahre 1814 an Tieck.

Vor allem erschütternd traf ihn der volle Eindruck der Veränderung, als er 1811 Jena wieder besuchte. Er fühlte sich wie auf einer Walstatt ritterlicher geistiger Kämpfer. Aber von allen fand er nur den kleinen Gries wieder, der die liebgewordene Gegend, nachdem der Krieg vorübergerast war, getreulich wieder aufgesucht hatte. „Als ich in die zierliche Stube hineintrat, erschrak ich heftig; denn Schränke, Tische, Stühle, Büsten standen gerade wie zehn Jahre früher, dieselbe Magd begrüßte mich, und der kleine Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß noch da. Er und seine Umgebung erschienen

mir fast wie einbalsamierte Leichen aus einer schönen lebendigen Zeit." In einer anderen, in erhabener Weise stellte ihm Goethe das Bleibende im Wechsel dar. Er war derselbe geblieben, aber stetig wachsend mit seiner Zeit, so daß er immer gleich lebensvoll und gleich groß erschien und seine Gewalt über die Geister nicht abnahm.

Wieviel jugendlicher erscheint dieser langsam sich bewegende, würdevolle Greis als die ehemaligen Götterbuben, Wilhelm und Friedrich, da sie eben erst die Grenze des Alterns streiften! Wenige Verhältnisse haben so viel Tragisches wie der Ausgang dieser Brüder. Seitdem Wilhelm nach Berlin, Friedrich mit Dorothea nach Paris ging, haben sie nie mehr dauernd zusammen gelebt. Dennoch, wie unverständlich und unerfreulich für Wilhelm auch Friedrichs Übertritt zur katholischen Kirche war, hielten sie an dem alten Ideal der Bruder-Einheit beharrlich fest. Wilhelm, der ohne Häuslichkeit war und weil ihm kein eigner Urquell im Innern sprudelte, auf fremde geistige Zufuhr angewiesen war, hätte, obwohl praktischer und äußerlich weit glänzender gestellt als Friedrich, des Haltes der Freundschaft doch viel mehr als dieser bedurft. Rührend ist das lange Gedicht, das er den ihm unrettbar entschwindenden, sich entziehenden Bruder nachruft:

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt.

Die Natur habe sie deshalb gepaart und zu Brüdern gemacht, sagt er in diesem Gedichte, daß sie dem einen gegeben habe, was dem andern gebreche. Eine Rinde hält sie umschlossen, einen Baum bilden sie, aber Friedrich senkt die Wurzeln in die Erde und saugt Nahrung für beide, Wilhelm streckt im Wipfel liebevoll den Gestirnen, dem Äther die Arme entgegen. Dieser Eintracht verdanken

sie das Gedeihen. Die Fahrt ins offene Meer wollen sie nun wagen: Friedrich soll das Steuer lenken, er selbst will nach dem Wetter spähen und die Segel richten. Oder Friedrich soll die edlen Erze aus der Tiefe fördern, er selbst will künstliche Schalen daraus bilden.

Wahrer und feiner konnte die Naturverschiedenheit der beiden nicht ausgedrückt werden. Und gewiß hatte Wilhelm den Bruder in diesen Bildern nicht die schlechtere Rolle spielen lassen. Aber Dorothea, unfähig den Sinn zu fassen, war beleidigt, daß ihr Friedrich die schlechte Wurzel des Baumes sein sollte, während Wilhelm die Krone für sich behielt. Und unter diesem gutgemeinten, doch nicht guten Einflusse stehend, verkannte auch Friedrich die Wahrheit und seine Erwiderung des Gedichtes entbehrt der unbefangenen Innigkeit, obwohl er stolz darin beteuerte, daß der hohe Bruderbund ihm das einzig Feststehende und Erprobte in den Stürmen des Lebens geblieben sei. Da nun einmal die Willigkeit der Liebe fehlte, machte sich die vorher als so willkommene Ergänzung empfundene Verschiedenheit nur noch als Andersseln und unversöhnliches Auseinanderstreben geltend. Aber von beiden Seiten wurde das ängstlich verschwiegen. Wilhelm machte noch einmal einen Heiratsversuch, der kläglich fehlschlug. Seine Ehe mit Sophie Paulus, der Tochter von Dorotheas einstiger Freundin, ging schon nach einigen Tagen in der häßlichsten Art auseinander. In dieser peinvollen Zeit war Friedrich dem unglücklichen Bruder reichlich mit Rat- und Trostbriefen zur Hand, in denen er für Wilhelms Geschmack nur vielleicht zu häufig darauf hinwies, daß die sicherste Hilfe und Beruhigung im Gebet zu finden sei. Dergleichen Redewendungen mochten den alten Freunden anstößig sein nicht nur, wenn sie sie mit seinen früheren Überzeugungen, sondern vorzüglich wenn sie sie mit Friedrichs gegenwärtigem Leben verglichen.

Zur Zeit, als er noch in Köln war, vernahm man schon von Friedrich, er habe Anlage, ein Ketzerverfolger zu werden und solle fast schon so fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch sein. Es ist bezeichnend, daß Dorothea einmal die Bemerkung machte, sie fürchte sich vor nichts so sehr als dem Materialismus, und es gehe ihr damit wie den Leuten, die sich vor Gespenstern fürchten und immer welche zu sehen und zu hören glauben. In ihm wie in ihr hatte immer die Gefahr dieser Art des Sinkens gelegen. Die Frömmigkeit, an die sich Dorothea mit verdoppelter Ängstlichkeit klammerte, das Beten, Messehören, Kirchenbesuchen, konnte das geistige Lahmwerden nicht verhindern noch verhüllen. Als Henriette Herz die Jugendfreundin 1811 in Wien wiedersah, fand sie ein zufriedenstellendes Verhältnis — „aber wohin war die Poesie entschwunden, welche das frühere, von der Welt so verpönte durchdrungen hatte! — Eines Abends war Dorothea leidend. Ich saß vor ihrem Bett. Wir klapperten beide ein wenig vor Fieberfrost. Schlegel saß uns gegenüber an einem Tische, aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante! Ich weiß nicht, ob er auch uns dadurch von einiger südlicher Glut zu durchhauchen suchte."

Keiner von seinen ehemaligen Freunden konnte den alten Friedrich in ihm wiederfinden. Er sprach in einem mystisch messianischen Tone, hielt dunkel verschnörkelte, unerquickliche Vorträge, bei denen der hohe katholische Adel vornehm und verständnislos zuhörte und ließ sich nicht herbei, auf die Ideen der andern einzugehen noch den Sinn seiner eigenen begreiflich zu machen. Einige Mönche, einige überspannte junge Leute, einige Damen, die seine Salbung und seine priesterliche Erscheinung überwältigte, bildeten seinen intimen häuslichen Verkehr. Man nahm an, es sei ihm im Grunde nichts ernst, als ob der Wein gut und das Essen geraten sei.

Indessen wurde er österreichischer Diplomat, erhielt vom Papst den Christusorden und erneuerte den alten Familienadel.

Wehmütig sieht man zurück auf seine mühevoll ringende Jugend, wo sein hochfahrender Geist die ganze Welt in die Schranken rief. Wenn er in seinen letzten Lebensjahren die Briefe noch einmal hätte lesen können, die er als Jüngling an seinen Bruder richtete, ob sie ihn zur Wehmut oder zur Ironie gestimmt hätten? „Es kommt nur auf dich an, ein großer Mensch zu werden." „Was könnte wohl eher die Sonne des Lebens genannt werden als der Enthusiasmus oder die Liebe? Ich wüßte nicht, zu was ein Alter ohne sie lebte, als etwa seinen Geist stückweise abfaulen zu sehen." „Es gibt nur ein unbedingtes Gesetz — Vernunfteinheit; nämlich daß der freie Geist stets siege über die Natur." Das sollte in der Kunst gelten; aber ist nicht auch das Leben ein Kunstwerk? Sein Leben ist ein trauriges Märchen, wo die Liebende den verwünschten Prinzen nicht hat erlösen können und er nun fernerhin als ein dumpfes, gieriges Tier, das in der Geisterstunde sich qualvoll seiner hohen Bestimmung und schnöden Erscheinung bewußt wird, den Zauberwald durchirren muß.

So traurig auch die erzwungene Freundschaft war, die Wilhelm und Friedrich einander noch vorspiegelten, diese Geschichte sollte ganz untröstlich, ganz unversöhnlich enden. Nachdem die zerreißende Feindseligkeit erbitterter Liebe oft genug aus ihren Briefen geklungen hatte, kam es schließlich dahin, daß Wilhelm dem Bruder in einem merkwürdigen Schreiben die alte Freundschaft persönlich aufkündigte:

„Bei den noch freien Römern pflegten Männer, die als Freunde miteinander gelebt und gemeinschaftlich gewirkt hatten, wenn sie nun nach ihrer Überzeugung von

den öffentlichen Angelegenheiten sich trennen und einander entgegenwirken mußten, ihre Gegnerschaft sich förmlich aufzukündigen. Dies tue ich Dir jetzt als Schriftsteller. Mache Dich darauf gefaßt, nächstens Angriffe von mir auf Deine späteren Schriften, mit oder ohne meinen Namen, in Deutschland oder auswärts, mit den Waffen des Scherzes oder ernster Beredsamkeit ans Licht treten zu sehen. Ob die Römer dabei die geselligen Verhältnisse des Privatlebens vorbehalten, weiß ich nicht. Ich bin aber der Meinung, daß man es tun könne und müsse, und wenn Du mir durch einen Besuch die Gelegenheit dazu schaffst, so werde ich es durch die Tat beweisen und an der brüderlichen Aufnahme nichts fehlen lassen."

Ganz der alte Wilhelm: etwas gespreizt aber nicht geschmacklos, und so korrekt! Also auch jetzt noch fristete die Bruderliebe ein trübselig erlogenes Schattendasein. Was den endgültigen Bruch herbeiführte, war eine kümmerliche Geldangelegenheit. Wilhelm hatte im Laufe der Jahre dem stets bedürftigen Bruder Geld geliehen: nun auf einmal forderte er eine noch ausstehende Schuld zurück. Es mochte ihn kränken, daß Friedrich noch Nutzen von ihm ziehen, da er doch sonst nichts mehr von ihm wissen wollte. Da nun Friedrich sich anstellte, als habe Wilhelm kaum einen Anspruch auf das Geliehene und sich durchaus nicht aus seiner bequemen vornehmen Ruhe bringen ließ, erbitterte sich Wilhelm mehr und mehr. Darüber wurden die Briefe, die in dieser erbärmlichen Sache hin- und hergingen, spitzer und kälter; einige Monate vor seinem plötzlichen Tode, im September 1828, empfing Friedrich den letzten, den er nicht mehr beantwortete. Das wenige, was Wilhelm öffentlich über seinen Bruder äußerte, verrät noch von der früheren Liebe und dem nie zu verwindenden Schmerz über ihr Auseinandergehen. Zu einer Zeit, als die Übertritte zum Katholizismus zunahmen

und man auch Wilhelm ganz ungerechterweise dafür verantwortlich machen wollte, hielt er es für geboten, sich über seinen Standpunkt vernehmen zu lassen. Indem er nun davon sprach, wie man sich durch Verzicht auf die freie Forschung gleichsam den Gebrauch der eigenen Augen opferte, fuhr er fort: „Mancher hat hierbei nicht viel zu verlieren, weil er schon zuvor blödsichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur bestimmt, gerade in die Sonne zu schauen und mit ausgespreiteten Fittichen sich ihr entgegenzuschwingen, wenn dieser sich mit seinen eigenen Klauen blendete, das wäre in der Tat ein beklagenswertes Schauspiel." Wieviel verhaltene Liebe spricht aus diesen Worten, bei denen er ohne Zweifel Friedrichs gedachte.

Wilhelm überlebte seinen Bruder um siebzehn Jahre. Er hatte es immer empfunden, daß die Jugend sein guter Genius war. Nichts hatte er so gefürchtet, wie das Altwerden: er mochte ahnen, daß ihm ein langes Leben beschieden war ohne die Gabe, seinen Geist jung zu erhalten. Nicht daß seine rüstige Tätigkeit nachgelassen hätte. Aber was Friedrich geweissagt hatte, vollzog sich buchstäblich: eine unzufriedene Kälte wurde herrschend bei ihm. Als er noch das frische Empfinden und die reizbareren Sinne der Jugend gehabt hatte, war seine maßvolle Verständigkeit eine Tugend gewesen, später wurde ein leeres Virtuosentum daraus. Ein Freund Tiecks durfte ihn mit dem alten Nicolai vergleichen, der einst die Zielscheibe seines übermütigen Witzes war. „Der Teil von Schlegel", schrieb Löbell an Tieck, „welcher oft mit Horaz, Boileau und anderen Helden der Korrektheit seinen Spott getrieben, ist verraucht und verflogen und der übrig gebliebene hat es immer halb unbewußt und heimlich mit ihnen gehalten, und nun kommen diese Geister in seinem Alter über ihn und rächen sich für die ihnen früher an-

getane Schmach, indem sie sich seiner ganz bemeistern." Ohne Sympathie für die übertreibenden Jünger, die ihm als einem ruhmwürdigen Haupte eine herkömmliche Verehrung widmeten, ganz ohne Sinn für die späteren Umstürzler anderer Art, das sogenannte Junge Deutschland, stand er vereinsamt, der versteinerte Gelehrte der Romantik. Wenn er auch zu eitel war, um es zuzugestehen, er empfand seine Vereinzelung bitter und war mit sich so wenig zufrieden wie mit der Welt. Im Innersten sehnte er sich nach der schönen Wärme, die in der sonnigen Jugendzeit in seinem Blute gewesen war, nach der Fröhlichkeit und dem herzlichen Gelächter, das einst im Kreise der Freunde erklungen war. Tieck, der in Dresden gichtbrüchig im Lehnstuhle saß, von der Gräfin Finkenstein, seiner Frau und seinen Töchtern allzu reichlich vergöttert, und seinen Bewunderern jahraus, jahrein Holberg, Shakespeare, Calderon und anderer Dichter Dramen vorlas, sah er noch zuweilen. Es gab wohl für ihn etwas Neid und Eifersucht zu überwinden angesichts der ausgedehnten und ungemessenen Beliebtheit und Berühmtheit seines einstmaligen Schützlings, aber das gab sich im Beisammensein und unter dem erwärmenden Einflusse, den das zarte Gemüt des Freundschaftskünstlers Tieck ausübte. Welches Leiden es aber für den tändelnden Gesellschaftsschmetterling, für den ewig Verliebten war, als er bemerken mußte, daß seine Huldigungen kein Frauenherz mehr schneller schlagen machten, davon gibt das folgende Gedicht Zeugnis, dessen bescheidene Klage und schmerzende Wahrheit aus diesem oft gezierten, immer bewachten Munde doppelt rührend ist:

Zu spät! zu spät! und wollte sie auch gerne.
Die Jugend, die mein Haupt gekrönet,
Die Poesie, die meine Brust durchtönet,
Sie sind entflohn. Es blassen meine Sterne.

Ach! warum blieb ich einsam nicht und ferne?
Längst hatt' ich süßem Trug nicht mehr gefrönet,
Doch war des Wahnes Schuld noch nicht versöhnet.
Und Zeit ist's, daß ich in mir sterben lerne.

Ein Weib begegnet mir voll Huld und Milde,
Doch ist ein heil'ger Engel ihr Gefährte.
Ich darf nicht bitten und sie darf nicht geben,

Ich schaue sehnend nach dem zarten Bilde,
Da winkt der Cherub mit dem Flammenschwerte:
Nimm Abschied von der Liebe, von dem Leben!

Das war das Traurigste, daß er dennoch nicht Abschied nehmen konnte. Daß er den Schein der Jugend, deren Entweichen er so deutlich fühlte, gewaltsam festzuhalten suchte. Wenn schon einst Karoline darüber lachte, wie er sich salbte, putzte und schmückte, betrieb er jetzt dergleichen Künste mit noch vermehrtem Eifer. Mit welcher seltsamen, beinah unheimlichen Mischung von Geckenhaftigkeit und schmerzlichem Hohn über die eigene Narrheit malt er seine Erscheinung lebendig vor in einem Briefe an Tieck aus dem Jahre 1836: „Du sagst ich halte mich tapfer. Ich bestrebe mich freilich. Diesen Frühling reite ich sogar wieder. Abends bei hellem Kerzenlichte, sauber geputzt und mit meinen beiden Pompons angetan, in der neuesten, noch nicht fuchsig gewordenen Perücke bringe ich noch eine leidliche Dekoration heraus. Schöne Damen sagen mir, ich müsse wohl ein Geheimnis besitzen, um mich immerfort zu verjüngen. Aber die Pflege des Leibes nimmt Zeit weg. Dazu bedarf ich viel Schlaf und zu ungelegenen Stunden. Das artet zuweilen in das Murmeltierische aus. Sei aber nur nicht bange vor meiner Schlafmützigkeit. Wenn ich wach bin, so bin ich es recht, besonders wenn eine geistige Anregung hinzukommt, und an guten Späßen soll es nicht fehlen." Wie das kari-

kierte Gespenst des hübschen Jünglings von einst war er anzusehen, ein Gegenstand des Spottes für die Jungen, die sich um den tragischen Sinn der lächerlichen Erscheinung nicht kümmerten. Im Jahre 1838 besuchte David Friedrich Strauß den etwa Siebzigjährigen und fand in dem Besuchszimmer, das des Hausherrn eigene Büste und in Öl gemaltes Bild schmückte, einen elegant in blauen Frack gekleideten Mann, mit brauner, jugendlich lockiger Perücke, der den Ankömmling mit fast frivoler Beweglichkeit, wie Strauß sich ausdrückt, begrüßte. Als Strauß am Abend nochmals empfangen wurde, saß am Kamin ein altes Männchen im Schlafrock, ohne Perücke, das kahle Haupt mit einem schwarzseidenen Mützchen bedeckt. Daß der Greis den Fremden durch eine Masse rasch herausgesprudelter Kenntnisse zu blenden suchte, ohne im mindesten ein Wechselgespräch aufkommen zu lassen, vervollständigte den betrübenden Eindruck.

Ein andres, eigentümlich ergreifendes Bild hat Henriette Herz von dem alten Freunde entworfen; vielleicht daß sie als Frau ihn mit andern Augen ansah oder weil sie ihn als den verwöhnten, ritterlichen Dichter in seiner schönen Jugend gekannt hatte. Freilich war es zwanzig Jahre vor Strauß, daß sie ihn in Bonn wiedersah. „Wie war er schon äußerlich verändert", erzählt sie. „Das sonst so glänzende Auge war erloschen, der Teint bleich, verschossen, die früher schlanke Gestalt aufgedunsen, sein sonst so geistreiches Wesen war nur noch zu ahnen. Wir machten eine Land- und Wasserpartie mit Bonner Professoren und ihren Frauen. Sie waren lustig und laut, aber je mehr sie dies wurden, desto ernster und stiller wurde Schlegel. Zuletzt saß er mit völliger, aber anständiger Teilnahmlosigkeit da, ganz wie ein ältlicher Franzose, der nicht deutsch versteht, in einer deutschen Gesellschaft dasäße, und auch sein Äußeres widersprach

diesem Bilde nicht. Eigentlich verstand er auch nicht, was um ihn her gesprochen ward, wenn er auch die Worte verstand. Es machte einen schmerzlichen Eindruck auf mich."

Man kann kein lebhafteres und rührenderes Bild haben von der sterbenden Romantik im Lärm der neuen, tatkräftigen Zeit. Hamlet, der dem eisenklirrenden Fortinbras den Platz räumt. Ja, sie verschwanden spurlos, die stürmenden Eroberer, wie die glänzenden Goten, die so herrlich und zuversichtlich begonnen hatten, wie die blonden Vandalen, die ihre heimische Kraft rasch unter glühender Sonne verschwelgten. In dem Kriege der Menschheit mit dem Schicksal hatte für diesmal das Schicksal gesiegt. Was darüber Tröstliches und Erhebendes gedacht werden kann, liegt alles in diesen Worten von Novalis: „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor."

Ricarda Huch

Die Romantik

Zweiter Teil:
Ausbreitung und Verfall der Romantik

1924

H. Haessel, Verlag, Leipzig

11. und 12. Auflage des zweiten Teiles
Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Printed in Germany

Inhalt

	Seite
Überblick	1
Die Zerstreuung	5
Schöne Fremde und heimischer Nord	31
Romantische Weltanschauung	46
Neue Wissenschaften	64
Die romantische Zahl	79
Der Mensch in der romantischen Weltanschauung	86
Das Tier in der romantischen Weltanschauung	115
Romantische Lebensläufe	125
Brentano	167
E. T. A. Hoffmann	194
Die Nachtseiten in der Literatur	216
Romantischer Katholizismus	230
Die Kunst des Unendlichen	250
Romantische Ärzte	264
Romantische Politik	296
Kampf und Niederlage	322
Ausblicke	342

Überblick.

Das will Alles umfassen und verliert sich darüber immer in's Elementarische.
Goethe.

Ringseis erzählt in seinen Lebenserinnerungen eine merkwürdige Geschichte: der kleine Sohn eines Offiziers hörte eines Tages auf freiem Felde eine Hirtenflöte blasen, lief voll Sehnsucht dem Klange nach und kam nicht zurück. Die Eltern mußten es endlich aufgeben, den Verlorenen zu suchen, der irgendwo in einem Dorfe ein Hirtenbube geworden war; nach vielen Jahren fanden sie ihn zufällig mit Familie in einer Hütte und so in die bäuerlichen Verhältnisse eingelebt, daß es untunlich gewesen wäre, ihn in die früheren zurückzuversetzen.

Dies kann wohl als ein Bild für die Geschichte der Romantik gelten: sie ging dem süßen, volkstümlichen Tone einer Schalmei nach, wie sie Kinder oder Hirten blasen, setzte sie selbst an den Mund, gab sich der wilden, freien Natur hin, stolz, einmal die Kultur abstreifen zu können, und ging dabei unversehens ihrer gebildeten Geisteskräfte verlustig, bis sie schließlich nichts anderes mehr konnte als auf der Schalmei blasen.

Die ersten Romantiker waren Norddeutsche gewesen, durch hellen Verstand, Wissensdurst und geistige Energie ausgezeichnet, wie sie dem Norddeutschen im Allgemeinen eigen sind. Was sie von den meisten ihrer Zeitgenossen unterschied, war der Sinn für das Geheimnisvolle, für das dunkle Reich in unserem Innern, das uns mit dem Allgemeinen, mit dem Kosmos verbindet.

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Jedoch in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es sich hinabzustürzen.

Über diesen Abgrund beugten sich die Romantiker, lauschten hinunter, förderten Schätze aus ihm zutage, erkannten in ihm den Urquell des Lebens und der Kunst. Wenn sie sich an den pythischen Dünsten, die aus der Tiefe aufstiegen, hie und da berauschten, so behielten sie doch im allgemeinen den Kopf frei und klar. Sie blieben die bewußten Pfadfinder durch das dunkle Land des Unbewußten, sie deuteten Mythologie, Märchen, Sage, Aberglauben, aber sie verirrten sich nicht oder fanden sich doch bald wieder zurecht. Mit klardenkendem, ja kritischem Kopfe liebten sie eine schöne Raserei, die Verwirrung des Traumes; und eine Verbindung der entgegengesetzten Pole, nenne man sie Vernunft und Phantasie oder Geist und Trieb, stellten sie als Ideal auf.

Bald indessen drängten sich andere hinzu, die keine Verwandtschaft mit dem Verstand und der Geisteskraft jener fühlten, sondern einzig durch die berauschenden Dünste angelockt wurden, die aus dem aufgedeckten Abgrund stiegen. Es waren durchaus keine kritischen Köpfe, sondern unklare Träumer, Halberwachte, Schwache, denen es Wollust war, sich zu verirren und in den Abgrund hinuntergleiten zu lassen. Um dem Zwiespalt zwischen Geist und Natur zu entgehen, den sie nicht in sich zu überwinden vermochten, gaben sie sich ganz und gar der Natur, ihrem Triebleben hin, den Geist abschwörend, worauf denn eben bald die flache Natürlichkeit wieder da war, die die ersten Romantiker bekämpft hatten. Diese waren keineswegs stolz auf das junge Gefolge, sondern blickten mit Befremden und geheimem Mißfallen auf die Selbstmörder, die den Geist in sich erstickten und dabei ihren Namen anriefen. In

ihren weiteren Grenzen erlebten freilich die Aelteren auch einen Niedergang.

Dem Kreise des Erblühens und Verwelkens ist die Natur eingestellt; der mit ihr verbundene Geist wird von ihr überwältigt, teilt ihr Los, nur in seltenen Fällen macht er sich von ihr unabhängig und überstrahlt sie mit dem Lichte einer ewigen Jugend. Gerade für den Künstler sind die Bedingungen schwierig; denn ohne reiche Natur gäbe es keine Künstlerschaft (etwa wie kein gutes Drama ohne eine Frauenrolle, keine schöne Stadt ohne einen landschaftlichen Hintergrund oder Umgebung), der das Gleichgewicht zu halten schon eines starken Geistes bedarf. Daran fehlte es den jüngeren Romantikern, und so kam immer ein Augenblick, wo das Triebleben in ihnen das Geistesleben überwucherte, und damit begann der Untergang. Der Schwelgerei der Jugend folgte Erschöpfung, ja Faselei und Albernheit. Das neue tatkräftige Geschlecht rottete Blumen, Gras und Unkraut mit einander aus, um die Saat zu bestellen und Häuser zu bauen.

Die jüngere romantische Bewegung wurde aber nicht nur von jungen schwachgeistigen Dichtern und Künstlern getragen; die Ideen von Novalis, Schlegel, Schelling regten die Mehrzahl der bedeutenden Zeitgenossen an, unter denen viele Männer von Kopf und Charakter waren. Alle Gebiete — Religion, Kunst, Wissenschaft — erfuhren durch die Romantik Erweiterung und Vertiefung, nach allen Richtungen gingen die Strahlen, erleuchteten und erloschen schließlich. Das Ideal, Geist und Natur, Bewußtes und Unbewußtes in gleichkräftigem Vereine zu halten, erfüllt sich schwer im einzelnen, sowie in irgend einer Erscheinung oder Bewegung. Einen Augenblick lang erhielt sich die romantische Richtung über den Polen, das Alte und das Neue, das Historische und Radikale, den Katholizismus und Protestantismus, den Zwang und die Freiheit gleich

wertend, jedem das Seine lassend, allein die Kraft erlahmte bald, eine Schale mußte sinken, und zwar in den meisten Fällen die der Vernunft, während die der Neigung in die Höhe ging. Man könnte den Weg, den die Romantik nahm, so bezeichnen: vom Norden ausgehend wandte sie sich nach Süden, hielt kurze Zeit die Mitte zwischen Norden und Süden, um dann nach Süden hinunter zu gleiten.

Was für reichen Samen sie auf diesem Wege ausstreute, ist kaum zu sagen; hier soll zunächst nur versucht werden, die Richtung zu zeigen, in der er geworfen wurde, oder, um bei dem vorhin gebrauchten Bilde zu bleiben, die Hauptstrahlen aufzuweisen, die von der neuen Ideenwelt ausgingen.

Der höchste Ruhm der Romantiker, was in den oben angeführten Worten Goethe als ihren Fehlgriff und die Ursache ihres Unterganges bezeichnete, war, daß sie alles umfassen wollten. Er habe die Welt müssen vermodern und in ihre Elemente zurückkehren sehen, sagte Goethe in derselben Hinsicht, er habe versucht, sich Welt und Natur als Plastiker klar zu machen, nun machten jene wieder einen Dunst darüber. Es kam den Romantikern in der Tat weniger auf eine klare, sichtbare Welt an, als auf die unergründeten Tiefen, auf die verborgenen Zauberkessel, wo die Elemente sich mischen und kochen und oben die Dünste ans Licht senden, die es trüben. Die kosmischen Kräfte ließen sich beschwören, wurden aber der Menschen Meister und unterwühlten ihre edle Bewußtseinswelt, anstatt sie zu einem Ganzen zu vollenden. Dieser Prozeß mag indessen so notwendig sein, wie dem einzelnen Menschen der Schlaf ist, damit sich der Geist aus den Elementen des Seins, die ihn verschlingen, wieder Kraft zu leben schöpfe.

Die Zerstreuung.

Innerer Krieg, Familienzwist und Liebesleidenschaften und der große Völkerkrieg lösten den Kreis der ersten Romantiker auf und vertrieben sie aus Jena. Nie dachten die Glieder der Urgemeinde ohne Wehmut an den lieblichen Ort zurück, der für sie in jeder Hinsicht ein Paradies gewesen war: das Heim ihrer Jugend, ihrer Einigkeit, ihrer lebendigen und fruchtbaren Ideen. So schädlich für die einzelnen die Absonderung, das Aufhören des Zusammenwirkens war, so förderlich war die Zerstreuung für die Ausbreitung ihrer Ideen, freilich mit der notwendigen Kehrseite, daß, indem viele verschiedenartige Menschen sie aufgriffen und sich ähnlich machten, auch ihre Verunstaltung und Verflachung begann

Einen Mittelpunkt, wie die ältere hatte, erlangte die sogenannte jüngere Romantik nicht wieder, weder in leitenden Personen, wie die Schlegel gewesen waren, noch örtlich. Im großen Ganzen wurde der Schwerpunkt der Romantik mehr und mehr nach Süden verrückt, räumlich und geistig, wenn man einmal Norden mit Gedanken und Süden mit Gefühl gleichsetzen will.

Dem älteren Schlegel, August Wilhelm, wurde ehrenhalber eine gewisse Pietät gezollt, und Gelehrte gab es auch, die ihn, weil er in Erforschung orientalischer Sprache und Literatur die Wege gewiesen hatte, dankbar verehrten. Friedrich blieb das Vorbild der jungen Dichter, die dem Katholizismus zuneigten; aber gerade die maßgebenderen Persönlichkeiten hielten sich von beiden zurück. Die neue extreme Richtung fühlte sich von dem norddeutschen Wesen,

das in beiden Brüdern so durchaus ausgeprägt war, abgestoßen; die Gründlichkeit und Schwere selbst, mit der Friedrich sich in den Süden versenkt hatte, war nordisch und geborenen Süddeutschen im Grunde unverständlich.

Die Schlegel ihrerseits sahen voll Ärger auf die Geister, die sie geweckt hatten, und vollends die Berlinerin Dorothea, die Tochter des alten Mendelssohn, konnte ihre Entrüstung über die verschwommene Schwärmerei, die sich romantisch nannte, kaum zurückhalten und geriet oft in Verlegenheit, wenn sich die Träger solcher ihr lächerlichen und ärgerlichen Dichtungen mit dem Anspruch von Jüngern und Glaubensgenossen zugleich an Friedrich und sie drängten. Werners Dramen machten ihr einen „unanständigen Eindruck", auch als Friedrich ihn noch verteidigte, erklärte sie ihn nachdrücklich für ihre ganze Antipathie. „Es ist kein Leben, kein warmer Hauch, keine Natur, kein Glauben und kein Gefühl, keine andere Bewegung, als die bei einem toten Frosch wohl durch den Galvanismus hervorzuckt. Es ist die Sünde und die kalte Hölle. Pfui!" Von dem Roman „Arkadien" des Grafen Loeben sagte sie, es sei ein „Skandal von einem Roman! Wahrer Mißbrauch der Sprache und der Worte, der Dichtkunst und des Papiers." Zwischen Clemens Brentano und Friedrich und Dorothea bestand seit der Zeit, wo jener als blutjunger Student nach Heidelberg gekommen war, ein mißliches Verhältnis, das sich nie wieder ganz ausglich. Mit Tieck war Clemens zeitenweise recht befreundet, aber Tieck dachte sehr gering von Arnims dichterischer Befähigung und hielt das, was an seinen Werken gut wäre, für Nachahmung seiner selbst. Schelling, dessen überwiegende Kraft anfangs alles an sich gezogen hatte, vereinsamte mehr und mehr, wie sein Hochmut mit den Jahren wuchs und die unbedingte Annahme seines Systems, die er herrisch verlangte, um

so seltener wurde, je kräftiger die Ideen, die er ausgesät hatte, keimten und wuchsen.

Die jüngeren Romantiker schließlich wollten nichts von den letzten Ausläufern der Richtung, den Hyperromantikern wissen, deren Typus Graf Isidor Loeben war. „Es ist aber auch jetzt ein solches Gesinge und ein solcher Romantismus eingerissen," schrieb Clemens schon im Jahre 1803 an Arnim, „daß man sich schämt auch mit beizutragen." Über die „Lotosblätter von Isidorus", nämlich dem Grafen Loeben, urteilte E. T. A. Hoffmann, er ersehe mit Vergnügen daraus, „daß die Clarinette deshalb so heißt, weil sie klar und nett ist, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinnicht überall ungemein gelitten wird ꝛc. Noch bemerke ich, daß mir wenigstens der musikalische Teil solche Ansicht gewährte, als wenn ich viele kleine plinzernde Fischchen in einem sehr trüben Wasser spielen sähe."

Die Ideale der jüngeren Romantik waren denn auch andere geworden; von Goethe, dem Götterbilde, das sie in ihrem Tempel aufgestellt hatten, wandten sich zum Teil auch die älteren ab, je mehr ihre besonderen Tendenzen sich ausbildeten. Schon Novalis erklärte den von der Schule als Musterroman ausgerufenen Wilhelm Meister für prosaisch; Arnim klagte sogar, daß „der verdammte Werther" und seine „falsche Verehrung der Goetheschen Formen" ihn verleitet habe, das Beste aus seinem Hollin wegzuschneiden. Andererseits wurde bekanntlich die Goethe-Verehrung durch Bettina aufs Höchste gesteigert. Arnim fand Tiecks Lovell „himmlisch", den Ofterdingen des Novalis dagegen, der den Freunden des Verstorbenen heilig war, mittelmäßig, das „dummgelehrte Bauerngeschwätz allenthalben" störte ihn, das darin enthaltene Märchen erklärte er für langweilig. Brentano stimmte bei, noch hinzu-

setzend, die Figuren darin hätten Fischschwänze, alles Fleisch darin wäre Lachs, er empfände physischen Ekel, es zu lesen. Folgendes war sein Urteil über die Fragmente: „es ist, als sähe man ein vom Schweinemetzger geschlachtetes und am Boden ausgespanntes Universum und bei jedem Gedärm eine Nummer und über alles ein Register.“ Der wissenschaftliche Geist der älteren Romantik war ihnen zuwider, auch Tieck ihnen zu kritisch. Daß Clemens Schillers Maria Stuart ein „erbärmliches Machwerk“ nannte, „langweilig, bizarr und lächerlich durch und durch“ kann nicht überraschen; aber über Friedrich Schlegels Alarkos dachte er nicht besser; sondern erklärte ihn für das Schlechteste, was er kenne. Am meisten befremdet, wie wenig Brentano eines der schönsten Produkte der Romantik, Grimms Märchen, zu würdigen wußte; sie seien, sagte er, „aus Treue äußerst liederlich und versudelt und in manchem dadurch sehr langweilig.“ Dann wieder finden wir unbegreifliche Blindheit den Werken der Freunde gegenüber: Arnim fand, es sei nur Brentano im Roman Godwi gelungen, einen jungen werdenden Dichter darzustellen, Brentano sagte, Arnim habe in Hollins Liebeleben Schiller übertroffen. Wenn vollends Justinus Kerner den Zauberring von Fouqué mit Cervantes vergleicht, so sehen wir, wie der kritische Verstand abhanden gekommen ist, um einem zufällig persönlichen, oft ganz irreleitenden Gefühl Platz zu machen. Nicht alle übrigens trifft das: E. T. A. Hoffmann zum Beispiel hat ein zutreffendes, klar abgewogenes Urteil; er war auch einsichtsvoll genug, um Schiller nicht zu verkennen, den er gelegentlich den Heros nannte. Die Schwaben alle verehrten ihren großen Landsmann; man weiß, was für ein schwärmerisches, an Anbetung grenzendes Gefühl Hölderlin — ähnlich wie der etwas jüngere Novalis in seinen Anfängen — Schiller widmete.

Kurze Zeit war die Romantik eine zentralisierte Monarchie gewesen, nach deren Auflösung wurde sie eine aus lauter kleinen selbstständigen Gemeinden bestehende Republik.

Berlin, der nördliche Punkt der Romantik und zugleich der, wo ihre Elemente zum großen Teil sich gesammelt hatten, blieb dauernd für sie von Bedeutung. Die Stadt, wo Tieck und Wackenroder geboren waren, wo Wilhelm Schlegel seine Vorlesungen über Literatur, Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, wo in späteren Jahren ein romantisierender König auf dem Throne saß, verdiente wohl von Zacharias Werner in bezug auf die Romantik das „neue Bethlehem" genannt zu werden. Hier besuchten Ärzte und Neugierige Wolfarts Anstalt für magnetische Kuren durch vermittelnde Agentien, und die Schöngeister Europas waren glücklich, wenn sie sich bei Rahel und Bettina einführen lassen konnten, die sich an Geist und Poesie zu überblitzen suchten. Als Hoffmann im Jahre 1814 nach Berlin kam, fand er zu seiner Überraschung, daß seine ersten Novellen, der Hund Berganza und der Magnetiseur, ihn bereits bekannt und merkwürdig gemacht hatten; ein Diner, das an einem der ersten Tage stattfand und an dem Tieck, Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Hitzig, Bernhardi teilnahmen, kam ihm höchst interessant vor. Mit der Zeit beschränkte er sich auf den Umgang mit dem humorvollen Contessa, mit Hitzig, dem er von der Warschauer Zeit her anhänglich war, und dem glänzenden Koreff, bald aber waren ihm auch diese nicht „stomachal" genug, und er tobte sich mit dem Schauspieler Devrient in den berüchtigten Nächten bei Lutter und Wegener aus.

Berlin, das preußische, mechanische, zerebrale, war trotz aller romantischen Bestrebungen die Stadt der Widersacher. Die Romantik verlor dort nie den Kopf, unechte

Töne aus der Aufklärungszeit, Schöngeisterei und witziges Ästhetisieren spielten beständig hinein. Dresden, die Stadt edler Stimmung mit schönem landschaftlichen Hintergrunde, hat einen bescheideneren, aber klangvolleren Namen in der Geschichte der Romantik. Nicht nur verlebte der Altmeister Tieck hier sein Alter, in Dresden hatte sich eigentlich bei Gelegenheit eines freundschaftlichen Zusammentreffens die erste romantische Schule konstituiert. Wie mancher hatte sich, seit Wilhelm und Karoline das Gespräch über die Gemälde schrieben und Steffens vor dem Bilde der Sixtinischen Madonna unter heftigem Erzittern zu Tränengüssen hingerissen wurde, an derselben Stelle Erleuchtung über Kunst und Kirche geholt!

Durch ihre Schwester Charlotte Ernst, die dort lebte, blieben die Schlegel stets mit Dresden in Verbindung. Als Schubert auf Anregung von Adam Müller und namentlich von Kleist, dem „sanften, ernsten Manne", der nicht genug über Magnetismus hören konnte, vor einem vornehmen Publikum Vorträge über die Nachtseiten der Natur hielt, wurde er mit beiden Brüdern bekannt und fühlte sich namentlich von dem gemütreichen Friedrich angezogen. Dorotheens Sohn aus erster Ehe, Philipp Veit, kam, etwa 14jährig, um die Malerei zu studieren, nach Dresden und hatte, als er im Schubertschen Hause das Weihnachtsfest mitfeierte, Gelegenheit, die kleine dreijährige Tochter zu retten, die, im weißen Kleidchen um ein Weihnachtslicht tanzend, Feuer fing und ohne die Geistesgegenwart des Knaben vielleicht verbrannt wäre. Schubert berichtet, er habe nur wenige Knaben gesehen, bei denen die innere Schönheit so sichtbar durch die äußere hindurchgeschienen habe. Auch der Maler Otto Runge, dessen symbolisierende Bilder Brentano, Tieck und Görres entzückten, erlebte glückliche Studien- und Liebesjahre in Dresden. Vor allem aber malte hier der

„edle Pommer" Caspar David Friedrich, ein Mann mit schwermütigernster Stirne und kindlich treuherzigem Blick der Augen, seine träumerischen Landschaften und Luftschaften: ein Felsen im anbrandenden Meere; ein abgestorbener Baumstamm, auf dem ein Rabe sitzt; ein Wald, dem ein Sturm die herbstlichen Blätter entreißt; eine Eule bei Mondschein zwischen Wolken schwebend. Der melancholische Mann pflegte heiteren Scherz im Freundeskreise und namentlich im Umgange mit Kindern. Er war arm und genügsam: in seinem Zimmer, das zugleich sein Arbeitsraum war, fand sich nichts als ein hölzerner Stuhl und ein Tisch; kam jemand um ihm zu sitzen, wurde aus der Schlafkammer noch ein ebensolcher Stuhl geholt.

Den Frühling und Sommer des schicksalvollen Jahres 1815 brachte E. T. A. Hoffmann in Dresden zu; am Altmarkt Nr. 33 bewohnte er vier Treppen hoch ein „höchst romantisches Stübchen" und flüchtete sich aus der düsteren Zeit in ein phantastisches Reich, das aus seinem Innern sich gestaltete und wo ihm wohl war. Sein vollendetstes Werk, das Märchen vom goldenen Topfe, das damals entstand, spielt in Dresden: im schwarzen Tore sitzt das schreckliche Äpfelweib, im Linkischen Bade will der Student Anselmus Kaffee mit Rum und eine Bouteille Doppelbier trinken, und nicht weit davon unter dem Hollünderbaum, da wo „hinter dem schönen Elbstrom das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Türme emporstreckt," sieht er zum ersten Male die grüngoldenen Schlänglein und die dunkelblauen Augen seiner Serpentina.

In den 20er und 30er Jahren führte Carus, der Leibarzt des Königs von Sachsen, als Ausbeute seiner abendlichen Spaziergänge in der Umgebung Dresdens ein malerisches Tagebuch, das ein eindringliches Sehen und Verstehen der Natur bekundet, wie es damals unter Malern selten war. Ein Novemberbild: „Abends grau bewölkter

Himmel, einzelne hellgelbe durchbrochene Stellen im Westen. In der Elbe hinter der Brücke lag längst dem Ufer ein Schiff mit schlaff aufgehangenem Segel. Alles dunkel; hinter dem Segel blitzte eine gelbliche Stelle hervor. Mehr südlich die katholische Kirche und das Schloß riesenhaft dunkel und scharf; dahinter eine wundersam bewegte hellere Wolkenpartie." Wundervolle Bilder gibt die Brühl'sche Terrasse bei Schnee und Mondschein, wir sehen das Schauspielhaus, die Bastion, die gewaltige Kuppel der Frauenkirche; anderes ist im „großen Garten" beobachtet. „Die Sonne war unter; vor dem mattgeblichen Abendhimmel stand ein breites bis zum Horizont monotones graues Schneegewölk, drüben am bläßlichen Himmel wurden lockere Cumuli noch von dem verlöschenden Tageslichte erleuchtet. Dunkel breitete sich in bräunlichen, grünlichen und endlich violetten Farbentönen die Ferne hinaus. Schneestreifen, heller als das graue Gewölk, aber dunkler als der helle Himmel, unterbrachen die finstere Fläche.

Im Heimgehen trieb der Wind das Schneegewölk näher, wunderlich sauste es in tiefer Dämmerung in den kahlen Baumwipfeln und Fichten, und ein Mann vor mir hergehend in weitem Mantel, platter Mütze, mit schwarzem Hund zur Seite, gab eine Belebung, wie sie dieser trüben Nachtstimmung angemessen war."

Gleichzeitig wurde ein Kreis in Dresden tonangebend, der eine jämmerlich verdünnte Romantik auf den Markt brachte und ihren Namen dadurch entwertete. Die schwächlichen, ganz reizlosen Dramen Houwalds wurden als Meisterwerke ausposaunt, obwohl noch der alte Tieck die echten Schätze der Romantik, die er hatte heben helfen, Shakespeare und Calderon, seinen Zuhörern zum Besten gab.

Im Nordwesten war ein Punkt, wo die Romantik fußte, das heilige Köln, das freilich mit seinen mittelalterlichen Kirchen und Bildern wie kaum eine andere Stadt

dazu geeignet scheint. Dennoch hat die Romantik niemals das geistige Leben der Stadt durchdrungen; man kann es fast zufällig nennen, daß gerade dort das größte Denkmal, der Dom, steht, das zeugt, „wie stark der Geist dieser Zeit" war.

Als der Jenenser Kreis sich auflöste, begab sich Friedrich mit Dorothea nach Paris, wo er mit seiner tiefgründigen Romantik sich als Bischof in partibus infidelium fühlte. Um ihn sammelten sich allerlei Deutsche und Ausländer, die in der Fremde das gemütliche deutsche Heim genießen wollten und sich von Friedrich in die Lehren der modernen Schulen einführen ließen. Besser als Achim von Arnim, der die Gründlichkeit Friedrich's langweilig fand, würdigten ihn die jungen Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, in denen er die Liebe zur mittelalterlichen Kunst anregte, die für die Kunstgeschichte so bedeutende Folgen hatte. Sulpiz, der zum Kaufmann bestimmt war, dann Jurist werden wollte, war durch den etwas älteren Bertram auf die ihm bisher unbekannten Schriften der Romantiker Tieck und Novalis aufmerksam gemacht worden und hatte von diesen einen nachhaltigen Eindruck empfangen, den Friedrich nun verstärkte und bildete. Nach Köln zurückgekehrt begannen die Brüder, denen eine glückliche Vermögenslage erlaubte, ihrer Liebhaberei in großartiger Weise nachzugehen, emsig die mittelalterlichen Bilder zu sammeln, die teils durch Klosteraufhebungen zerstreut, teils durch Ungeschmack oder die antikisierende, dem Mittelalter abgeneigte Kunstrichtung von den Altären und anderen Plätzen in der Kirche verbannt und in Nebenräumen, unter Schutt und Plunder, vergessen worden waren. Wohl hatten schon die älteren Kölner Kunstfreunde dergleichen Bilder in ihre Sammlungen aufgenommen, doch war es niemals systematisch und mit absichtlicher Beschränkung auf die mittelalterliche Epoche zum Zweck besserer Kenntnis

und Schätzung ihrer Kunst geschehen, wie die Boisserée, denen ihr unzertrennlicher Freund Bertram sich anschloß, es taten. Sie hielten die Bilder der Kölner Meister und die im Stil verwandten für Erzeugnisse einer Schule, die sie die neugriechische nannten, weil das Streben nach schöner Form sie charakterisiere.

Mit dem Anwachsen der Schätze stieg die Lust, eine möglichst vollkommene Sammlung herzustellen; wertvolle Funde brachte Melchior aus den Niederlanden heim. Der Hauptgegenstand von Sulpizens Wirksamkeit wurde nun aber das Wahrzeichen Kölns, die edle Ruine des Domes, die er zunächst nur vor dem Verfall zu retten dachte, bis allmählich der große Plan der völligen Wiederherstellung sich an's Licht wagte. Bei der Gemahlin Napoleon's, Marie Louise, der er, als sie im Jahre 1810 nach Köln kam, als der Tochter der alten deutschen Kaiser, die Sache des Domes an's Herz legte, fand er freilich kein Verständnis und keinen guten Willen. Desto inniger war die Teilnahme der romantisch-vaterländischen Deutschen und bald konnte Görres, der gleichzeitig mit Sulpiz den Ausbau des Kölner Domes angeregt hatte, verzeichnen, daß Cotta die Herausgabe der graphischen Darstellung des Domes in allen seinen Teilen durch Sulpiz übernommen hatte, mit der Bemerkung: „so stark ist der Geist dieser Zeit." Als beinahe 60jähriger Mann erlebte Sulpiz eine Genugtuung, wie sie selten einem Menschen zu Teil wird, indem er dem Feste der Grundsteinlegung im Dome beiwohnte.

Eine denkwürdige Stadt war Köln für Friedrich Schlegel und Dorothea, die, begierig in die Heimat zurückzukehren, dem liebgewordenen Brüderpaar nach ihrer Heimat folgten. Dorothea blickte später auf die Zeit am Rheine, dem vor allem romantischen Strome, der mit goldenem Wellenklang durch die ganze Dichtung der Brentano rauscht, als auf die schönste ihres Leben zurück. Den

Rhein hat die Romantik eigentlich entdeckt, ja man kann sagen, geschaffen. Es gibt kaum ein besseres Beispiel für die Uebermacht der Phantasie: man vergleiche den Rhein wie er ist mit der Vorstellung, die man im Allgemeinen, sogar im Auslande, von ihm hat, nicht nur bevor man ihn, sogar wenn man ihn gesehen hat. Auf diesem lieben landschaftlichen Grunde nun entwickelte sich den Schlegels ein bedeutendes innerliches Erlebnis; umringt von katholischem Leben und erhabenen katholischen Erinnerungen planten und vollzogen sie den Uebertritt zur katholischen Kirche. Friedrich's Hoffnung, in der Stadt, wo er und besonders Dorothea sich so heimisch fühlten, eine Anstellung zu finden, verwirklichte sich indessen nicht, und sie wandten sich südwärts, wohin der Zug der Romantik ging.

In Mitteldeutschland gab es außer Jena noch einen kleinen, aber hervorragenden Sitz der Romantik, Halle, dann, weiter südlich, Bamberg. Seit den Tagen, als Tieck und Wackenroder am buschigen Ufer der Saale in der Nähe von Giebichenstein die Feste ihrer Freundschaft feierten, gehörte Halle zur Romantik. Um zwei Anziehungspunkte sammelte sich dort das romantische Leben: um den Mediziner Reil und um die Familie Reichardt. Reil, ein großgewachsener Mann mit großen blauen Augen, scharfen Zügen mit mildem Ausdruck und überzeugender Sicherheit des Wesens, gehörte zu den durch Geist und Charakter ausgezeichneten Männern wie Fichte und der Geologe Werner, die die Romantiker als Vorbilder der Deutschen hinstellten. Er war der erste, der die Irrenheilkunde zu einer Wissenschaft erhob und verinnerlichte; von der Wirklichkeit des animalischen Magnetismus, wie von dem Einfluß der Metalle auf den menschlichen Organismus war er überzeugt.

Reichardt, als Charakter nicht zuverlässig und als Musiker schwächlich, besaß doch eine gewisse Großartigkeit des

Lebens. Mit Tieck und Steffens verwandt hielt er ein schöngelegenes, gastliches Haus, voll schöner und begabter Töchter, ihren Freunden und Gesinnungsgenossen offen. Bei Reichardt fand die erste Begegnung zwischen Tieck und Voß statt, bei welcher der schelmische Tieck den mißtrauischen Gegner durch Hinweis auf einen siebenfüßigen Hexameter in Goethe's Hermann und Dorothea zu gewinnen wußte. Auch Arnim's Bekanntschaft, der 1798 und 99 in Halle Mathematik, Chemie und Physik studierte, machte Tieck auf Giebichenstein. Übrigens verkehrte Arnim in Halle mit Contessa und Houwald, deren Werke den letzten, faden, üblen Aufguß der Romantik vorstellen und einem späteren, geistig erschöpften Publikum eben recht waren. In dem weitläufigen Drama Halle und Jerusalem hat Arnim seine Studenteneindrücke nicht gerade glücklich wiedergegeben.

Im Beginn des neuen Jahrhunderts wanderte der junge Gotthilf Schubert mit mehreren Kameraden zu Fuß von Leipzig nach Halle, um dort „in dem Cos an der Saale, dem äskulapischen Heroënsitz unserer Zeit", seine medizinischen Studien zu vollenden. Indessen, so mächtig Reil anzog, noch gewaltiger packte die Nachricht von Ritter's Beobachtungen und Versuchen über die Wirkungen des Galvanismus auf die Nerven des menschlichen Körpers, die in einer Zeitschrift mitgeteilt war. Sofort nachdem Schubert das gelesen hatte, machte er sich, obwohl es schon Nachmittag war, auf den Weg nach Jena, wo er am folgenden Tage mit seinen Begleitern eintraf. Kaum hatten sie Ritter gesehen und gesprochen und Schelling gehört, als sie für Jena entschieden waren, wo sie denn mit Beginn des Sommersemesters wieder einrückten. „Es war ein milder Frühlingsnachmittag, als wir auf dem Wege von Bürgel her die Saale und die alte, ehrenwerte Musenstadt vor uns liegen sahen. Wir konnten es nicht lassen, wir wendeten uns noch hinüber nach dem Berge,

auf dem die Burgruine mit dem Fuchsturme weithin im Tale gesehen wird. Die Abhänge der kahlen Höhen erschienen jetzt wie in violblauen Sammet und grünliches Seidengewebe gekleidet, denn es war die Zeit, in welcher die Pulsatillen ihre großen, dunkelpurpurnen Blüten auftaten, deren zahllose Menge den felsigen Boden in einen Blumengarten verwandelte." Ähnlich hatte zwei Jahre vorher Dorothea Schlegel die sanften Höhen von Jena beschrieben. Erst im Wintersemester las Schelling sein berühmtes Colleg über Naturphilosophie, um dessentwillen Schubert hauptsächlich nach Jena gekommen war. Dem jungen Zuhörer war es zu Mute, als ob er Dante, „den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt" hörte; der Inhalt seiner lapidarischen Rede erschien ihm „wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist." Kurze Zeit darauf verließ Schelling, später auch Ritter und damit die Romantik das freundliche Jena. Halle dagegen gewann Steffens und Schleiermacher, von denen wenigstens der erste fortwährend ein gemäßigter Vertreter der Romantik blieb. Eichendorff, der 1805 in Halle studierte, wurde hier zuerst durch die Bekanntschaft mit Novalis' Werken die Welt der Romantik eröffnet. Ein Jahr später folgten die jungen Leute vom „Polarstern," Varnhagen, Koreff und Andere, die Anhänger der „neuen Schule" waren, vorzüglich aber Fichte verehrten. Im Jahre 1809 kam Wilhelm Grimm, um Reil zu konsultieren, nach Halle und wurde während des längeren Aufenthaltes, den er der verordneten Kur wegen nehmen mußte, von Steffens in alle Ideale der Romantik eingeführt. Er lernte Jakob Böhme und Paracelsus, Bilder von Runge, Magnetismus und Siderismus und die indische Philosophie kennen und begann unvermerkt romantisch zu denken, interessante Ver-

gleiche zwischen Farben und Tönen zu machen. Reichardt war damals fern von Halle, und seine Familie lebte in bedrängten Umständen; die schönen Tage auf Giebichenstein waren vorüber. In vielen Herzen mag das wehmutvolle Lied Eichendorff's mitgeklungen haben:

Da steht eine Burg über'm Tale
Und schaut in den Strom hinein,
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein!

Da hab ich so oft gestanden,
Es blühten die Täler und Höhn,
Und seitdem in allen Landen
Sah ich nimmer die Welt so schön.

Auf dem verfallenen Schlosse,
Wie der Burggeist halb im Traum
Steh ich jetzt ohne Genossen
Und kenne die Gegend kaum.

Die uralte Bischofstadt Bamberg mit dem romanischen Münster und der Bergruine des Babenberger Schlosses war durch das Krankenhaus, an dem Markus und Röschlaub erst die Brownische Erregungstheorie, dann die neue naturphilosophische Medizin lehrten, für die Romantik bedeutend. Im Herbst 1801 wanderte Schubert von Jena aus über das Fichtelgebirge nach Bamberg. Auf der Höhe des Ochsenkopfes las er Steffens Beiträge zur Geschichte des festen Erdkörpers, besah die Quellen der Saale, des Main und der Eger, das Grabmal einer alten, sagenberühmten Zigeunerin und stieg dann nach Bayreuth und Bamberg hinab. Als Student aus Jena, wo Schelling „als geistiger Herrscher waltete," wurde Schubert von den Studierenden der Bamberger Medizinschule mit Jubel und Hochachtung empfangen und in fröhlicher Gesellschaft wurde voll Begeisterung die Gesundheit der verehrten Lehrer, Röschlaub's

und Schellings, ausgebracht. Nach der Verlegung der medizinischen Hochschule nach Würzburg erlebte Bamberg noch einmal eine romantische Zeit durch die Anwesenheit E. T. A. Hoffmann's, der in den Jahren 1809—13 als Musikdirektor und Musiklehrer dort lebte. In Bamberg brachte Hoffmann Calderon's Andacht zum Kreuze, den standhaften Prinzen und die Brücke von Montible in Schlegel'scher Übertragung auf die Bühne und malte selbst die Dekorationen dazu, auf denen er als „angenehme Schnörkel" an irgendwelchen versteckten Ecken sein Bild oder das eines Freundes anbrachte. Kleist's Käthchen von Heilbronn ging auf seine Veranlassung in Bamberg zum ersten Mal in Szene. Auf der Altenburg, die dem Medizinaldirektor Markus gehörte, war er oft zu Gaste, machte dort die ersten Entwürfe zu den „Kreisleriana" und malte, als ein Gastgeschenk, einen Turm der Ruine mit geschichtlichen Fresken aus dem Leben Adalbert's von Babenberg aus. In dem Garten des dicken, gebildeten und selbstzufriedenen Weinhändlers und Verlegers Kunz leerte er manche Flasche Burgunder und rief, alle die kleinlichen Plackereien seines Musiklehrerlebens vergessend, mit hochgehaltenem Glase: Wie ist die Welt doch schön! Ein Besuch bei den Kapuzinern in der Gesellschaft von Kunz, wobei ein alter Pater die beiden Weltleute in die Gruft an die Gräber seiner entschlafenen Genossen führte, gab die erste Anregung zu den Elixieren des Teufels; und da sich nun hier die Liebe zu Julia abspielte, die erste Idee zum goldenen Topf entstand, kann man sagen, daß die Elemente zu den meisten Dichtungen Hoffmanns sich in Bamberg angesammelt haben.

Aber die eigentliche Stadt der Romantik, wo sie ihr wildestes Fest feierte, dessen Raketen und Funkensprühen weithin sichtbar wurde, war Heidelberg, das altehrwürdige, malerische, von Hügeln und Wäldern umringte, mit der

herrlichen Schloßruine, von der man auf den reizenden Schlangenlauf des Neckar herabsieht. Clemens Brentano hatte hier das Nest für Weib und Kind gebaut und lockte den Freund Arnim nach; zu ihnen gesellte sich Görres, jung, wagemutig, zuversichtlich, überströmend von Ideen, mit einer schönen sanften Frau und lieblichen Kindern. Die schöne gute Sophie Mereau, harmonisch wie Karoline Schlegel, aber in kleineren Maßen, und die ruhige, beharrliche Frau Görres, die, wie Clemens sagte, zehn Bücher zugleich lesen konnte, sorgten für gemütliche Häuslichkeit. Daß sie sämtlich nur beschränkte Geldmittel zur Verfügung hatten, erhöhte den Reiz des jungen, hoffnungsvollen Lebens. Der vielseitige Görres las als Privatdozent an der Universität über Mythologie und Physiologie und fesselte die jungen Zuhörer unwiderstehlich durch seine Persönlichkeit und seine Rede. Eichendorff, der damals, von Halle kommend, in Heidelberg studierte und sich hier völlig der Romantik hingab, fand, daß Arnim und Brentano sich zu Görres verhielten wie Schüler zu ihrem Meister. „Sein durchaus freier Vortrag," so erzählte derselbe, „war monoton, fast wie Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dies einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her. Es war wie ein prächtiges, nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend und überall gewaltig weckend und gründend fürs ganze Leben!" Eichendorff war so eingefangen von Görres genialem Wesen, daß er lange Zeit in seinem Stile sprach; aber noch viele andere Schüler behielten das dankbare Gefühl, von ihm geweckt, angeregt und auf immer bereichert worden zu sein.

Arnim und Brentano arbeiteten indessen an der Volksliedersammlung und aus gemeinsamem Wirken entstand

die Zeitung der Einsiedler, in der die ersten altgermanischen Studien der Brüder Grimm erschienen, Görres „knolligter" Aufsatz über die Nibelungen, Uhlands erste volkstümliche Lieder und unter andern jenes schwungvolle Lied von Arnim: Jugend hat ein heißes Blut! das die bayrischen Studenten, Ringseis an der Spitze, zu der enthusiastischen Kundgebung an die Herausgeber bewog. Mit Bezug auf solche Tätigkeit mochte wohl der Freiherr vom Stein in späteren Jahren sagen, in Heidelberg habe sich ein guter Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrt habe.

Zwei schöne Früchte dieser Jahre, 1806—1808, waren ferner die asiatische Mythengeschichte von Görres und die Symbolik von Creuzer, die allerdings erst später als Bücher erschienen.

Vollendet wurde dies reiche Leben durch die Nähe der Gegner, die sich um den nordischen Bauern Voß scharten, und durch die Anwesenheit der fast ebenso feindlich angesehenen Hyperromantiker, deren Haupt Graf Otto v. Löben, der „Hohepriester der Winkelkirche", war. Als einen „sehr guten, reichen, garstigen Grafen", der einem „schimmlichten Käse" gliche, beschrieb ihn Clemens Brentano. Auch daß es nur ein kurzes Vorüberrauschen, wie vorher in Jena, war, gehörte wohl dazu, den Sommernachtstraum der Romantik in Heidelberg so schön zu machen.

Im Frühling des Jahres 1808 erwartete Sophie Brentano, der schon zwei Kinder, kaum geboren, wieder gestorben waren, zum dritten Male ihre Niederkunft. In fröhlich-wehmütiger Erwartung waren die letzten Tage vergangen und als plötzlich am schönsten Sommerabend die Zeichen der nahenden Geburt sich meldeten, milderte Görres' beschwichtigende Gegenwart Brentanos Aufregung. Der nach schmerzvoller Entbindung eintretende Tod der lieben Frau, woran ernstlich niemand gedacht hatte,

schmetterte Clemens völlig nieder. Nie vergaß sein dankbares Herz, was Görres, der „göttliche, herrliche", ihm in diesen Jammertagen gewesen war. Aber es litt ihn doch nicht mehr in Heidelberg, wo er hoffnungslos starrend und brütend in verödeten Räumen saß, und er begann seine Junggesellen-Wanderung aufs Neue. Ihm folgte im Herbst Görres, dem eine Anstellung an der Heidelberger Universität nicht geworden war, und bald auch Arnim, so daß der vollste Akkord der Romantik in dieser Gegend nun verklungen war. Zurück blieben Creuzer, der Mythолog, und Daub, der Theologe, stillere Gelehrtennaturen, die immerhin die Fahne der Romantik noch lange Jahre hoch hielten. Im Jahre 1810 kam vorübergehende Verstärkung durch die Leute bei den Bildern, wie Görres die Brüder Boisserée nannte, deren Sammlung viele Menschen anlockte und für die Kunst des Mittelalters gewann. Auch Hegel, der eine gewisse Richtung der Romantik ergriff und einseitig fortführte, bis er in äußersten Gegensatz zu ihr geriet, lehrte zwei Jahre — von 1816 bis 1818 — in Heidelberg und hielt bei den Kämpfen zwischen Voß und Creuzer zu letzterem. Besonders merkwürdig war Wilhelm Schlegels Erscheinung in Heidelberg, der nicht nur bei Voß leidlich gut aufgenommen wurde, sondern sich sogar mit der Tochter des Professor Paulus, des rationalistischen Theologen und erpichten Gegners der romantischen Schule, verlobte und vermählte. Die Verbindung zwischen dem alternden, eiteln Manne und dem koketten jungen Mädchen war ein trauriger Mißgriff und mußte nach häßlichen Vorgängen und Auseinandersetzungen schleunig wieder gelöst werden.

Wir kommen nun zu den großen Zentren der Romantik im Süden: München, Wien und außerhalb Deutschlands: Rom. Nur einen Blick werfen wir vorher noch auf ein

urdeutsches Stammland, das von alters ein fruchtbarer Boden für Poesie gewesen war. „Im Schwabenlande," schrieb Heinrich Voß um 1814, „hat sich ein ganzes Nest solcher Dichter aufgetan, die, hoffe ich, nach ihrem 40. Jahre aus der heiligen Raserei zur Vernunft zurückkehren werden." Der gute Voß wußte nicht, daß man von „heiliger Raserei" in bezug auf keinen anderen deutschen Dichter wie auf den Schwaben Hölderlin so berechtigt war zu sprechen. Überhaupt, nicht die größte Anregung, aber das Vollkommenste, was die Romantik geschaffen hat, ist von Schwaben ausgegangen, war doch Schelling ein Schwabe und darf man die Bezeichnung „Klassiker der Romantik", die eigentlich dem Schwaben Uhland galt, mit vollem Recht und im höchsten Sinne auf Hölderlin und Eduard Mörike anwenden. Den deutsch-romantischen Ton im Bilde und in der Romanze hat außer Brentano keiner getroffen wie Justinus Kerner und keine Novelle von Eichendorff, keine von Arnim, versetzt so mitten in die Romantik hinein wie seine Schattenbilder. Es ist, als wäre das durch keine fremden Zuflüsse in Gährung versetzte gute Schwabenblut ein Gesundbrunnen, erscheint doch sogar der Wahnsinn Hölderlins gesunder und harmonischer als das Dämonische und Verzerrte in Brentano oder Hoffmann oder Zacharias Werner. Die Dichtung der Heimatlosen schlägt Wurzel in dieser mütterlichen Erde; aus der Stammeskraft mag es zu erklären sein, daß hier Gedichte entstanden, wie manche von Hölderlin und Mörike, die, aus romantischer Seele aufgetaucht, von griechischen Lippen gesungen zu sein scheinen.

München, die Stadt, von der Gustav Adolf gesagt haben soll, sie gleiche einem goldenen Sattel auf dürrer Mähre, war nicht wie Jena oder Heidelberg oder das schwäbische Bergland zur Bühne für die Romantik geeignet. Immerhin konnte Bettine Spaziergänge im eng-

lischen Garten machen und die Isar, über die vor der Stadt ein schwindelnder Bretterstieg führte, erschien ihr wie ein „schäumender Drache mit aufgesperrtem Rachen". Die Stadt selbst war vielleicht damals romantischer als später, wo Carus trotz aller Anerkennung der großartigen, von König Ludwig angeordneten Bauten und Anlagen, das Historische und Irrationale, also eben das Romantische, so durchaus vermißte. Jedenfalls war der genius loci der Romantik nicht abhold.

Es war dort ein Mann einheimisch, den schon Novalis und Friedrich Schlegel in der ersten Jenenser Zeit als in Denken und Fühlen sich verwandt erkannten und dessen Werke sie mit Teilnahme und Bewunderung verfolgten. Franz Baader, der „heitere Gewaltige", stammte aus einer kinderreichen bayrischen Familie, studierte Bergbau und Chemie und kam also, ganz romantisch, über die Naturwissenschaften auf die Philosophie. Von Schelling unabhängig, hatte er gleichzeitig mit ihm naturphilosophische Ideen angedeutet, mit dem Unterschiede, daß er, innerhalb der katholischen Kirche geboren und aufgewachsen, sie von Anfang an mit katholischer Religionswissenschaft in Berührung brachte. Seine „wolkenzerreißenden Gedankenblitze" vermochten selbst Goethe zu dem Bekenntnis, daß er hier etwas Bedeutendes ahne, wenn er es sich auch nicht recht aneignen könne. Baader machte es sich zur Aufgabe, Jakob Böhmes mystische Philosophie in die Sprache moderner Wissenschaft zu übertragen, es kam aber so, daß das Studium seiner eigenen Philosophie durch Hinübernahme Böhmescher Anschauungs- und Ausdrucksformen erschwert wurde. So streng sich Baader an die großen Lehrer der mittelalterlichen Kirche hielt, so wenig band er sich an die bestehende, hierin Görres ähnlich, der einen Konflikt mit dem Papste durchaus nicht scheute.

Mißtrauen und Eifersucht hielten ihn stets von Schelling fern, der nach kurzem Aufenthalt in Würzburg im Jahre 1805 in München anlangte. Abgesehen davon, daß Baadern der pantheistische Ton, der in Schellings Naturphilosophie anklang, zuwider war, stießen sich auch die beiden Naturen ab: Schelling war schroff, vornehm zusammengefaßt, herrisch, in Baaders Wesen und Werken war Schwung und Wurf, feuriges Überwallen der lockeren Form. Karolinens Anmut, Geist und Liebenswürdigkeit machten sich, trotz des üblen Rufes, der ihr vorangegangen war, auch in München sogleich geltend; aber bei der anspruchsvollen Unverträglichkeit ihres Mannes war es nicht leicht, einen Kreis lebendiger Mitteilung um sich zu sammeln. Als Bettine Brentano im Jahre 1809 nach München kam, trafen die ältere und die jüngere Romantik unfreundlich aufeinander. Zwei Rassen und zwei Generationen — denn Karoline war 20 Jahre älter als Bettine — standen sich in den beiden Frauen gegenüber. Bettinens wunderlich schillerndes Wesen erschien der harmonischen Holdseligkeit Karolinens gemacht, aufgebauscht und verzerrt. Sie konnte es nicht lassen, wenn Bettine mit ihren Beziehungen zu Goethe prahlte, ihr von Pauline Gotter, der Tochter ihrer Jugendfreundin, zu erzählen, mit der der frauenfreundliche Dichter gleichfalls in einem väterlich-zärtlichen Verhältnisse stand — nicht ahnend, daß dieselbe Pauline bald, wenige Jahre nach ihrem bevorstehenden Tode, ihre Nachfolgerin im Herzen und an der Seite ihres Mannes werden sollte. Bettine verzieh Schelling diese Frau, die er liebte, nicht; doch bewunderte sie den „großen, prächtigen, viereckigen Schellingskopf," wie er aus den Händen Friedrich Tiecks, des Bildhauers, hervorging.

Infolge seiner Lage auf der Verbindungslinie zwischen Deutschland und Italien, das von Romantikern so viel besucht wurde, sah München häufig Gäste, die von hüben

oder drüben kamen: Tieck, Carus, Rumohr, der vielen Maler nicht zu gedenken. Tieck kam von Rom, krank und gichtbrüchig und ließ sich von schöngeistigen Damen pflegen und von Bettine bald bewundern, bald hänseln. Die eigentlich romantische Zeit begann für München erst, als Karoline und Ritter bereits gestorben waren, nach den Freiheitskriegen unter dem kunstliebenden, deutschtümelnden König Ludwig, als Schelling, Baader, Görres, Schubert, Ringseis, Oken nebeneinander an der Universität lehrten und Clemens Brentano seinen letzten Weihrauch und seine letzten Witze verpuffte. In der Nähe ihrer Bilder, die sie an König Ludwig verkauft hatten, siedelten sich auch die Brüder Boisserée und Bertram nach langen Wanderjahren in München an. Alle diese Elemente versammelten sich an dem gastlichen Tisch der liebenswürdigen, bescheidenen und ganz unromantischen Baslerin Emilie Linder, Clemens Brentanos letzter Liebe, die dem Geiste der Zeit ihre Schuld zahlte, indem sie zum Katholizismus übertrat. Seit den Landshuter Studententagen war Ringseis mit den Savigny und Arnim befreundet; an der Wiege seiner jüngsten Tochter standen als Paten drei Schwestern Brentanos: Kunigunde v. Savigny, Meline v. Guaita und Bettine v. Arnim.

Das kleine Landshut „mit seinen geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchturm, mit seinem Springbrunnen, aus dessen verrosteten Röhren nur sparsam das Wasser lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre accompagnierten," wo Röschlaub und Savigny lehrten und Clemens Brentano Altartüren zu 45 Kreuzer und Altäre mit Reliefs zu 4 Gulden kaufte, muß füglich neben München genannt werden. Als Clemens mit Savigny und Bettine im Herbst 1808 hier ankam, schrieb er Arnim, die Landshuter Universität sei nichts als eine Gesellschaft

katholischer Pfarrer, die Abends bei einem „guten Mann und modernen Mystiker, dem Religionsschriftsteller Sailer“ zusammenkämen und Schach spielten. Später gewann Sailer, der „allgemein Gefeierte, Geliebte, der Philosoph Gottes“, ihn wie so viele andere Irrende und Schwankende für die Kirche.

Der Seelenfischer von Wien war Pater Hoffbauer, geistlicher Berater und Hausfreund bei Friedrich und Dorothea Schlegel, deren beiden im Judentum geborenen Söhnen, den Malern Jonas und Philipp Veit er die Taufe erteilte. Hoffbauer konnte sich weder an Bildung noch an edler Liebenswürdigkeit noch an weitblickender Menschlichkeit mit Sailer vergleichen. Von wissenschaftlicher Begründung des Glaubens wollte er nichts wissen; als Friedrich Schlegel ihm einmal sein neurologisches (oder mesmerisches) System des Katholizismus auseinandersetzte, rief er erst ablehnend, das sei nichts, gar nichts, dann, da Friedrich nicht abließ, es ihm aufzudrängen, unarmte er ihn und sagte: Du bist doch mein Friedrich! Gutherzig war er und hilfreich, daher im geselligen Verkehr behaglich. Die Frömmigkeit war in Wien besonders in den vornehmen Kreisen verbreitet und vertrug sich mit leichtsinnigem Lebensgenuß. In dem verführerischen Wien, das Grillparzer das Kapua der Geister genannt hat, konnte Ernst und Tiefe nicht aufkommen. Man hatte Recht, es dem preußischen Berlin nach romantischer Art gegenüberzustellen wie das Gefühl dem Kopfe oder, wie man damals sagte, wie das Bauchsystem dem Cerebralsystem. Litt die Romantik in Berlin an zuviel Verstand, so litt sie in Wien an zu viel Sinnlichkeit, dort artete sie in Schöngeisterei aus, hier wurde sie Fleisch und bekam sogar etwas hautgoût.

Es war verhängnisvoll, daß Friedrich Schlegel am Scheidewege die Straße nach Wien einschlug; ob ihm nun

andere nachfolgten oder nicht, so hatte die Romantik damit doch die abschüssige Bahn nach Süden betreten. Friedrich und Adam Müller, den Bretano als einen „gescheiten, zur Vornehmheit und Noblesse geneigten, etwas eindärmigten Mann" schildert, „ruhig und hinlänglich und länglich, zu Zeiten sogar langweilig", hielten philosophische Vorträge für das Wiener Publikum, und da Adam Müller dasselbe weniger langweilte als Friedrich, waren seine besuchter, was eine heimliche Eifersucht auf Schlegel'scher Seite mit sich brachte. Beide waren grundverschiedene Naturen, obwohl sie sich in den Ideen vielfach trafen: Adam Müller fand sich in die zweideutige Lage, ausdrücklich gläubiger Katholik zu sein und die irreligiösen Lebemänner Gentz und Metternich als Freunde und Führer zu verehren, mit weit mehr Geschick und Anstand als der schwerere, ehrliche und gemütvolle Friedrich. Beide starben kurze Zeit nacheinander im Beginn des Jahres 1829 eines plötzlichen Todes, als die Zeit der Romantik in Wien und überhaupt vorüber war. Sechs Jahre vorher war Zacharias Werner gestorben, der den vornehmen Wienern die Religion viel kurzweiliger vorgetragen hatte als Friedrich Schlegel die Philosophie. Als Werner auf seinen Fahrten das erste Mal nach Wien kam, sprach er sich herzlich billigend namentlich über die Wiener Frauen aus, „denen man es ansieht, daß sie außer dem Gebetbuch nie etwas gelesen, außer dem Waschzettel nie etwas geschrieben haben; alle wie von lauter Sahne und Milchbrot aufgepappt, alle nichts fürchtend als den Regen, der die Schlapphauben naß machen könnte, und nichts wünschend, als morgen, übermorgen und immerzu in den ewig neuen, wimmelnden Prater an der Hand des Bräutigams herausschlänkern, Karussell fahren und reiten und gebackene Hendel essen zu können, und bei diesem allen alles Frauenvolk so unendlich naiv, froh, zwecklos und liebenswürdig."

Die älteren Romantiker hatten andere Ideale in Bezug auf das Weib; immerhin gewann auch Schlegel mit der häßlichen, tüchtigen, strebsamen Frau an seiner Seite allmählich Verständnis und Neigung. Aber nicht nur solche Reize, auch etwas ernsteres, nämlich die medizinische Fakultät zog Romantiker, unter denen ja viele Mediziner waren, nach Wien, so Ringseis, Justinus Kerner, Passavant. Wer sich im tierischen Magnetismus, dessen Geburtsort Wien war, unterweisen lassen wollte, fand einen geübten Lehrer in Malfatti. Still, unbemerkt bereitete sich auch die neue Malerei, die prärafaelitische, in Wien vor, indem einige junge Akademieschüler, von denen Overbeck der berühmteste wurde, im Jahre 1808 die Lukas-Brüderschaft begründeten, deren Zweck Befreiung der Kunst von den Fesseln des Manierismus sein sollte. Um ihre Ideale in Kunst und Leben ins Werk zu setzen, siedelten sie nacheinander nach Rom über uud bezogen ein altes Kloster, in dem sie brüderlich träumten und arbeiteten.

Rom war die südlichste Station der Romantik, wohin die Nadel ihres Kompaß von Anfang an gewiesen hatte und wo sie schließlich im Schooße der Kirche unterging' ihr Hafen und Grab zugleich. Wackenroder und Tieck hatten die Sehnsucht nach Rom in die Literatur eingeführt, Sehnsucht nach dem mittelalterlichen Kirchen-Rom wie nach dem Kunst-Rom der Renaissance; Sternbald's Wanderungen sollten damit abschließen, daß er in Rom zum Katholizismus übertrat. Tieck war auch der erste Romantiker, der die Wallfahrt nach Rom antrat, und es war nicht zu verwundern, daß ihn sein Lebenlang der Verdacht verfolgte, er sei dort katholisch geworden, während tatsächlich nur das harmlose Spiel getrieben war, daß seine Schwester Sophie Bernhardi und die schöne Frau von Humboldt als Maria und Venus zwei Lager gründeten, in denen sich je nach Neigung die Verehrer sammelten.

Der Verkehr unter den Deutschen war außerordentlich lebhaft; wer länger dablieb konnte sich kaum dem Bekehrungseifer der Neubekehrten — Overbeck, Christian Schlosser, Zacharias Werner — entziehen. Die Aufgabe, die Schwankenden im Glauben fest zu machen, fiel dem Cardinal Ostini zu, einem klugen, feinen und liebenswürdigen Manne, der die Menschen mit großem Geschick nach ihrer Eigenart zu behandeln wußte. Einige wurzelten in Rom fest: Jonas Veit, der eine Italienerin zur Frau nahm, und Overbeck, der Lübecker, der Nina Hartl heiratete, eine schöne Wienerin und junge Freundin von Dorothea Schlegel, die auch Wilhelm Schlegel in Italien hofiert und besungen hatte. Overbeck starb im Jahre 1869, 80 jährig, in demselben Jahre, wo Böcklin, 42 jährig, seinen Ritt des Todes malte; er hatte damals schon jahrelang in Rom gelebt und war mit einer Römerin verheiratet.

Die Schweiz, dem Schwabenlande stammverwandt, hatte mit ihrer schwereren Art der Romantik, als sie in Deutschland blühte, nicht folgen können. Der merkwürdige Besuch Tieck's bei Ulrich Hegner in Winterthur zeigte, daß zwar der bewegliche, feinfühlige Tieck den Wert der stilvollen Novellen des Schweizer Schriftstellers erkennen konnte, diesem aber der deutsche Romantiker unverständlich und fast unheimlich war. Doch waren es Schweizer, Gottfried Keller und Arnold Böcklin, die uns die endlich gereiften Früchte der Romantik gereicht haben, allerdings zum kleineren Teile auf Schweizer Boden gereift und nicht in der Schweiz zuerst schmackhaft gefunden.

Schöne Fremde und heimischer Nord.

Fecisti nos, Domine, ad te, et irrequietum est cor nostrum, donec requiescat in te.

S. Augustinus.
Zach. Werner.

Die naturphilosophisch-romantische Lehre, daß das Leben ein Oscillieren zwischen zwei Polen sei, ist buchstäblich auf die zwischen den geographischen Polen schwankende Wanderlust und Sehnsucht der Romantiker anzuwenden. Die Wanderlust überhaupt in ihrer romantischen Eigenart hat keiner wie Eichendorff zum Ausdruck gebracht: die lauen Lüfte, die verführen, das Posthorn, das ruft, tausend Stimmen der Natur verbinden sich zu einem magischen Fluß, der mitreißt —

Und ich lasse mich entführen!
Ach, wohin? mag ich nicht fragen.

Alle die fahrenden Gesellen in seinen Geschichten, vom Fürsten und Grafen bis zum Vagabunden, singen ihre tolle Reiselust in trunkenen Liedern; wer vermöchte das wundervollste von allen zu lesen, ohne daß die Sehnsucht im Innersten widerhallte:

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand,
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Sollte doch ein Ziel der Sehnsucht bestimmt werden, so war es der Süden, insbesondere Italien, und der Orient, nach welchen beiden Richtungen von Alters der Kompaß des deutschen Gemütes wies.

Die Romzüge und die Kreuzzüge sind es vor allem, die dem Mittelalter die romantische Färbung gaben; man kann sagen, daß die Weltgeschichte romantisch wurde, als die Germanen mit ihrer Sehnsucht nach Italien auftraten. Italien und der Orient lockten als die Länder der Ueberlieferung und der Sinnenfreunde; der Westen, als Land der Freiheit, gegenüber dem Lande der Gebundenheit, bedeutete den Romantikern wenig, ja besonders das nördliche Amerika galt als Sinnbild der Nüchternheit, der geschichtslosen willkürlichen Konstruktion. Einzig Lenau, dem Kreise der Romantiker zwar nicht unmittelbar zugehörig, bereiste den Westen und besang die beschäumten Fluten des Niagara; sodann läßt Eichendorff, auffallend genug, einen europäischen Helden seines Romans „Ahnung und Gegenwart" nach Amerika auswandern. Auch nach den Ländern des Ostens gelangten naturgemäß nur wenige Romantiker, Schubert war wohl der einzige. Indessen die Richtung nach Osten hatten schon die Schlegel und Novalis gegeben und Görres und Creuzer verfolgten sie in wissenschaftlichen Werken. „Wir vom Orient so sehr isolierte Deutsche" schrieb Creuzer, „müssen auf diese Weise orientalisiert werden — sonst ist nicht zu helfen." Schwärmerisch ruft Görres aus: „Kennt ihr das Land, wo die jugendliche Menschheit ihre frohen Kinderjahre lebte? ... Nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und Indus, da fühlt unser Gemüt von einem geheimen Zuge sich hingezogen." Er selbst übersetzte den Ferdusi, orientalische Märchen und Sagen wurden veröffentlicht, viele Dichter, Goethe voran, beeilten sich, ihre Lieder mit dem süßlich spielenden Dufte morgenländischer Poesie zu parfümieren.

Mit Italien war es auch schon damals etwas anderes: es wurde häufig besucht und nur wenige von den Romantikern lernten es nicht kennen. E. T. A. Hoffmann gehörte zu den Ausnahmen; das ist jedenfalls die Ursache, warum, obwohl mehrere seiner Novellen in Italien spielen, eine charakteristische italienische Szenerie nirgends anzutreffen ist. Höchstens bemerkt man an den Namen bekannter Straßen und Gebäude oder an der Erwähnung des blauen Himmels und der milden Luft, daß man nach Italien versetzt ist. Indessen für seine Personen, namentlich wenn er junge deutsche Maler schildert, ist Italien auch das ersehnte Land. Es hatten nun freilich schon seit Jahrhunderten die Maler aller Länder, wenn es möglich war, Italien aufgesucht; aber die hatten schlechtweg die berühmten Muster der bildenden Kunst kennen lernen und studieren wollen. Die romantischen Maler empfanden zugleich die Anziehungskraft der römischen Kirche und der dunkel geahnten Wonne des Südens. Sie traten die Reise in überschwänglicher Erregung des ganzen Wesens an; vor den ersten Bildern von Bellini und Giotto, die Jonas Veit sah, glaubte er in Tränen zerfließen, vor Seligkeit hinsterben zu müssen. Für die klassischen Dichter, Lessing, Schiller, Goethe war Italien ebenfalls das Land der Sehnsucht; aber auch ihr Gefühl hatte nicht den romantischen Charakter, schon deshalb nicht, weil der Zug zur Kirche fehlte. Ihnen war Italien das klassische Land, wo man Sinn für Maß und Form lernte, die angeborene Barbarei des Nordens mildernd und läuternd. Im Gegenteil suchten die Romantiker in Italien das Wesen des Südens als Üppigkeit, Überfluß, Sinnenglut; nicht Kultur, sondern zerstörte Kultur: Verwilderung, Auflösung. Er möchte gleich nach Italien, schrieb Zacharias Werner, „nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern

und Blüten alles und mich selbst zu vergessen." Es war ein Trieb wie der des Mannes nach dem Weibe, Trieb nach Rausch, Maß- und Regellosigkeit, wildwachsender Schönheit.

Die am meisten so empfanden, haben begreiflicherweiser ein treues Bild Italiens nicht entworfen: sie sahen, was sie suchten, sahen durch den schwimmenden Schleier ihrer Sehnsucht.

Als Bettine zum ersten Male nach Italien reisen sollte, riet ihr der Bruder Clemens, sie möchte sich durch das Studium von Winkelmanns Kunstgeschichte vorbereiten, aber sie wies das mit lachender Entrüstung von sich. „Wenn ich trunken bin von Seligkeit, daß dort andere Bäume, andere Blumen und Früchte sind, wenn ein schönerer Himmel über mir wogt, wenn Menschen, Knaben, Jünglinge, die mir verwandter sind im Blut, in der Faulheit, als die kalten, deutschen, fleißigen Brotstudenten, mir begegnen auf der Straße, mich sanft grüßen, umkehren, mich noch einmal grüßen, feuriger —," ja, was hatte damit irgend eine Kunstgeschichte zu schaffen? Ebenso war für die Männer Italien hauptsächlich das Land der wunderschönen Mädchen, die den Fremden mit verführerischer Zärtlichkeit ohne Dauer, aber darum desto reizender, entgegenkommen.

Das eigentlich romantische Italien hat Eichendorff gemalt: Das Land voll verödeter Prachtpaläste, voll verwilderter Gärten, wo Marmorbilder ein einsam verzaubertes Leben führen, wo nichts sich bewegt als uralte Wasserkünste, wo es schwül und berauschend duftet, wo Vergangenheit und Erinnerung über Trümmern weben, wo gefährlicher Liebreiz allerorten das Herz umgarnt. Vom gegenwärtigen Italien ist ihm nicht viel mehr bewußt, als daß es das Land der Päpste, der Thron der Kirche ist, und dieser Gegensatz des welteutsagenden und welt-

überwindenden Christentums, das sich über der heidnischen Wonne aufbaut, die Begegnung der beiden Pole, erhöhte das Gefühl des Romantischen.

Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blühender Garten drauf.

Versunkenes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus anderm Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!

In Eichendorffs Taugenichts wird die Ankunft in Rom folgendermaßen beschrieben: als er hört, daß er nur noch einige Meilen bis zur Stadt hat, erschrickt er vor Freude — wie in Wirklichkeit den jungen Maler Erwin Speckter ein Zittern befiel, als er zum ersten Male Rom von weitem erblickte; denn von Rom hatte er als Kind schon wunderbare Dinge gehört und es sich vorgestellt „wie die ziehenden Wolken über mir, mit wunderbaren Bergen und Abgründen am blauen Meer und goldenen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen." Gerade so sieht denn auch Rom in Wirklichkeit aus: „die hohen Burgen und Tore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber." Dann schreitet er durch ein prächtiges Tor in die Stadt hinein. „Der Mond schien zwischen den Palästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl wie ein Toter in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der

Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften."

In einer anderen Eichendorffschen Novelle zieht ein junger Mann am Abend in Rom ein. „Nur ein Streifen des Meeres in der Ferne und das Kreuz der Peterskuppel brannten noch im Widerschein, dazwischen der Klang unzähliger Abendglocken, und Gärten, Paläste und einsames Gebirg, unten wunderbar zerworfen — es war ihm, als zöge er in ein prächtiges Märchen hinein." Eine gewöhnliche Straße mit einigermaßen neuen, wenigstens aus dem letzten Jahrhundert datierenden Häusern scheint es in ganz Italien nicht zu geben, keine anderen Menschen als schöne Mädchen mit überflüssigen Eltern, kein anderes Geschäft als Liebestollheit und Religion.

Ganz andere Schilderungen Italiens haben wir aus der Feder von Ringseis, Görres, Carus, für welche Italien auch eine ganz besondere Anziehung besaß, die aber nichtsdestoweniger die Wirklichkeit in sich aufnahmen. Muster von realistisch-romantischer Darstellung liefern die Tagebücher von Carus über seine Reisen in Italien. „Empfange gut deinen alten Geliebten, Italia" ruft er gerührt, als er nach 13 Jahren die Schwelle des Landes der Schönheit wieder betritt. Nach der Öde der österreichischen Alpen erscheinen ihm die kleinen Orte Resciutta, Venzano mit den malerischen, in edlen Verhältnissen gebauten Häusern, mit den schöneren Menschen, wie Traum und Dichtung. Die Einrichtung im Innern des Hauses, das hohe und breite Bett, der Kamin, die Art der Erheizung, alles ist deutlich angeschaut und dargestellt, in seiner Einfachheit und Zweckmäßigkeit gewürdigt. „Könnte man in solchem Lande einmal nach freier Wahl mit wenig auserlesenen Freunden existieren — das schönste poetische, echt menschliche Leben müßte sich ergeben." Die Einfahrt in Venedig auf dem Kanale,

wo sich Barken mit sauerriechendem Rotwein und übelriechenden Fischen drängen, das dürftige, schmutzige Gesindel an den Häusern, selbst die dunkle Rialto-Brücke, alles wirkt beinah häßlich und stimmt melancholisch. Erst allmählich, als sich die großartige Architektur der Häuser, Paläste und Kirchen geltend macht, geht der alte Zauber auf. Der erste Ausgang ist zur Markuskirche: „o Glück der Augen, das auch wieder zu sehen!" Vollends zur Aufregung steigert sich das Entzücken in der Vollmondnacht, sowohl auf dem Wege zum Theater, wo noch eine fröhliche Menge unter den Arkaden des Markusplatzes promeniert, als in der stillen Mitternacht, wenn der Mond, gegen Westen gerückt, die Facaden der Markuskirche erleuchtet, das Gold der Mosaiken im bleichen Licht schimmert und von den metallenen Rossen des Lysippos wiederglänzt, wenn die hellen Kuppeln sich in den dunkeln Nachthimmel erheben und alle Gesims- und kunstreiche Verzierungen lange geheimnisvolle Schatten werfen — „dann erst bekommt die Kirche etwas ganz eigentümlich Magisches und tief Mysteriöses."

Leider hängt Carus eine gewisse pedantische Lehrhaftigkeit und Feierlichkeit immer an und beeinträchtigt die romantische Gefühlsweise, die sich sonst zu den besten Erzeugnissen mit einem kräftigen Wirklichkeitssinn in ihm vereinigen könnte.

In Eichendorffs Romanen und Novellen sieht es in Deutschland nicht viel anders aus als in Italien: rauschende Gärten, Wasserkünste, verfallene Paläste, verliebte Mädchen auch dort. Es wird indessen versucht, einen gewissen Stimmungsunterschied festzuhalten, weil die beiden Länder sich durchaus wie zwei entgegengesetzte Pole verhalten sollen, wie Geistesstärke und Sinnenglut.

Wie man im Mittelalter gern von der Tücke des Welschlands sprach und den Tod junger Kaiser und Ritter,

die das Klima hinraffte, dem Gift zuschrieb, das falsche Frauen oder arglistige Mönche gereicht hätten, so wird auch hier Italien als berückend schön, aber verderblich und tödlich aufgefaßt. Es verkörpert eben die heidnische Lust der Welt, an deren Genuß die Seele sich vergiftet

Innerhalb Italiens selbst besteht der erwähnte Gegensatz von Heidentum und Kirche, den die deutsche Gesellschaft in Rom zur Anschauung brachte, indem Frau v. Humboldt und Tiecks Schwester Sophie Bernhardi als Venus und Himmelskönigin Maria zwei gesonderte Parteien um sich versammelten. Eichendorff behandelt den Gegenstand in einer Novelle, die „das Marmorbild" betitelt ist und in Lucca spielt. Aus einem verfallenen Venustempel, wovon nur noch geborstene Gemäuer und ein zertrümmertes Bild der Göttin zeugen, steigt in gewissen Nächten die versunkene Herrlichkeit ans Mondlicht, um den Jüngling, der für den dämonischen Reiz empfänglich ist, zu verlocken und zu verderben. Nur der Name Gottes oder überhaupt ein christlicher Sinn rettet vor dem gefährlichen Trugbilde. Diese Venus ist nicht die antike, sondern die mittelalterliche des Tannhäusers: sie hat langes goldenes Gelock, trägt ein blaues Gewand, in das buntglühende Blumen gestickt sind, eine prächtige Laute, auf der sie Akkorde greift zu träumerisch wehmütigem Gesange. Ganz Italien ist der Hörselberg; den Verlockten rettet die Kirche oder denn — Deutschland.

In dem Roman „Dichter und ihre Gesellen" vermählt sich der deutsche Student Otto mit der schönen Römerin Annidi. Seinen Freund, als er das junge Paar in einem einsamen, von Epheu und Weinlaub überwucherten, von Tauben und Schmetterlingen durchschwirrten Gärtchen selig beieinander sitzen und Kastanien schmausen sieht, überwältigt Wehmut, „als sei Otto nun hier in der Fremde märchenhaft verzaubert." Als Otto

äußert, wie schauerlich ihm der Gedanke wäre, aus dem italienischen Glanze jemals in die deutsche Heimat zurückkehren zu müssen, entgegnet der Freund: „Hüt' dich wohl, es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge: wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder."

Rudolf, in Eichendorffs erstem Roman „Ahnung und Gegenwart", erlebt gleichfalls in Italien ein wildes Liebesabenteuer und durchstreift das ganze Land, um eine Entführte zu suchen. „Als ich endlich, erschöpft von den vielen Zügen, auf den letzten Gipfeln der Schweiz ankam, schauderte mir, als ich da auf einmal aus dem italienischen Glanze nach Deutschland hinabsah, wie das so ganz anders, still und ernsthaft mit seinen dunklen Wäldern, Bergen und dem königlichen Rheine da lag." Er hat nun keine Sehnsucht mehr in die Ferne, die Liebe ekelt ihn an als „eine liederliche Anspannung der Seele."

Auch in Wirklichkeit zitterte das Herz der Romantiker zwischen Italien und Deutschland. Zacharias Werner dichtet, wie es ihn, da das Ziel der Sehnsucht erreicht ist, wieder fortpeitscht zu wandern.

Von Rom nach Deutschland! Immer, immer rennen!
Du bist wahrhaftig wie der ew'ge Jude.

Overbeck betrachtet es als seine besondere Aufgabe, in seinen Werken das Deutsche und Italienische, etwa den deutschen Ernst und die italienische Anmut, wie es seit Wackenroder beliebt war, den herrlichen deutschen Dürer und den holdseligen Rafael nebeneinanderzustellen, zu verschmelzen. Sein in München befindliches Bild Italia und Germania, das ihn lange beschäftigte, sollte diese Idee symbolisieren. Es liegt sicherlich daran, daß wir Clemens und Bettine Brentano als so besonders romantische Erscheinungen empfinden, daß sie eine leib-

haftige Verschmelzung von deutschem, italienischem und orientalischem Wesen waren, und eine derartige Mischung wird man oft bei ähnlichen Typen finden.

Wie der Tannhäuser des Hörselberges wird der Wanderer Italiens überdrüssig und verlangt nach der kräftigeren Heimatsluft.

Ich komme aus Italien fern
Und will Euch alles berichten
Vom Berg Vesuv und Romas Stern
Die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen.
Mir aber gefällt doch nichts so sehr,
Als das deutsche Waldesrauschen!

Dem Drang in die Ferne steht das Heimweh gegenüber.

Wie sie den romantischen Zug nach Italien aufbrachten, unternahmen Tieck und Wackenroder auch die ersten romantischen Wanderungen durch Deutschland. Das Buch, in welchem sie Deutschland, verklärt oder romantisiert durch seine Vergangenheit, schildern wollten, blieb allerdings ungeschrieben. Anstattdessen haben Clemens und Bettine wenigstens der Rheingegend, die in ihren beiden Briefen und in seinen Märchen so oft die Szene bildet, ein romantisches Gepräge aufgedrückt. Clemens' „Lieder an den Rhein" gehören zu seinen empfundensten, das von der Rückkehr an den „heiligen Strom" zu den unmittelbar hinreißenden.

O willkomm'! willkomm'! willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken!

In „kristallenen Mitternächten" am Rheine schrieb Bettine viele ihrer Briefe an Goethe und malte unvergeßliche Bilder zwischen die Ergüsse der Liebe. „Glanzverhüllt liegen die Berge da mit ihren Rebstöcken und saugen schlaftrunken das nahrhafte Mondlicht." Spaziergänge bei Nacht am Ufer des rauschenden Stromes, Gesang und Guitarre, fröhliches Geschwätz mit Brüdern und Freunden, Rebenduft und Träumerei — so sah ein gutes Teil ihrer Jugenderinnerungen aus, und so etwa stellte man sich in der Folge das Leben am Rheine vor.

Die germanische Sprach- und Sagenforschung, mit welcher der Name der Gebrüder Grimm unzertrennlich verbunden ist, war das glückliche Ergebnis der Heimatsrichtung. Die abenteuerliche Gewalt der nordischen Dichtung — Eisgebirge schwimmend in Mitternachtsonnenglut — lockte ebenso geheimnisvoll wie Süden und Osten. Als Wilhelm Grimm die alten dänischen Lieder übersetzte, schrieb er an Görres, sie ständen wie lebendig und seinesgleichen um ihn herum, „und wenn ich sie in mir durcheinanderklingen lasse, da kommt es mir vor, als sei ich selbst eine Orgel." Reisen nach Skandinavien wurden zwar damals noch nicht üblich, doch fingen romantische Dichter an, den Schauplatz ihrer Geschichten dorthin zu verlegen. Fouqué entzückte das verweichlichte Publikum durch seine kindlich wilden Nordlandsrecken auf der „schneeigen Insel Island mit ihrem glühroten Hekla", die er einem flammenden Rubin in reine Kristalle gefaßt vergleicht. Der junge Schwabenritter Otto im Zauberring erreicht in lauer Frühlingsnacht zu Schiff die norwegische Küste. „Er richtete sich in die Höhe, vom hellsten Mondlicht umgossen, und eine Reihe schroffer, hoher Felsen starrte unfern des Schiffes gegen den tiefblauen Nachthimmel empor. Mächtige Buchenwälder rauschten auf der Steinberge Gipfeln, die Zinnen einzelner Warten

und starke Bergtürme ragten hin und her zwischen den Bäumen und zwischen dem wilden Geklüft heraus. Adler, in den Klippen horstend, flogen rufend herunter und über die Schiffe hin. Sehr schaurig war dem jungen Ritter zu Mut, und doch so wohl. Er sang folgende Worte:

Wie ernste Sagen wehen
Von Sangesmund, so gehen
Mir Schauer aus und ein.
Uralte Wälder rauschen,
Mondlicht und Seeflut lauschen;
Das muß hier Norweg sein."

Stärke, Ehre, Liebe, alle Tugenden wohnen in dem wildschönen Norden und seine wandernden Söhne kehren am Ende, der Fremde überdrüssig, in die heilige Heimat zurück, wie man nach Verirrungen zum rechten Wege zurückkehrt.

Die Ferne überhaupt, nicht nur Italien, wird dem Dichter zum Symbol für das gefährliche, verlockende und verderbliche Prinzip im Menschen, das dunkle Reich der Leidenschaft und Sinnlichkeit, das man damals anfing, das Unbewußte zu nennen. Das Thema von dem Wanderer, dem „die schöne Ferne log" und der darüber zugrunde geht, wird unerschöpflich in Eichendorffs Gedichten behandelt. Bald ist das Lockende der Abgrund, der hinabzieht „mit bleiernen Gewichten", bald die „duftschwüle Zaubernacht", die falsche, die die Sinne verwirrt, vor deren betrüglichen Klängen man auf der Hut sein muß. „Die Nacht ist eine wilde, phantastische Blume, berauschenden Duft verstreuend, schöne, gefallene Engel wiegen sich auf den Blättern und singen im Traume von den Sternen, wo sie sonst gewohnt, und zwischen den träumenden Kaiserkronen und Blütenglocken flüsternd, ringelt die alte Schlange sich leise empor, und von ihrem Krönlein lösen sich grüngoldene Funken und schwärmen

durch das Blütengeflecht und in ihrem streifenden Widerscheine sehen die Gesichter leichenblaß, wie Sie jetzt, Fürstin, im Mondlicht —"

„O Zauberei verbuhlter Nacht" singt auch Brentano.

Oder die schönen Waldfrauen sitzen auf hohen Felsen, von wilden Nelken umhüllt und singen, den Jäger hinauflockend, den niemand wiedersieht; der zauberische Spielmann zieht mit wunderbarem Gesange das Fräulein vom Schloß hinunter in den nächtlichen Grund; die Meerfei kämmt ihr Haar am Riff und singt von Inseln, die im Meere untergingen:

Wann die Morgenwinde weh'n,
Ist nicht Riff noch Fei zu seh'n,
Und das Schifflein ist versunken,
Und der Schiffer ist ertrunken.

Hier haben wir bereits den Typus der Lorelei, den Heine volkstümlich machte, indem er ihn etwas sentimentaler und etwas weniger geheimnisvoll unverständlich darstellte, als Eichendorff und Brentano taten. Bei Eichendorff ist sie die Hexe, die einsam, wenn es kalt und spät wird, im Walde reitet; bei Brentano, dessen Gedicht nicht so wundervoll gedrängt ist wie das Eichendorffsche, aber magische Töne hat, die Zauberin zu Bacharach, der niemand in die Augen blicken kann, ohne von tödlicher Liebe erfaßt zu werden.

So wenig aber wie der Süden stillt der Norden die Sehnsucht des Romantikers, für welche es charakteristisch ist, daß halb bewußt, halb unbewußt das Heimweh nach einem nicht irdischen Hafen in ihr mitklingt. Das macht hauptsächlich den Zauber der Eichendorffschen Poesie, die wir als so echt romantisch empfinden, aus, daß in ihr der Drang nach den Berauschungen des Südens und

nach fernen, ungenannten Wunderreichen, die Sehnsucht nach dem starken Norden und das Heimweh nach einem jenseitigen Vaterlande in einem Tone zusammenschmilzt.

Nicht immer verzweifelt der Betrogene, den seine Sehnsucht in die Irre geführt hat, sondern er erkennt daß sie Recht hatte, nur freilich ein verkehrtes Ziel sich wählte. Als Otto im Roman „Dichter und ihre Gesellen" einmal bei Nacht durchs offene Fenster über die Dächer in die mondbeglänzten Abgründe der Stadt Rom hinabsieht, über der einzelne Wolken seiner fernen Heimat zufliegen, sagt er zu sich selbst: „Wunderbar, schon in meiner Kindheit wie oft bei stiller Nacht im Traume hört' ich der fernen Roma Glocken schallen und nun, da ich hier bin, hör' ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäb' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln." Deutlicher besingt Eichendorff, was er meint, in der Romanze „die Brautfahrt", wo der wilde Ritter am Hochzeitstage die Braut bestürmt, mit ihm übers Meer ins Weite zu fahren:

Ich kann hier nicht müßig lauern,
Treiben auf dem flachen Sand,
Dieser Kreis von Felsenmauern
Hält mein Leben nicht umspannt;
Schön're Länder blühen ferne,
Das verkünden mir die Sterne.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Und, den Argonauten gleich,
Wird die Woge fromm dich tragen
In das wunderbare Reich;
Mutig schreitend mit den Winden,
Muß ich meine Heimat finden.

Siehst du, heißer Sehnsucht Flügel,
Weiße Segel dort gespannt?

Die Braut folgt willig dem Geliebten, stirbt aber im furchtbaren Wetter, gerade als ein zauberhaftes Eiland vor den Reisenden auftaucht. Der Ritter bricht über ihrer Leiche, mit der er schwimmend den blühenden Strand erreicht, in Tränen zusammen und seine Seele wandelt sich.

Von der langen Täuschung trennt er
Schauernd sich — der Stolz entweicht,
And're Heimat nun erkennt er,
Die kein Segel hier erreicht,
Und an echten Schmerzen ranken
Himmelwärts sich die Gedanken.

Nach der Heimat, die irgendwo hinter fernen Gipfeln liegt, ziehen unablässig sehnsüchtige Lieder; aber

Wir sehnen uns nach Hause
Und wissen nicht, wohin?

Ebenso klagt der Wanderer bei Kerner, daß ihm alle Straßen, auf denen er geht, fremd bleiben, daß die Herberge, wo er weilen möchte, unerreichbar fern ist.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und tot!
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenrot.

Es ist der Sehnsucht Lebenslauf, heißt es wiederum bei Eichendorff, daß sie an jeden Felsen schlagen muß, ob sie vielleicht ans Licht gelangt. Es fehlt nicht an Irrungen und Kämpfen; aber gelangt der Unermüdliche einst auf den Gipfel, von dem er auf das Leben hinuntersieht:

Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
Wie wenig, was ich Irrender vollbracht,
Doch was den Felsen gläubig hat gespalten,
Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
Und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
Die durch die Stille mich nach Hause bringen.

Romantische Weltanschauung.

Wie verschiedenartig sich nun aber die durch die ersten Romantiker und Naturphilosophen angeregten Ideen bei den Menschen entwickelten, so blieb ihnen doch eine gewisse Art, die Welt anzusehen, über die Dinge zu denken, gemeinsam. Eine Reihe von Menschen standen auf derselben Grundlage des Glaubensbekenntnisses, das freilich in den Einzelheiten ein jeder anders gestaltete, und fühlten sich dadurch miteinander verbunden und für einander interessiert. Sogar die Verschiedenheit und Feindseligkeit der Konfession wurde bis zu einem hohen Grade durch die gleichartige Weltanschauung überwunden, wie denn z. B. der Protestant Schubert im Kreise der Münchner Katholiken wohlgelitten war und der Protestant Justinus Kerner sogar für einen katholischen Kirchenfürsten Predigten verfaßte. Versucht man, von den Abweichungen absehend, die gemeinsamen oder verwandten Ideen herauszufinden, so ergibt sich etwa folgendes: Die Welt ist eine lebendige Einheit; das ist die Grundlage der romantischen Weltanschauung, der Satz, den ihre Vertreter nicht müde wurden zu wiederholen. Sie verkündeten ihn wie ein Evangelium, das die Schönheit und den Segen künftiger neuer Zeit einschließt; und was könnte auch verheißungsvoller klingen als die Botschaft: alles lebt, alles hängt wirkend zusammen, es gibt nichts Totes in der Welt.

Das All ist ein Organismus und jeder seiner Teile ist sein Abbild, trägt die Züge des All, jedes Glied der

Welt hängt mit ihr zusammen wie der Finger des Menschen mit seinem Leibe und wiederum wie der Mensch selbst mit der Erde. Die Folgen dieser Anschauung sind so weittragend, daß sie sich im ersten Augenblick kaum übersehen lassen. Wenn die Welt ein zusammenhängender Organismus ist, so sind die wunderbarsten Wirkungen eines lebendigen Ganzen auf ein anderes oder auf ein Teilwesen oder umgekehrt eines Teilwesens auf ein Ganzes — denn alles ist ja das eine wie das andere — nicht nur dadurch zu erklären, sondern müssen infolgedessen vorausgesetzt werden. Die Frage, ob ein Geistiges auf ein Natürliches wirken könne, oder umgekehrt, ob die Seele auf den Körper, das Lebendige auf das Tote, das Organische auf das Unorganische, fällt dahin, indem diese Unterscheidungen als wesentliche, absolut trennende wegfallen.

Zwar gibt es eine große Spaltung, die ein Zwiefaches aus dem Ureinen macht und sich, dem Grundgesetz gemäß, in jedem Teile des großen Ganzen wiederholt und sich in zahllosen Formen, als Licht und Schwere, Geist und Natur, Nord und Süd, Mann und Weib wiederholt; aber das sind nicht absolute Gegensätze, sondern Polaritäten, das heißt Gegensätze, die sich voraussetzen, indem das eine nur im Gegensatz zum andern seine Bedeutung hat, und die in einem dritten eine innere Einheit haben, die ohne diesen Gegensatz nicht wäre. Licht und Schwere, Kraft und Stoff, Tätigkeit und Sein liegen dem Leben der Natur zugrunde, teilen sie, ohne sie unversöhnlich zu zerreißen. So wenig wie Inneres ohne Äußeres, Zentrum ohne Peripherie vorstellbar ist, ebensowenig Sinn hat es, nach der Priorität von Geist und Natur zu fragen, die einander ewig voraussetzen.

Zwei Prinzipien werden von den romantischen Denkern häufig zur Erklärung und Begründung herbei-

gezogen: der tierische Magnetismus und die Entwickelungslehre. Die Einheit, nämlich der Zusammenhang der Einzelglieder des großen Weltganzen, das Aufeinanderwirken der entferntesten, beruht auf der Kraft, die allem Lebenden innewohnt, und die man damals tierischen Magnetismus oder Mesmerismus nannte; einige Theorien hielten sie dem Erdmagnetismus wesensähnlich; andere wesensgleich und ihn umfassend. Es versteht sich, daß der Magnetismus selbst wiederum erklärt werden muß, und es gab Forscher, die als Mittel der Fernwirkung einen feinsten Äther annahmen, andere, die ein unmittelbares Wirken für denkbar hielten. Hier indessen kommt es mir nur darauf an zu betonen, daß die Romantiker eine von Lebendigen ausgehende Kraft voraussetzten, die sowohl die unorganische wie die organische, die körperliche wie die geistige Welt zu einem lebendigen Ganzen zusammenbände, eine und dieselbe Lebenskraft, „die in den Pulsen des Menschen und in den Rotationen der Sphären zusammenhängend schlagen müsse."

Wie die Romantiker so oft ihre Ideen in längstvergessener Vergangenheit wiederfanden, entdeckten sie auch diese Lehre in großartiger Einfachheit dargestellt bei Kepler, der behauptete, daß die Weltkörper tierischer Natur seien, sich selbständig bewegten und durch die von ihnen ausgehende magnetische Kraft das Sonnensystem herstellten; eine Meinung, die ihm in späteren Jahrhunderten um seiner bekannten unsterblichen Entdeckungen willen zugute gehalten und als unvermeidliches Anhängsel seiner abergläubischen Zeit betrachtet wurde.

Ein feiner Denker der Spätromantik, Passavant der Arzt, kam bei der Untersuchung katholischer Dogmen zu dem Ergebnis, daß die Vorstellung von der Solidarität der Menschheit von jeher unbewußt in den Menschen lebendig gewesen sein müsse, denn die Lehren von der

Erbsünde und von der Erlösung, Glaubenssätze nicht nur der christlichen, sondern vieler alter Religionen, haben nur dann Sinn, wenn die Menschen eine so reelle Einheit bilden, daß einer für den andern gesetzt werden kann. Dementsprechend nun, daß der Mensch sowohl Geist wie Natur ist, nahm Passavant einen doppelten Zusammenhang zwischen den Menschen an, einen organischen und einen magnetischen oder magischen, von denen der magische dem organischen so vorangehe, wie die Idee des Kunstwerks im Haupte des Künstlers dem Kunstwerk selbst vorausgeht. Wenn wir, wie der Magnetismus behauptet, durch Handauflegen unsere Kraft auf andere übertragen können, so gewinnt die Priesterweihe eine lebensvolle Bedeutung, indem dann wirklich eine ununterbrochene magische Kette vom ersten Geweihten bis zum gegenwärtig letzten herunterführt. Magisch-organische Ketten verbinden die Geschlechter, da das Kind mit der Lebenskraft der Eltern gleichsam geladen ist. An Stelle der Begriffe Menschheit, Tierheit oder Tierwelt, Pflanzenwelt treten lebendige Individuen: nur die Menschheit ist der ganze Mensch, nur die Gesamtheit der Tiere das Tier. Man kann sich denken, welche Wirklichkeit das Bild habe, das Christus das Haupt der Menschheit nennt.

Das Romantisieren, sieht man, besteht hier hauptsächlich im Lebendigmachen und Persönlichmachen. Die Wissenschaft bestätigte die ahnungsvolle Dichtung kindlicher Völker, die Götter und Heroen als Sternbilder an den Himmel versetzte. Nicht als tote Körper nach mechanischen Gesetzen drehen sich die Gestirne, nicht als seelenlose Organismen stehen uns Bäume und Pflanzen unverständlich gegenüber: die Dryaden des Waldes, die Nymphen der Gewässer, die Elfen der Wiesen und Blumen feiern ihre Auferstehung, was Bild war wird Wirklichkeit. Vielleicht in Erinnerung an einen Ausspruch des Plato, der

die Welt ein mit Seele begabtes Tier nannte, wird die Seele als „lebendiges Kugeltier" bezeichnet; Görres nennt sie einmal die göttliche Madonna mit dem geliebten Kinde, nämlich dem Menschen. Ganz allgemein fassen die romantischen Forscher die Welt als den Total-Organismus, die Erde als Erd-Organismus auf.

Von diesem Standpunkt aus wird die Zuneigung der Romantik für die Astrologie verständlich, als für die Wissenschaft, die die Beziehungen der überirdischen Weltorganismen zu dem Organismus Erde und den irdischen Organismen untersucht. In der Astrologie, sagt Windischmann, entwickelte sich zuerst in der alten Welt die Idee der Einheit in der Natur; und es gehöre deshalb der Glaube an den Bezug des Himmels und namentlich der Planeten auf die irdischen Begebenheiten zur innersten Religion. Ein so verständiger und von aller Überspannung entfernter Mensch wie Wilhelm Grimm schrieb gelegentlich an seinen Bruder: „Ich glaube gewiß, daß unser Schicksal an den Himmel und die Sterne geknüpft ist."

Während Keplers Name von den Romantikern mit andächtiger Verehrung genannt wurde, verabscheuten sie in Newton den Urheber der mechanischen Weltansicht, den Feind wahrer Religion, Philosophie und Naturanschauung, da er den Weltkörpern die Seele und das eigene Leben nahm und sie zu toter, bewegter Masse herabsetzte. In seiner Lehre sahen sie den Ausgangspunkt des Materialismus, der Irreligion; wer die Sterne leugnet, leugnet die Erde, leugnet den Menschen und muß zuletzt auch Gott leugnen, heißt es bei Baader. Ähnlich drückt sich jener französische Philosoph St. Martin aus, den schon die Brüder Schlegel gern anführten, und aus dem Baader viel und gern schöpfte; die Sensibilität der Erde war ein Hauptsatz der Schule des Pasqualez gewesen, aus welcher St. Martin hervorging.

Hier schwebte also dieselbe Idee vor, die Fechner veranlaßte, den Vorschlag zu machen, man möchte einmal, anstatt das Organische aus dem Unorganischen ableiten zu wollen, das umgekehrte versuchen und das Unorganische als Residuen des lebendigen Erd-Organismus ansehen. Zwar unterließen es die Romantiker, überwältigt von der Fülle und dem Glanze ihrer Ideen, sie klar und gründlich zu verfolgen; aber wenn der übrigens dunkle und feierlich ungeschickte Ritter in einer Rede über die Physik als Kunst sagt: „Die Erde war ein vollkommen Lebendiges, ist es nicht mehr — das Feuer fehlt ihr fast ganz — wo ist das Feuer hingekommen — was bedeutet der scheidende Koloß, der leblos zu unseren Füßen liegt?“ so liegt als Folgerung augenscheinlich darin eingeschlossen, was Fechner aussprach. Ist die Erde ein lebendiger Organismus, so hat es nichts Rätselhaftes, daß sie Lebendiges hervorbringt. Die Frage nach dem Entstehen des Lebens auf der Erde, wurde erst möglich, als man das Leben als etwas der Erde mit den Organismen neu Hinzukommendes anzusehen anfing. Wie selbstverständlich es für die Romantiker war, daß das All beseelt sei und der Geist Gottes ewig über den Wassern schwebe, geht daraus hervor, daß sie die sogenannte generatio spontanea im allgemeinen nicht für etwas Unmögliches oder nur Wunderbares hielten: gelegentlich werden die Infusorien, aus aufgelöstem Fleisch erzeugt, animalische Atome, die Schimmelpilze vegetabilische Atome genannt. Die Erde ist die große Gebärerin, die, befruchtet von der Sonne, im Wasser das organische Leben erzeugt. Daß auch die andern Gestirne ihre Bewohner hätten, wurde für wahrscheinlich gehalten.

Im Meere, das lebendig ist, entstanden, das war die Meinung der Romantiker, sowohl die niedersten pflanzlichen wie die niedersten tierischen Organismen; nicht etwa

sind diese aus jenen hervorgegangen, nicht nach dem Bilde einer Reihe oder Leiter entwickelten sich Pflanzen und Tiere, sondern sie verhalten sich wie die verschiedenen Zweige eines und desselben Baumes zueinander. In diesem Punkte schieden sich die Romantiker unversöhnlich von den Darwinisten, denen sie insofern eigentlich den Boden bereiteten, indem sie die Auffassung des Lebens als eines Entwickelungsprozesses, und daß die höheren Formen sich aus den niederen entwickeln, zum Gemeingut der Gebildeten machten. Dagegen leugneten sie nachdrücklich die Veränderlichkeit der Arten, höchstens daß sie auf den untersten Stufen der Entwickelung ein Ineinanderübergehen der Formen für möglich hielten, was auch wiederum Fechner als „Prinzip der abnehmenden Veränderlichkeit" aufgenommen hat.

Dies hängt schon damit zusammen, wie die Romantiker klar erkannten, daß auf den höheren Stufen eine stets ausgesprochenere Individualität erreicht wird, deren Wesen eben Loslösung vom Ganzen und Unbeeinflußbarkeit ist, Gewinnen eines eigenen, unverrückbaren Mittelpunktes.

Nach der neuen Lehre wisse man nicht, sagt Baader einmal, ob nicht aus einem Stein ein Baum, aus einem Baum ein Pferd, aus einem Pferde ein Mensch werden könne. Dies sei aber unmöglich; jede Art entspreche einer ewigen Idee, habe ihren unauslöschlichen Charakter, der innerhalb seiner Grenzen durchaus verharren müsse, nur durch Wiedergeburt der eigenen Form sei Vervollkommnung denkbar. Auch Kielmeyer und Oken, die beide das biogenetische Grundgesetz wohl kannten und von denen namentlich der erstere durch keinerlei vorgefaßte religiös-philosophische Meinung beeinflußt war, behaupteten fest die Unveränderlichkeit der Arten.

Eine bestimmte Theorie darüber, wie die Entwickelung,

die die Romantiker lehrten, vorzustellen sei, liegt nicht vor. Sie glaubten, daß Gott einen gewissen Inhalt in das Weltall hineingeschaffen habe, der sich durch das Leben entwickeln solle, daß alle individuellen Lebensformen im Chaos inbegriffen waren und zugleich belebt und beseelt worden seien. Die Natur mache stets neue Ansätze, um etwas, nämlich das individuellste, zu erreichen; das Leben sei ein Phönix, der sich immerfort verbrenne, um neu aus der Asche zu erstehen; die letzte Entwickelung sei der letzte Endzweck. Wenn Fechner den Kampf ums Dasein zur Erklärung der Entwickelung gering anschlägt und dagegen ein „Prinzip der Abhängigkeit der Existenzbedingungen der Organismen voneinander" annimmt, nämlich daß das ganze kosmorganische Reich, da es in der Uranlage eine zusammengehörige Einheit bildete, sich immer mit Bezug aufeinander differenzieren müsse, so folgt diese Auffassung mit Notwendigkeit aus der Anschauung der Romantiker.

Dem Gesetz von der Entwickelung der höheren Individuen aus den niederen scheint auf den ersten Blick die ebenso oft wiederkehrende Behauptung, daß der Mensch in seiner jetzigen Erscheinung gefallen sei, zu widersprechen. Doch muß man bedenken, daß die aufsteigende Entwickelung nur ein Ausdruck für die beschränkte menschliche Auffassung ist; denn insofern die ewigen Lebensformen alle Gott angehörig sind, können sie gar nicht als höhere und niedere unterschieden werden und sind es nur durch ihr vereinzeltes Erscheinen, das unsere Sinne wahrnehmen. Gehen wir von Gott aus, steht der selbstbewußte Menschengeist an der Spitze der Erdengeschöpfe, die alle gewissermaßen von ihm umfangen sind wie der Mensch selbst es von Gott ist; gehen wir von der Erscheinung in der Zeit aus, so ist der Mensch das Schlußgeschöpf oder vielmehr die letzte und höchste uns bekannte organische Entwickelungsform.

Von beiden Seiten ausgehend gelangt auch die Naturphilosophie (oder romantische Philosophie) zu der wichtigen Ansicht, daß der Mensch nicht die letzte Form sein kann, die Gott gedacht hat und die die Natur anstrebt, sondern daß die Entwickelung über den Menschen hinausgehen müsse. Ist der Mensch in göttlicher Vollkommenheit aus der Hand Gottes hervorgegangen und gefallen, so muß es wohl sein Ziel sein, diesen Zustand wieder zu erreichen; sieht man davon ganz ab, so ist doch nicht einzusehen, warum die Natur bei einer so mangelhaften Form, wie der Mensch ist, stehen bleiben solle. Am klarsten und mit der ganzen revolutionären Kraft ihrer Bedeutung erlebte die Idee des Übermenschen der interessante spätromantische Denker Georg Friedrich Daumer. Angeregt wurde Daumer durch einige Äußerungen des französischen Romantikers Charles Nodier, wo er aus dem Drange des Menschen nach Vervollkommnung darauf schließt, daß er der Gipfelpunkt der Schöpfung nicht wäre. Und zwar träumt er von einer erhöhten Menschheit mit neuen Organen, die die jetzige verdrängen würde, so ähnlich wie neue Tiergeschlechter sich über den ausgestorbenen erhoben haben.

Dieser Gedanke, daß der Mensch nur eine Übergangsform sei, die ein vollkommneres Wesen, das Daumer den Engel der Zukunft nannte, vorbereitete, rief einen Umschwung in allen Anschauungen Daumer's hervor. Ein reizbarer Idealist hatte er sich durch die Mängel des Menschen niederdrücken und, wie er selbst sagt, zum odium generis humani treiben lassen; nun konnte er seine Ansprüche auf den „Zukunftsmenschen" übertragen, die jetzige Menschheit hassen und verachten und doch in Hoffnungen schwelgen. Doch löste er die Frage, ob der Übermensch sich aus und innerhalb der jetzigen Menschheit entwickeln würde oder ob noch eine neue Artbildung erwartet werden könne, anders als Nodier; denn er entschied sich für

die Ansicht, daß die jetzige Menschheit die Grundlage der neuen bilde. Schon bei Novalis findet sich die Meinung angedeutet, die auch neuerdings wieder auftaucht, daß von der Möglichkeit einer organischen Veränderung des Menschen abzusehen sei, da der menschliche Geist die Weiterentwickelung der Organe gewissermaßen selbst übernommen habe, indem er ihnen durch Werkzeuge zu Hülfe komme. Für Daumer fiel von dieser Vorstellung ein neues Licht auf die Bedeutung der christlichen Religion: in Christus sah er nun den Erstling der Zukunftsmenschen, das Vorbild, das nur durch Wiedergeburt des alten Adam, nämlich der alten Menschheit, erreicht werden kann. Insofern blieb also doch die Meinung gültig, daß der Mensch das Schlußgeschöpf sei.

Fast ohne Ausnahme stimmten die Romantiker im Glauben an den Übermenschen überein, nur daß die einen mehr vom naturwissenschaftlichen, die andern mehr vom religiösen oder mystischen Standpunkte aus dazu gelangten. Der Mensch greife tiefer in sich hinein, sagten sie, und er muß den Urmenschen wiederfinden und aus sich gebären können, der er war und der er werden soll. Der Mensch, wie er aus Gottes Händen kam, war geschlechtslos, vielmehr Mann und Weib zugleich, unsterblich, Herr der Natur. Er war mit magischen Kräften begabt, das heißt mit solchen, die uns wunderbar erscheinen, weil sie aus dem gewöhnlichen Gange der Natur heraustreten und unmittelbar wirken, wo wir materieller Vermittelung bedürfen. Mit solchen Kräften beherrschte er sowohl seine eigene Natur wie die ihn umgebende und war alles dessen mächtig, was von jeher Heilige oder Zauberer und Hexen, die die verlorene Götterkraft ganz oder teilweise, lauter oder verderbt wieder herstellten, vermochten oder denn zu vermögen vorgaben. Dieser Herrenmensch fiel zusammen mit der ganzen Natur, deren Mittelpunkt er sein sollte

und die zu erlösen nun, neben der eigenen Wiedergeburt, seine wichtigste Bestimmung ist. Wie die Menschheit Christus geboren hat, damit er sie erlöse, so die Erde den Menschen; wie Gott Christus der Menschheit zum Haupt und Mittelpunkt gedacht hat, so den Menschen der Erde. Im Glauben an die notwendige Erlösung, sagt der katholische Philosoph Baader, liege wesentlich die Religion; und allerdings setzt das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit ein uns tragendes und wissendes Wesen, Gott, voraus.

Überhaupt ist Gott für die romantische Anschauung der von selbst einleuchtende, der Erklärung nicht bedürfende Grund alles Denkens und Seins. „Gottes Dasein," sagt Schelling selbst, „ist eine empirische Wahrheit, ja die Grundlage aller Erfahrung. Wer das gefaßt hat, dem ist der Sinn aufgegangen für Naturphilosophie." Kann man sagen, daß, wer die Sterne leugnet, auch den Menschen und schließlich Gott leugnen wird, so muß es entsprechend wahr sein, daß, wer die Sterne glaubt, auch die Menschen und Gott glauben muß. Die Welt wäre keine lebendige Einheit, als welche die Naturphilosophie sie doch betrachtet, wenn es nicht einen Mittelpunkt gäbe, der sie zusammenhält und mit einem einheitlichen Gedanken beseelt; das ist Gott. Doch ist er nicht mit der Weltseele zu verwechseln.

Die romantisch-naturphilosophische Weltanschauung kann leicht als pantheistische mißverstanden werden; auch wurde Schelling namentlich anfangs sowohl von Anhängern wie von Gegnern der Vorwurf des Pantheismus gemacht. Je mehr aber die Romantiker diese Gefahr erkannten — denn dafür hielten sie es — desto bewußter erklärten sie sich dagegen. Sie wollten so wenig von einem bewußtlosen wie von einem werdenden Gott etwas wissen und wandten sich deswegen energisch gegen den aus der Romantik hervorgegangenen Hegel, der die Natur- und Menschengeschichte als eine Entwicklung Gottes an-

gesehen wissen wollte. Wenn Hegel die Lehre Kant's bestritt, daß wir nur die Erscheinung, nicht das Ding an sich kennen könnten, indem er behauptete, die Erscheinung sei eben nichts als das explizierte Wesen, dasselbe gehe in der Erscheinung auf wie der Mensch in der Reihe seiner Taten, so erhob sich dagegen wiederum die Romantik und sagte — ich führe hier Passavant an — nein, der Mensch ist nicht nur die Reihe, sondern auch die Quelle seiner Taten, und ebenso Gott. Gott ist transzendent, geht nicht auf in der Erscheinungswelt, ein Mysterium bleibt. Passavant dachte dementsprechend daran, das Geheimnis von Freiheit und Notwendigkeit so zu erklären, daß der Mensch nicht für seine Handlungen, aber für seinen Willen, die Quelle seiner Taten, verantwortlich zu machen sei. Man sieht hier — wie an vielen anderen Punkten — die Berührung der Romantik mit Schopenhauer.

Wo sich romantisch-naturphilosophische Strömungen mit modernen, sogenannten jungdeutschen mischen, wie z. B. bei Oken, wird man allerdings die Grenze gegen den Pantheismus hin überschritten finden. „Gott ist eine rotirende Kugel. Die Welt ist der rotirende Gott" oder „Gott ist Monas indeterminata," das sind Äußerungen, die auf dem Boden der Naturphilosophie gewachsen, aber über den Pantheismus nicht herausgekommen sind.

Die eigentlich romantische Idee von Gott ist die: Gott ist nicht identisch mit der Welt; sondern er ist zugleich ihr Mittelpunkt und umfaßt und trägt sie. Gott ist in allem, aber nicht alles ist Gott, ähnlich wie unsere Seele in unserm ganzen Leibe ist, darum aber unser Leib doch nicht identisch mit der Seele ist. Der berüchtigte außerweltliche Gott wäre demnach wieder da, wenn nicht stets betont würde, daß er die Welt sowohl von innen wie von außen bewegt und, wenn auch nicht notwendig, so doch freiwillig untrennbar mit ihr zusammenhängt. Unser Verhältnis zu

Gott wird am besten durch den Bibelspruch bezeichnet: in ihm leben, weben und sind wir. Weil er uns weiß, wissen wir uns, weil er der Leuchtende ist, sehen wir, weil er der Tönende ist, hören wir. Carus nannte diese Gottesauffassung Entheismus; womit hauptsächlich, im Gegensatz zum Pantheismus, ausgedrückt sein soll, daß wir uns in Gott fühlen, aber nicht mit ihm identisch halten sollen. Sehr glücklich veranschaulichten die Romantiker die Beziehung zwischen Gott und Mensch durch das Bild eines rein menschlichen Verhältnisses: nämlich zwischen dem Magnetiseur und dem Magnetisierten. Man kann sich tatsächlich das Leben der Seele in Gott, das Getragensein von ihm nicht besser deutlich machen; in gewissen Fällen der Abhängigkeit nimmt der Magnetisierte das in Zeit und Raum entfernte wahr, wenn der Magnetiseur ihn damit verbindet, das nächste nicht, wenn er nicht durch ihn damit verbunden ist; wirft er seine Sinnlichkeit auf den Magnetiseur ab und empfängt die Welt durch ihn, sieht mit seinen Augen und hört mit seinen Ohren. Der Magnetiseur ist in Wirklichkeit der Mittelpunkt des Magnetisierten geworden und hat ihn dadurch frei und leicht gemacht; je höher der Magnetiseur steht, desto glücklicher ist der Zustand des Magnetisierten, der, wäre der Magnetiseur Gott, nunmehr das Paradies wiedergewonnen hätte.

Waren die Romantiker keine Pantheisten, so waren sie ebensowenig Spiritualisten. Gott ist ihnen ein Geist, aber deswegen nicht naturlos; so wenig wie der Mensch, nach dem Bilde Gottes gemacht, ohne Leib, so wenig kann Gott ohne Natur gedacht werden. Das stete Festhalten an der Natur bei einer Richtung auf das Geistige ist wesentlich romantisch und kann auf jedem Gebiete beobachtet werden; es hängt zusammen mit der der Romantik gleichfalls wesentlichen Ehrfurcht vor der Individualität. „Die Natur ist das dem rein geistigen Prinzip Individualität ver-

leihende"; es kann demnach, und wenn die individuellste Bildung Ziel der Entwickelung ist, niemals Loslösung von der Natur, sondern immer innigere Durchdringung derselben Bestimmung des Menschengeistes sein.

Diese Auffassung erweist sich vornehmlich, wenn es sich um die Frage unseres Zustandes nach dem Tode handelt. Manche romantische Dichter, die nicht gerade folgerichtige Denker waren, schwankten zwischen dem Drange nach persönlicher Unsterblichkeit und der Sehnsucht nach Auflösung in der Natur; aus beiden Trieben ist die Unsterblichkeitsansicht der Romantik erwachsen. Die naive Idee von der Auferstehung des Fleisches, in der sich der Wunsch individueller Fortdauer äußert, wird nach ihrer großartigen Auslegung durch den Apostel Paulus beibehalten. Einige nehmen einen inneren Leib oder Astralleib an, der den Verfall des materiellen Leibes überdauert, andere drücken sich so aus, daß ein Keim des materiellen Leibes nach dem Tode mitgenommen werde. Schubert gebraucht dabei zu Erläuterung das Bild von dem verdauenden Leibe, der aus der Speise die toten Reste der Speise ausstößt, aber einen Nahrungssaft zurückbehält, aus dem neues Fleisch wird: so, meint er, behielte die Seele aus dem sterbenden Leibe einen Keim der Unsterblichkeit mit reproduzierender Kraft aus welchem der Geistleib entstände. Schelling bezeugt, daß anhaltendes Nachdenken in ihm die Ueberzeugung befestigt habe, daß der Tod die Persönlichkeit nicht schwäche, vielmehr erhöhe, indem er sie von manchem zufälligen befreie; daß der Zustand nach dem Tode mit einer bedeutenden Steigerung des Bewußtseins verbunden sei.

Was hier mehr oder weniger als Glaube und Gefühl geäußert und höchstens durch ein Bild erläutert wird, suchte Passavant wissenschaftlich zu begründen in einer schönen Untersuchung darüber, ob nach dem Tode noch

etwas von den Sinnen übrig bleibe. Er kam zu folgendem Ergebnis: Die Idee, welche die Richtung hatte mit der Natur in Bezug zu treten und Organe dazu bildete, wird diese Richtung nicht verlieren. Man könnte zwar meinen, daß sie, nach Schwinden dieser Organe in der uns bekannten Form, ihren Zweck auf einem ganz anderen Wege zu erreichen suchte; aber da wir uns Entwicklungszustände — und das Entwicklungsprinzip wird auch nach dem Tode beibehalten — nur als Fortrücken und Potenzieren früherer Zustände denken können, so muß die künftige Beziehungsweise der Seele zur Natur Aehnlichkeit mit der jetzigen haben, und es muß etwas der jetzigen Sinnestätigkeit analoges bestehen. So könnte z. B. der künftige Leib ganz und gar Lichtorgan sein, alles könnte uns durchsichtig und das Wesen der Natur — insofern auch der göttliche Gedanke — mehr und mehr erschlossen werden. Eine entsprechende Verwandlung könnten die übrigen Sinne erfahren. Wahrscheinlich ist es, daß auf höherer Stufe die Beziehungen zur Natur nicht mehr geschieden sind, sondern an Stelle der Sinne ein Allsinn tritt, der uns die verschiedenen Manifestationen der Natur ineinander übergehend oder zugleich erscheinend vermittelt.

Also: nicht Aufgehen weder in der Natur noch in Gott, sondern immer innigere Berührung, immer helleres Erkennen. Aehnlich nannte Justinus Kerner, während er in schweren, trüben Stimmungen das Sichauflösen in der Natur herbeisehnte, bei ruhiger Besinnung den Tod die innigste Vereinigung mit dem Geiste der Natur, den Zustand, in welchem man mit dem Leben der Geister und Gestirne befreundeter würde. Aber auch mit uns selbst werden wir in diesem Zustande inniger verbunden: wir verinnern uns gleichsam. Tiefer in unsere Seele hineintauchend begegnen uns dort lebendige Gestalten, nämlich unsere Sinnesbilder, die nun je nach ihrer Art unsern Himmel oder

unsere Hölle ausmachen, so etwa wie wir es vorbildlich im Traume erleben. In diesem Sinne, kann man sagen, fügt Ringseis seiner bedeutungsvollen Theorie über die Realität der Sinnesbilder hinzu, daß unsere Werke uns nachfolgen.

Charakteristisch ist, wie ich schon sagte, daß das Entwicklungsprinzip auch auf den Zustand nach dem Tode angewandt wird; so daß Passavant vorschlägt, es möchte statt vom künftigen Leben von künftigen Lebensformen gesprochen werden. Im Grunde ist es nur, wie so häufig in der Romantik, ein wissenschaftlicher Ausdruck für das, was die dichtende Mythe in Bildern verkündete; wenigstens die christliche Mythe lehrte auch eine Stufenordnung im Himmel, ein Unterwiesenwerden und allmähliges Aufsteigen der Unmündigen, wie es Goethe im zweiten Teile des Faust dargestellt hat.

Neben dieser Unsterblichkeitsanschauung begegnen wir bei den Romantikern einer andern, welche die Unsterblichkeit als etwas dem lebendigen Menschen erreichbares, oder, besser gesagt, in der Konstitution des Uebermenschen liegendes ansieht. Nicht nur der phantasievolle Ringseis sagte: „Der Tod ist nicht natürlich, er kommt nur bei allen vor;“ auch der alte Reil, ein Gelehrter, der ebensogut der Aufklärungszeit wie der Romantik angehörte, tat gelegentlich den Ausspruch, das Sterben sei nicht als notwendig nachzuweisen. Justinus Kerner und Baader behaupteten, vollkommen unabhängig von einander, alles Ernstes, der Tod hänge mit der Geschlechtsliebe zusammen, sei mit ihr entstanden und würde mit ihr verschwinden; einmal würden keine Kinder mehr erzeugt werden, meinte Baader in einem Jugendbriefe, und der Mensch unsterblich sein. „Warum sollten wir uns nicht einen Zustand denken, in welchem Reproduktion und Irritabilität zu einem Minimum herabsinken, die Sensibilität dagegen das Maxmumi wird?“

In welchem also das, was man damals den Nervengeist nannte, die Hülle der Seele bildete, der neue Leib ein Hirn-Leib und insofern, — da das Gehirn immer dem Lichte gleichgesetzt wurde, ein Licht-Leib wäre. Da diese Vorstellung sowohl auf den Zustand nach dem Tode wie auf den der irdischen Zukunft anwendbar ist, ließe sich denken, daß dasselbe Ziel in der irdisch-materiellen Religion die sich entwickelnden Generationen erreichten, welchem der Einzelne nach dem leiblichen Tode entgegen ginge. Soviel bleibt als allgemeine Ueberzeugung, daß der Schauplatz des Lebens sich nicht verändert, als höchstens im Menschen selber. Das Wort des Novalis: „Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg" bleibt die Lösung der romantischen Gedankenarbeit auf diesem Gebiete; so aber, daß das Aeußere dem Innersten nur um so näher rückt.

Gott, Welt und Individuum, keine der Größen dieser Dreiheit verleugnet oder bekämpft die romantische Weltordnung, nur will sie sich jeder im richtigen Maaße hingeben.

Carus stellt die Frage: Kann die Idee — nämlich unseres Seins — durch ihr sich Darleben ein Resultat gewinnen? oder, schlichter gesagt: Wozu leben wir? und beantwortet sie folgendermaßen: Als Fühlende sollen wir anstatt zur Gottlosigkeit zur Gottinnigkeit gelangen, als Wollende anstatt zur Verweltlichung zur Weltinnigkeit, als Erkennende anstatt zur Selbstsüchtigkeit zur Selbstinnigkeit. Dies maßvolle Schweben über den Polen ist freilich im Leben weit schwerer darzustellen als schrankenlose Ergebung an Eines, sei es Gott oder die Welt oder das Selbst; weswegen auch extreme Weltanschauungen, wie etwa die mittelalterlich-asketische oder der Materialismus, weit eher sich ausbreiten und zur Macht werden können.

Ich habe versucht den Boden abzugrenzen, auf dem ein reiches und buntes Gedankenleben, alle Gebiete des

menschlichen Seins berührend, sich entwickelte. Man weiß, daß die Romantik keine Systeme schuf; doch eine sichere Grundlage gab es, von der alle ihre Denker ausgingen, die sich deshalb mit Recht als unter einander verbunden, Mitglieder einer unsichtbaren Kirche fühlten. Diese Grundvorstellungen, die ich angedeutet habe, von der Einheit und Lebendigkeit der Welt und von dem Gotte, der sie von innen erfüllt und von außen umfaßt, waren nicht nur Theorieen, die in Büchern standen; sondern, das ist gerade das charakteristische dieser Menschen und dieser Zeit, sie lebten in ihren Bekennern wie eine innig geglaubte Religion und beeinflußten ihr gesamtes Denken, so daß ihre systemlosen und oft im Einzelnen einander widersprechenden Schriften nichts destoweniger das Gepräge eines Geistes tragen.

Neue Wissenschaften.

Die Überzeugung, daß alles Äußere Symbol eines Inneren sei, führte die Romantiker unmittelbar zur Physiognomik, das heißt zu der Wissenschaft von der seelischen Bedeutung der Körperformen, insbesondere natürlich der menschlichen.

Diejenigen, welche annahmen, daß der Geist sich den Körper baue, folgerten daraus, daß man die allgemeinen Gesetze und Verhältnisse des Geistes auf den Organismus müsse anwenden können. Die andern, welche von keinem Primat des Geistes wissen wollten, sondern an einen Parallelismus von Geist und Körper glaubten, zogen aus der Tatsache, daß das, was von der einen Seite Geist, von der andern Körper ist, das Ergebnis, es müsse sich von einem auf das andere schließen lassen.

An der Möglichkeit, aus dem Äußeren das Innere zu deuten, wird nirgend gezweifelt; es finden sich Zeugnisse dafür bei Ennemoser, Görres, Volk, dem Verfasser des Buches über die ekstatischen Jungfrauen in Tirol, Troxler und anderen. Ennemoser äußert sich folgendermaßen: „Wie alle Form eine Vergeistigung des räumlichen Stoffes darstellt, so wird auch die leibliche Form, in der sich der Vernunftgeist des Menschen offenbart, durch einen eigentümlichen Charakter sich auszeichnen, und die Kenntnis dieser Form führt daher direkt auf die Erkenntnis des Geistes, oder umgekehrt: wer den Geist kennt, wird

ihn in der Form wiederfinden. Die Kenntnis der Form ist die Physiognomik."

Entsprechend der doppelten Möglichkeit des Schließens von der Form auf den Geist und vom Geiste auf die Form, wird denn auch ein zweifacher Weg in der Physiognomik eingeschlagen, ein metaphysischer und physiologischer. Die metaphysische Untersuchung nimmt die Dreieinigkeit als Maß an und legt dies an den menschlichen Leib, wie es Malfatti in seiner „Architektonik des menschlichen Organismus" tut. Die elliptische oder die Kreisform, die mehr oder weniger den Organen zu Grunde liegt, drückt etwas Geistiges aus und enthüllt dem für die feinen Abweichungen der Form empfindlichen Auge Geheimnisse der Seele. Teilt Malfatti den Menschenkörper in drei Gruppen: das Kopf-Ei mit den Satelliten Auge und Ohr, das Brust-Ei mit den Satelliten Lunge und Niere, das Bauch-Ei mit den Satelliten Leber und Milz, so weiß derjenige, dem die romantische Anschauungsweise vertraut ist, daß diese Dreieinigkeit der von Geist, Seele und Leib oder der von Sensibilität, Animalität und Vegetation oder der von Mannheit, Jugend und Embryoleben oder der von Actio, Functio und Factio entspricht, und entnimmt daraus, was jedes der Organe im Allgemeinen an seiner Stelle auszudrücken und in welchem Verhältnis es zum andern zu stehen hat. Hierzu tritt nun die vergleichende Methode Okens, der das Antlitz die Wiederholung des ganzen Körpers in seiner höheren Region — denn der Kopf ist der eigentliche Ätherleib — nannte. Die Stirn wiederholt den Kopf beziehungsweise das Gehirn, die Nase, gebildet durch die Einmündung der Lunge, die Brust, der Mund, gebildet durch die Einmündung des Darmes, den Bauch, die Kiefer, da sie eigentlich Glieder sind, die Extremitäten: indem sich so das Wesen der Organe, das was sie sind, offenbart, offenbart sich zugleich unmittelbar, was

sie bedeuten. Auch der Kopf unterliegt wie der ganze Körper dem Maß der Dreieinigkeit. „Einheit und Teilung in Zweiheit und Wiedervereinigung in der Dreiheit ist in der Gesichtsform auf wundervolle Weise enthalten" sagt Ennemoser. Es leuchtet von selbst ein, von welcher Bedeutung für die Art des Menschen gute oder mißliche Verhältnisse zwischen den beiden Teilen des Gesichtes und das Verhältnis der Nase sind, welche gewissermaßen der Mittler — der Ternar — zwischen ihnen ist. Dennoch ist es sicher, daß solche Andeutungen noch kein wissenschaftliches System der Physiognomik bedeuten können, da dem Verständnis oder sagen wir der Eingebung des Auslegenden ein allzugroßer Spielraum gegeben ist. Es ist aber gleichwohl aus dem Umkreise der Romantik ein meisterhaftes und das erste wissenschaftliche Werk über diesen Gegenstand hervorgegangen: Symbolik der menschlichen Gestalt von Carus, im Jahre 1853 erschienen.

Carus gewinnt seine psychologischen Ergebnisse, indem er sich in die Physiologie jedes Organs versenkt, wobei ihm seine bedeutenden anatomischen und morphologischen Kenntnisse zu statten kamen. Vielfach sich an Oken anschließend geht er doch weniger sprunghaft, mit weiserem und strengerem Tiefsinn vor. Analogieen, die sich nicht physiologisch begründen lassen, vermeidet er, überhaupt schließt er das Sinnbild aus, „um den Sinn und die Bedeutung in der Natur an und für sich selbst zu erfassen." Lavaters Anregungen schätzt er außerordentlich und läßt es sich häufig angelegen sein, desselben geistreiche Entdeckungen zu begründen, doch war er sich bewußt, daß sich durch ihn die Physiognomik zu einer Wissenschaft erhöhen werde. Daß freilich der Physiognomiker — wie nach romantischer Auffassung der Arzt — mit aller Wissenschaft unvollkommen arbeiten müsse, wenn er nicht auch Künstler sei und sein systematisches Erforschen durch seherischen

Blick unterstützen könne, betont er ausdrücklich. Ob er selbst Divinationsgabe oder Gewalt über die Menschenseele in so hohem Grade besaß wie Lavater, ist zu bezweifeln; jedenfalls hatte er Menschenkenntnis und wissenschaftlichen, insbesondere naturwissenschaftlichen Sinn, dessen Fehlen Lavater's Werk trotz seiner Verwandtschaft mit romantischen Bestrebungen im Ganzen doch zu einem unromantischen macht.

Ein gewisser Scharfblick war auch dem bekannten Phrenologen Gall nicht abzusprechen, doch trübte er ihn durch eine haltlose Theorie; gerade wo Carus ihm entgegentritt, erhellt die wissenschaftliche Reinheit und Tiefe seiner eigenen Methode am schönsten. Als ein Beispiel führe ich an, wie Carus bei Gelegenheit der Schädellehre die Schwellungen der Stirn erklärt, welche die Augen von oben umgeben, an welche Stelle Gall den Orts-, Farben- und Zahlensinn verlegte. Carus erkannte darin das richtige Gefühl an, daß an dem hervorspringenden Knochenrande der Augenhöhlen Eigenschaften zu suchen sein müßten, welche sich auf den Gesichtssinn beziehen; denn auch aus der Vergleichung verschiedener Tiere, die Carus immer zuerst vornahm, um sich an diesen einfacheren Organismen zu orientieren, ergab sich, daß diejenigen, die sich durch Anschwellung der unteren Stirngegend auszeichnen, mit besonderer Sehschärfe begabt sind und umgekehrt, wie zum Beispiel die Raubvögel gegenüber den Maulwürfen oder, in einer und derselben Tierklasse die Gemsen gegenüber den Schafen. In Bezug auf die Menschen fand Carus die fragliche Schwellung weit mehr bei den Stämmen des Westens, den Indianern, als bei den östlichen Völkern, zum Beispiel den Chinesen, die an dieser Stelle eher flach gebildet sind, und bei Betrachtung der verschiedenen Art und Lebensweise dieser Völker wird man das dem vorhergehend ganzen entsprechend finden. Trotzdem hielt es

Carus nicht für erlaubt, jedem Individuum mit vorspringendem Orbitalrande daraufhin Sehschärfe und daraus entspringende geistige Eigenschaften — geschweige denn Farben-, Orts- und Zahlensinn — zuzuschreiben. Nur das, meinte er, könne dadurch angezeigt werden, daß die betreffende seelische Individualität vorzüglich durch den Sinn des Gesichtes bestimmt, „mehr gegen die Welt des Lichtes als gegen die Welt der Töne organisiert" wäre. Es ist darin bereits etwas anderes angedeutet: Carus erinnerte sich, bei Malern, — er erwähnt seinen berühmten Zeitgenossen Friedrich — vielfach tiefliegende, durch vorspringende Augenhöhlenränder beschützte Augen beobachtet zu haben, während ein vorspringendes Auge eher bei Dichtern und Musikern gefunden wird. Auch Gall hatte, in Übereinstimmung mit der Volksmeinung, den Menschen mit vorspringendem Auge starkes Gedächnis, Sinn für Sprache und Ton zugeschrieben, ohne aber eine annehmbare Erklärung beizubringen. Diese liegt einfach darin, wie Carus schön ausführt, daß, wer nicht gegen die Welt des Lichtes organisiert ist, — was durch tiefliegende Augen angezeigt wäre — naturgemäß mehr durch die Welt der Töne beeinflußt sein wird. Das hervorgedrängte Auge — gleichsam ins Äußere sich verlierend — gebe an sich schon, sagt Carus, den Ausdruck eines aufhorchenden Menschen, der keinen Gegenstand besonders fixiert, während einer, der scharf sehen will, das Auge unwillkürlich zurückzieht und womöglich noch mit der Hand beschattet. Käme zum vorstehenden Auge eine Schwellung des Schädels gegen den Gehörsinn hinzu, so hätten wir das ausgesprochene Symbol einer vorzüglich in der Tonwelt lebenden Seele.

Was für die organischen Formen wird auch für die organischen Funktionen gelten: die physiologischen Vorgänge haben eine psychologische Seite und umgekehrt, und können nicht von einander getrennt werden, und es müßte

demnach aus den beiden Wissenschaften Physiologie und Psychologie eine einzige, die Physio-Psychologie werden.

„Kein Wunder," so sagt Malfatti in seinen Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens „daß bei der gegenwärtigen Trennung die Psychologie von der Physiologie verlassen, sich oft im Denken entleibte, sowie die Physiologie von der Psychologie getrennt sich ebenso oft in Leiben entseelte." Die Forderung einer Psycho-Physiologie lag zu sehr in der Naturphilosophie inbegriffen, deren Aufgabe es ja war, „die Gleichheit der Naturerscheinungen mit den Geisteserscheinungen aufzudecken," als daß sie nicht von allen ihren Anhängern erfaßt und ausgesprochen hätte werden müssen. Derjenige der wirklich einige Grundlinien der neuen Wissenschaft zog, war wiederum Carus. In seinen beiden Werken Psyche und Physis hält er streng die Einheit der Seele fest, als welcher nicht nur das Erkennen, sondern auch das Bilden und Ernähren zufalle. Daraus aber, daß alle Lebenserscheinungen eine gemeinsame Grundlage haben, folgt, daß jede physiologische Tatsache Bedeutung für die Psychologie haben muß und umgekehrt. Als Grundsatz der Psychologie stellte er auf, daß der Schlüssel zum bewußten Seelenleben im unbewußten liege, insofern als das bewußte aus dem unbewußten sich entwickele. Das Geteiltsein des Menschen in bewußtes und unbewußtes Seelenleben welches in ein gegensätzliches Verhältnis zu einander trete, sodaß das Unbewußte zusammenschrumpfe, je mehr das Bewußte sich ausbreite, habe den Irrtum eines Geteiltseins in Leib und Seele erzeugt, und der Umstand, daß der bewußten Seele fortwährend aus den unbewußten Seelenprovinzen Gefühle zugehen, und daß der Mensch durch die unbewußte Seele mit dem Allgemeinen zusammenhänge, veranlasse die Täuschung, als sei der Geist vom Leibe abhängig. Eigentlich dürfe man beispielsweise nicht

sagen: gewisse Vorgänge in der Galle machen zornig, sondern: die Gallenabsonderung ist, was im bewußten Leben der Zorn ist. Oder es sei nicht richtig zu sagen, Ärger und Aufregung der stillenden Mutter verderbe ihre Milch, da es vielmehr so sei, daß was sich im bewußten Leben als Ärger, im unbewußten als Verderbnis der Milch äußere. Carus vermißte in unserer Sprache Ausdrücke für das unbewußte Seelenleben, wie man denn das Wort Willen füglich nur auf den bewußten anwenden kann, und um den unbewußten zu bezeichnen Umschreibungen gebrauchen muß. Es scheint, als wäre es von solchen Einsichten aus nur noch ein Schritt gewesen zu dem Gesetz der Schwelle, das Fechner aufstellte, daß die unbewußten Prozesse eine gewisse Stärke erreicht haben müßten, um bewußt zu werden; allein Carus befaßte sich nicht damit, über die Beziehung zwischen Unbewußtem und Bewußtem im Einzelnen Versuche zu machen und hat überhaupt, wie schon gesagt, nicht mehr getan, als das allgemeine Bild einer Psycho-Physiologie entworfen. Seine Wissenschaft blieb stets entweder Physiologie oder Psychologie. Bedenkt man aber, wie reich und lebensvoll seine Seelenentwickelungslehre gegenüber der alten Begriffspsychologie war, so muß man wohl Oken recht geben, welcher sagte, mit Carus' Psyche sei der Embryo der Psychologie zur Welt gekommen, einer Psychologie, das will eben doch der Naturphilosoph damit sagen, die nur im Zusammenhange mit der Physiologie gedacht werden kann.

In immer weiteren Kreisen sehen wir die Einführung der Naturwissenschaften in die Geisteswissenschaften. Überall spüren wir als Grundlage die Überzeugung, daß die Physik, nach einem Ausdruck von Windischmann, zu Gott führen müsse; die Anwendung physiologischer, überhaupt naturwissenschaftlicher Tatsachen auf religiöse Fragen war ein Hauptzug von Baaders Methode. „Wie werden Sie

und mehrere sich freuen über den lebendigen Zusammenhang der Religion und Physik" schrieb er gelegentlich einem Freunde, und wiederum, es sei kaum zu glauben, welches Licht die Anwendung der Physiologie auf die Religionswahrheiten gebe, „und wer die Physiologie im allgemeinsten Sinne des Wortes darstellte, würde, ohne es zu wissen, eine Begründung unserer Religion geben." In einer Schrift über das Opfer wies er den physisch-psychischen Grund der Augurien beim Schlachten der Tiere nach. Ein ander Mal meldet er einem Freunde feierlich, es sei ihm gelungen, das selige Geheimnis der Menschwerdung Gottes und Gottwerdung des Menschen an dem Wachstum der Pflanzen als Erdwerdung der Sonne und Sonnenwerdung der Erde zu illustrieren. Auch der von den Romantikern verehrte Philosoph St. Martin hatte beklagt, daß er nicht genug Kenntnisse in den Naturwissenschaften besäße, „pour viriliser sa doctrine religieuse et morale."

Als Passavant der Arzt einen Versuch zur wissenschaftlichen Begründung der katholischen Lehre unternahm, ermahnte ihn Diepenbrok, der nachmalige Kardinal, mit dem er darüber brieflich verhandelte, die tiefsten, dunkelsten Punkte mit dem Sonnenmikroskop der Naturwissenschaften zu beleuchten, das Dogma von der stellvertretenden Genugtuung durch Christi Opfertod zum Beispiel physiologisch, psychologisch und philosophisch zu erörtern. Diepenbrok selbst machte den Versuch, dem Sinn der Tauflehre dadurch auf die Spur zu kommen, daß er daran erinnerte, wie der Mensch aus dem unreinen Wasser des Mutterleibes hervorgegangen sei, weswegen bei der Wiedergeburt das Symbol des aus dem Wasser erzeugten Lebens nicht fehlen dürfe.

In bezug auf Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt schrieb ihm Creuzer, daß ihm diejenigen Stellen

am besten gefielen, wo er die Wurzeln des Mythus durch Physiologie und Anthropologie so recht innerlich aus des Menschen Natur selbst aufgezeigt hätte. Ebenso verfährt Görres in seiner Mystik, wo durchweg das Naturleben auf geistigem und das Geistige auf physiologischem Grunde aufgebaut ist.

Die hohe Wertschätzung von Mythos, Sage und Volksdichtung überhaupt beruht auf der von Görres und Kanne zuerst aufgestellten Idee, daß Gott sich sowohl in der Natur wie in dem frühen, noch mit der Natur eng zusammenhängenden Menschen offenbart habe und daß daher die Natur für diejenigen, die ihre Symbole entziffern könnten, wie die alten mythischen Dichtungen untrügliche Wahrheit über Gott und die Welt enthielten. Es müßten die Weissagungen des menschlichen Geistes auf die Natur sich beziehen lassen, wie umgekehrt die großen Erscheinungen der Natur, der Streit zwischen Licht und Dunkel, der Wechsel im Aufblühen und Verwelken Bilder für das Leben des Geistes wären. Görres nennt den frühen Menschen das artikulierte Wort, das die Erde ausgesprochen, wie die Welt das von Gott sei. „In den Reden, die er führt, tönt die dumpfe Sprache der Elemente fort, eines jeden eigentümlicher Akzent läßt sich in ihnen unterscheiden. Notwendig muß daher diese Geschichte der Übergang der Physik ins Leben sein, wenn irgendwo müssen in ihr die Gesetze des Himmels sich bewähren, in einem Grade, daß sie sogar kritisch über Echtheit und Unechtheit gegebener Tatsachen entscheiden können. Der Mensch in dieser Periode ist somnambul, wie im magnetischen Schlafe wandelt er, seines Bewußtseins unbewußt, im tieferen Bewußtsein der Welt einher; sein Denken ist Träumen in den tieferen Nervenzügen; aber diese Träume sind wahr . . ."

Steffens war zwar der Ansicht, daß Görres und

Schubert in der Anwendung dieser Idee zu weit gingen, doch glaubte auch er, daß Poesie und Mythologie auf unmittelbare göttliche Offenbarung müßte zurückgeführt werden. Die tiefe Naturbedeutung mancher Sagen habe ihn oft in Erstaunen versetzt, erzählte er Wilhelm Grimm und führte als Beispiel die vom gefesselten Prometheus und der Melusine an; sie sei das Wasser, das sich mit dem Licht verbindet, ihre seltsam gebildeten Söhne seien die mannigfachen Gestaltungen der Erde; denn die Erde habe sich als Niederschlag aus dem Wasser gebildet. Er habe häufig Tatsachen, zu denen er durch Spekulieren und Studieren mühsam durchgedrungen sei, in der Mythologie klar ausgedrückt gefunden.

„Wie die Grundfesten der Erde auf dem gewaltigen Urgebirge ruhen, so ruht unser Wissen auf den einfach großen Überlieferungen." Auch für die Geschichte beutet der romantische Historiker gern Sage und Chronik und jede Art der Überlieferung aus, überzeugt, daß die Geheimnisse so gut im unbewußten wie im bewußten Leben wurzeln. Wenn Görres verlangt, daß das Privatleben der Menschen in die Geschichte hineingezogen werden müsse, so tut er das, damit uns der Boden enthüllt werde, auf welchem die großen, öffentlichen Ereignisse gedeihen, um der Masse gegenüber dem Einzelnen ihr Recht zu geben. Zwar war die Liebe für das Individuelle in den Romantikern viel zu groß, als daß sie die Bedeutung des Einzelnen für die Geschichte je hätten verkennen können; aber die Berührung des Einzelnen mit dem Allgemeinen, des Bewußten mit dem Unbewußten, die zu zeigen, das wird immer das wesentliche Trachten des Romantikers auf jedem Gebiete sein. Insofern also, als er mit Vorliebe diplomatische Quellen für sein Geschichtswerk benützte, war Ranke unromantisch; seinen weltgeschichtlichen Standpunkt indessen hatte er von der

Romantik übernommen. Die Idee der Einheit führt die Idee der Universalgeschichte mit, die der Entwickelung bedingt eine verhältnismäßige Entwertung der Tatsache gegenüber dem Werdegange. Die bedeutendste Leistung der Creuzer und Görres im universalgeschichtlichen Sinne war die Anknüpfung des Hellenentums in der Richtung gegen die Vergangenheit mit dem Morgenlande, gegen die Zukunft mit dem Christentum. Ernst von Lasaulx, Görres Verwandter und Schüler, war der Romantiker der klassischen Philologie. In der Oedipussage fand er das Verhältnis des Griechentums zum ägyptischen Wesen und „zu der höchsten Manifestation Gottes im Christentum" ausgesprochen. Der nach dem Tode wohltätig waltende Heros Oedipus war ihm „die über dem Grabe der hellenischen Philosophie auferstandene Gnosis", die Geschichte von Prometheus eine Art griechischer Sündenfall, das Bild des Herakles entwarf die Hoffnung auf den Heiland, überhaupt die Mythologie der heidnischen Völker des Altertums „eine Traumprophezie, deren wahre Deutung erst in Christus gegeben wurde."

Mit hoher Begeisterung, die jetzt noch mit hinreißen kann, erfüllte die Idee, auf die alle die neuen Entdeckungen und Kombinationen hinzuführen schienen, von dem einen in Zentralasien ansässigen Urvolke, der einen Religion, der einen Sprache, die wie eine Ur- und Zentralsonne am Beginn der Geschichte stehen und von der alle Völker mit ihren Sprachen und Religionen losgelöste Gestirne sein sollten. Wie anfechtbar diese Theorie nun auch sein mag, wer dürfte die großartigen Ergebnisse verkennen, die die vergleichende Methode gefördert hat! Daß hie und da in kühnen Deutungen zu weit gegangen und fehlgegriffen wurde, kann davon nichts herabmindern. Derjenige, welcher Gründlichkeit und Kühnheit vereinend, die ersten grundlegenden Werke vergleichender Geistes-

wissenschaft schuf, Jakob Grimm, hat den Einfluß der Bahnbrecher, Görres und Kanne, dankbar erfahren und bewunderte beider Genialität trotz mancher Ausstellungen im einzelnen aufrichtig. Es gäbe, sagte er, zweierlei Art zu etymologisieren, beide notwendig, beide reizvoll; die eine, die häusliche, hielte sich im Kreise ihrer Sprache, die zweite dringe in die Ferne und suche gleichsam Gott aus der weiten Welt zu erkennen, dessen Spuren unleugbar im Ganzen ebenso da wären wie im Kleinen. Fühle er sich auch zu jener häuslichen mehr hingezogen, so achte er doch auch jene andere Art zu untersuchen hoch; man könne ihrer sogar als einer Stärkung und Erhebung bedürftig werden, weil zu dem Wege durch das Detail doch kein menschliches Leben ausreiche.

Es ist durchaus unbillig, den Romantikern und Naturphilosophen den Vorwurf zu machen, als hätten sie exakte wissenschaftliche Forschung für überflüssig gehalten, um sich anstattdessen ganz auf ihre Eingebungen und Spekulationen zu verlassen. Vielmehr war jeder von ihnen, soviel ich gefunden habe, der Meinung, daß Erfahrung und Idee im Forscher zusammenwirken müßten. Über die Methode Creuzers, der sich Auszüge aus den Quellen machte und wenn er sein Material beisammen hatte den kombinierenden Ideen Spielraum ließ, machte sich Voß nicht wenig lustig. „Durch Vermischung der handfesten Excerpiermethode des Occidents“ schreibt er in der Symbolik, „mit der leichten symbolischen des Orients erwuchs eine wundersame westöstliche Doppelnatur: unten Sitzfleisch wie Blei, mit beweglichen Schlangenfüßen und eiserner Faust; oben ein Magierhaupt mit des Sonnendienstes goldroter Kalotte. Nach mystischer Windempfängnis warf die Zweigestaltete ein paar Mal fehl; dann unter Wehen der Angst gebar sie das vierschrötige Ungeheuer, die Symbolik, mit nachwedelndem Lindwurmschwanz!“ Creuzer

hatte sich allerdings im Tatsächlichen kleine Irrtümer zuschulden kommen lassen; im Ganzen wird er, nicht mit Unrecht, eben auf die Doppelnatur, das Sitzfleisch zur Einzelforschung und das Magierhaupt der Idee, stolz gewesen sein. Oken, der „den Zauberstab der Analogie" aus Grundsatz schwang, sagt über seine naturphilosophische Methode, er habe sie sich geschaffen, um die Ebenbildlichkeit des Einzelnen mit dem Göttlichen, des Organischen mit dem Unorganischen, des Menschlichen mit dem Elementarischen, des Elementarischen mit dem Ätherischen herauszuheben. So sage er zum Beispiel, der Organismus ist das Ebenbild des Planeten; und folgere daraus, daß er kugelig sein und so viel Grundprozesse in sich haben müsse, als es Planetenelemente gebe. Diese Methode sei nicht die wahrhaft ableitende, sondern gewissermaßen die dichterische, aus der die Folgen hervorspringen, ohne daß man wisse wie, gleich den algebraischen Formeln, welche durch einen Zauber hervorgerufen, vor uns wie Riesen stehen, die man nicht faßt, von deren Wirklichkeit man aber doch überzeugt sei wie von seiner eigenen. Er habe diese Methode aber, und das ist das Wichtige, nur nebenher gebraucht, um seinen Schülern die Einheit aller Dinge vorzustellen, in der Hauptsache die sachliche Methode benutzend, die sich an die einzelnen Gegenstände hält.

Steffens, obwohl von der Naturbedeutung der Mythen überzeugt, betont nachdrücklich, man dürfe deswegen doch nicht a priori aus der Mythologie deduzieren, sondern müsse unbeirrt den Weg wissenschaftlicher Forschung der Natur verfolgen, nachträglich möge man die Übereinstimmung mit der Mythologie nachweisen. Erfahrung und Idee müssen immer abwechseln, sagt Eschenmayer, und Wilbrand empfiehlt dem Forscher als Grundlage die exakte Grundlage des Einzelnen. Allerdings setzt er hinzu: „Wo aber

die Natur durch einen undurchdringlichen Vorhang das körperliche Auge tiefer zu schauen hindert, da sollen wir mit den Augen des Geistes schauen; nur seien die Geistesblicke in Harmonie mit demjenigen, was wir als wirkliche Tatsache kennen." Und ebenso gesteht der im Ganzen so exakte und behutsame Carus der Divination ihr Recht zu, ja bekennt, daß ohne ihr Mitwirken die Wissenschaft immer am Staube müsse kleben bleiben.

So dachten in jenem idealistischen Zeitalter nicht nur Romantiker und Naturphilosophen. Alexander von Humboldt, den die Nachwelt seiner exakten Forschung wegen jenen weit voranstellte, wurde von Goethe und Schiller um soviel geringer geschätzt. „Dieser Freund", sagte Goethe von ihm, „hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, blos viel gesunden Verstand, viel Eifer und Beharrlichkeit" und weit schärfer Schiller: „Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will — kurz, er scheint mir für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und doch ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft — bei ungeheuerem Reichtum des Stoffes eine Dürftigkeit des Sinns."

Humboldt selbst antwortete Schelling, der ihm im Jahre 1805 darüber schrieb, daß man der Naturphilosophie vorgeworfen habe, sie verschmähe die Erfahrung und hemme den Fortschritt: „Die Naturphilosophie kann dem Fortschritt der empirischen Wissenschaft nie schädlich sein. Im Gegenteil, sie führt das Entdeckte auf Prinzipien zurück!" In demselben Sinne äußerte er sich auch gegen Andere und bekennt, wie viel er selbst, ja wie er gerade das Höhere der Naturphilosophie verdanke.

Die monistische Richtung der Romantik, die sich auf dem Gebiete der Heilkunde, zum Beispiel in dem Bestreben

zeigte, ein Allheilmittel zu finden, alle Krankheiten auf eine zurückzuführen, ging in Hinsicht auf die Wissenschaften im Allgemeinen darauf aus, alle in einer einzigen aufgehen zu lassen, nämlich in der Mathematik, der Wissenschaft des Weltgesetzes. Sowie die Mathematik sich in den Besitz desselben gesetzt hätte, wäre sie zugleich Religion, gewissermaßen die Form der Religion, während das, was wir jetzt darunter verstehen, ihr Inhalt wäre, womit denn der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen hinfällig geworden wäre, da es nur ein Schauen gäbe.

Die romantische Zahl.

Novalis schon, der fast ein jedes Thema angab, über welches die Romantik sich später erging, dichtete einen Hymnus auf die Mathematik, diese Wissenschaft, die den meisten Menschen als die eigentlich unpoetische, jedenfalls unromantische erscheinen mag. Wie nun aber die Romantik immer die entgegengesetzten Pole zu verbinden strebte, so wollte sie die Mathematik, scheinbar die weitgehendste Abstraktion, das Leerste, das ganz Seelenlose, mit der größesten Fülle, mit der Seele selber, der Religion, verbinden.

Wir begegnen in den Werken der Romantiker häufig einer Zeitgröße und einer Raumform als Innerstes, worauf eine Welterscheinung zurückgeführt wird; nämlich die Dreieinheit und die Ellipse. Die Dreieinheit hängt auf's Engste zusammen mit der naturphilosophischen Lehre von der Polarität, als von zwei sich wechselseitig voraussetzenden Gegensätzen, die in einem Dritten, das ohne diese Gegensätze nicht wäre, eine innere Einheit bilden.

Malfatti definiert die Polarität als einen von der Unität ausgegangenen genetischen Dualismus; man könnte das die Formel der romantischen Weltanschauung nennen, die sich geometrisch ausdrücken ließe durch den Kreis, das Zeichen der Einheit, und die Ellipse, das Zeichen der Zweiheit, eine nicht absolute Form, die bestimmt ist, sich wieder zum Kreise auszugleichen, der nichts anderes ist, als eine Ellipse, deren Brennpunkte sich decken. In der

Sprache Jakob Böhme's heißt das Dritte, in welchem die Polaritäten sich immer wieder auszugleichen suchen, der Ternar, wonach zum Beispiel der Ternar von Mann und Weib das Kind wäre.

Die Einheit der Dualität oder das Bestreben der Polaritäten, sich in einem Dritten auszugleichen, findet sich außer in der auf Geschlechtstrennung beruhenden Gattung auch im einzelnen Menschen, der den Gegensatz von Mann und Weib in sich vereinigt, in der Seele, die Geist und Leib zu einem Ganzen zusammenfaßt, vor allem in Gott, der Gott Vater, Gott Sohn und Gott Geist zugleich ist. Während die Materialisten und Atheisten gerade oft das Dogma der Dreieinigkeit herausgreifen um die Absurdität der Religionslehren darzutun, sahen die Romantiker es als das tiefste Mysterium des christlichen Glaubens, ja als sein wesentliches Merkmal an. Eine alte kirchliche Begriffsbestimmung des katholischen Glaubens lautete: fides catholica haec est ut unum deum in trinitate et trinitatem in unitate veneremur. Die Dreieinheit liegt als Maß in allen Verhältnissen der Natur und in allen Formen des Denkens, nach ihr gliedert sich das Weltall und sie ist der Punkt, wo alle Wissenschaften und alle Glaubenslehren zusammentreffen müssen.

Die Frage, wie der Mensch dazu gekommen ist zu zählen, ließe sich demnach so beantworten, daß er zählt, weil Gott zählt, vielmehr weil Gott Zahl ist, und wie Gott zählt. Mit der Überlieferung, nach welcher die Menschen an den zehn Fingern das Zählen gelernt hätten, stimmte die Tatsache überein, die man beobachtet haben wollte, daß alle Völker, auch solche verschiedenen Ursprungs, nach dem Dezimalsystem zählten.

Ich fand die romantische Anschauungsweise der Zahl in zwei Werken behandelt: in Wilhelm Butte's, eines Professors in Landshut, Grundlinien einer Arithmetik des

menschlichen Lebens und in Malfatti's Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens, von denen das Erstere um 1811, das Letztere erst 1845 erschien.

Butte nennt die Zahlen Schatten, getötete Zahlen, hinter denen ewige und lebendige stehen; die toten, die wir einzig kennten, hätten eine rein mathematische Bedeutung, während die lebendigen von einst auch eine physikalisch-philosophische gehabt hätten, die im Laufe der Zeiten verloren gegangen sei. Bruchstücke der uralten Kenntnis seien aus der alten Welt auf uns gekommen, so der Ausspruch des Pythagoras, daß das Weltall aus Zahlen bestehe, die herkömmliche Unterscheidung der geraden und ungeraden Zahlen als männliche und weibliche, der volkstümliche Glaube an heilbringende und verderbliche Zahlen; das alles wären Trümmer untergegangener, rätselhafter Weisheit. Die Zeit ihrer Wiederbelebung, glaubte Butte, sei nicht ferne, die Zeit des Novalis hänge mit der des Pythagoras zusammen. „Wenn die Mathematik ihre ganze Bahn der Entfernung vom Leben durchlaufen hat, wird sie zur Physik zurückkehren und sich mit ihr begegnen, die zuletzt keine qualitativen Verhältnisse mehr kennen wird, als welche sich in quantitative auflösen lassen." Andere Stimmen ließen sich in ähnlichem Sinne vernehmen, so daß die Ansicht, die mystische Bedeutung der Mathematik ginge neuer Enthüllung entgegen, berechtigt erschien. So sprach Joh. Jak. Wagner die Meinung aus, die Wissenschaft müsse das in der Mathematik enthaltene Weltgesetz wiederfinden und die Religion müsse auf Mathematik zurückgeführt werden. Eschenmayer sagte mit Hinblick auf des Pythagoras „großen Gedanken," — Malfatti nannte ihn kolossalisch — daß die Gestaltung des Universums im Zahlensystem verhüllt liege, jedem Dinge in der Welt sei eine Zahl einverleibt, und könne der Mensch die Zahlen der Dinge erforschen, so würde er

auch ihre Eigenschaften erkennen, und die Natur würde sich ihm in ihrem innersten Wesen enthüllen.

Von einigen Dingen nun nannte uralte Überlieferung die einverleibte Zahl: 5 galt als die facultas animae minima vivendi, als die Hieroglyphe der Pflanze, 7 als die des Tieres, 9 als die des Menschen und insbesondere des Mannes, während das Wesen des Weibes ebenfalls durch die 7 ausgedrückt ist — womit die volkstümliche Bezeichnung einer zänkischen Frau als böse Sieben in merkwürdiger Übereinstimmung ist. Butte machte, von solchen Grundsätzen und dem Urmaß der Dreieinigkeit ausgehend, den Versuch, für den Verlauf des menschlichen Lebens eine Zahlenreihe zu finden, die, da der Mensch ein verkleinertes Abbild der Menschheit und ein Teil des Erdorganismus sei, auch in Bezug auf die Menschheit und die Erde gelten müsse, deren Alter sich danach berechnen ließe.

Nie wird der Zusammenhang des Weltalls so deutlich, als wenn man sich die Gültigkeit der Zahlensymbole für alle menschlichen, natürlichen, göttlichen Verhältnisse vorstellt. Von hier aus fällt Licht auf die verrufene Astrologie, welche im Grunde nichts war als ein Versuch, die Zahlenverhältnisse des Weltalls auf die des menschlichen Lebens zu übertragen. Den Satz des Hippokrates, daß keiner ein guter Arzt sein könne, der nicht ein guter Astronom sei, glaubten die Romantiker wohl mit Recht als Beweis für die in der alten Welt herrschende Voraussetzung betrachten zu dürfen, „daß die Pulse des Lebens in den Pulsen des Menschen und in den Rotationen der Sphären zusammenhängend schlagen müssen."

Der große dreitaktige Rhythmus des menschlichen Lebens, Jugend, Reife, Alter, schlägt durch die ganze Natur und verbindet die Seele innig mit den wechselnden Jahreszeiten. Nur hingedeutet wurde durch die Roman-

tiker auf den Rhythmus, der in mannigfachen unbewußten Vorgängen wahrzunehmnen sei: im Verlaufe der Krankheiten, im Pulsieren des Herzens, im Atmen, im Gang und in den Bewegungen, im Gesange der Vögel.

Dem Rhythmus der Lebenserscheinungen, der Arithmetik des Lebens, steht die Geometrie des Lebens, der Typus der Erscheinungen gegenüber. „Das Beseelende spricht sich rhythmisch in Zahlen, das Beseelte typisch in Formen aus." Auf das Wundervollste taten die Chladni'schen Klangfiguren den Übergang von Rhythmus in Typus dar und machten es dem Gläubigen anschaulich, wie jedem Dinge sowohl ein Rhythmus, eine Musik, wie eine Figur zu Grunde liege. So gut wie Oken sagte: was tönt gibt seinen Geist kund, wäre zu sagen: was tönt gibt seine Zahl kund. Die früh von der Romantik gefundene Gleichsetzung von Architektur und Musik wäre demnach darauf zurückzuführen, daß Musik der unmittelbare Ausdruck der Mathematik-Religion sei, und könnten wir in das Innerste des Menschen und des ganzen Weltalls vordringen, so müßte uns die Musik der Sphären sowohl, wie die zauberhaften Zeichen des Makrokosmus und Mikrokosmus aufgehen.

Malfatti gründete sein kleines, schwieriges Werk auf das Studium der durch die Romantik entdeckten Urkunden der alten Inder, von denen ja auch die sogenannten arabischen Ziffern ausgegangen sind, und die er im Besitz einer göttlichen Ur- und All-Wissenschaft, der Mathesis, glaubte. Dieses „mystische Organon" wurde entzweit in Mathematik und Metaphysik, die, der lebendigen Mitte verlustig, uns gewissermaßen Steine statt Brod reichen, uns nie das Ganze anschauen lassen, sondern Bruchstücke liefern, die wir zusammensetzen müssen.

Vor jeder Zahl, den neutralen Punkt zwischen Mathematik und Metaphysik bezeichnend, steht die Zero oder

Null, eigentlich nichts und Alles bedeutend, die Form der reinen Ellipse, deren Entwicklung in Zeit und Raum die mathematischen Zahlen sind. Das, was man den methaphysischen Inhalt der Zahlensymbole nennen könnte, ist die Offenbarung des Gottes, des Brahm, der sich erstlich als Dreieinigkeit, Trimurti, und zweitens in sieben göttlichen Mächten offenbart, womit die Dekas abgeschlossen ist. Die Zahl-Bilder selbst sind abgekürzte geometrische Formen aus Symbolen der Götter oder des Weltlebens.

Es ergeben sich eine arithmetische und eine geometrische Grund-Größe: die Dreieinigkeit und die Ellipse. Die Dreieinigkeit, Gottes erste Offenbarung, ist „die metaphysische Evidenz, die allgemeine Form des Daseins, der Stempel der Gottheit." Die Ellipse ist „die Grundhieroglyphe der hierarchischen Mathesis, nicht bloß eine menschliche, sondern eine Welthieroglyphe," die Hieroglyphe der Schöpfung. „In der Erscheinung drückt sich das Geheimnis des Lebens als Dreieinigkeit aus, in der Existenz das Wunder des Lebens als Ellipse." Während der Kreis den Indern das Symbol des vorgenetischen Leben, des in sich ruhenden Gottes war, war die Ellipse das Symbol des Weltlebens, das werdend ist. Wo immer Leben, Werden, Bewegung ist, da finden wir elliptische Form und elliptische Bahn: stellt sich doch das Sonnensystem selbst, das „nach dem großen Gesetz der Einheit vor den Augen der Sterblichen sich hinwälzt", in elliptischer Form dar. Wie die beiden Brennpunkte der Ellipse, stehen sich Mann und Weib, ewig bestrebt, sich zu vereinigen und auszugleichen, stehen sich Kopf und Herz, Denken und Leiben — nach einem von Baader aus Jakob Böhme übernommenem Ausdruck — gegenüber. Wo Leben ist, ist ewig dieser Streit und diese Liebe, und wo Leben erscheint, erscheint die Form des Eies, von der Zelle an, deren stete Wiederholung den Körper bildet, bis zu der Blüte des Körpers, dem Gehirn.

Der menschliche Leib läßt sich, nach Ennemoser, als aufrechtes Ellipsoid auffassen, wo Kopf und Becken die Brennpunkte bilden, und der Naturforscher Cassel bemerkt, daß die Urformen Kreis und Ellipse in allen Organismen und Organen durchschimmern, und zwar um so deutlicher, auf je niederer Stufe der Entwickelung sie sich befänden.

Die Kreisform steht der Ellipse einmal als die Erscheinung des Ursprünglichen, sodann als die des Vollkommenen gegenüber, demgemäß, daß der Kreis den Ursprung und das Ziel des Lebens bedeutet. So ist das Kindesgesicht rundlich und geht allmählig, wachsend und alternd, ins Oval über, wie überhaupt der Kreis das Symbol des unbewußten und ungeschlechtlichen Kindeslebens ist; aber auch den Genius zeichnet unbewußtes Schaffen und möglichst geringes Entbranntsein im Geschlecht aus, weshalb man wohl von der Kindlichkeit des Genius spricht.

Auch in Bezug auf diese Dinge schöpften die Romantiker Belehrung aus dem Somnambulismus. Man beobachtete nämlich, daß Personen im Zustande des Hellsehens ein eigenes Zeitmaß hätten, das mit uralten Zahlensystemen Ähnlichkeit haben sollte. Überhaupt verglich man die Somnambulen mit den alten, namentlich den morgenländischen Völkern und schrieb ihnen den sogenannten All- oder Gemeinsinn zu, dessen Eigenheit es sein sollte, die Welt in Zahlen und Figuren anzuschauen. Dürfte man den hellseherischen Zustand als ein Bild der Zukunft, gewissermaßen als ein Vermögen des Übermenschen ansehen, so wäre verbürgt, daß die verlorene Wissenschaft der Religion-Mathematik dereinst wieder in den Besitz der geläuterten Menschheit gelangen würde.

Der Mensch in der romantischen Weltanschauung.

Der Mensch, das Ebenbild Gottes, ist eine Trinität; als Ebenbild des Universums ist er eine Zweiheit in einem Dritten; als Ebenbild der Erde ist er ein Magnet mit zwei Polen. Wie die Welt ist der Mensch eine Einheit, aber eine gegliederte: „wäre Leib und Seele wirklich eins, so fände keine Wechselwirkung statt"; er ist eben eine Dreieinheit. Besteht auch der alte Dualismus, wonach der Geist ein in den Körper eingeschlossener Fremdling war, aus welcher Gefangenschaft ihn der Tod befreite, nicht mehr, so gibt es doch Gegensätze im Menschen, die wie Pole auf einer vom Mittelpunkt nach entgegengesetzten Richtungen laufenden geraden Linie liegen.

Meistens werden die drei Wesenheiten, die den Menschen bilden, Geist, Seele und Leib genannt, wobei der Seele die Stellung des Mittlers zukommt. Die Seele, sagt der Physiker Weber, ist zweilebig, verbunden durch die Natur mit dem Leibe, durch die Geistigkeit mit der Intelligenz. Steinbeck charakterisiert die Seele als sinnliches Empfinden, geistiges Fühlen, oder er sagt, ihr Geschäft sei, „durch die geistige Seite den Einfluß des Geistes aufzunehmen und diesen durch die sinnliche Seite dem Körper zu übermitteln". Nach dem Schelling'schen Satze, die Seele sei der Nexus zwischen Urbild und Wirklichkeit, sagt sein jüngerer Bruder, jedes Wesen, dem man eine Seele zuschreiben könne, sei die Gegend, in welcher göttliche und irdische Kräfte wogten. Eine Somnambule tat den Ausspruch: „Geist ist der Seele Leben, das ewig Göttliche, aus Gott Erzeugte; Seele ge-

hört zu seinem — des Menschen — persönlichen Wesen und macht sein Ganzes aus, sie ist ihrem Wesen nach Geistleib und kann daher auch die Natur des Geistes ganz anziehen und sich vergeistigen, aber auch den Geist überwältigen und sich immer mehr verkörpern und erniedrigen".

Am anschaulichsten drückt Ennemoser dasselbe durch ein schönes Bild aus: „Die Seele ist ein Spiegel, der auf der einen Seite das natürliche Amalgam an sich hat, auf der anderen die immateriellen Einstrahlungen als geistige Substanz in sich aufnimmt."

Dieser metaphysischen Ansicht gesellt sich nun die entwickelungsgeschichtliche, die zuerst Carus aufstellte, indem er von der unbewußten Idee ausging, die sich zum Bewußtsein entwickele. Er vergleicht das Seelenleben einem Strome, der, an einer Stelle vom Lichte des Bewußtseins erhellt, im übrigen im Dunkel des Unbewußtseins hinfließt. Unbewußt für uns, nach unbegreiflich göttlicher Weise, bildet die Idee ihren Leib; im Laufe der Menschengeschichte wie im Leben des Einzelnen erwacht sie allmählig; da, wo sie die Augen aufschlägt — könnte man sagen —, heißt sie Seele; die höchste Stufe des Bewußtseins ist Geist. Die Trinität gliedert sich also hier in Idee, Seele und Geist, die sich nach außen als Leib darstellen. Dadurch entsteht aber keine Dualität: nicht der Leib wirkt auf Gemüt und Geist, sondern eine Provinz des beseelten Leibes wirkt auf eine andere. Es ist falsch, betont Carus, von beklagenswerter Abhängigkeit des Geistes vom Körper zu reden, wie man wohl tut; denn der Geist beruht auf der Idee, wie die Spitze des Domes auf seiner Grundlage, er ist eins mit ihr; für nichts, was ihn entstellt, kann der Mensch etwas anderes als sich selbst, d. h. den Keim seiner Seele verantwortlich machen.

Physiologisch betrachtet, lebt der Mensch ebenfalls auf drei Stufen: Reproduktivität, Irritabilität, Sensibilität,

welche dem pflanzlichen, dem tierischen und dem menschlichen Wesen entsprechen. Die Reproduktivität besorgt die Ernährung und Fortpflanzung des Menschen, die Irritabilität stellt sich durch das Atmungs- und Muskelsystem, die Sensibilität durch das Gehirn und Nervensystem dar. Wir haben also die Pflanze, das Tier und den Menschen im Menschen. Setzen wir aber den Menschen nicht mit der organischen, sondern mit der dynamischen Natur in Analogie, so entspricht das reproduktive oder vegetative System den chemischen Kräften der Natur, das animalische den magnetischen, das sensible den elektrischen.

Je nachdem der Mittler oder Nexus im Menschen stärker oder schwächer bindet, werden die Pole seines Wesens mehr oder weniger hervortreten. Die Pole des Nervenmenschen nannte man damals das Cerebralsystem und das Ganglien- oder sympathische System, innerhalb dessen das Sonnengeflecht liegt. Zwischen diesen beiden Systemen besteht der wichtige Unterschied, daß das Cerebralsystem im Gehirn einen Mittelpunkt hat, das Gangliensystem hingegen aus lauter gleichwertigen Nervenknoten besteht, deren Strahlen, wenn man sich so ausdrücken darf, nirgend gesammelt und zurückgeworfen werden, deren Wirken also auch unbewußt und unwillkürlich vor sich geht. Beide Systeme stehen, nach der Theorie von Reil, durch gewisse Verbindungsnerven in Zusammenhang. Reil verglich das Cerebralsystem mit einer Monarchie, das Gangliensystem mit einer Republik; andere bezeichneten das Gehirn als Regenten, den das Volk, das Gangliensystem, das ernährende, aus seiner Mitte hervorbringt und erhält, um sich von ihm leiten zu lassen, ohne welchen es seinerseits nicht bestehen kann. Es ist die Wurzel und der Stamm, der die Krone mit Blüte und Frucht trägt.

Oft werden als Pole des Menschen schlechtweg Kopf und Bauch bezeichnet; daneben gibt es eine Reihe anderer

Analogieen: Mann und Weib — ist doch Polarität nichts anderes als Geschlecht, ein von der Unität ausgegangener Dualismus —, das Bewußtsein und das Unbewußte, Licht und Schwere; auch der Ausdruck Wille und Vorstellung findet sich bei dem jüngeren Hufeland. In seiner grellen Ausdrucksweise sagt Oken: Das Tier ist doppelt. Ein Erdtier und ein Lichttier, ein Geschlechtstier und ein Empfindungstier. Das Empfindungstier ist ein in die Sonne gekommenes Geschlechtstier, ein geadeltes Geschlecht. Es ist das Tiertier, gegenüber dem Pflanzentier. Und dann wieder: das Tier besteht aus zwei mit den Bäuchen aneinander geschobenen Tieren. Der Geschlechtsbauch stößt an den Hirnbauch. Wie tatsächlich das gemeint ist, zeigt Oken, indem er das Zwerchfell genetisch erklären will: „Ursprünglich war der ganze Leib nur ein Bauch. Die Brust ist ein eigener, zweiter Leib, der sich an den Bauch anschob. Die zwischen beiden gebliebene Bauchwand ist das Zwerchfell. Es ist äußere Leibwand gewesen." Das Hirn des Erd- oder Eingeweidtieres ist nach Oken die Leber, ein Hirn, das nicht denkt, aber Ahnungsvermögen besitzt; in ihr, sagt er in seiner Naturphilosophie, pralle der Hirngedanke wieder. „Die Leber ist ein fürchterlich erhabenes Organ; wahrhaft ein göttlicher Leib." Er nennt sie auch den „Mesmer" des Tieres, als das Organ, welches bei Traumzuständen tätig sei; Malfatti nennt die Leber den Feuervulkan, den Brennpunkt der „tellurischen Gährungsprozesse."

Machte Oken einen horizontalen, so machte Malfatti einen vertikalen Schnitt durch den Menschen und teilte ihn in den Mannmenschen und den Weibmenschen, was dem alten homo dexter und sinister entspräche. Wie die Götter stets doppelgeschlechtlich waren, so war es auch der nach dem Bilde Gottes geschaffene Adam, der eigentliche Mensch; erst später, so deutet es auch die Bibel an, entstand das

Weib und damit die fortpflanzungsfähige Gattung. Noch ist das Kind Bild der einstigen Ganzheit. Mit der äußeren Trennung zugleich, so sagt Malfatti, entstand nun eine innere, wonach jeder Mensch entweder Androgyne oder Gynandros wurde, sichtbar daran, das alle Organe doppelt vorhanden sind, in beiden Teilen sich vollkommen entsprechend, ja sogar ein Schlußorgan, wie die Zunge, wie aus zwei früher getrennt gewesenen Teilen zusammengesetzt erscheint. Die Möglichkeit, daß der Mensch auf einer Seite gelähmt werden kann, ohne das die andere mitbetroffen wird, beweist eine gewisse Unabhängigkeit beider Hälften und unterstützt die durchaus reale genetische Auffassung der Doppelleiblichkeit.

Es versteht sich, daß auch durch den horizontalen Schnitt der Mensch in Mann und Weib zerfällt, wobei dem Weibe die Analogie der Gangliennerven, des „Bauchsystems", zukommt. Die Verkündigungen Okens: „Das Urtier ist das Weib. Der Mann ist eine höhere Entwickelung des Weibes ... Der Mann steht eine ganze Tierklasse höher als das Weib. Schnecke, Fisch, Wassertier ist das Weib, Vogel, Säugetier ist der Mann. Mann verhält sich zu Weib wie Licht zu Wasser .... Das Weib, als das Unvollendete, kann nicht zu produzieren aufhören. Es will Mann werden und dazu produziert es Eier. Die Schwangerschaft ist der Trieb des Weiblichen, sich in's Männliche zu verwandeln . , ." verraten zwar den Romantiker, der bereits dem jungen Deutschland die Hand reicht; aber im wesentlichen decken sie sich mit den Theorieen der Anderen, auch wenn sie zarteste Schwärmerei atmen. „Das Weib", so sagt Justinus Kerner, „(Weib zu sein ist eigentlich Krankheit), steht schon inniger, wie der Mann, in Verbindung mit der Natur, ist deswegen auch mehreren Krankheiten ausgesetzt und eilt auch bälder, als der Mann, dem gänzlichen Verein mit der Natur, dem Tode, zu."

Man erkennt den Typus der Somnambulen: die Frau ist der Mensch mit den reizbaren Gangliennerven, in deren Bewußtsein eben durch diese Nerven von allen Seiten ihre Natur sowie die äußere eindringt. Insofern ist der Mann der Unbewußte, als ihm viel weniger Reize zum Bewußtsein kommen, und insofern der Bewußte, als diejenigen, die er empfindet, sofort in die Klarheit des Gehirns treten. Die Frau könnte man am besten die Unterbewußte nennen, indem ihr weit mehr Natur zu Sinne kommt, aber nur zum inneren Sinne; sie denkt nicht mit dem Gehirn, sondern hat Anschauung und Ahnung durch die Gangliennerven. Wie man es auch drehen und ansehen mag: es bleibt doch das Bauchsystem, das hinab- und nicht hinanzieht. Auch in dieser Beziehung ist die Geschichte der Romantik ein Herabsinken nach Süden: die immer mehr hervortretende Sinnlichkeit der Männer zeigt sich in der Wahl der Frauen und in der Meinung über sie. Sie wollten nicht mehr, wie die älteren Romantiker, Frauen, die zunächst Menschen, sondern solche, die wesentlich Weib waren; auch Bettine, die geistvolle Frau der jüngeren Romantik, war „lautere Sinnlichkeit"; sie war nichts und wollte nichts sein, als eine weissagende Somnambule, eine, die im Rausch oder Traum verkündet, was ebensogut sinnlos wie sinnvoll sein kann.

Wurde der Mensch bis jetzt in einen oberen und unteren oder in einen rechten und linken zerlegt, so unterschied man daneben noch einen inneren und äußeren, entsprechend dem, was Paracelsus den siderischen und adamitischen Leib genannt hatte oder was wieder andere den ätherischen Leib und den Elementarleib nannten. Der innere Mensch sollte „wie ein Embryo," wie ein Keim der Zukunft im Sinnenmenschen verborgen und Träger aller der Erscheinungen — Ahnungen, Hellsehen, Fernwirken und dergl. — sein, die uns wunderbar vorkommen.

Es ist einleuchtend, daß diese Betrachtungsweise den Frommen unter den Romantikern, namentlich den Pietisten, besonders sympathisch war.

Die bereits von den ersten Romantikern aufgestellte Ansicht, daß der Mensch ein Doppelwesen sei, wurde erst recht leibhaft und tatsächlich durch die Beobachtungen, die man an somnambulen Personen machte. Unter Somnambulismus ist hier nicht das sogenannte Nachtwandeln zu verstehen, sondern der Zustand, in den Menschen von selbst verfallen und in den sie künstlich versetzt werden können, wo sie innerhalb tiefen und festen Schlafes erwachen und der Wahrnehmung ohne die Sinne — welche ja im Schlafe nicht wirken — fähig sind. In diesem Schlafwachen unterschied man verschiedene Stufen, indem der Somnambule anfänglich von einem Magnetiseur abhängig ist und erst allmählich selbständig wahrnimmt und zwar zunächst mit auf sein eigenes Innere beschränkter Wahrnehmung, bis er weiter und weiter in die Außenwelt vordringt.

Während Mesmer sich nicht damit abgegeben hatte, Personen in somnambulen Zustand zu versetzen, es sogar mißbilligte, taten es mit Vorliebe die Schulen, die sich im Anschluß an sein Verfahren in Frankreich gebildet hatten. Lavater, der die merkwürdigen Erscheinungen dort beobachtet hatte, brachte die Kunde davon nach Deutschland, wo ihnen in Bremen seitens mehrerer Ärzte tätiges Interesse entgegengebracht wurde. Bis jetzt war das Phänomen bloß entweder vom medizinischen oder etwa vom religiösen Standpunkte betrachtet worden, erst die Naturphilosophen verwerteten es für die Erkenntnis des Menschen.

Es mußte einen seltsamen und erschütternden Eindruck machen, die beiden Personen im Individuum reden zu hören — denn nicht nur sprach der im Schlafzustande Befindliche mit anderer Stimme und in anderer Weise

sondern er hielt sich oft für jemand anders als den Wachen und geberdete sich mit großer Folgerichtigkeit so — gewissermaßen jede zu ihrer Zeit auf die Bühne treten und ihre Rolle spielen zu sehen. „In einem Individuum" sagte der alte Reil, „wohnen gleichsam zwei Personen zusammen, deren jede ihre Begebenheiten für sich in einer eigenen Rückerinnerung auffaßt." Zur physiologischen Erklärung der Erscheinung stellte Reil die Theorie von der Inversion des Cerebral- und Gangliensystems auf, welche zunächst ziemlich allgemein angenommen wurde: das im „labyrintischen Gewebe" des Gangliensystems prädominierende Sonnengeflecht, welches gewißermaßen ein zweites Gehirn sei und daher auch cerebrum abdominale genannt werde, bleibe für gewöhnlich unbewußt und vom Cerebralsystem beherrscht; im Schlafe aber werde seine Tätigkeit erhöht, die des Cerebralsystems hingegen vermindert, und in gewissen krankhaften Zuständen könne sogar das ganze Verhältnis umgekehrt werden. Es handle sich um ein Umtauschen der Polaritäten der elektrischen Lebensströme im Nervensystem, so daß der positive Pol negativ werde und umgekehrt. Dieser Meinung, daß die Nerven des Gangliengeflechts Träger des inneren Sinnes oder All- oder Gemeinsinnes seien, welcher statt der getrennten Wahrnehmung durch die äußeren Sinne unmittelbar anschaute, stellte sich eine andere zur Seite, nach der jedes menschliche Organ unter Umständen Sinnorgan werden könnte, die Schlafwachen also tatsächlich, wie sie behaupteten, bald mit den Fingerspitzen, bald mit der Magengegend sehen. Im Laufe der Entwicklung seien einzelne Teile des ursprünglich gleichartigen Organismus für gewisse kosmische Einflüsse, z. B. das Auge für das Licht, empfindlich geworden; es ließe sich also denken, daß an einer beliebigen Stelle der Haut sich dieser Prozeß wieder holte, allerdings in einer wunderbar erscheinenden Ge-

schwindigkeit. Eben das aber, „daß etwas augenblicklich oder doch schnell erreicht wird, was außerdem nur langsam und allmählich zu erreichen gewesen wäre," gehört nach Carus' Definition zum Begriffe des Magischen, ohne aber deshalb der Wissenschaft entzogen zu werden; nur muß es aus dem Unbewußten — dessen Substrat die Ganglienerven sind — erklärt werden. Solche Erklärungsversuche genügten denjenigen Romantikern nicht, welche (wie z. B. Baader oder Ringseis) aus den somnambulen Erscheinungen die Gewähr schöpfen wollten, daß ein Wahrnehmen und Empfinden ohne körperliche Grundlage möglich sei. Ihrer Meinung nach wäre der Hellseher der siderische oder ätherische oder schlechtweg innere Mensch, oder, anders ausgedrückt, der Mensch lebe in diesem Zustände in einer inneren, siderischen Region, in der die Gesetze der Sinnenwelt in Zeit und Raum nicht mehr wirkten.

Die Ganglien oder das vegetative System könnte man auch das romantische und die Geschichte der Romantik eine Auflehnung des Gangliensystems gegen das Cerebralsystem nennen, beginnend mit Verlangen nach Gleichstellung, worauf Überwältigung des Cerebralsystems und schließlich, nach verübten Tollheiten und Ausschweifungen, gänzliche Erschöpfung des Gangliensystems folgt, welches nun mit Leichtigkeit wieder unterworfen werden kann. Das Gangliensystem ist die Region der Gefühle, Schwärmereien und Leidenschaften, der Liebe und der Religion, aber auch der Wollust, Grausamkeit und Mordlust. Gute und böse Dämonen bekämpfen sich hier, hier entsteht das Große und Entsetzliche, die Sünde und der Tod beherrschen von hier aus den Menschen. Es ist vor allen Dingen das unbewußte, das unbekannte Land, das in den Organismus hineinragt und das der Mensch doch nicht beherrscht, weil sein Mittelpunkt nicht in ihm, sondern draußen im Universum liegt.

Hier ist der Punkt, wo die romantische Menschenschilderung in ihrem Wesen deutlich wird: sie stellt ihn hin als ein selbständiges Individuum, ja, zugleich aber als ein Glied des Weltalls, in welchem die großen, kosmischen Rhythmen und Ströme pulsieren. Wie mit jenen niederländischen und italienischen Gemälden, in deren Hintergrunde eine ferne Landschaft sich verliert, die romantische Malerei beginnt und uns die bloßen Figurenbilder, in welche das Naturleben nicht hineinspielt, kaum noch ergreifen können, so lassen uns in der Literatur die Menschen kalt, die sich aus dem Bewußtsein allein erklären ließen. Man kann sich den Eindruck, den viele romantische Bücher, z. B. Tiecks Sternbald, dann Eichendorffs Romane und Novellen, künstlerisch noch weit unter jenen stehend, auf die Zeitgenossen machten, zum großen Teil daraus erklären, daß hier Menschen auftraten, die nicht nur ebenso, sondern mehr von fremden, unterirdischen Mächten geleitet wurden, als von ihrem eigenen Kopfe. Man begriff den Menschen im doppelten Zusammenhange mit der Welt, in dem, welchen sein Bewußtsein herstellt, und in dem unbewußten, der eben deshalb und weil es der ursprüngliche, unergründliche ist, ganz besonders der Poesie zufällt. Freilich auch, wie sich von selbst versteht, der Wissenschaft; auch sie beschäftigte sich mit steigender Vorliebe mit dem Nachtmenschen.

Der Mensch ist nicht allein in seinem Hause. Er ist in Wirklichkeit eine Welt und eine Erde im Kleinen; in ihm leben die Elemente, in ihm die unbezähmte Wildheit der Tiere, zuletzt und oft zumindest der menschliche Gedanke. Windischmann nennt ihn „den lebendigen Magneten, um welchen die ganze irdische Natur sich versammelt." Schon der erste Mensch erbte eine Vergangenheit von Jahrhunderten; aber noch jetzt gehen durch das Pflanzliche in ihm, das ihn nach einem Ausdruck von

Görres als eine Art Placenta mit der mütterlichen Erde verbindet, die Urelemente der Schöpfung in ihm über. „Was im Menschen Pflanze ist, ist leicht äußeren Einflüssen zugänglich" und ist es um so mehr, je weniger die Individualität entwickelt ist und je mehr das Bewußtsein im Menschen, also das cerebrale System, durch Schlafzustände, Krankheit oder Alter geschwächt ist. Das vegetative oder Gangliensystem ist demnach die Wurzel — und es wurde daran erinnert, daß es wirklich ein wurzelförmiges Aussehen habe —, die sich jenseits des Tageslichts, des bewußten Einzeldaseins, in den Kosmos verbreitet und klimatische, anorganische und organische Einflüsse aufsaugt; es verbindet mit der Nacht, der Natur, der Allgemeinheit.

Über die klimatischen Einflüsse, wohl auch über die von Sonne und Mond, werden viele Menschen an sich selbst Beobachtungen machen können. Weit seltener ist das Wasser- oder Metallfühlen, das im Altertum Anlaß zur Rhabdomantie gab, nämlich zu der Kunst, aus einer Rute zu weissagen, die sich in der Hand des Empfindlichen, welcher die Einwirkung von Wasser oder Metall erlitt, bewegte. Als sich im Jahre 1806 das Gerücht verbreitete, am Gardasee lebe ein sogenannter Rutengänger, setzte es der Physiker Ritter durch, daß er von der bayrischen Regierung beauftragt und in Stand gesetzt wurde, nach Italien zu reisen, um den Fall zu untersuchen. Die ersten Versuche, die in der Orangerie eines Grafen Bettini ausgeführt wurden, gelangen freilich nicht, desto überraschender war aber der Erfolg, als die Befangenheit Campettis, die ihn, indem sie sein Bewußtsein steigerte, naturgemäß untauglich machte, überwunden war. Er bedurfte schließlich nicht einmal der Rute mehr, um das vergrabene Metall anzuzeigen, so untrüglich verriet ihm Übelbefinden aller Art die fraglichen Stellen. Ritter

war entzückt, zu finden, daß Campetti am Gardasee allgemein bekannt und seine Eigenschaft des Metallfühlens durchaus anerkannt war; vollends begeisterte ihn die Bekanntschaft mit dem Mailänder Gelehrten Amoretti, der nicht nur selbst Metallfühler war, sondern, als ein gelehrter und denkender Mann, sich und andere beobachtet hatte und die Ergebnisse seiner Forschung in einem kleinen Werk niederlegen wollte, welches denn auch im Jahre 1816 unter dem Namen „Elemente der animalischen Elektrometrie" erschien. Amoretti glaubte wie der Franzose Thouvenel, der im Jahre 1801 in Italien Experimente gemacht hatte, diese Erscheinungen seien auf Elektrizität zurückzuführen, die durch gewisse Körper in gewissen Menschen, die er lebendige Elektrometer nannte, erregt würde. Seine Versuche, die er mit Menschen anstellte, ergaben, daß von 400 Personen 100 elektrometrisch waren; der Naturforscher Ebel wollte in der Schweiz 50 mehr oder weniger elektrometrische Personen gefunden haben. Für die Romantiker gehörte die Erscheinung in das Reich des Unbewußten, war ein Beispiel für den unbewußten Zusammenhang des Menschen mit der Natur durch die sympathischen oder vegetativen Nerven.

Ritter nahm Campetti mit nach Deutschland und setzte seine Versuche fort, deren Ergebnisse er in einem Buch, das er Siderismus betitelte, zusammenfassen wollte. Er starb indessen im Jahre 1810, bevor er es vollendet hatte; der Verdruß über Campetti, der wahrscheinlich infolge des ungeregelten Lebens, das er nun führte, ausartete und unbrauchbar wurde, der Kummer über die Anfeindungen, die er von seiten der meisten Professoren in dieser Sache erfuhr, trugen sehr dazu bei, die Lebensjahre des unglücklichen, heruntergewirtschafteten Mannes zu trüben. Außer Ritter stellte Justinus Kerner Versuche an, indem er nämlich seiner Seherin die verschiedenartigsten

Metalle in die Hand legte und sie gemäß den verschiedenartigen Empfindungen, die sie etwa erregten, in Reihen ordnete, ohne daß jedoch etwas Bemerkenswertes dabei herausgekommen wäre. Er ließ sie auch Edelsteine, denen bekanntlich im Altertum besondere Kräfte zugeschrieben wurden, fühlen, ferner eine Reihe von Traubensorten und andere Vegetabilien: die Blume vom Kartoffelkraut, Lorbeer und Haselnußstaude, wovon jener schlafmachend, diese erweckend wirkte.

Wie sympathisch und heilsam Pflanzen, besonders Bäume, auf uns einwirken, hat wohl ein jeder schon im Walde gefunden, andererseits sind auch die betäubenden und tödlichen, wahrhaft dämonischen Einflüsse gewisser Kräuter bekannt. Es findet sich bei Carus ein schöner Hinweis darauf, wie wir in unserer Wohnung von lauter Erzeugnissen der Pflanzenwelt, teils Holz, teils Gewebe, umgeben sind, die eine ununterbrochene, leise, von uns nicht mehr bemerkte wohltuende Wirkung auf uns ausüben, und daß es nicht nur ihre Eigenschaften der geringeren Wärmeleitung und minderer Härte oder Schwere sein können, die machen, daß wir sie mineralischen Stoffen bei weitem vorziehen.

Näher noch stehen wir natürlich der Tierwelt: neben dem dämonischen Einfluß mancher Tiere auf manche Menschen, wie z. B. der Schlange, der Maus, der Spinne oder der Katze, deren Anwesenheit, auch wenn sie unbemerkt bleibt, in gewissen Personen krankhafte Zustände herbeiführt, beobachten wir eine ebenso unerklärliche Sympathie für gewisse Tiere, und zwar wiederum nicht am wenigsten für die Katze. Vollends der Mensch berührt die unbewußte Region des Menschen so stark, daß jeder einem jeden irgend ein Gefühl erregt, welches gewöhnlich bei der ersten Annäherung am lebhaftesten empfunden wird, oft aber auch sich nicht durch Gewohnheit abschwächt

und bei genauester Kenntnis der Personen und reiflichster Überlegung nie völlig durch Gründe zu erklären ist. Tritt nun der Fall ein, daß, wie es zwischen Magnetiseur und Magnetisiertem geschieht, ein Mensch die Gedanken eines andern denken, seine Gefühle fühlen und das tun muß, was der andere will, so ist der Beweis erbracht, daß ein Geist von einem andern Besitz ergreifen kann, und man darf füglich von Besessenheit reden. Als ein magnetischer Vorgang und eine Art Besessenheit wurde denn auch von den romantischen Denkern das Problem der Ansteckung wie der Zeugung, wie überhaupt jeder magische Einfluß von Organismen aufeinander aufgefaßt; so stellt Görres in seiner Mystik die wunderbare Wirkung des Tarantelstiches, wobei der Vergiftete das Bild der Tarantel mit dem inneren Auge vor sich sieht, als Überwältigung seines Wesens durch ein fremdes dar.

Baader stellte, namentlich infolge der aus dem animalischen Magnetismus gewonnenen Einsichten, den Satz auf, daß unser Leib (nämlich unser Nervensystem) nicht ausschließlich unser Eigentum, sondern ein Gemeinbesitz von noch anderen Wesen (wie Regionen) sein könne, die sich nicht nur in den Besitz und Gebrauch desselben teilten, sondern uns bisweilen ganz daraus verdrängten. Auf ein weites, schwankendes und unergründliches Gebiet führt uns diese Tatsache; wenn ein unterirdischer Geisterverkehr, ohne sichtbare körperliche Vermittelung, möglich ist, so kann niemand denjenigen Wesen eine Schranke setzen, die wir nur deshalb für nicht daseiend erklären, weil sie für unsere äußeren Sinne nicht wahrnehmbar sind. Für die Romantiker, die an die Fortdauer des individuellen Prinzips nach dem Tode glaubten, konnte die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß auch die Toten, da sie doch der Welt und dem „Zusammenhang der Dinge" angehörten, sich mit dem inneren oder unbewußten lebenden Menschen in Berührung

setzen könnten. Dies ist keineswegs gleichbedeutend mit Gespensterglauben. Es waren immerhin nur wenige, welche für möglich hielten, ein Verstorbener könne mit seinem siderischen Leibe, der so aussähe, wie man sich eben Gespenster vorstellt, nach Belieben mitten in der Sinnenwelt umherwandeln. Andererseits hielt man, was von Erscheinungen aus der andern Welt von jeher überliefert wurde, auch nicht durchweg für subjektive Sinnenbilder oder für Sinnestäuschung, obgleich das häufige Vorkommen beider niemand außer Acht ließ.

Der Mensch kann, dies lehrten die Erscheinungen des Somnambulismus, eine doppelte Anschauung der Welt haben, eine äußere durch die Sinne und eine innere, durch den inneren Sinn; oder denn: der Mensch lebt in drei Regionen, in der sinnlichen oder elementaren, in der siderischen und in der geistigen. In der siderischen oder Strahlenregion haben die Bilder der Sinne, der Phantasie und des Gedächtnisses ein immaterielles, aber reales Leben, sie sind Glieder der inneren Welt, so gut wie alles Körperliche Glied der äußeren Welt ist. Auf solchen Bildern, „mit unserer seelischen Organisation verwachsenen Gliedern," beruhen unsere Gefühle, sie bilden die Umgebung, in die wir wahrhaft gehören, die wir nicht wechseln können, unsern Himmel, den uns von außen niemand nehmen, oder unsere Hölle, aus der uns von außen niemand erlösen kann.

Durch diese immaterielle Welt kann jedes immaterielle Wesen strahlen, einerlei, ob es in der Sinnenwelt lebendig oder tot ist.

Die innere Welt oder die siderische Region betritt der Mensch vornehmlich im Schlafe und Traume, in traumähnlichen Zuständen, in der Ekstase, kurz, immer, wenn das wache Bewußtsein mehr oder weniger erloschen ist, analog dem Gesetz, welches Carus aufstellte, daß, je mehr in der Seele der individuelle, selbstbewußte Geist entwickelt

sei, um so mehr er dem Einfluß des eigenen Unbewußten und der Welt entzogen sei und umgekehrt. Zwar ist auch unser waches Bewußtsein, wie Bader sagt, nie ganz leer von dem dunklen Bewußtsein einer anderen Welt, deren Bewohner in beständigem Rapport mit uns sind, aber die Stimmen kommen unseren „harthörigen und vom äußeren Weltlärm übertäubten Ohren" nur wie das Getöse eines fernen Ozeans vor. Erst wenn die Sonne des Bewußtseins untergegangen ist — dies Bild wurde verschiedentlich gebraucht —, werden die Gestirne der Nacht sichtbar; die Sonne stellt dabei das Cerebralsystem, die Sterne stellen das Gangliensystem vor.

Schlaf und Wachen ist der Ausdruck eines kosmischen Verhältnisses, nämlich der Umdrehung der Erde um ihre Achse, wodurch für uns Tag und Nacht entsteht. Wachend gehört der Mensch mehr der Sonne, schlafend mehr der Erde an, wonach man wohl auch solarische und tellurische Menschen unterschied. Der schlafende Mensch lebt so gut wie der wachende, doch verläuft sein Leben nach anderen Gesetzen, als das des wachenden, Gesetzen, die uns zum großen Teile noch unbekannt sind. Dies ist die grundlegende Ansicht der Romantiker in Bezug auf die Nachtseite des Lebens, und schon Mesmer hat sie ausgesprochen in den Worten: „Der Schlaf ist kein negativer Zustand." Das übliche Verfahren, den Schlaf nur als ein Aufhören der Sinnestätigkeit und den Traum als ein ordnungsloses Weiterspielen der Vorstellungen anzusehen, meinten sie, könne niemals zur Erleuchtung dieser dunklen Beziehungen führen; denn wir hätten es vielmehr mit einem anderen Pole des Lebens, mit einem anderen Menschen und anderen Nerven zu tun, wir beträten gleichsam eine andere Bühne.

Beobachtungen, die man anstellte, ergaben, daß es beim Einschlafen so zugeht: Die Sinne, durch welche wir die einzelnen Seiten der Welt wahrnehmen — denn einen

Sinn, das Ganze zu erfassen, haben wir im Wachen nicht —, werden allmählich nacheinander unempfindlich, zuerst das Gesicht, zuletzt das Gehör. Sind sie allesamt entschlafen, so ist die Welt für den Schlummernden vernichtet. Aber durch das Dunkel des Unbewußten hindurch findet sich die Seele zu einem neuen Bewußtsein im Traume. Die Träume freilich, deren wir uns für gewöhnlich erinnern, sind nichts als Nachklänge des wachen Lebens oder, noch häufiger, Vorklänge des wiedererwachenden, wie man denn erprobt hat, daß es meist Morgenträume sind, die im Gedächtnis bleiben. Ganz ausnahmsweise nur entsinnen wir uns der Träume, bei denen das verborgene Vermögen der Seele, Ahnung, Blick in die Ferne, Schauen in die Zukunft, tätig war. Im Nachtbewußtsein nun entwickeln sich, wenn einmal die Schwelle, der Schlaf überschritten ist, verschiedene Stufen: auf den Traum folgt das Hellsehen, die Ekstase und schließlich der Tod, wie auch tatsächlich die höchsten Grade des Somnambulismus leicht in den Tod übergehen. Schelling schilderte einmal den Zustand von hochgradigem Somnambulismus als „innigstes Bewußtsein," und mit denselben Worten bezeichnete er seine Vorstellung vom Tode. Erinnerung, schrieb er einem Freunde, sei ein viel zu schwacher Ausdruck für die Innigkeit des Bewußtseins, die dem Abgeschiedenen vom vergangenen Leben bleibe.

„Im Traume gleitet die leichter bewegliche Seele schneller, als der irdische Mensch die Bahn in die Ewigkeit hinunter" sagt Schubert in seinem hübschen Traumbuch. Auf der Bahn in die Ewigkeit ist der Traum die erste Station, am leichtesten vom Menschen erreichbar und zu untersuchen. Was besonders auffiel, war die Symbolik der Traumsprache die sowohl an die dichterische Sprache aller Zeiten und Völker, wie besonders an die biblische erinnert. In Anbetracht, daß die Sprache im orientalischer

Altertum, da, wo man annahm, daß die Wiege der Menschheit gestanden hätte, ganz besonders bildreich und seherisch war, kam man zu dem Schlusse, daß in den Anfängen des historischen Lebens noch etwas von dem paradiesischen Urzustand nachklänge, wo es eine Ursprache gegeben habe, die die Dinge regierte, indem sie sie benannte, Magie übend, weil sie in der inneren Welt reales Bild wäre. Aus dem versunkenen Reich des Unbewußten drängen zuweilen noch abgerissene Töne dieser Sprache, deren wir einst wieder mächtig werden sollten: in den Traumzuständen und in der Dichtkunst, deren Vertreter, wie die Seher und Propheten, von jeher als Besessene, Rasende, von einem Gott Erfüllte angesehen worden waren.

Auch der Wahnsinn wurde als eine Art von Traumzustand angesehen; ist es doch auch der volkstümliche Ausdruck daß der Wahnsinnige „von Sinnen" sei. „Alle Arten von Geistesverwirrung sind nur Schattirungen eines vollkommenen Schlafes." Nach der Reil'schen Theorie ist der Wahnsinn, wie der Somnambulismus, eine Inversion der Polaritäten, ein Bewußtwerden der eigentlich unbewußten Gangliennerven. Schlägt die überwiegende Lebenskraft durch, so bekommt man Raserei, Verliebtheit, Hysterismus, Hypochondrie. Schlägt sie nicht durch, sondern wird sie aufs Epigastrium beschränkt, hat man erhöhte Perzeption, Ahnungen oder Vorstellungen." Kerner hielt den Wahnsinn wie den Somnambulismns, die Epilepsie, das Metallfühlen für einen der Zustände, „durch die der Mensch dem Geiste der Natur, seinem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und der Gestirne näher kommt, befreundeter wird." Ringseis stellt den Wahnsinn dem Traume ganz gleich, mit dem Unterschied, daß die Bilder im Wahnsinn ein selbständiges Leben führen und assimilierende Kraft bekommen, so daß sie sich im Seelischen verhalten wie die krankheitserzeugenden Parasiten im Leiblichen.

In besonders glücklichen Fällen von Somnambulismus ließ sich feststellen, daß der oder die, vom gewöhnlichen irdischen Gesichtspunkt aus, Schlafende wach in einer Welt lebte, die der unsrigen entspricht, nur daß sie sie nicht bruchstückweise, sondern ganz und gar in sich aufzunehmen schien, gerade als befände sie sich im Mittelpunkte des Universums, während wir irgendwo draußen säßen, einen kleinen Ausschnitt überblickend. Es kam vor, daß Somnambule das wache Leben Traum nannten; so mußte ihnen naturgemäß der dumpfe Zustand vorkommen, wo sie wie Blindgeborene an der Außenseite der Dinge tasteten. Der jüngere Schelling, der ein erfahrener Magnetiseur war, nennt den Somnambulismus „eine vollkommene idealische oder innerlich gewordene Sinnlichkeit", wie man die Sinnlichkeit auch einen äußerlich gewordenen Somnambulismus nennen könnte. „Wir werden ebensogut in die Sinnlichkeit hineinmagnetisiert, wie in den Somnambulismus. Alles, was wir sehen, hören usw., sehen und hören wir, weil es uns magnetisiert." In der inneren Welt fallen die Schranken von Zeit und Raum weg, der fernste Mensch ist dem Hellsehenden näher, als uns der nächste, da er sich sein Wesen nicht mit Sinnen und Denken zurechtlegen muß, sondern ihn durchschaut, ihn weiß.

Scheinen hier die Worte des Apostels: wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht, eine Erfüllung zu finden, so begreift sich, daß von mancher Seite der Zustand des Somnambulen wie eine Verklärung mitten im irdischen Leben angesehen wurde, wie ein Vorspiel des erhöhten Lebens, das sich nach dem Tode einstellen würde. Im Gegensatz dazu betrachteten andere den Somnambulismus als Herabsinken auf eine frühere, vom Menschen bereits verlassene Stufe. Keine höhere geistige Stufe sei hier erreicht, sondern das Instinktleben sei wieder so rege, wie

es sonst nur bei Tieren sei, die ja auch gerade in Bezug auf die Gabe des Vorfühlens manches vor den Menschen voraus hätten. Auch bei Pflanzen und niederen Tieren haben sich die Sinne, also die getrennten Beziehungen zur Außenwelt, noch nicht entwickelt, anstatt dessen verbindet eine Art Gemeinsinn das Geschöpf mit der Welt, der es noch nicht selbstständig gegenübersteht. „Der Magnetismus ist ein Exorzismus des Geistes" sagt der Schweizer Naturphilosoph Troxler, „der Mensch wird Welt"; durchaus mit Recht insofern, als das Bewußtsein, die logische Denkkraft, erst erlöschen muß, bevor Somnambulismus entstehen kann.

Indessen, die meisten romantischen Denker standen „über den Polen." Sie waren der Ansicht, daß der Somnambulismus Kräfte offenbar mache, die im Bereiche des Menschen lägen und die seine göttliche Natur und hohe Zukunft dartäten; aber sie verkannten nicht, daß sie aus dem Boden eines kranken und unvollkommenen Zustandes wüchsen. Die somnambulen Menschen, meist ungebildete Mädchen bäuerlicher Herkunft, im gewöhnlichen Leben in nichts außerordentlich, konnten unmöglich als Vorbilder der Menschheit angesehen werden. Wenn, wie es allgemeine romantische Ansicht war, die Rückkehr zum Ausgang, die Wiedervereinigung nach der Trennung das Ziel der Entwicklung ist, muß uns insofern das Unbewußte, Allgemeine, Instinktive, wovon wir ausgingen, vorbildlich sein; doch sollen wir freilich nicht durch Zurücksinken, sondern umgekehrt durch Vorwärtsdringen, nicht durch Unterdrückung des bewußten Sinnenmenschen, sondern durch seine Weiterentwickelung dahin gelangen. Selbst in den Worten: „Das Hellsehen ist der reinste und höchste Erkennungszustand im irdischen Dasein" liegt zugleich eine Einschränkung; denn ist der Mensch nur ein erkennendes und fühlendes Wesen? Die Somnambule ist genau

genommen nur ein halber Mensch, eine Blüte, die auf einem fremden Stamme schmarotzt: sie trägt sich nicht selbst, sondern ihre Lebenskraft ist außer ihr, im Magnetiseur. Es ist deshalb Baader wohl zu glauben, daß der somnambule Mensch, wie er beobachtet haben wollte, leichter unmoralisch sei, als der wache, da er ja überhaupt kein handelndes, kein vernünftig sittliches Wesen ist. Die Unzuverlässigkeit, Einseitigkeit und Willenlosigkeit seines Zustandes erklären Schubert's Aeußerung, der gotterfüllte hellsehende Prophet verhalte sich zum magnetischen Hellseher wie der Mensch zum Affen. „Es gibt ein höheres Hellsehen, als das magnetische, das Hellsehen eines weisen, tugendhaften und frommen Mannes."

Einzig der höchste Grad des Somnambulismus, die Entzückung oder Ekstase, muß als ein vollkommener menschlicher Zustand geltend gelassen werden; hier wird der Magnetisierte unabhängig und handelnd, ein eigentlicher Wundertäter. Die Ekstase kam aber so selten vor, daß sie von Zweiflern füglich außer Acht gelassen werden konnte, und was die Tradition von den Ekstasen der Heiligen berichtet, entbehrt vollends einer allgemein giltigen Beglaubigung.

Wie es oft so geht, daß sich Gegenstände finden, sowie das Interesse für sie erwacht ist, tauchten damals mehrere höchst merkwürdige Fälle von natürlichem und künstlichem Somnambulismus auf: Frau Haase, die Seherin von Prevorst, die Nonne Emmerich zu Dülmen, die Clemens Brentano beobachtete und deren Leben er schrieb, dann mehrere Mädchen in Tirol, von denen die interessanteren Maria von Mörl und Maria Lazzari waren. Während die erstgenannten im protestantischen Lande vielen Anfeindungen ausgesetzt waren, wurden die Mädchen im erzkatholischen Tirol wie Heilige angestaunt. Alle waren durch und durch körperlich krank, eigentlich aufgelöst.

Es waren losgerissene Pflanzen, die nicht mehr in der Erde wurzelten; ihre Wurzeln lagen bloß und empfingen deshalb aus allen Elementen der Welt Reize, für die der gesunde Menschenbaum unempfindlich ist. Erinnern wir uns, daß Fechner das sogenannte Gesetz der Schwelle folgendermaßen feststellte: jeder Reiz, der im Stande sei, psychische Erregungen mitzuführen, müsse einen gewissen Stärkegrad erreicht haben, bevor er in's Bewußtsein trete; bei dem Nachtmenschen wäre also der allergeringste Reiz, der bei dem normalen stets unter der Schwelle bliebe, schon stark genug, um in das Bewußtsein einzudringen. Während der Somnambule, im romantischen Vorstellungskreise ausgedrückt, ein äußerst empfindliches Gangliensystem hat, muß der Magnetiseur ein starkes haben, damit ihn die umgebende Welt nicht zerstreut und auflöst; der eine ist die entwurzelte Pflanze, der andere der fest in der Heimaterde wurzelnde Baum.

Die wunderbare Kraft des Magnetiseurs, mit welcher derselbe auf gewisse andere Menschen, als wären sie ein Teil von ihm selbst, einzuwirken vermag, wurde von Mesmer durch die Annahme eines feinsten Äthers erklärt, der aus dem Weltall in den Magnetiseur einströme und den er wieder ausstrahlen könne. In der psychisch-magnetischen Schule von Lyon wurden im Gegensatz dazu der Wille und der Glaube, der nichts anderes ist, als die weibliche Seite des Wollens, als die einzigen beim Magnetismus wirkenden Kräfte angesehen; ihre Lehre ließ sich in die Worte zusammenfassen: Wollet das Gute, gehet hin und heilet. In der Folge ließen es die deutschen romantischen Forscher dahingestellt, ob ein Agens tätig sei oder nicht — der jüngere Schelling sprach von einer Art Miasma, das zuweilen finge, zuweilen nicht, Passavant von einer dem Licht analogen Ausstrahlung —, das eigentlich Handelnde, das, worauf es ankomme, sei ja doch

der Wille, dem eventuell das Agens unterworfen sei. Einzig der freie Wille sei die Quelle des Magnetismus, der Wille, der im eigentlichen Sinne des Menschen Himmelreich ist, der in Wirklichkeit Berge versetzen kann. Aus dem Willen sind alle die Wunderwirkungen des Altertums zu erklären, die unter dem Namen Magie bekannt sind und zu denen in der neueren Zeit die Beispiele nur fehlen, weil, je komplizierter und dezentralisierter die Menschheit wurde, die Willenskraft desto mehr verloren ging. Die Romantik ging dem, was lange als Aberglauben verschrieen war, nach, und es fand sich, daß namentlich in den südlichen Ländern der Glaube an den bösen Blick, an die Macht des Fluches oder Segens, an Verhexung und Besprechung noch lebendig war, wenn auch die Einsicht fehlte, welche natürlichen Kräfte des Menschen dabei tätig sind. Die merkwürdigsten Eröffnungen gaben die großen romantischen Ärzte der Vergangenheit; so äußerte sich Paracelsus über die Magie des Willens: „Es ist möglich, daß mein Geist ohne des Leibes Hilfe, durch inbrünstiges Wollen allein, und ohne Schwert, einen andern steche oder verwunde. Also ist es auch möglich, daß ich den Geist meines Widersachers bringe in ein Bild und ihn dann krümme, lähme nach meinem Gefallen. Ihr sollt wissen, daß die Wirkung des Willens ein großer Punkt ist in der Arznei. Man kann damit durch Fluchen Böses verhängen über Menschen und Vieh . . . Alles Imaginieren des Menschen kommt aus dem Herzen, und dieses ist die Sonne im Mikrokosmus, und aus dem Mikrokosmus geht die Imagination hinaus in die große Welt. So ist die Imagination des Menschen ein Samen, welcher materialistisch wird . . . Es ist ein großes Ding um des Menschen Gemüt, daß es niemand möglich ist auszusprechen; wie Gott selbst ewig und unvergänglich ist, also auch das Gemüt des Menschen. Wenn wir

Menschen das Gemüt recht erkennten, so wäre uns nichts unmöglich auf Erden." Ebenso Hellmont: „Wenn Gott durch das Wort oder den Wink handelt, so muß es auch der Mensch können, wenn er den Geist Gottes und nicht ein müßiges Wesen darstellen soll; und nennen wir dies nun magische Kraft, so kann nur der Unterrichtete erschrecken über dies Wort, nenne es, wenn du lieber willst, geistige Stärke . . . Der menschliche Wille ist aber das Erste und Höchste aller Kräfte, er ist die Grundursache aller Bewegungen, denn durch die Kraft des Willens des Schöpfers wurde alles gemacht, und dieser Wille ist das Eigentum aller geistigen Wesen, bei denen sie durch Gegenwirkungen mehr oder weniger beschränkt werden können; wo die Kraft größer bei dem Einwirkenden oder bei dem Widerstand, da wird sich die Wirkung mit oder ohne Erfolg zeigen. Die im Menschen verborgene Kraft ist eine gewisse ekstatische Macht, die nicht wirkt, außer durch ein heftiges Verlangen der Einbildung; sie ist eine geistige Kraft, die nicht vom Himmel herabkommt, noch viel weniger von der Hölle, sondern von dem Menschen selbst, wie das Feuer aus dem Kiesel; aus dem Willen des Menschen nämlich fließt der Lebensgeist, der ideelle Wesenheit annimmt und zwischen Geist und Körper vermittelnd dahin wirkt, wohin der Wille ihn richtet."

Dementsprechend ist auch nach dem Urteil von Passavant, Ringseis, Windischmann und anderen der Wille die Kraft des Menschen, von der eine Wiedergeburt zu erwarten ist. Durch bloße Stärkung des Willens könnte jeder dazu gelangen, der „Zauberer" zu sein, den schon Novalis als Zukunftsmenschen verkündigte. „Der freie Wille des Menschen", sagt Windischmann, „ist eine überirdische Kraft, die höchste auf Erden"; Ringseis: „nur auf dem Boden eines richtig geübten Willens gedeiht auch richtig geübte Einsicht"; Passavant nennt den Willen das

höchste Vermögen des Menschen. Wie magisch der Wille auch in der Gegenwart noch zu wirken vermag, das hatte seit Mesmer der animalische Magnetismus bewiesen, wobei man ein Menschenpaar beobachten konnte, das die beiden Pole des menschlichen Wesens aufs Äußerste konzentriert darstellte; auf der einen Seite tätiger Wille, auf der andern hellsehendes Erkennen.

Wir haben in dem willensstarken Magnetiseur und der reizbaren Somnambule die beiden Grundtypen der romantischen Psychologie; sie entsprechen dem positiven und negativen, dem solarischen und tellurischen, dem männlichen und weiblichen, dem Tagesmenschen und dem Nachtmenschen. Man könnte die beiden Typen ebensogut als den dämonischen und den magischen Menschen bezeichnen, womit ausgedrückt wäre, daß jener von Dämonen besessen werden könnte, während dieser selbst ein Dämon ist, der andere besitzt; das Analoge des Dämonischen in diesem Sinne wäre das Dionysische, das Analoge des Magischen das Apollinische.

Justinus Kerner sagte einmal über Goethe, er sei in höherem Grade Forscher als Dichter gewesen. „Er war nicht dämonisch. Eine solche Selbstständigkeit, wie Goethe hatte, ein solches Ego sum kann nur ein Dämon haben, in dem kein Dämon ist.“ Diese Bemerkung ist richtiger, als mancher meinen möchte; auch pflegt man in Goethe weniger den typischen Dichter, als den Universalmenschen zu feiern, oder wenigstens ist er vorzugsweise Dichter nur während einiger Jugendjahre seines Lebens. Das traumhaft Stammelnde des eigentlichen Dichters, der im Zustande von Rausch oder Begeisterung Worte hat, deren er bei Bewußtsein nicht mächtig ist, das „Zungenreden“ finden wir viel ausgesprochener bei einigen romantischen Dichtern, Brentano, dem Besessenen. Werner, der so gern den Spruch: „Des Herrn Kraft ist in dem Schwachen

mächtig" im Munde führte, sagte, manche Stellen in seinen Werken wären eingegeben, er wisse nicht, wie er dazu gekommen sei, und wenn er sie lese, befiele ihn ein Grauen vor seinem eigenen Innern. „Geistige Stärke" besaßen die romantischen Naturen nicht, fremder Einwirkung konnten sie keine Gegenwirkung entgegensetzen, so daß sie entweder von Stärkeren beherrscht wurden oder, sich selbst überlassen, in der Sinnlichkeit, besser gesagt: im Unbewußten untergingen.

Die Romantiker waren der Ansicht, daß die Poesie aus Zuständen des Hellsehens hervorgegangen sei; waren doch Homer wie Teiresias blind, weil das Tagauge sich schließen muß, ehe der Allsinn erwachen kann, die Allansicht der Dinge aber die dichterische ist. Die gesonderte Welt, die unsere wachen Sinne wahrnehmen, ist die Welt der Wissenschaft. Gleichwohl glaubten sie, wie wir schon früher gesehen haben, daß der moderne oder künftige Dichter „über den Polen" zu stehen habe. Ihr Ideal war überhaupt nicht der Dichter, sondern der ganze Mensch, der eben so sehr Forscher wie Dichter, Künstler wie Philosoph ist und vor allen Dingen sein Leben bildet, so daß es schön und gut ist. Die schwärmerische Verehrung Goethe's, die anfangs proklamiert war, dauerte im ganzen bei der jüngeren Romantik fort, — man denke nur an die beinahe knechtisch zu nennende Art, wie Werner ihn vergöttert. Die Dämonischen unter den Romantikern liebten die Magischen: Fichte, Schelling, Görres, Baader, Reil. Am meisten geistige Stärke scheinen Mesmer und Görres besessen zu haben, von denen berichtet wird, daß sie — was den Ernst natürlich nicht ausschließt — immer heiter und guter Laune waren. „Ich habe mich immer bemüht," erzählt Görres selbst, „mein Inneres heiter und diszipliniert zu erhalten, übrigens unbekümmert um die Handlungen und Äußerungen, die bei klaren Augen nicht

trübe und verwirrt sein können." Die meisten klagen von Zeit zu Zeit über unerträgliche Schwere und Traurigkeit, Folge des „überwiegenden Bauchsystems" und mangelnde Geisteskraft. Werner und Brentano, der „so schwer an sich selbst tragende Mann," waren überhaupt ununterbrochen schwermütig, wenn sich das auch zuweilen unter einer an der Oberfläche spielenden Lustigkeit versteckte; ähnlich Kleist und Lenau, dem es oft so schwer wurde, als ob er einen Toten mit sich herumtrüge. Justinus Kerner klagt häufig über Schwere und behauptet sogar in seiner Jugend einmal, es sei noch nie ein banges Gefühl von Angst und Beklemmung von ihm gewichen, „das oft so hoch steigt, daß es dem Gefühl eines, der den andern Tag zum Schafott geführt wird, gleichkommen mag." Von Runge wich die Schwere seit seiner Verheiratung nicht mehr; Passavant, der ein höheres Alter erreichte, genoß erst in seinen letzten Jahren eine durch Kämpfe verdiente Heiterkeit. Friedrich Schlegel konnte monatelang an „tiefer Verstimmung" leiden, an einem „tückischen inneren Grame" ohne Ursache; sogar Ringseis, der im ganzen mehr magischer Mensch war, überfielen von Zeit zu Zeit „bis in den Tod betrübende Melancholieen."

Goethe sagte einmal, wenn das Weib seine übrigen Vorzüge durch Energie heben könne, so entstehe ein Wesen, das sich vollkommener nicht denken ließe. Ein solches hat man, wenn man sich Magnetiseur, ganz Wille, und Magnetisierte, ganz Reizbarkeit, als eine Person denkt. Tatsächlich aber bilden sie, wenn auch nicht einen materiellen Körper, doch einen „Ätherleib," einen Nervenmenschen, weswegen man die Beziehung zwischen dem Magnetiseur und seiner Somnambule auch Nervenvermählung, Neurogamie, nannte, wobei der Magnetisierende Neuryander, der Magnetisierte Neurogyne hieß.

Dieser Vorgang ist von der ungeheuersten Bedeutung,

er zeigt uns zum einzigen Male die Möglichkeit einer organischen Vereinigung zwischen Mensch und Mensch, während jede andere Art der Gemeinschaft, wie Baader sagt, nur die eines Aggregats ist. Welcher empfindende Mensch hätte nicht schon beklagt, daß, so nahe sich auch Menschen kommen, doch immer noch ein unausfüllbarer Abgrund zwischen ihnen bleibt? Die Verbindung bleibt eben stets äußerlich, indem „nur das Einzelne wirklich, das Allgemeine nicht wirklich ist." Die Menschheit bleibt für den einzelnen etwas Abstraktes, während gerade die organisch verbundene Menschheit, der „allgemeine Mensch," das Ideal ist, dem wir uns entgegenbilden wollen. Bei den Romantikern findet sich ein sehr lebhaftes Gefühl, wie die Gemeinschaft mit Menschen den einzelnen in seinem Sein und Können hebt und steigert. Immer wieder tauchten in ihrem Kreise Pläne zur Herstellung einer Hanse, einer Kirche, auf, oder wie sie die innigste Verbrüderung nun nannten. Ringseis weist einmal darauf hin, wie selbst bei unvollkommenen partiellen Vereinigungen, z. B. Volksversammlungen, wo gute und geringe Elemente gemischt sind, wenn sie nur vorübergehend von einem gemeinsamen Gefühl ergriffen sind, wie selbst dieser Schatten paradiesischer Einheit das Gefühl von Stärke, Freude, Seligkeit hervorbringt. „Wie in der physischen Zeugung so ist, in allen Momenten künstlerischer und jeder anderen Begeisterung und Aufregung, z. B. in aufgeregten Volksversammlungen, eine vorübergehende Wiederherstellung der paradiesischen, durch den Fall getrennten Einigkeit, durch ein auf Wahlverwandtschaft beruhendes wechselseitiges zugleich in einander Ein- und von sich Ausgehen zweier oder vieler."

Die Entwickelungslehre und der animalische Magnetismus, die beiden Hauptprinzipien der wissenschaftlichen Romantik, führten beide auf Sammeln der durch Zeit und

Raum getrennten Geschöpfe in der Einheit. So wenig aber wie die Meinung war, daß das Individuum in Gott aufgehen oder untergehen sollte, so wenig wird die Auflösung des einzelnen im allgemeinen Menschen vorausgesehen oder gefordert; sondern die Romantiker dachten an eine organische Verbindung, deren Glieder, wie die des Leibes, zwar alle aus einem Blute hervorgegangen sind, ihr Wesen aber dem Prinzip der Differenzierung danken.

Das Tier in der romantischen Weltanschauung.

Ein moderner Schriftsteller spricht einmal von der Anziehungskraft, die Menschen mit Tierblick im Auge ausübten; wer überhaupt dafür empfänglich ist, wird das am stärksten dem Tiere selbst gegenüber empfinden. Alles, was unsere Seele in Sprache und Kunst nach außen gestrahlt hat, liegt noch ungelöst im Auge des Tieres; sein Blick berührt die Seele unmittelbar wie Musik. Es konnte kaum anders sein, als daß die Romantiker, die Liebhaber des Unbewußten, ganz besonders für den Zauber der Tierwelt empfänglich waren, wo die unbewußte Idee am auffälligsten in ihrer bewundernswerten und rätselhaften Kraft wirkt.

Von den antiromantischen Richtungen hat namentlich diejenige, welche den Menschen als Geist, an einen gleichgültigen oder verächtlichen Körper gebunden, faßt, kein warmes Gefühl und Verständnis für die Tiere. Während das naive Altertum Tiere göttlich verehrte oder Tiere den Göttern zugesellte oder dann sie in freundliche Gemeinschaft mit den Menschen setzte, während romantische Heilige des Mittelalters, wie Antonius von Padua und Franciscus v. Assisi, den Tieren predigten und sie Geschwister nannten, grub die neuere Philosophie eine unermeßliche Kluft zwischen Mensch und Tiere, indem Descartes es als Maschine angesehen wissen wollte. Auch Kant und Fichte, nur die moralische Welt vor Augen, gingen an dem Rätsel des Tierreichs vorüber. Lavater und Herder, die man wohl Vorläufer der Romantik nennen

kann, zeigten liebevollen Sinn für die Tiere; aber erst Schelling, dessen Naturphilosophie nach einem Ausdruck des Tierfreundes Scheitlin „die von Fichte begrabene äußere Welt wieder aus dem Grabe ins blühende Leben beschwor," füllte den Riß aus, und die Menschen eilten entzückt der wiedergefundenen Natur entgegen. Die entwickelungsgeschichtliche Auffassung der Natur brachte das Tier mit dem Menschen in innigsten Zusammenhang; beide stellten sich dar als Kinder der mütterlichen Erde: die Tiere, die früheren, unvollkommenen, die Menschen, die späteren, vollkommeneren. Die älteren Brüder des Menschen hatte auch Herder die Tiere genannt.

Wie E. T. A. Hoffmann Tier und Mensch zueinander in Beziehung stellte, daraus könnte man eine Art Identitätsphilosophie konstruieren. Ihm erschienen die Gestalten des gewöhnlichen Lebens, wie er selbst sagt, in seinem „inneren, romantischen Geisterreiche", und dort ist ihm das holde Mädchen ein grüngoldenes Schlänglein mit herrlichen dunkelblauen Augen, der Magister Tinte eine abscheuliche, sumsende Fliege. Dem Phantasten und Humoristen ist die auf der Grenze des Bewußtseins stehende Tierwelt, die sich so leicht als unbewußte Ironisierung der Menschenwelt ansehen läßt, aus künstlerischer Rücksicht erfreulich; aber als Romantiker zieht ihn auch sein Gefühl auf magische Weise zu den traumwandelnden, geheimnisvollen Geschöpfen, die man damals gern mit den Somnambulen verglich.

Hoffmann schilderte die Tiere, obwohl er sie im einzelnen gut beobachtet hatte, nicht wie sie sind, sondern vermenschlichte, karrikierte sie; denn es kam ihm hauptsächlich darauf an, sie mit den Menschen in Beziehung zu setzen, gewissermaßen ihre vermummten Triebe, ihre Vergangenheit, versteckte Geheimnisse ihrer Natur in ihnen zu personifizieren. Es gilt in dieser Beziehung von ihm

selbst, was er über den von ihm verehrten Maler Jacques Callot sagt: „Die Ironie, welche, indem sie das Menschliche mit dem Tier in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Tun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste, und so enthüllen Callots aus Tier und Mensch geschaffene groteske Gestalten dem ernsten, tiefer eindringenden Beschauer all die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität ververborgen liegen."

Es versteht sich, daß diese Art nichts zu tun hat mit den lehrreichen Vergleichungen zwischen Mensch und Tier, wie sie auch in der Aufklärungszeit beliebt waren. Hier handelt es sich nicht um Vergleichung, sondern es ist ein Durcheinanderflutenlassen verwandter Lebenskreise, wodurch die Harmonie reicher, das Gleichnis des ganzen Lebens deutlicher wird.

Oken definierte das Tierreich als den auseinandergelegten Menschen; auf die Tiere zurückblickend, sieht der Mensch gewissermaßen die Stufenjahre seiner Seele, die inzwischen gewachsen ist, ohne aber ihre angeborene Art ganz abgetan zu haben. Die Einsicht, daß die Tiere auch Seelen seien, zeigt sich in der wissenschaftlichen Schilderung der Tiere, zunächst eben bei Oken, dem ersten, der die Umrisse einer eigentlichen Tierseelenkunde zog. Sowohl er wie Carus, der sich ihm anschloß, sahen den Unterschied zwischen der Tier- und der Menschenseele darin, daß die Tierseele sich nicht bis zur Höhe des Bewußtseins entwickele und daher sich selber nicht gegenständlich würde, so daß, wie Carus sagt, man sie wohl Individuen, aber nicht Personen nennen könne. Gerade deshalb aber erscheint uns die Seele der Tiere so unverstellt und ausgeprägt in ihrer Richtung. In flüchtig hingeworfenem Bilde läßt Oken die Tierheit sich so entrollen: die Keimtiere, im Wasser lebend, haben statt der Sinne den Ge-

fühlssinn, dessen Organ die Eingeweidemasse ist. Ihr geistiges Leben nennt er einen „mesmerischen Zustand", mittels dessen sie ihre Nahrung finden, ohne zu sehen. Auf der folgenden Stufe, bei den Geschlechtstieren, finden sich drei Systeme: die Geschlechts-, Verdauungs- und Schmeckorgane, denen ein gewisses geistiges Leben entspricht, nämlich Bedächtigkeit, Gefräßigkeit und Wollust. Die mesmerische Wahrnehmung übernimmt vorzüglich die Leber, der Sitz des Ahnungsvermögens. „Sieht man eine Schnecke an, so glaubt man die vorahnende Göttin auf dem Dreifuß sitzend zu finden. Welche Majestät in einer kriechenden Schnecke, welche Überlegung, welcher Ernst, welche Scheu und zugleich welches Vertrauen! Gewiß, eine Schnecke ist ein erhabenes Symbol des tief im Innern schlummernden Geistes." In den Kerfen erscheinen nun zum ersten Male Tiere, die ihre Idee in Kunsttrieb äußern. Die ersten Gliedertiere haben auch geschickte Glieder, und „Kunsttrieb und Geschick in den Gliedern geht sich parallel." Die Luft- und Bewegungsorgane sind die wesentlichen der Kerfe, sie sind Lungentiere; in der Brust aber wohnen „Gesundheit, Lebensfülle, Edelsinn, Großmut, Heldenmut." Oken nennt das Insekt das tapferste und stärkste Tier der Erde, aber auch eins der schlauesten und falschesten. Schlauheit sei nämlich gewissermaßen die geistige Seite des Geruchssinnes, der der Brust entsprechend entwickelt sei. Der Kunsttrieb verschwindet bei den nun folgenden Fischen und Lurchen, die ohne Gliedergeschick sind. Doch zeigt sich bei ihnen zuerst ein Gegensatz zwischen Kopf und Rumpf, wodurch Bewußtsein (wenn auch nicht Selbstbewußtsein) und Gedächtnis entstehen kann. Der Fischkopf ist der niederste und der Fisch wesentlich Bauchtier: ernst, ahnungsvoll, gefräßig. Nach und nach stellen sich nun alle Sinne ein; nannte Oken die Fische Zungentiere, so führt er die Lurche

als Nasentiere ein. Sie sind Brusttiere wie die Kerfe: aber ihre Schlauheit steigert sich zum Lauern, Überfallen und Vergiften, ihr Mut ist Unverschämtheit. „Sie sind nur hungrige Helden." Bei den Vögeln, die eine Wiederholung der Kerfe auf höherer Stufe sind, tritt, da der „Lungen- und Gliedergeist" herrscht, der Kunsttrieb wieder hervor. Daneben ist der Vogel Ohrentier, er hört und spricht, das heißt, es gibt für ihn Zeichen, die etwas bedeuten, nicht sind, im Gesange drückt er die verschiedensten Empfindungen aus. Dementsprechend haben die Vögel Vorstellungen, und man will beobachtet haben, daß sie träumen. Das Säugetier bringt zu einer so weitgediehenen Differenzierung noch „die Seele des Auges" und damit ein gewisses Erkennen und Verstehen hinzu. Aber erst im Menschen kommen alle Verrichtungen der Tiere zur Einheit und zum Selbstbewußtsein.

So wird das Bild des Tieres nicht mehr mosaikartig aus Einzelzügen zusammengesetzt, sondern wir lernen es als ein Lebendiges und Ganzes begreifen, als eine entwickelungsfähige Seele. Wie weit die Entwickelung gehen könne, darüber gab es verschiedene Meinungen; Oken und Carus hielten, wie ich schon sagte, das Tier aus dem Reiche des Selbstbewußtseins oder des Geistes auf immer für ausgeschlossen.

Als Carus i. J. 1866 seine „Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt" veröffentlichte, hatten sich die Verhältnisse im deutschen Geistesleben sehr zu Ungunsten der Romantik und der Naturphilosophie geändert, indem der sogenannte Darwinismus herrschend wurde, wodurch eben die Stellungnahme zu den Tieren in einem vorher ungeahnten Sinne bedeutend wurde. Denn die lautesten Schreier unter den Darwinisten und Materialisten wollten doch, indem sie den Menschen von einer Tierart abstammen ließen, ihn

dadurch auf tierische Stufe herabziehen nnd ihm ein geistig-göttliches, d. i. ewiges Leben, absprechen. Als Verfechter der älteren romantisch-naturphilosophischen Anschauungsweise, daß die Arten, namentlich der höheren Tiere, unveränderlich seien, und daß der Entwickelungsgedanke keineswegs so aufzufassen sei, als gehe tatsächlich durch den Kampf um's Dasein oder wie immer eine Art aus der anderen hervor, nahm Carus in seiner Tierpsychologie eine polemische Haltung an und betonte stets, wie zwar die Tierseele von demselben Punkt ausgehe, wie die menschliche Seele, so daß die niedere Tierseele der unbewußten menschlichen Embryoseele, die der höheren Tiere der unbewußten Säuglingsseele und schließlich der Kindesseele mit dämmerndem Selbstbewußtsein zu vergleichen sei, daß nie aber die Tierseele die Stufe der „geflügelten Psyche" erreiche und insofern trotz jener Analogie doch als wesentlich verschieden von der Menschenseele betrachtet werden müsse.

Bei allem warmen Sinn für das Tier und bei aller Ehrfurcht vor dem Unbewußten, das in ihm wirkt, weist er vornehm auf den Abstand zwischen Menschen und Tieren hin, die nur als Gattung der Unsterblichkeit teilhaftig sind, gleichsam als sei die Gattung ein großes Tier, das in immer neuen Gestalten, Verwandlungen von Teilen seiner selbst, fortwüchse, während in der Menschheit der Einzelne an der Ewigkeit der Gattung teilnehmen kann.

Der behutsame, schrittweise vorgehende Denker Passavant kam, wie Carus, dahin, den Tieren die Unsterblichkeit abzusprechen; doch ist es bezeichnend, daß das Rätsel der Tierwelt und ihrer Leiden ihn sehr beschäftigte und daß er sich durchaus nicht vermaß, es dadurch gelöst zu haben, daß er sie für eine Vorbereitungsstufe der Menschheit erklärte. Indessen beharrten andere Romantiker vielfach bei ihrem inneren Gefühl, das eine innigste Verwandt-

schaft mit den Tieren voraussetzte und wesentliche Unterschiede nicht gelten lassen wollte. Je weniger der bewußte Geist in Einem entwickelt war und je mehr der Zusammenhang mit dem bewußtlosen All gefühlt und ersehnt wurde, desto mehr schwand auch für den betreffenden die Verschiedenheit von den nachtwandlerischen, durch dunkle Triebe geführten Geschöpfen. Christian Brentano war der Meinung, daß wir die Tiere, „verführt durch ihre gegenwärtige Erscheinungsweise" bei Weitem zu tief herabsetzten; was denn in der Tat der Fall sein müßte, wenn die Tiere in Rom, wie er beobachtet haben wollte und was er dem Einfluß des Papstes zuschrieb, wirklich so viel verständiger wären als anderswo. Ihre Nähe zur Natur erfüllt Bettinen's Briefe und Tagebücher mit poetischem Zauber und mystischer Weisheit. Man denke an ihre Begegnungen mit der Nachtigall und dem Reh im Bretterverschlag, das sie ansieht mit Augen, aus denen eine tiefe Seele blickt, das sie ansieht, anschreit, als ob es um Erlösung bäte. Auch die Nachtigall, die ihr immer näher hüpft, sieht ihr in's Auge, als hätte sie ein Gefühl, einen Gedanken mit ihr auszutauschen, wobei Bettine die Bemerkung macht, Gefühl sei der Keim des Gedankens. „Und wenn es so ist, welchen tiefen, gewaltigen Blick läßt uns hier die Natur in ihre Werkstatt tun, wie bereitet sie ihre Steigerungen vor, wie tief legt sie ihre Keime, wie weit ist es noch von der Nachtigall bis zu dem Bewußtsein zwischen zwei Liebenden, die ihre Inbrunst so deutlich im Lied der Nachtigall gesteigert empfinden, daß sie glauben müssen, ihre Melodieen seien der wahre Ausdruck ihrer Empfindungen. — O, nichts umsonst, alles braucht die Natur zu ihrem rastlosen Wirken, es will und muß weitergehen in ihren Erlösungen."

Einmal, als sie Nachts am Rheine stand und die Schaumwellen wie Kinder lallend an's Ufer patschten, fragte sie sich träumerisch: sollen vielleicht die Menschen

die Natur erlösen? und erinnerte sich, wie oft sie die Empfindung gehabt habe, als ob die Natur sie jammernd um etwas bäte, daß es ihr das Herz durchschnitt, nicht zu verstehen, was sie verlangte. Diesen religiös-romantischen Standpunkt, daß der Mensch die Aufgabe habe, die Natur zu erlösen, vertrat insbesondere Baader, und mit ihm deuteten viele Andere das bekannte Wort des Apostel Paulus von der Kreatur, die nach Erlösung seufzt, auf die Tiere.

Bald ein schlicht brüderliches Gefühl für die Tiere, bald etwas, was man Heilandserbarmen nennen dürfte, treffen wir bei den beiden der Natur angeschmiegten Kinderseelen Justinus Kerner und Gotthilf Schubert. Schubert schreibt dem Tiere eine unsterbliche Seele ausdrücklich zu: „Öfters scheint eine dem Auge verborgene geheime Welt aus dem Auge des Tieres hervor, wie durch geöffnete, beide Welten verbindende Pforten, den Menschen, wenigstens auf Augenblicke, fragend und antwortend zu betrachten. Und es scheint öfters aus dem Auge des umsonst gemarterten oder unter den Händen des Menschen sterbenden Tieres der Strahl eines vorübergehenden, tieferen Selbstbewußtseins hervorzublicken, welches dein gedenkender Zeuge sein wird, aus dem Diesseits in's Jenseits." Kerner's Seherin erblickte im rechten Auge der Tiere ein blaues Flämmchen, welches sie für das Unsterbliche derselben hielt, und in demselben Sinne läßt Kerner im rührenden Gedicht den Glanzblick aus dem Auge des Kalbes, das zum ersten Mal von der Mutter weg in's Freie geschleppt wird, um gewaltsamen Tod zu erleiden, so sprechen: in mir auch wohnet eine Seele, für mich auch hält ein Gott Gericht. Ringseis tat sogar in einem wissenschaftlichen Werke den Ausspruch, die Unmöglichkeit der Unsterblichkeit der Tiere sei nicht zu erweisen.

Der wärmste, eigentlich leidenschaftliche Freund der Tiere unter den Romantikern, dessen Propaganda die

Gründung von Tierschutzvereinen bewirkte, war Daumer, der zarte und glühende, einsame Denker, der unentwegt bis in die neueste Zeit die Rechte des Geistes gegenüber dem anschwellenden Materialismus verfocht.

Auch er glaubte sich, so wie derartige Fragen in den 60er Jahren behandelt wurden, entschuldigen zu müssen, daß er, indem er Mensch und Tier auf eine Stufe stelle, den Widersachern in die Hände zu arbeiten scheine; nur scheine; denn anstatt den Menschen zum Tiere herabzuziehen, wolle er vielmehr das Tier zum Menschen emporheben. Den vorsichtigen Standpunkt Carus' verlassend, hielt er sich an das große, allliebende Herz der Heiligen, die Fische und Vögel anriefen, mit ihnen Gott zu loben. Um seinen Beweis zu führen, neigte er wohl dazu, ungenügend beglaubigten Mitteilungen Glauben zu schenken, wie zum Beispiel der Sage von dem Selbstmord der Skorpione. Auf Grund einer Art „Lichtsucht" der Tiere — die nicht minder den Pflanzen innewohnt — namentlich einer Begrüßung der aufgehenden Sonne durch die Elefanten, von der Reisende berichteten, glaubte er ein vielleicht weiterer Entwickelung fähiges Religionsgefühl annehmen zu können. In einem „Buch der Tiere" und einer „katholischen Naturwissenschaft" die ihm vorschwebten, die aber beide nicht geschrieben wurden, hätte Daumer jedenfalls seine diesbezüglichen Gedanken ausführlicher dargestellt. Sein Ausspruch, daß die katholische Kirche, um mit Recht die allgemeine zu heißen, auch die Tiere, ja die ganze Natur umfassen müsse, mag überschwänglich scheinen; doch liegt im Grunde nichts darin, was nicht in des Apostels Worten von der nach Erlösung seufzenden Kreatur ausgedrückt wäre.

Die Poesie, und alle echte Poesie ist romantisch, hat von jeher eine einheitliche und durch und durch lebendige Welt vorausgesetzt und die Tiere, vernünftig redend und

handelnd, ja nicht selten überlegener, geheimnisvoller Kräfte mächtig, gesellig mitten unter Menschen und Götter gestellt. Doch ist ein spezifisch romantischer Ton deutlich zu erkennen, daß nämlich die kindlich naive Gleichsetzung von Mensch und Tier durchaus nicht vorliegt, vielmehr das Bewußtsein des Unterschiedes immer da ist —

ihn scheu'n
Die Tiere, denn ein anderer ist, wie sie,
Der Mensch;

singt Hölderlin, — daß aber über die bestehende Trennung hinweg die Möglichkeit einer Wiederberührung geahnt und ersehnt wird.

Romantische Lebensläufe.

Carus, der Arzt und Kunstfreund, der sich an Goethe und der Romantik geschult hatte, sagt, als er im Alter auf sein Leben zurückblickt, der Lebenslauf des Menschen habe einen zwiefachen Boden, einen für das unbewußte, einen für das bewußte Leben. Wie das Unbewußte nach geheimnisvollen Gesetzen den Körper baue, so bilde es mit am Leben, und gerade in der Betrachtung des Weges, den dies Prinzip genommen habe, um sich zeitlich durch Handlung darzustellen, liege das Interesse, das wir an Lebensläufen nehmen.

In den romantischen Menschen ist das Verhältnis des Unbewußten und Bewußten gestört, so daß man sagen könnte, ihr Leben habe nur einen einfachen Boden, aus dem sowohl das unbewußte wie das bewußte in gefährlicher Mischung hervorgehe. Ein Leben, das nur durch unbewußte Triebe oder nur durch den bewußten Geist oder durch abwechselndes Wirken beider gebildet wird, ist kein romantisches; denn in diesen Fällen würde entweder der sichere Instinkt oder durchdachtes Wählen den Menschen einer bestimmten unter den tausend Möglichkeiten des Lebens unwiderstehlich entgegentreiben, während gerade das Schweben und Schwanken zwischen ihnen dem romantischen Lebenslauf eigentümlich ist. Überblickt man einen solchen Lebenslauf im Ganzen, so erkennt man allerdings doch einen treibenden Zug, das was Lenau bei sich selber die Gravitation nach dem Unglück nannte. Es ist in ihnen mehr Schwere, das Prinzip des Nichtfürsich-

seins, als Licht, das Prinzip des Fürsichseins, oder, physiologisch ausgedrückt, das Bauchsystem überwiegt das Gehirnsystem. Wir haben darüber eine interessante Auseinandersetzung von Justinus Kerner: das Überwiegen des Bauchsystems störe das Geistige im Menschen, das Gehirn und was von ihm ausgehe, den freien Willen, die Selbstständigkeit. Es verbinde sich der Mensch dann mehr mit der Außenwelt, seine Selbstständigkeit schwinde — „ich möchte sagen, es wächst ihm eigentlich wieder eine Nabelschnur, an der ihn jeder mit vorherrschendem Gehirn zu gängeln vermag." Das Gehirn nennt er in diesem Sinne den Wächter und Gott in uns. Die Juden seien eine Nation, in der das Bauchsystem oder sympathische System sehr tätig sei; im allgemeinen stellten die Weiber das überwiegende Bauchsystem dar.

Mit bemerkenswerter Selbsterkenntnis schrieb der junge Passavant, der spätere Arzt, in sein Tagebuch: „Der Anfang des Tages geht, wie so viele der besten Stunden meines Lebens, mit allerlei Träumerei hin. Diese Krankheit beruht denn doch wohl auf Geistesschwäche. Sie ist verminderte Energie mit erhöhter Reizbarkeit. Ich hoffe, die Krankheit wird geheilt werden, wenn ein bestimmtes Berufsgeschäft meinen Geist fixiert und ihm die Wahl der Beschäftigung durch Willen oder Not vorgeschrieben ist." Diesem Einsichtigen gelang es tatsächlich, durch unablässige Selbstzucht, den verhängnisvollen Folgen des natürlichen Mißverhältnisses wirksam entgegenzuarbeiten.

Dies Hinabziehen der Schwere, der Sinnlichkeit, aus der zugleich reizende Blumen der Phantasie herausblühen und das Bild umkränzen, verbunden mit einem rührenden Drange nach Licht und Freiheit, gestaltet den romantischen Lebenslauf. Diese Menschen stehen dem Leben nicht selbsttätig wie ein Künstler dem Stoffe, den er formen will, gegenüber; sie leben hauptsächlich aus der

Seele heraus, deren Wesen, als der Punkt, in welchem Unbewußtes und Bewußtes sich mischen, Beweglichkeit, ein Schweben und eine Sehnsucht ist. In der witzigen Satire gegen die Romantiker, die von Baggesen und Voß ausging, heißt es, sie, die Romantiker, müßten anstatt: ich dichte, sagen: ich werde gedichtet; ebensogut könnte man sagen, daß sie nicht leben, sondern gelebt werden. Sie haben das ja auch selbst von sich ausgesagt, so Wackenroder und Brentano, indem sie sich mit Instrumenten verglichen, deren Saiten das Schicksal bewegt, oder Karoline von Günderode, wenn sie an Bettine schreibt: „Du dünkst mir der Lehm zu sein, den ein Gott bildend mit Füßen tritt." In der modernen Romantik hat Hugo von Hofmannsthal den schönsten und zutreffendsten Ausdruck für diese Art des Lebens gefunden. Er vergleicht das Leben gern einem Schattenspiel und schildert Menschen, die „in jedem Ganzen, rätselhaft gehemmt", den Fluch mit sich schleppen „nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt" ihr Leben wie ein Buch zu erleben, das man halb noch nicht und halb nicht mehr begreift, denen die Tage hingleiten, „wie abgerissene Wiesenblumen ein dunkles Wasser mit sich reißt". Als Meranda im „Weißen Fächer", nachdem sie eben noch tiefster Trauer über den Tod ihres Mannes hingegeben war, in sich die Entdeckung der neuen Liebe macht, läßt Hofmannsthal sie sagen: „Gelegenheit

Das große Wort; wir selber nur der Raum,
Drin tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben wie im Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen.
All unsre Einheit war ein bunter Schein;
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher, grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt wie mit dem Vogel,
Der dort hinflattert."

Das erinnert lebhaft an die Worte, die Karoline von Günderode über Clemens Brentano schreibt: „Es kommt mir oft vor, als hätte er viele Seelen, wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, so geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre." Sein Lebenslauf ist denn auch typisch romantisch.

Er entsprang einer Ehe, in der sich italienisches und deutsches Blut mischte, eine für die Nachkommenschaft durchaus nicht unglückliche, aber gefährliche Zusammensetzung. Jedenfalls waren die häuslichen Verhältnisse wegen der allzuverschiedenen Art der Eltern nicht angenehm. Nach dem Tode der Mutter lebte er bei einer Tante, die das Unglück, einen in Trunksucht verkommenen Mann zu haben, hart und verschlossen gemacht hatte, und wo sein weiches Gemüt unter schrecklichen Eindrücken litt. Mit 17 Jahren gab ihn sein Vater in die Öl- und Branntweinhandlung des Herrn Polex zu Langensalza, ohne zu beachten, daß er zum kaufmännischen Berufe als ein unpraktischer, in sich gekehrter Träumer durchaus untüchtig war. Je mehr Anforderungen das praktische Leben an ihn stellte, desto mehr verkroch er sich in ein märchenhaftes Traumleben und legte bald augenscheinliche Proben seiner Untauglichkeit ab.

Der kaufmännische Stand pflegt jungen auf Poesie und Kunst gerichteten Menschen besonders widerwärtig zu sein und man kann nicht einen jeden, der davon zu einem andern übergeht, nur deshalb romantisch nennen. Freiligrath zum Beispiel, der wie Brentano als Jüngling die Kaufmannschaft über den Haufen warf um nichts als ein freier Dichter zu sein, war keineswegs eine romantische Natur und hätte füglich auch Kaufmann bleiben können, wenn die Verhältnisse es durchaus erfordert hätten; Brentano dagegen war wirklich nicht im Stande sich einer

Tätigkeit hinzugeben, die sich nicht irgendwie mit seinem Innern hätte verknüpfen lassen. Solange sein Inneres ein schwankendes Chaos war, konnte er nicht, auch nicht einmal mit Vorbehalt, zu gewissen Stunden, regelmäßig nach außen wirken. Er hatte denn auch keine Neigung zu irgend einem bestimmten Berufe, sondern ein Verlangen nach Bildung überhaupt, ja eigentlich nur nach Eindrücken, die das Universitätsleben wohl mit sich bringen konnte. Kenntnisse erwarb er keine und scheute geistige Anstrengung so sehr, daß er nicht einmal in Fichtes und Schellings philosophische Systeme einzudringen sich bemühte, die damals fast alle Studenten nicht nur interessierten, sondern leidenschaftlich bewegten. Auch in seinem ersten Roman Godwi, den er in dieser Zeit schrieb und den er selbst einen verwilderten nannte, zeigt sich seine Unfähigkeit zur Sammlung, zum Durchführen einer Stimmung, eines Bildes, einer Idee. Mehr nach seinem Sinne war das Sammeln von Überbleibseln des Mittelalters, seien es Lieder oder Bilder, wobei er seinem Hang zu ungebundenem Wandern genugtun und sein Talent mit dem Volke zu verkehren, seinen poetischen Sinn und seinen schnellen Blick zu einem schönen Zweck verwerten konnte. Auch wird die Volksliedersammlung, die er im Verein mit Arnim herausgab, von allen Parteien als eine dankenswerte Leistung anerkannt.

Die Zeit zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Jahre war für Clemens die glücklichste, weil ein wesentlich schwärmendes und genießendes, ganz auf Hoffen und Erwarten gestelltes Dasein in den Jünglingsjahren noch nicht als störender Mißklang empfunden wird. Er selbst behauptete zwar später, und man glaubt es ihm gern, daß er selbst damals nie eine trunkene Minute hatte, in der er seinen Unwert, seine Schwäche und Lüge ganz vergaß; aber Liebe und Freundschaft, die seiner Schönheit,

seiner Wärme, seiner munteren Laune gern dargebracht wurden, führten ihn leichter an den dunkeln Stunden vorüber.

Bei der Wahl seiner Freunde bevorzugte Clemens, der stets die Kraft, die ihm fehlte, in andern suchte, ernste, männliche Naturen: an Savigny und Arnim schloß er sich mit Leidenschaft. Es ging ihm aber mit ihnen wie mancher Frau, die dem Manne, sowie er nicht mehr in sie verliebt ist, gleichgültig wird, weil eine engere geistige Verbindung nicht zwischen ihnen möglich ist: beide heirateten Schwestern von Clemens, eigneten sich also das, was ihnen in der Brentanoschen Art zu Herz und Sinnen gesprochen hatte, aufs innigste an und bedurften seiner nun in dieser Hinsicht weniger, in einer anderen aber konnte er ihnen wenig bieten. Mit beiden blieb er zwar sein Lebenlang in freundlicher Beziehung, aber ganz äußerlicher, da sie von ihrem reiferen Standpunkt aus zu ihm so wenig zurück konnten, wie zu ihrer eigenen Jugend.

In seinen ersten Studentenjahren knüpften sich auch Clemens' Beziehungen zu seiner nachmaligen Gattin Sophie Mereau, die, als er sie kennen lernte, Gattin eines Professors war. Das Paar wurde durch herzogliche Gnade wegen mangelnder Übereinstimmung geschieden; es war dieselbe Scheidung, auf die sich bald hernach Wilhelm und Karoline Schlegel als auf einen Präzedenzfall beriefen, der ihrer eigenen Trennung zugute kommen sollte. Sophie Mereau war weder im Sein noch im Denken und Dichten romantisch, sondern gehörte zu den sanft sentimentalischen Frauen, die sich um Schiller scharten. Sie war schön, taktvoll und verständig, von einer wohltuenden Wärme und Milde, wenn auch weder ein großer Geist noch großer Charakter. Wie es zu gehen pflegt, hatte sie die Huldigungen des blutjungen Studenten zurückgewiesen, nach einigen Jahren aber, da sich der Altersunterschied weniger fühlbar machte

gewann er sie und konnte sogar triumphieren, daß sie nun glühe, er dagegen kühler sei. Wie er auch hier nicht aus vollem Herzen, mit ganzem Willen und ganzer Gegenwart des Geistes handelte, zeigt nicht nur diese Bemerkung, sondern vielmehr noch was er an Bettine schrieb: „Wir — d. h. er und Sophie — werden leben wie es Schneeflocken zusammenschneit und wie die zerrinnen, wenn ein neuer Frühling kommen sollte, so werden auch wir zerrinnen, wenn wir nicht beisammen bleiben sollten." Also durchaus passiv fühlte er sich, von irgend einem Zufall, einem dunklen Naturtriebe mit einem lieben Weibe vereint, darauf gefaßt, daß derselbe sie auch wieder auseinanderwehen könnte und von vornherein entschlossen, dem keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Daß diese Ehe, die freilich nur drei Jahre dauerte, sich so glücklich anließ, ist wohl vor allem seiner Frau zu danken, deren weiblich harmonische Güte seine Friedlosigkeit beruhigte. Er klagte zwar zuweilen, daß sie ihn mehr beschwere als beflügle, wie er denn immer grade getragen zu werden, da er selber seiner Naturschwere das Gleichgewicht in sich nicht halten konnte, von seinen Genossen verlangte; aber — ganz abgesehen davon, daß sie mit vollem Recht das gleiche von ihm hätte erwarten können — war er sich doch dankbar bewußt, daß er wenigstens zuweilen in ihr ruhen konnte und sehnte sich, wenn er sich einmal von ihr getrennt hatte, sogleich nach ihr zurück. Sie lebten in dem schönen Heidelberg, das gerade um diese Zeit durch die Anwesenheit und Wirksamkeit von Arnim, Görres und Kreuzer zu einem Mittelpunkt der Romantik wurde, und wo er, da ihm nun auch ein Kind geboren wurde, Heimat, Familie, einen Freundeskreis und Antrieb und Gelegenheit zu geeigneter Tätigkeit hatte. Aber noch ehe sich das alles recht gestaltet hatte, starben Sophie und das Kind, und er war wieder los-

gerissen vom Boden, schwankend ohne Ziel und Halt im Leben.

Jetzt war der Augenblick, wo er seine Fähigkeit, das Leben zu gestalten, hätte erproben können: er war wiederum frei, ohne Beruf und Familie an den Eingang des Lebens gestellt, älter und durch Erfahrung gereift und doch noch nicht zu alt, um sich in veränderte Bedingungen hineinzuarbeiten. Es ging ihm aber, wie es wohl manchem gehen würde, der glaubt, er würde keine Torheit mehr begehen, wenn er mit allen gesammelten Erfahrungen das Leben von vorne beginnen könnte: er machte es ebenso wie zuvor, ging als fahrender Schüler mit der Guitarre über dem Arme auf die Wanderschaft, erwarb sich den Ruf eines schönen, witzigen Gesellschafters und fand sich unversehens mit einer zweiten Frau. Hätte er damit wenigstens das ihm gemäße getan und wäre dieser zweiten Jünglingsperiode froh geworden, so hätte man eine so naive und genußkräftige Natur in gewissem Sinne sogar bewundern können; aber er fühlte sich, nach außen glänzend und blendend, im Inneren zerrüttet, wie er es oft in Liedern äußert:

Ich muß die lust'gen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein.

Besonders in bezug auf seine Heirat mit Auguste Busmann bewies der Erfolg, wie sinnlos er gehandelt, vielmehr wie schmählich er sich von den niedrigsten Reizen hatte treiben lassen. Dies Mädchen war wie er heißblütig, leicht erregbar und jedem Triebe ohne Selbstbeherrschung hingegeben, doch fehlte ihr ein starkes Gegengewicht des Geistes oder des Herzens, welches letztere er hatte. Sie fröhnten ihrer kindischen Abenteuersucht durch

eine Entführung, zu der kein vernünftiger Grund vorlag, die Clemens, dem Witwer, am wenigsten anstand und für die er, der beinah Dreißigjährige, doch schließlich am meisten verantwortlich war. Auch warnte ihn vor der Trauung sein Gewissen, das häßliche Bündnis nicht abzuschließen und er hatte auf dem Wege zur Kirche große Lust umzukehren, was er aber auszuführen doch sich scheute. Männer seiner Art pflegen Frauen, mit denen sie nur Sinnlichkeit verbindet und die ihnen weder Halt noch Ruhe gewähren können, nach kurzem Rausch zu hassen, ja, wie ungerecht das auch sein mag, zu verachten. In diese Gefühlslage geriet Clemens seiner Frau gegenüber schon bald nach der Hochzeit, woran sie ohne Zweifel die Hauptschuld trug; selbst wenn man einräumt, daß seine gedrungene Gestalt, seine gebräunte Farbe, sein feuriger Blick, ihr vielleicht eine kräftige Männlichkeit vorgetäuscht hatten, die sein Charakter nicht war. In den tollen Szenen des Unfriedens, wenn sie auch durch alle beide herbeigeführt sein mochten, war Clemens, wozu ihm sonst wenig Gelegenheit wurde, bei weitem der Würdigere, Maßvollere. Ihre Sucht aufzufallen und in gewaltsam veranstalteten Auftritten eine rührende Rolle zu spielen macht den Eindruck des Krankhaften, und bei Clemens eigenem leicht zu erschütterndem Gleichgewicht war es wohl das beste, daß er nicht daran dachte, die Folgen des einmal Unternommenen zu tragen; er hätte sich zugrunde gerichtet, ohne ihr wohltun zu können.

Nach der Scheidung dieser Ehe konnte Clemens als Katholik sich nicht wieder verheiraten. Er fühlte sein Alleinstehn, unter dem er überhaupt weit mehr litt als ein anderer Mann getan hätte, jetzt doppelt, da seine Freunde inzwischen Familien gegründet hatten oder bald dazu schritten. Arnim und Savigny heirateten zwei seiner Schwestern, die übrigen waren anderweitig verheiratet

ebenso seine Brüder mit Ausnahme von Christian, der ihm selbst in vieler Hinsicht ähnlich war, und mit dem er gerade deswegen nicht längere Zeit zusammenleben mochte. Überhaupt war seine Eigenart so, daß Niemand, auch seine besten Freunde nicht seinen Besuch auf die Dauer ertragen konnten. Jeder Besuch war sozusagen ein abgekürztes Bild seines Lebens: übertriebenes Feuer von Mitteilsamkeit, Anregung und Aufregung im Anfang, plötzlich dann Ausgeleertheit und Erschöpfung. Zum Teil weil er dies selbst fühlte, zum Teil weil ein innerer Stachel ihm keine Ruhe ließ, hielt es ihn nie lange an einem Orte und er führte wieder ein Wanderleben, in größerem Stil als früher, aber freudloser und einsamer. Er lebte abwechselnd in Prag, Wien, Berlin, nicht wie einer der genießt, sondern wie einer der etwas sucht, etwas wichtiges, wesentliches, und dessen Angst sich steigert, wie die Zeit vergeht, ohne daß er es findet. War er auch zuweilen fleißig und ausdauernd bei der Arbeit, wie er denn für sein Drama Libussa gründliche Studien machte, so gab ihm das doch keine Befriedigung, wie es vielleicht eine ganz geringe, handwerksmäßige, aber nutzbringende Tätigkeit getan hätte. Es sei, sagt er gelegentlich, ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession. „Man kann sehr leicht zu ihm sagen: Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe; wer aber eines seiner Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet und es über alle anderen hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbszweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt immer eine kranke Gans voraus. Alle Menschen, welche ihr Brot nicht im Schweiße ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen: und

das fühlt einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller."

Eine Idee, für die er sich hätte begeistern, für die er hätte kämpfen und sich opfern können, hätte ihn glücklich machen, ihm den Lebensgrund schaffen können, den er vermißte; doch interessierte er sich, wie er selbst klagt, nicht für Dinge, sondern nur für einzelne Menschen. Immerhin konnte er sich durch die Begeisterung für Deutschlands Erhebung gegen Napoleon eine Zeit lang mit fortreißen lassen, was er auch dankbar empfand. Für die darauf folgende politische Bewegung, als mehr den Verstand ansprechend, hatte er kein Verständnis. Im Gefühl, überflüssig zu sein, weder als Mensch in seiner Entwickelung etwas erreicht, noch auf irgend einem Gebiete etwas geleistet zu haben, fällt er in der Blüte seines Lebens, bei vollen Kräften, das vernichtende Urteil über sein Leben, es sei vergeblich gewesen. Das schreckliche Wort vergeblich sei die Überschrift seines Lebens, und bei allem, was er gedacht, getan, gelitten, habe er denken müssen, daß es vergeblich sei.

Ein Mädchen, Luise Hensel, führte einen Umschwung in seiner Verzweiflung herbei. Ernst und tüchtig, herbe, in schweren Lebensprüfungen gehärtet, fest und klar einem Ziele zugewendet, imponierte sie ihm mehr als je zuvor eine andere Frau, vollends noch dadurch, daß sie sich durch seine Liebe nicht entzünden ließ, sondern ihn mit bescheidener Strenge in gewissen Schranken hielt. Als sie ihn zuerst auf die katholische Kirche hinwies, der er ja angehörte, und die ihm allein den Frieden geben könnte, den er bei ihr suchte, weckte sie damit keinen Widerhall in seinem Innern. Nur das Bedürfnis ihr zu gehorchen, in irgend einer Sache eins mit ihr zu sein, bewog ihn, sich überhaupt mit dem Gedanken zu befassen und Schritte zu seiner Verwirklichung zu tun. Der Umgang mit dem

klugen, humanen liebenswürdigen Bischof Sailer tat das übrige dazu, Clemens den Sinn für die Kirche zu eröffnen: die Zugehörigkeit zu einer großen, starken Gemeinde, die nichts von ihm verlangte als Hingebung, ersetzte ihm bis zu einem gewissen Grade Familie, Beruf und Heimat.

Die erste Frucht seiner Sinnesänderung oder, wenn man lieber will, seiner veränderten Stellung zur Gesellschaft war eigentümlicher Art: vierzigjährig begab er sich an das Krankenlager der stigmatisierten Nonne Katharine Emmerich in Dülmen und verweilte dort sechs Jahre, nur mit ihrer Pflege und dem Aufschreiben ihrer Visionen beschäftigt. Der Aufenthalt in dem ärmlichen Dorfe, das keine Zerstreuung bot, als die Unterhaltung mit einem schwer leidenden, ungebildeten Bauernmädchen wäre manchem auch weniger verwöhnten Manne unerträglich gewesen. Brentano empfand es als ein langentbehrtes Glück, eine Aufgabe zu haben, Jemandem nützen zu können, und noch dazu einer Person, die er für heilig halten durfte, ja mußte. Kurze Zeit, ehe er sich an die Kirche anschloß, hatte er einmal, halb ernst halb scherzend, gegen Görres den Wunsch ausgesprochen, ihm bei seiner Tätigkeit am Merkur als mechanischer Hilfsarbeiter zu dienen, da nur eine solche dienende und nutzbringende Beschäftigung ihn glücklich machen könne. Zu einer derartigen freilich hätten ihm Stetigkeit, Willenskraft und manches andere gefehlt; am Bette der visionären Kranken dagegen, wo nur an sein Herz und seine Phantasie Ansprüche gestellt wurden, fühlte er sich am Platze.

Nach dem Tode der Emerich brach das ganze Elend der Berufslosigkeit und Heimatlosigkeit wieder über ihn herein. Er lebte abwechselnd an verschiedenen Orten, für die Propaganda der katholischen Kirche tätig, trotz mancher Ausbrüche seines zügellosen Temperamentes, des Teufels, den er nun einmal im Leibe hatte, in Ganzen seinem

stillen, demütigen Glauben treu und dadurch in leidlichem Frieden erhalten. Die letzten neun Jahre seines Lebens war er in München seßhaft, wo er im Freundeskreise wegen seiner Warmherzigkeit und als guter Gesellschafter, denn er konnte noch immer sprühenden Witz entfalten. wohl gelitten war. Als Schriftsteller war er längst bedeutungslos geworden: daß er auf seine früheren Werke mit Abscheu und Reue zurückblickte, war wohl nicht nur die Folge seiner veränderten Gesinnung, sondern auch die Folge davon, daß ihm die poetische Kraft mit der Jugend verblüht war. Wenn seine älteren, namentlich seine protestantischen Freunde ihn seit seinem Anschluß an die katholische Kirche aufgaben, so war das nicht unberechtigt: derselbe hatte ihm wohl Ruhe und Halt gegeben, aber gegen das Opfer seiner geistigen Kräfte. Die Ruhe war nicht nach großen geschlichteten Kämpfen eingetreten, und der Halt ihm nicht durch eine unerschütterliche Ueberzeugung gewachsen, sondern er hatte sich, ein gänzlich ermüdeter Schwimmer, auf eine Insel gerettet, die ihn in Sicherheit ernährte, um welchen Preis er aber auf das Weiterfahren verzichtete, sei es, daß es ihm an Kraft oder an Mut gebrach, sich noch einmal auf das offene Meer zu wagen.

Wollte er das Heimweh, das zuweilen bitter in ihm aufstieg, nicht aufkommen lassen, mußte er seine Insel als das schönste Land der Welt preisen, die ihm freilich auch ein rettendes Delos gewesen war.

Ein Freund Brentanos sagte von ihm, er bleibe immer Most, den man nicht täglich trinken könne; zur süßen Weingährung und Klärung ließe er sich keine Ruhe. Eine unbestimmte Sehnsucht ist das bestimmende dieses Lebenslaufes, ein dunkler Drang, der es zu ruhiger Bildung und Gestaltung nicht kommen ließ. An allem alltäglichen, naheliegenden, was eine gewisse Befriedigung

gewähren könnte, geht die weitausgreifende Sehnsucht vorüber und läßt den Gehetzten schließlich wie ein Kind das vorwärts läuft, um den Horizont zu berühren, einsam und müde auf einem Fleck stehen, wo er dem dunklen Ziele seines Heimwehs nicht näher ist, als zu Beginn seiner Laufbahn.

Drei Punkte sind in diesem Lebenslauf wesentlich und finden sich in den Lebensläufen aller Romantiker, nämlich die Berufslosigkeit, die Familienlosigkeit und die Heimatlosigkeit. Nach einer träumerischen, von namenlosen Hoffnungen bewegten Kindheit sträubt sich der Jüngling gegen eine geregelte, beschränkte Tätigkeit, die ihn, den durch die Unermeßlichkeit des Phantasielebens verwöhnten, hemmt, und Wechseln oder gänzliches Abweisen des Berufes ist die Folge davon. Ebenfalls als Schranke wird die Familie empfunden, in welche sich aber gerade diese Männer am leichtesten hineinbewegen, da sie des Anschlusses am bedürftigsten sind. Die Heftigkeit ihrer Triebe wirft sie immer wieder den Frauen in die Arme, meistens aber gerade denen, die am wenigsten geeignet sind, ihre Ansprüche zu erfüllen. Brentano fand zwar eine Luise Hensel, hatte sich aber durch seine frühere sinnlose Ehe mit Auguste Busmann das Zusammenleben mit ihr unmöglich gemacht. Ueberhaupt geht den romantischen Naturen gerade die Eigenschaft ab, die den Mann zum Familienbegründer und Familienhaupt bestimmt, nämlich die Kraft; wir werden also manches Liebesabenteuer, aber selten ein glückliches Eheleben bei ihnen finden. Die Heimatlosigkeit ist eine selbstverständliche Folge der Sehnsucht und man kann von Clemens Brentano wohl sagen, daß es auf der ganzen Erde keine Heimat für ihn gab; schrieb doch die Mutter Goethe's dem Knaben schon in's Stammbuch: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von der Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Tränen regnen."

Ein so Entwurzelter scheidet meistens früh von dieser Erde, sei es willkürlich oder durch den bewußtlosen Willen seiner Natur, oder aber er findet ein Unterkommen in irgend einer religiösen Gemeinschaft. Nicht wenige sind im Wahnsinn untergegangen. „Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus" sagt der liebevolle Justinus Kerner, der viel solche Naturen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. „Auch er ist ein Beweis," ruft er einem jungverstorbenen Freunde nach, „wie Novalis, wie Seraphine und Serpentin, daß Gemüter der Art, die die Natur so gern an ihre Brüste legt, gar bald auf immer in ihren Schoß kehren." Er plante einen Roman, betitelt die Heimatlosen, in dem Seraphine und Serpentin eine Rolle spielten, und in welchem unter andern ein Mann vorkommen sollte, der, ein ewiger Wanderer, mit immer gepacktem Koffer von einem Wirtshaus zum andern reiste.

In Hinsicht der Berufslosigkeit machte Christian Brentano dasselbe durch wie sein Bruder Clemens. Auch er hatte nie etwas rechtes gelernt. Heitere Geselligkeit war seine Hauptbeschäftigung, die ihn aber durchaus unbefriedigt ließ, so daß er sein glänzendes Wesen, ähnlich wie Clemens, oft als „frevelnde Lustigkeit empfand, womit er sich selbst betäubte und andere vergnügte." Als er sich der katholischen Kirche näherte, dachte er daran, Priester zu werden, in welcher Stellung er sein Talent zum Umgange mit Menschen hätte verwerten können, den Segen einer gewissen Bestimmung genossen, und doch den Druck und die Eintönigkeit der gewöhnlichen bürgerlichen Berufe vermieden hätte; allein sein geistlicher Berater riet ihm davon ab. In seiner Not richtete er an einen Heiligen folgendes charakteristische Gebet: „Heiliger Titus! um des herrlichen Berufes willen, der Dir aus der Hand der Apostel zuteil ward, rufe ich zu Dir und bete: daß Du mein elendes, berufloses Leben ansehen und für mich bei

dem ewigen Geber des Guten fürbitten mögest, daß er doch auch mir einen Beruf zuteil werden lassen möge und mich mit Treue, Eifer, Fleiß und Beharrlichkeit begnadige, diesem Berufe nachzuleben. Ach ja, heiliger Bischof! einen Beruf, sei es der mindeste, aber einen festen und fruchtbaren Beruf, damit das Vergeuden meiner Leibes- und Seelenkräfte, der beständige Diebstahl an der Zeit aufhöre."

Der Heilige erhörte ihn zwar nicht, doch gewährte ihm in der Folge eine Heirat und, wie bei Clemens, die katholische Propaganda, die mangelnde Stütze.

Zacharias Werner glückte es, zum Berufe des Priesters zu gelangen. Er war eigentlich Jurist, übte seinen Beruf aber nur kurze Zeit und ohne Ernst und Eifer aus. Wie viele Romantiker schwärmte er für das Landleben, kaufte sich in seinem 24. Lebensjahre ein Gut bei Königsberg und bewirtschaftete es mit seiner damaligen Frau. Bald aber verwünschte er die Landwirtschaft und schlug das Gut mit Verlust wieder los. Nicht so vermögend wie Brentano warb er begierig um die Großmut irgend eines Mäcens und erbettelte sich auch wirklich ein Jahresgehalt. Begründet hatte er sein Ansinnen damit, daß er sich der Poesie, insbesondere der dramatischen, widmen wolle; die Hauptsache war aber, daß seine Arbeitsscheu und Unordentlichkeit ihn ein ungebundenes Leben wünschen ließen. Er war nun, wie Brentano, nichts als Schriftsteller doch mit dem Unterschiede, daß sein Jahresgehalt ihm die Ehrenpflicht auferlegte, in nicht allzugroßen Zwischenpausen etwas Nennenswertes, Fertiges erscheinen zu lassen. Auch diesen Beruf gab er mit Freuden auf, als er katholisch geworden war und die Kirche ihm durch die Priesterweihe die förmliche Berechtigung erteilte, Seelen für die Kirche zu gewinnen. Insofern als er von jeher das Propagandamachen für seine Ideen mit aufdring-

lichem Eifer betrieb, es als höchstes Ziel des Strebens ansah, eine Religionsgemeinschaft zu gründen und seine dramatischen Arbeiten nur als Mittel zu diesem Zweck gelten lassen wollte, erreichte er schließlich das, was ihm am meisten entsprach und wozu er sich innerlich am meisten berufen fühlte. Der Drang nach Menschen, der unruhige Trieb auf sie einzuwirken, der sich bei Werner äußerlich in seiner „gewaltigen, in Gesellschaft sich spürend nach allen Seiten hin wendenden Nase" ausdrückte, bestimmt solche warmherzige und sich selbst nicht genügende Naturen dazu, vermittelnd zwischen Menschen und Ideen zu stehen; wie sich auch Clemens gelegentlich den pontifex minimus, den geringsten Brückenbauer nennt, da er so oft Menschen zusammengeführt habe. Menschen für Ideen zu gewinnen, war er freilich weniger der Mann, indem er vielmehr durch sein Gebahren den meisten Menschen den Katholizismus eher verleidete als lieb machte.

Kleist empörte sich nicht nur gegen den Offiziersberuf, dem er durch Familientradition angehörte, sondern gegen jeden Beruf überhaupt. Er hielt es für die Bestimmung des Menschen, sich auf Erden so viel wie möglich zu bilden, in der Aussicht, daß man auf anderen Sternen, in anderer Form, der Vervollkommnung entgegengeführt würde und verstand unter der erforderlichen Bildung zunächst die wissenschaftliche. Demgemäß widmete er sich an der Universität dem Studium der Wissenschaften im allgemeinen, wurde aber durch Kants Philosophie, die ihn an dem absoluten Wert aller unserer Erkenntnis zweifeln lehrte, in seinem Bildungsdrange erschüttert. So wenigstens rechtfertigte er vor sich selbst seinen beginnenden Überdruß an den Wissenschaften. In Wahrheit drängte ihn ein glühender Produktionstrieb, eine dämonische Sinnlichkeit ins Ungewisse vorwärts und die Unfähigkeit, dieser inneren Raserei standzuhalten,

machte, daß er sich gegenüber den Anforderungen an Regelmäßigkeit, Ordnung, Selbstbeherrschung, die jeder Beruf stellt, ohnmächtig fühlte.

Die Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und der Wunsch, einen eigenen Herd zu gründen, beides mußte ihn doch eine gesicherte Lebensstellung als das Wünschenswerte, ja Gebotene erscheinen lassen; er quälte sich nicht wenig mit solchen Erwägungen. Viele Dinge, die der gesunde Mensch allmählicher, stiller Entwickelung überläßt, betrieb er mit eigensinnigem Bewußtsein und strebte sie zu überlegter Handlung zu machen, wie er denn den Entschluß, Dichter zu werden, an sich schon ein Unding, vom Ausfall einer einzigen schriftstellerischen Arbeit abhängig machen wollte. Andrerseits, wo man Überlegung und Besinnung bestimmt erwarten muß, wo man für unbegreiflich widerspruchsvolle Handlungen nach Gründen sucht, gab es bei ihm keine. Als er Wielands Haus, wo er sich glücklicher als je gefühlt, wo er die Bewunderung eines berühmten Mannes und die Liebe eines Mädchens gefunden hatte, plötzlich verließ, ohne zu wissen wohin, vermochte er auch seinen Vertrautesten nicht anzugeben, was ihn dazu bewogen hatte, offenbar weil er es selbst nicht wußte. „Ich mußte fort und kann dir nicht sagen, warum. Ich mußte fort! Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirtshaus in Weimar zu und wußte gar nicht, wohin . . . Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig nicht anzugeben, warum."

Einmal nahm er sich das Wort ab, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er sich über einen Lebensplan entschieden hätte, aber seine Unschlüssigkeit war so groß, daß er sich nach acht Tagen seines Versprechens entbinden und das Zimmer verlassen mußte, ohne dem Ziele nähergekommen zu sein. Bald suchte er auf ge-

waltsame Weise seinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben, bald tritt auch an ihm das Unklare, das Gelebtwerden hervor, wie er denn von sich selbst sagte: „In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Lose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt."

In diesem Triebrad von positiven und negativen Regungen, von leidenschaftlichem Drang und ängstlich planvollem Bedenken war eine Störung, so daß sie sich nicht ausglichen, sondern bald Stockungen, bald Überstürzungen eintraten, und ein in Explosionen krankhaft und zerstörend sich abspielendes Leben das Ergebnis war.

In einem Augenblick gänzlicher Abspannung und Hülflosigkeit unterwarf er sich dem Wunsche seiner Schwester Ulrike und ließ sich als Diätar an der Domänenkammer in Königsberg anstellen, hielt aber trotz der besten Vorsätze nicht bei der trockenen Beschäftigung aus. In der Ungebundenheit überkam ihn indessen sogleich wieder die Sehnsucht nach regelmäßiger, womöglich mechanischer Tätigkeit, und einmal faßte er sogar den ernstlichen Plan, Tischler zu werden. Der Wunsch, Bauer zu werden und ganz im Bunde mit der Natur zu leben, blieb nicht aus; einer Erleuchtung gleich ging ihm plötzlich die Einsicht auf, daß die Tätigkeit des einfachen, unschuldigen Menschen ihn heilen würde. Er ging mit dem Gedanken um, ein kleines Gut zu kaufen und zu bewirtschaften und trennte sich von seiner guten, durch lange Treue erprobten Braut, weil sie und ihre Eltern nicht darauf eingehen wollten. Der Plan, dem er sie geopfert hatte, kam indessen nie zur Ausführung, da einsichtsvolle Freunde ihm abrieten und seine Lust daran auch von selbst nachließ.

Zeitlebens suchte er ein Geländer zum Anklammern. Zuletzt wurde ihm der Kampf gegen Napoleon, was

Zacharias Werner und den Brentano die Propaganda für die katholische Kirche geworden war, eine Aufgabe die ihm das Gefühl gab, sein Leben sei nicht zwecklos.

Betrachtet man Clemens Brentanos Leben, so denkt man wohl, Armut, also ein äußerer Zwang zur Arbeit, zum Broterwerb, hätten ihn vor Zerfahrenheit und Verwilderung retten können; denkt man an Kleist, so möchte man gerade seiner Armut die Schuld an seinem Untergange zuschreiben. So wenig bedeuten die äußeren Umstände, oder, was auf dasselbe herauskommt, so sehr hat jeder sein eignes Schicksal, dem die äußeren Verhältnisse im allgemeinen nur dienstbar sind.

Von wächserner Weichheit und voll von brennendem Ehrgeiz, höchst reizbar, mißmutig, kränkelnd, wandelbar, ewig zwischen Flut und Ebbe schwankend, trug Hölderlin alle Züge eines Romantikers. Die Scheu vor einem festen Berufe war bei ihm ebenso ausgeprägt wie bei den andern. Trotz seiner Liebe und Ehrfurcht gegen seine Mutter, deren Herzenswunsch es war, ihren Sohn so bald als möglich als Pfarrherrn oder sonst in einer guten bürgerlichen Stellung zu sehen, widerstrebte er in diesem Punkte beharrlich und begründete sein auffallendes, im gemeinen Sinne unverständliches Benehmen bald mit seiner Jugend, bald mit seinem sonderbaren, launenhaften Charakter. „Das Schusterleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt, treibt, was sich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geist vor der Zeit ins Grab.“ Er wollte, wie Kleist, zunächst unbeschränkt seiner allseitigen Bildung leben. Da Geld zu verdienen unumgänglich nötig war, zog er das Hauslehrerleben einem Amte vor, weil ihm der Verkehr mit jungen Leuten und der Familie Anregung und Wechsel, überhaupt eine solche Stelle verhältnismäßig große Freiheit versprach. Wie vorauszusehen war, fehlte es aber gerade in diesem Verhält-

nisse nicht an Hemmungen und Beeinträchtigungen, die es ihm vergällten und auf die Dauer ganz unerträglich machten, was vermutlich auch dann der Fall gewesen wäre, wenn nicht der Sohn der Frau v. Kalb ein krankhaft angelegter, peinlich zu behandelnder Junge gewesen wäre, und wenn er sich nicht in Frau Gontard, die Mutter seiner Zöglinge in Frankfurt, verliebt hätte.

Wie Kleist kam er zu der Ansicht, daß das Glück hinter dem Pfluge zu finden sei; gerade die ganz unbäuerliche Ueberreiztheit und Ueberspannung ließ die Sehnsucht nach dem kindlichen Urleben des Menschen in ihm aufsteigen, das er, der die Ruhe am wenigsten ertragen konnte, so wenig wie Zacharias Werner oder Kleist durchzuführen vermocht hätte. Mehr und mehr begriff er, daß eben dem ungesicherten Charakter eine feste Berufstätigkeit segensreich ist. Seinem jüngeren Bruder Karl rühmte er den Wert mechanischer Arbeit: „Es ist oft wünschenswert, blos mit der Oberfläche unseres Wesens beschäftigt zu sein, als immer seine Seele, sei es in Liebe oder in Arbeit, der zerstörenden Wirklichkeit auszusetzen.“ Das nämlich tun und müssen tun die schwächeren Menschen, die nicht an sich halten können und sich durch unnötiges Preisgeben fortwährend noch schwächer und reizbarer machen. „Dein Selbstgefühl“ schrieb er einem Freunde, „ruht auch noch auf andrer glücklicher Tätigkeit, und so bist du nicht vernichtet, wenn du nicht Dichter bist.“ Er selbst fühlte sich der Aufgabe des Berufes aber nicht gewachsen. „Jedes Amt will einen reifen Mann, und der bin ich noch nicht.“

Lenau, von dem still innerlichen Schwaben sehr verschieden, doch verwandten Schicksals, wollte erst die Rechte studieren, gab das aber zu Gunsten der Philosophie auf. Davon ging er, nachdem er auch eine Periode, wo er Landwirt werden wollte, überwunden hatte, zum Studium

der Medizin über, was er ebensowenig wie das andere zu Ende führte; sondern er ergab sich einem unsteten Dichter- und Wanderleben.

Der als Altertumsforscher zu seiner Zeit berühmte Arnold Kanne war in seiner Jugend abwechselnd Schriftsteller, Theologe, Soldat in österreichischen Diensten, wieder Schriftsteller, Soldat in preußischen Diensten, dann, nachdem er in der äußersten Not gewesen und buchstäblich zum Bettler geworden war, wurde er zwischen seinem 30. und 40. Jahre als Lehrer an einer höheren Schule in Nürnberg seßhaft. Als er sich im Jahre 1806 in Berlin aufhielt, um ein Buch, das er für sehr bedeutend hielt, drucken zu lassen, marschierten eines Tages an dem Wirtshause wo er wohnte, Soldaten unter Musik und Trommelschlag prächtig vorbei. Augenblicklich stellte es sich ihm so lebhaft vor wie warm es den Soldaten um Kopf und Herz sei, während ihn im ungeheizten, ungemütlichen Wirtszimmer fror, daß er sein Manuskript verbrannte und sich anwerben ließ; so ließ er sich von der Gelegenheit, von an sich unbedeutenden Zufällen treiben.

Doch war er nicht, was man unter einem Abenteurer versteht; seine Freunde schildern ihn als einen „seltsam überkräftigen Geist, der in dem äußerlichen Treiben des Lebens vergeblich nach einem Ruhepunkt suchte, der sein mächtiges Sehnen tragen konnte."

Weder das Soldatenleben, noch die Schullehrerstelle verschafften ihm Befriedigung. Innerer Unfrieden, gänzliche Entzweiung mit sich selbst machten ihn menschenscheu, dabei fraß an seinem Herzen ein rasender Ehrgeiz „wie mit Höllenflammen." Wie Andere in der katholischen Kirche, begrub er seine Unruhe und seine Leidenschaften im Pietismus, ein Umschwung, der plötzlich, ich weiß nicht durch welche Umstände, in ihm herbeigeführt wurde.

Ritter hatte seine Laufbahn als Apotheker begonnen; sein späteres Leben wurde durch die überwiegende Neigung zu den Naturwissenschaften bestimmt, denen er treu blieb. Unordnung und eine verhängnisvolle Neigung zum Alkohol, wie es scheint auch andern Berauschungsmitteln, brachten Wechsel und Zerrüttung reichlich in sein Leben, das mit kläglichem Zusammenbruch seiner selbst sowie der äußeren Verhältnisse endete.

Welche Hoffnungen Passavant auf den Beruf setzte, zu dem er eigentlich keine Neigung hatte, habe ich schon erwähnt. Von den älteren Romantikern erlitt der frühverstorbene Wackenroder alle Qualen der Angst vor dem Berufe und der Fähigkeit die Berufslosigkeit zu ertragen.

Einen ganz anderen Charakter hat der Lebenslauf E. T. A. Hoffmann's, der, gleichfalls romantischer Art, sich durch einen Ueberschuß von Willenskraft von den vorher genannten unterscheidet. Er behielt bei allem Hang zur Ungebundenheit und der Lust am Abenteuerlichen, bei heftigem Abscheu gegen das Regelmäßige und Pedantische, doch die Kraft, sich in die bürgerliche Ordnung zu schicken, der er hinter dem Rücken Grimassen schnitt. Obwohl ihm die Rechtswissenschaft, sein eigentlicher Beruf, zuwider war, stand er seinen Mann darin; was so selbstverständlich erscheint und was die meisten Romantiker doch nicht konnten, brachte er fertig: das als notwendig Erkannte zu tun.

Als er nach vielen Wanderungen und Wechseln wieder in das Justizwesen eintrat, schrieb er seinem Freunde Hippel: „Es ist in meinem Leben etwas recht Charakteristisches, daß immer das geschieht, was ich garnicht erwarte, sei es nun Böses oder Gutes, und daß ich stets das zu tun gezwungen werde, was meinem eigentlichen tieferern Prinzip widerstrebt.“ Zufälle und Unfälle aller Art beeinflußten sein Leben, aber zerstückelten es nicht; sie gaben

seiner Person eher Folie, als daß sie sie überwältigten. Der Druck des Brodstudiums lähmte ihn nicht, sondern trieb sein ganzes Feuer in die Mußestunden, wo er malte, musizierte und schriftstellerte. Eine Zeit lang, als Beamter in der Provinz Posen, verlor er sich in gemeinen, sinnlichen Ausschweifungen, wußte aber doch rechtzeitig ein Ende damit zu machen. Als in Folge des napoleonischen Krieges die preußische Regierung in Posen sich auflöste und die Beamten ihrer Tätigkeit enthoben wurden, genoß er entzückt die Freiheit und das bunte, tolle Treiben, das der interimistische Zustand in Warschau mit sich brachte; unterließ aber deswegen doch nicht, sich eifrig nach neuen Einnahmequellen umzusehen, und nahm hoffnungsvoll eine Stelle als Kapellmeister in Bamberg an. Da die damaligen Theaterverhältnisse großen Schwankungen unterlagen, mußte er sich bequemen, nebenbei in Familien Unterricht zu erteilen und litt bei krankhafter Reizbarkeit unsäglich durch Verständnislosigkeit, Beschränktheit und Roheit der Schüler, namentlich aber der Eltern. Trotzdem sein heftiges Temperament es ihm erschwerte, hielt er es aus, nur daß er sich zuweilen beim Weine tröstete oder dadurch, daß er satirisch humoristische Betrachtungen aufschrieb. Dabei entdeckte er sein schriftstellerisches Talent, das ihm allmählich zu einer namhaften Geldquelle wurde; nichtsdestoweniger suchte er Rückhalt in einem bürgerlichen Amte, und trat, nachdem er noch einmal in Leipzig Kapellmeister gewesen war, durch Vermittlung seines Jugendfreundes Hippel wieder in die juristische Laufbahn ein. Er füllte diese ihm durchaus nicht zusagende Stelle nicht nur genügend, sondern sogar rühmlich aus, und ließ sich im Amte nie die kleinste Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Während andere Romantiker Verschiedenes ergriffen und nichts mit gutem Erfolge tüchtig zu Ende führten, war Hoffmann auf mehreren, zum Teil ganz entgegengesetzten

Gebieten beruflich tätig und in jedem tüchtig, hierin dem übrigens ganz anders gearteten Novalis ähnlich.

Hoffmann war von den genannten Romantikern auch der einzige, der in einer guten glücklich zu nennenden Ehe lebte. Allerdings spielt, wie bei allen Romantikern der Fall war, die schönste Rolle in seinem Leben die Freundschaft. Sein Verhältnis zu seinem Freunde Hippel, der schon, als er noch unter dem Regiment des verhaßten Oheims schmachtete, sein Tröster war, und dessen Fürsorge er zuletzt die gesicherte Lebensstellung verdankte, blieb nicht nur das ganze Leben hindurch ungetrübt und förderlich, sondern war auch in seinen Äußerungen stets von jugendlicher Zärtlichkeit und Liebesinnigkeit.

So stehen im Kreise der Romantiker als bekannte Freundesgruppen die Gebrüder Schlegel, die Gebrüder Grimm, treuer, schlichter und reiner als jene, die Gebrüder Boisserée und Bertram, Arnim und Brentano, Tieck und Wackenroder, Kerner und Uhland; zu schweigen von dem großen Freundschaftsnetz, das alle mit einander zu einer Gemeinde verband.

Hoffmann's Beziehungen zu Frauen wurden nur zu häufig durch eine allzu hitzige Sinnlichkeit gestört und verzerrt; doch wußte er sich schließlich immer wieder herauszureißen und darüber zu erheben. Als Jüngling hatte er eine wütende Liebe zu einer jungen verheirateten Frau, die sich oft in krankhaft wilder Weise äußerte; als Ehemann zu einem ganz jungen Mädchen, seiner Julia, die den viel älteren Mann, ihren Musiklehrer, kindlich verehrte, sich aber von ihrer Mutter leicht bereden ließ, einen reichen, wenn auch durchaus nicht liebenswerten jungen Mann zu heiraten. Seine brennende Eifersucht trieb ihn verschiedentlich in lächerliche, unwürdige Situationen, aus denen er sich aber doch heil wieder herausfand, um aus dem angebeteten Kinde die Muse seiner Kunst zu machen.

Zerstörender noch als für Brentano wurde die Liebe für Zacharias Werner's Leben. Als ganz junger Mensch ließ er sich durch die gemeinsten Triebe hinreißen und tauchte aus einem Strudel verächtlicher Genüsse mit einer Frau auf, die er selbst später als ein würdeloses Wesen bezeichnete. Er führte mit ihr eine Zeit lang ein zigeunerhaftes Wanderleben, mußte aber erfahren, daß sie ihn hinterging und entledigte sich ihrer durch Scheidung. Ebenso ging eine zweite leichtsinnig geschlossene Ehe aus einander; die zweite Frau hatte ihn, nach seiner Angabe, hauptsächlich dadurch abgestoßen, daß sie durch Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit die Fehlgeburt eines Kindes verschuldete. Wiederum frei, verheiratete er sich mit einer armen polnischen Schneiderstochter, die er beim ersten Sehen auf der Straße als sein langgesuchtes Ideal erkannt zu haben behauptete. Obwohl sie sich kaum verständigen konnten, da sie nicht deutsch und er nicht polnisch sprach, wollte er mit dieser Frau eine mystisch-heilige Gemeinschaft darstellen, wovon aber nichts zur Ausführung gekommen zu sein scheint. Der Wunsch der Scheidung ging diesmal von der Frau aus, die sich mit einem andern zu verheiraten beabsichtigte, was niemand besser begriff als Werner selbst, der sie ausdrücklich mit seinen schlechten Eigenschaften als Faulheit, Unreinlichkeit, Geiz und anderen entschuldigte. Übrigens war ihm die wiedererlangte Freiheit nicht unwillkommen, obwohl er gern von der Ewigkeit seiner Liebe zu der Verlorenen sprach und den trostlos Verlassenen spielte.

Nach der dritten Scheidung hielt Werner sich für ausgestoßen aus dem Heiligtum der Ehe und behalf sich, während er seine Einsamkeit bejammerte, mit zahlreichen flüchtigen Genüssen, die er auf das Schamloseste aufsuchte, obwohl seine Reue und der Ekel vor sich selber dabei unaufhörlich zunahmen.

Ritter, der Physiker, den Friedrich und Dorothea Schlegel zur engeren Kirche zählten, verdarb sein Leben durch die Ehe mit seiner Haushälterin, einer nicht nur ungebildeten, sondern unordentlichen und haltlosen Frau, die den keineswegs charakterfesten Mann immer mehr herabzog.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Brentano's und Werner's blindzufälligem Hineintaumeln in die Ehe bildet die Heiratsscheu anderer Romantiker; im Grunde freilich ist das eine wohl nur die Kehrseite des andern und ist beides auf hochgesteigerte Ueberspanntheit und Reizbarkeit der Nerven zurückzuführen. Was in Brentano bei seiner Hochzeit mit Auguste Busmann nur als Wunsch aufblitzte: nämlich vor der Kirchentüre wieder umzukehren, das führte Kanne in Nürnberg wirklich aus. Am Abend vor dem Tage, der zu seiner Heirat mit einem lange geliebten Mädchen anberaumt war, wurde er plötzlich von Angst und Unruhe überwältigt und entfloh auf's Geratewohl nach Würzburg, wo ihn ein wohlmeinender Freund durch ernster Zuspruch bewog, zurückzukehren und seine Braut um Verzeihung zu bitten.

Er soll später ein guter Ehemann geworden sein.

Hölderlin führte seinen Entschluß, nie zu heiraten, auf dieselbe Charakteranlage zurück, die ihn das Amt, überhaupt jede feste Stellung fürchten ließ. Seine Launen, sein Hang zu Projekten, sein Ehrgeiz würde ihn im ruhigen Ehestand nicht glücklich werden lassen, meinte er. Wollte ihn irgend eine eingegangene Verbindung fesseln, bekam er Angst vor dem, was er kurz zuvor heftig gewünscht hatte; denn er war keineswegs kalt, vielmehr leicht entzündlich und schnell in Liebesangelegenheiten verstrickt, denen nach einiger Zeit eine ihn selbst überraschende Kälte ein Ende machte. Auch in dieser Hinsicht wechselte ewig Ebbe und Flut in ihm, hochgehende Erregung und schwere, steinerne

Kälte. Obwohl er früh angefangen hatte zu lieben und fast immer verliebt war, sagt er doch von sich: „Es ist wunderbar, ich soll wahrscheinlich nie lieben als im Traume;" so scheint er klar gefühlt zu haben, daß die Ursache in ihm lag. Seine Diotima, Frau Gontard in Frankfurt, war nun freilich eine Frau, die ihn durch den Nimbus ihrer gesellschaftlichen Stellung, die Schönheit und Feinheit, nicht am wenigsten durch ihre Unerreichbarkeit lange auf der Höhe seiner Gefühle erhalten konnte. Hier konnte die Alltäglichkeit, die er so fürchtete und haßte, niemals eintreten, allerdings aber auch niemals die Ruhe der Erfüllung, die vermutlich die auf's Aeußerste gesteigerte Empfindung sogleich gedämpft hätte. Sicherlich war es nicht die unglückliche Liebe, die seinen Wahnsinn herbeiführte; im Gegenteil war dies volle, zweifellose Gefühl wohl das letzte schöne Strahlen seines Gemüts vor dem Erlöschen.

Am reinsten und ruhigsten war Hölderlin immer seiner Mutter, seinem Bruder, seinen Freunden gegenüber, wie denn auch Freundschaft und Familie bis zum Ende opferbereit um den Unempfindlichen bemüht war. Jugendfreunde nahmen ihn in ihre Mitte, als er zu kränkeln anfing, um ihn zu erheitern, waren geschäftig, ihm gute Stellen zu vermitteln, ihm mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Als die Krankheit ausgebrochen war, nahm der junge Sinklair die Sorge für ihn auf sich, wie es ein Sohn nicht dringlicher und zarter hätte tun können, verschaffte ihm eine Schein-Anstellung bei dem Landgrafen von Homburg, deren Kosten von seinem eigenen Gehalte abgingen und erbat sich von der Mutter des Dichters das Recht, ihn zu pflegen in einer Weise, als ob er um eine hohe Gunst nachsuchte.

Lenau war stets verlobt, fand aber stets in sich selbst einen Widerstand und unerklärliche Angst, wenn die Ver-

bindung endgültig gemacht werden sollte. Etwas Ähnliches liegt bei Grillparzer vor.

Kleist liebte nicht wie z. B. die Gebrüder Schlegel, Schelling, Brentano, Hölderlin, Lenau, reife, verheiratete Frauen, sondern jugendliche Mädchen, bei denen er willenlose Hingabe ahnte; nicht daß er herrschsüchtig gewesen wäre, aber für ihn lag darin der üppigste Zauber der Leidenschaft. Wie der Graf von Strahl sein Kätchen von Heilbronn pflegte er seine Mädchen auf die Probe zu stellen und stieß sie von sich, wenn sie seinen vernunftwidrigen und zum Teil geschmacklosen Zumutungen widerstrebten. Von seiner ersten Braut verlangte er Einwilligung in seine Landwirtschaftspläne; mit der zweiten brach er, weil sie sich weigerte, die gegenseitige Liebe vor Eltern und Vormündern geheimzuhalten, was bei der Lage der Dinge völlig sinnlos gewesen wäre. Im Grunde mochten dies freilich Vorwände sein, an die er selbst glaubte, und die wirkliche Ursache lag wie bei den andern in dem krankhaften Auf und Ab seiner Gefühle.

Bedeutungsvoller als irgend eine andere Frau in Kleist's Leben war jedenfalls seine Schwester Ulrike, die einzige, an der er mit unwandelbarer Liebe hing; wenn sie auch zu wenig liebreizend, zu männlich war, um ihm den Umgang mit anderen Frauen zu ersetzen. Unglückliche Liebe allein hätte ihn aber gewiß nicht zu dem Selbstmorde bewogen, der nichts anderes als die letzte Explosion dieses gemarterten Lebens war.

Wie berechtigt übrigens bei diesen Naturen die Angst vor der Ehe war, zeigt das Beispiel des Malers Otto Runge. Dieser verliebte sich stürmisch in ein ganz junges Mädchen, das schon den Jahren nach zu unreif war, um allem Hohen, was er in sie hineinlegte, anders als in der Möglichkeit zu entsprechen. Voll Ungeduld sah er der Hochzeit entgegen, denn er war überzeugt, ihr Besitz, die

ihm gewissermaßen die begeisternde Muse war, würde ihn zu den höchsten Schöpfungen beflügeln. Anstatt dessen fühlte er sich, sowie das Ziel erreicht war, bedrückt und beklommen. Vergeblich wartete er auf den Schaffenstrieb, der ihn früher befeuert hatte; er blieb matt und kalt bis zu seinem frühen Tode. Dies Lähmende der Ehe anstatt erwarteter Beflügelung hatte schon Tieck und auch Clemens Brentano in seiner im Ganzen doch so glücklichen Ehe erfahren, und es liegt wohl daran, daß der künstlerische Trieb bei diesen Menschen eng mit der Liebessehnsucht, der Jugend überhaupt verbunden war.

Daß die Romantiker Heimatlose waren, geht aus dem Erzählten hervor. Keiner von den Genannten hatte einen festen Wohnsitz, auch waren sie weder durch Familie noch Beruf gebunden. Bei mehreren, als Hoffmann, Brentano, Werner, Lenau, hatte sich schon infolge unglücklicher, verschrobener Verhältnisse im Vaterhause das naive Anhänglichkeitsgefühl an den Boden der Kindheit nicht bilden können.

Brentano's Leben war ein beständiges Wandern, Heidelberg, der Schauplatz seiner Ehe und seiner Familienträume, der einzige Ort, für den er eine Art von Heimatsgefühl hegte. Übrigens „schnell fertig mit jedem," stets vom Fremden angelockt, ließ er sich nie Muße, Wurzel zu schlagen. Nachdem sein Haushalt in Heidelberg aufgehoben war, machte er nur noch Stationen, hauptsächlich in Berlin, Wien, Prag, Dülmen in Westfalen, deren letzte München war.

Zacharias Werner nannte sich geradezu den Pilger. Seine Wanderungen sind besonders frappant, wenn man bedenkt, daß der Ostpreuße eine zweite, geistliche Heimat in Rom fand und schließlich ständigen Aufenthalt in Wien nahm, Punkte, die durch Klima, Natur des Landes und Volkes rechte Gegensätze zu seinem Geburtslande bilden.

Hat man bei Brentano und Werner das Gefühl, als sei der Grund ihres beständigen Umherreisens die dunkle Sehnsucht, die sie nirgends Ruhe und Befriedigung finden ließ, so scheinen Kleist und Lenau durch innere Angst, durch einen Dämon umgetrieben. In Reisen, oft planlosen, ziellosen, explodierte gewöhnlich die aufs Höchste gediehene Spannung Kleist's. Seine innere Rastlosigkeit suchte er an der äußeren Bewegung abzustumpfen. Am merkwürdigsten ist wohl Lenau's Reise nach Amerika, die er trotz des inständigen Abratens seiner Freunde, von einem übermächtigen, inneren Zwange gedrängt, unternahm, gleichsam die Sehnsucht über die Erde hinaus nach einem anderen Sterne durch Übersiedelung nach einem anderen Weltteil zu stillen meinend. Gebrochen und zerrüttet kam er von dieser Reise zurück, wenn auch bis zum Ausbruch des Wahnsinns noch mehrere Jahre verliefen.

Hölderlin konnte es zwar auch nie lange an einem Orte aushalten, doch hatte er ein starkes instinktives Heimatsgefühl. Das mag damit zusammenhängen, daß Hölderlin's Eltern beide Schwaben, aus gesunden Bürgerfamilien stammend, waren, während zwischen den Eltern der übrigen oft starke Gegensätze der Abstammung oder der Veranlagung bestanden.

„Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus," sagte Justinus Kerner und eine ähnliche Bemerkung machte Goethe einmal, als er mit Sulpiz Boisserée Zeichnungen von Runge betrachtete. Er machte den jungen Freund darauf aufmerksam, wie das „Teufelszeug" schön und toll zugleich sei, und fügte mit Hinweis auf des Malers frühen Tod hinzu: „Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin, es ist nicht anders möglich, wer so auf der Klippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade."

Betrachten wir den Abschluß der Lebensläufe der Romantiker, so fällt in der Tat ihr frühes Welken auf: Novalis, Wackenroder, Graf Löben, der Maler Runge, der Physiker Ritter starben jung durch Krankheit, Lenau verfiel im Anfang der vierziger, Hölderlin im Anfang der dreißiger Jahre in unheilbaren Wahnsinn, Kleist, sein Leben lang mit Selbstmord und Wahnsinn ringend, erschoß sich fünfunddreißigjährig. Werner, Kanne, Brentano, Hoffmann erreichten zwar durchschnittlich das fünfzigste Jahr; aber wie war das Jahrzehnt beschaffen, das sie vor jenen voraus hatten? Man muß bedenken, daß der Anschluß an die Kirche in diesen Fällen eine Art Verzweiflungsakt war, eine Flucht aus der Welt, mit der man nicht fertig werden konnte, ein Waffenstrecken und Sichbesiegterklären. Abgehetzt, um jeden Preis Ruhe verlangend, verleugneten diese Ratlosen ihre Vergangenheit, gaben das eigene Streben und Irren auf und lieferten sich gewissermaßen dem Arzt aus, der Gemütsruhe und Langeweile zum Behuf einer Fettkur verschrieb. Friedrich Schlegel widerrief, nachdem er katholisch geworden war, nicht nur die Lucinde, eines der hauptsächlichsten Erzeugnisse der romantischen Blütezeit, sondern das Wesen und Wirken seiner Jugend überhaupt; Brentano nannte seine früheren Schriften, die künstlerisch seine besten sind, dämonische Verirrungen; Werner schrieb die Weihe der Unkraft, Kanne nur noch wässerige Romane mit pietistischer Tendenz.

Etwas besonderes liegt bei Hoffmann und Tieck vor. Hoffmann's Ende hat insofern keinen kläglichen oder tragischen Charakter, als er bis zuletzt im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten blieb und noch auf dem Kranken- und Sterbelager Novellen dichtete, die an Rundung und stiller Wärme eher gewonnen als verloren haben. Es ist aber die Frage, wie sein Leben sich gestaltet hätte, wenn er sich nicht so, wie er tat, dem Trunke hingegeben hätte. Wie er jedes

einzelne Mal durch den Alkohol sich Konzentration machte und seine Schaffenskraft steigerte, nicht bedenkend oder geringschätzend, daß eine desto größere Erschlaffung erfolgte, hat er dadurch vielleicht auch im Ganzen seinem Leben größere Energie und Einheit auf Kosten der Dauer gewonnen. Hätten wir also bei Hoffmann eine Erhöhung der Lebenskraft um den Preis der Lebensdauer, so scheint bei Tieck im Gegenteil eine Verlängerung des Lebens um den Preis des Lebensfeuers vorzuliegen.

Tiecks Bedeutung für die Romantik und für das Geistesleben überhaupt liegt vor seinem dreißigsten Lebensjahre. Ungefähr um diese Zeit stellte sich die Gicht bei ihm ein, dem Wesen nach eine Alterskrankheit, die seine hohe Gestalt, als er eben die Schwelle des Mannesalters überschritten hatte, krümmte. Zugleich verschwand seine Anmut und Beweglichkeit, und er bekam äußerlich eine Würde, die ganz in Übereinstimmung war mit seinen späteren antiromantischen, langweiligen Novellen. Der körperliche Vorgang des Alterns, durch welchen oft die allzugroße Hitze des Blutes ausgeglichen wird, das Verknöchern, ist hier bedeutend verfrüht eingetreten.

Fouqué bekam in den dreißiger Jahren einen Rückenmarkschlag, von dem man glaubte, daß er seinen Tod in kürzester Frist herbeiführen würde. Anstatt dessen lebte er beinah noch einmal so lange, aber seine Schriften, die schon vorher angefangen hatten, bedenklich schwächer zu werden, fielen mehr und mehr ins Kindische. Was er Gutes geschrieben hat, und die Undine ist ein Meisterwerk der Romantik, ist Jünglingsdichtung; auch er konnte nicht alt werden.

Vergleichen wir den Menschen mit einer Kammer, zu deren Erwärmung eine gewisse Menge von Brennmaterial vorhanden ist, so haben wir in den romantischen Naturen Menschen, die anfangs zu schnell, zu viel ver-

brennen; Kammern etwa mit eisernen Öfen heizbar, die schnell eine übermäßige Glut erregen, aber keine dauernde, so daß ebenso schnelles Sinken der Temperatur folgt, worauf neues Einheizen notwendig wird und so immer weiter. Die Folge davon ist, daß schon vor Mittag fast alles Brennmaterial verzehrt ist, und nun kommt entweder geiziges Sparen mit den Überbleibseln oder ängstliches Absperren der Luft oder tolles Verprasseln des letzten Vorrats, wobei wohl die Flamme die Kammer selbst ergreift und in Asche legt.

„Ich habe offenbar," sagt Hölderlin, „zu frühe hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, so lange ich lebe, büßen; schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenfreiheit ausreifen ließ."

Wenig lebt ich, doch atmet kalt
Mein Abend schon. Und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier, und schon gesanglos
Schlummert das schaudernde Herz im Busen.

Es ist, als ob die Schwelle zum Mannesalter ein Berg wäre, über den die Romantiker nicht hinüber konnten. Rührend klagt Hölderlin, daß er nicht Mann werden könne, daß er sich gern jünger träume, als er sei. Die Zeit des Übergangs vom Jüngling zum Manne nennt er „die Zeit des Schweißes und des Zornes, der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit und Gewitter, die bitterste im Leben." An diesem Punkte scheitern alle: manche suchen ihn hinauszuschieben, sie verlängern das Jünglings- oder Mädchenalter, büßen aber dabei die Zeit des Reifens ein und werden plötzlich zu Greisen; andere sterben, andere erkranken. Tieck, obschon er alt wurde, war nie eigentlich Mann, sondern bekam plötzlich, als Jüngling, die Art eines Greisen. Wilhelm Schlegel erschien im Alter ab-

stoßend, etwa wie ein als Jüngling maskierter Greis. Hoffmann hatte im Gegenteil niemals etwas jünglinghaftes, aber ebensowenig männliches; er glich eher einem kleinen Kobold oder Hexenmeister.

Betrachten wir das Leben derjenigen Männer, die im romantischen Geiste wirkten, romantisch dachten, aber nicht romantische Naturen waren, wird der Unterschied recht deutlich werden zwischen einem Lebenslauf, der zwischen Trieb und Zufall, Sehnsucht und Schicksal schwankt, und einem, dem starke Anlagen die Richtung geben, und den ein besonnener Wille formt. Auch das Leben eines Görres, Adam Müller und anderer war reich an Wechselfällen und ungewöhnlichen Ereignissen. Görres, ein Rheinländer, arbeitete als Jüngling, angeregt durch die Ideale der französischen Revolution, für den Anschluß seiner Heimat an die französische Republik, kehrte sich, von der Wirklichkeit enttäuscht, von Frankreich ab und warf sich mit Feuer auf das Studium der Wissenschaften, in welchen er neu und zündend wirkte. Als die Befreiung Deutschlands herannahte, gründete er den Rheinischen Merkur, die erste deutsche politische Zeitschrift, die eine selbständige Gesinnung vertrat und soviel Beachtung verdiente, daß Napoleon sie als sechste Großmacht bezeichnete. Unter dem Beifall der besten Männer Deutschlands mit grenzenloser Hingebung von Görres durchgeführt, erregte das Blatt durch seinen Freimut die Abneigung einiger Fürsten, es wurde verboten, und Görres mußte, um seine Freiheit zu wahren, aus Preußen fliehen. Er lebte nun wiederum den Wissenschaften, erst in Straßburg, dann in der Schweiz, und wurde, während er erst ein mächtiger Schirm der Freiheit und allseitiger Gerechtigkeit gewesen war, ein Vorkämpfer des Katholizismus und der hervorragendste deutsche Kirchengelehrte neuerer Zeit.

Aber hier sehen wir nicht einen Menschen, den zufällige Umstände planlos vor sich hertreiben, sondern einen, der die verschiedensten Umstände ergreift und sich anbildet. Gegeben war bei Görres eine leidenschaftliche aktive Natur, der Wirken nach außen Lebensbedingung war; Lust und Fähigkeit die Menschen zu beeinflussen; stolzer Freiheitsdrang, den ein einsichtiger Verstand regelte, und den das Alter, wie es natürlich ist, milderte und einschränkte; ein poetischer Sinn, der alles bekränzte, was er trieb, sei es Religion oder Politik oder Wissenschaft; eine erstaunliche Fassungskraft, die ihm ermöglichte, in kürzester Zeit ganze Bibliotheken auszufressen, Sprachen zu erlernen, Handschriften zu entziffern; die Gabe mündlicher und schriftlicher Rede; im Ganzen eine kräftige, stark bewegte, aber doch fest in sich ruhende Persönlichkeit. Er warf sich naturgemäß immer dahin, wo er diese Gaben walten lassen konnte; als die Revolution ausbrach auf Frankreich, als Deutschland sich zum Kampfe nach außen sammelte und später als es in seinem Innern um Einheit und Verfassung stritt, auf Deutschland, als alle Hoffnungen vereitelt waren und ihn das Treiben der Regierten sowohl wie der Regierenden anekelte, auf die Kirche, von der er einzig noch Rettung erwartete. Jedesmal füllte er seine Stelle ganz aus, und wie groß die Folgerichtigkeit in seinen Wandlungen war, beweist das am besten, daß er selbst sie nicht als solche empfand, sondern sich immer selbstverständlich am Platze fühlte.

Görres, Creuzer, Schelling, Baader, Savigny, die Gebrüder Grimm, Schubert, Carus, Ringseis, lauter Häupter der romantischen Richtung, waren Professoren, Carus und Ringseis dabei ausübende Ärzte. Adam Müller war Diplomat, Eichendorff juristischer Beamter, Justinus Kerner und Passavant waren Ärzte. Ein fest angesiedeltes Leben war damit von selbst gegeben, und waren auch alle mehr

oder weniger reiselustig, wie denn auch mehrere oft und weit reisten, so hat das mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit und sehnendem Irren ins Weite nichts zu schaffen und sie kehrten immer gern in die Schranken ihres Wirkungskreises zurück.

Die Liebe spielt im Leben dieser Männer keine größere Rolle, als die normale Natur es mit sich bringt. Nur in der Jugendzeit greift wohl die Liebe erschütternd ein, aber das Mannesalter begleitet sie höchstens noch gelinde. Creuzer faßte, als verheirateter Mann, eine verhängnisvolle Liebe zu Karoline von Günderode, die von ihr erwidert wurde und zur Auflösung seiner Ehe zu führen schien. Bevor sich das völlig entwickelt hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit, während welcher sein Sinn sich änderte, so daß er seiner Frau versprach, im Fall, daß er genese, sie nicht zu verlassen. Hiervon wurde die unglückliche Karoline in Kenntnis gesetzt, und, unfähig das plötzliche Scheitern ihrer Lebenshoffnungen zu ertragen, erdolchte sie sich am Ufer des Rheines. Creuzer erreichte als guter, stiller Familienvater ein hohes Alter. Dies romantische Ereignis führte also ein ganz anderes Ergebnis herbei, als ähnliche im Leben der eigentlichen Romantiker; nicht deshalb, weil es nicht zur Lösung der Ehe kam, sondern weil die Liebe sich dem Leben einordnen muß und nicht des Lebens Zweck wird.

Schellings jugendliche Leidenschaft zu Karoline Schlegel dauerte in der Ehe als beglückende Gattenliebe bis zu ihrem Tode fort. Durch denselben in tiefste Trauer versetzt, heiratete er doch bald darauf ein junges Mädchen, die Tochter von Karolinens Jugendfreundin Gotter, Pauline, die in der Verehrung der mütterlichen Freundin aufgewachsen war. Sie schenkte Schelling, der bis dahin kinderlos war, mehrere Kinder, und er fühlte sich dauernd beglückt in seiner Häuslichkeit.

Auch Schubert verlor eine heißgeliebte Gattin durch den Tod und glaubte die Trauer um sie nie überwinden zu können; doch nach kürzester Zeit hob ihn der Anblick eines Mädchens, einer jungen Verwandten der Verstorbenen, aus dem trostlosen Einsamkeitsgefühl mit einem Male in ein ungetrübtes Glück, und eine zweite glückliche Ehe war die Folge. So leben und handeln nur naive, gesunden Instinkten sich überlassende Naturen.

Carus heiratete eine Cousine, die mit ihm im Elternhaus auferzogen war, in der bestimmten Absicht, sich dadurch über die peinigende Seelenunruhe der Jugend zu erheben und sich ungestört wissenschaftlichen Studien widmen zu können. Ein langes Leben hindurch war er ein ausgezeichneter Gatte und Vater.

Baader sah seine Frau zuerst auf der Straße, wo er sich, ohne sie zu kennen, sofort so in sie verliebte, daß er beschloß, sie oder keine müsse seine Frau werden. Er setzte es wirklich durch, hatte viele Kinder mit ihr, und als sie nach langjähriger glücklicher Ehe starb, heiratete er, schon alternd, ein gutes, viel jüngeres Mädchen, die ihn bis zu seinem Tode treulich liebte, verehrte und pflegte.

Passavant war eigentlich romantisch veranlagt; er klagte selbst, wie schon angeführt, über Schwäche seines Gehirnlebens gegenüber den sinnlichen Trieben. Aber mit einem starken sittlichen Willen, den er vor den übrigen Romantikern voraus hatte, bekämpfte er diese Glut, die ihm, wie er einsah, auf dem Wege zu männlicher Vollkommenheit im Wege stand, unerbittlich wie ein strenger Christ des Mittelalters. Als Jüngling verliebte er sich heftig in eine hübsche Salzburgerin, beschloß aber, seine Neigung zu überwinden, damit sie ihn nicht in seinem hohen Streben störe, was ihm auch zu großer Betrübnis des Fräuleins gelang. Später heiratete Passavant ein Mädchen, in das er nicht verliebt war, dem er aber,

während er sie ärztlich behandelte, teuer, ja unentbehrlich geworden war. Er lebte mit Marianne Lessing lange in einer im Ganzen glücklichen Ehe, während welcher die beständige Kränklichkeit der Frau seine Geduld schweren Prüfungen unterwarf. Die erste Geliebte wurde die Frau eines anderen Arztes, des Professor Ringseis. Ringseis war immer wegen seiner Unempfindlichkeit gegen Frauen geneckt worden; als er seine nachmalige Gattin, Friederike, kennen lernte, war er bereits in den 30er Jahren, und auch sie befand sich jenseits der ersten Jugend. Obwohl er sie liebte, führte er sie nicht heim, bevor er sich von ihrer Religiosität überzeugt hatte, und sie lebten ohne Überschwänglichkeit, aber in herzlicher Gemeinschaft bis ins hohe Alter.

Alle diese Frauen waren tüchtige, hübsche Frauen, geistig nicht hervorragend, aber munter, talentvoll und bildsam. Sie beeinflußten die geistige Entwickelung ihrer Männer nicht unmittelbar, trugen aber zu ihrer häuslichen Behaglichkeit und ihrem menschlichen Glücksgefühl viel bei. Kinder fehlten diesen Ehen nicht. Die Liebe war bei den genannten Männern hauptsächlich der familienbildende Instinkt, durch den sie sich als Glieder in die Gattung einreihten. Unter den eigentlichen Romantikern war nur Tieck Vater; Hoffmann hatte ein kleines Mädchen, das früh starb, Brentanos Kinder starben bald nach der Geburt.

Eine Zwischenstellung nehmen Justinus Kerner und Gotthilf Heinrich Schubert ein, die einander auch äußerlich geglichen haben sollen. Sie waren nicht ewige Jünglinge und wurden auch nicht Männer, sondern blieben ihr Leben lang Kinder. Sicher wie Nachtwandelnde gingen sie ihren Weg, selten mit Bewußtsein das richtige wählend, doch immer überzeugt, es werde sich von selbst alles zum Guten kehren. Sie fühlten sich immer von Wundern

getragen, und ein wunderbarer Schimmer umgibt auch ihr Leben: das Kerners stellt sich mehr wie ein Märchen, das Schuberts mehr wie eine Legende dar. Das liegt aber an ihrer eigenen Auffassung: ihr romantisches Auge stand über ihrem Leben wie der Mond, der ein am Tage alltäglich bürgerliches Gärtchen bei Nacht in eine Zauberei verdämmert.

Kerner wurde anfänglich gegen seine Neigung in ein Tuchgeschäft gesteckt, wo er in unbewachten Augenblicken seine ersten Gedichte verfaßte, erlangte aber durch Vermittelung einiger Freunde die Erlaubnis zu studieren. Er wurde Arzt in seiner Heimat Schwaben, seine erste Liebe, das Rikele, wurde seine Frau, und er blieb sein langes Leben durch in zärtlicher Treue mit ihr verbunden.

Etwas bunter war Schuberts Leben: Schuberts Großmutter, eine einfache Frau aus dem Erzgebirge, die mit geklöppelten Spitzen handelte, besaß die Gabe bedeutungsvoller Träume und ließ ihren Sohn, Schuberts Vater, auf den Wink eines Traumes hin, Theologie studieren, für die in ihr kleines Gebirgsdorf versteckten schlichten Leute ein unerhörtes Unternehmen. Dies Träumen vererbte die fromme, charaktervolle Frau auf ihren Sohn und auch auf ihren Enkel, dem Träume oft, wie er meinte, den seelischen Antrieb zu in der Folge als glücklich sich erweisenden Handlungen gaben.

Die Liebe zu den Naturwissenschaften war ihm angeboren; als kleiner Junge legte er sich zum Zweck einer Art von vergleichender Ornithologie eine Sammlung von Vogelknochen, ferner eine Sammlung von Mineralien an; er begann ein Buch über den Walfischfang zu schreiben, machte feuergefährliche Experimente und brütete mit Vorliebe über physikalisch-astronomischen Rätseln. Andererseits war er in die Frömmigkeit der guten Pfarrersfamilie — denn Vater und Großvater mütterlicherseits waren

Pfarrer — so eingehegt, daß er es anfänglich zufrieden war, Theologie zu studieren, und sich darauf verließ, daß die Vorsehung die Sache der Medizin für ihn führen würde, was auch geschah. Kaum hatte er sein Studium beendet, so heiratete er, noch ein Jüngling, ein gleichaltriges Mädchen, und begann Praxis und Haushalt zugleich, obwohl beide nichts besaßen außer 100 Taler Schulden. Sie waren so voll Zuversicht, daß sie trotz dieser bedenklichen Lage weitgehende Gastfreundschaft übten, und zur rechten Zeit stellten sich dann auch Patienten oder Verleger für seine Bücher ein.

In Dresden war Schubert einmal ohne Praxis, ohne irgend eine Aussicht auf Einnahme, aller Hilfsmittel so entblößt, daß er sich einer niedergedrückten Stimmung nicht erwehren konnte, doch tröstete ihn schließlich ein sehr kräftiges und inniges Beten. Wenige Tage nachher kam ein Brief von Schelling, der ihm die Aussicht auf eine Anstellung als Direktor einer höheren Schulanstalt in Nürnberg eröffnete.

Er ließ sich von Nürnberg nach Mecklenburg führen, wo er Erzieher eines Prinzen wurde, von Mecklenburg wieder nach Erlangen, von dort als Professor nach München, nicht wie einer, der sich dem Spiel des Zufalls überläßt, sondern wie ein vertrauensseliges, ahnungsvolles Kind, das gewiß ist, sein Ziel nicht zu verfehlen. Es war, als ob der Lärm der Sinnenwelt nie ganz in die kindliche Stille seines Inneren hineindrang, so daß er den leisesten Ruf seines Genius vernehmen und ihm nachgehen konnte.

Wie anders als diese Erdenbürger, die alt, von Kindern und Enkeln umringt, nach einem tüchtigen, wirkungsvollen Leben ins Grab steigen, jene Heimatlosen, deren Blüte ein jähes Auflodern ist, dem bald Verwelken folgt. Daß sie nicht ausreifen konnten, berechtigt wohl

dazu, in ihrer Anlage einen Fehler vorauszusetzen. Denn wir sollen, so müssen wir doch denken, die Vollkommenheit darin suchen, den mannigfachen Aufgaben des Lebens gerecht zu werden, wir sollen den Schönheitstraum der Jugend von uns werfen, die Verzweiflung über die Befleckung der Ideale im Kampfe überwinden und auf die edelsten Genüsse selbst verzichten, um zunächst ein leidender und ringender Mensch zu sein. Die eigentlichen Romantiker hatten den Trieb, sich vor dem Leben in ihr Inneres zurückzuziehen; das Leben rächte sich doppelt an ihnen: einmal, weil nur im Leben Entwickelung ist und sie unentwickelt blieben, dann weil sie schrecklich litten durch die Reue, ihre Aufgabe nicht erfüllt zu haben.

Damit soll aber keineswegs ein verwerfendes Urteil über die Heimatlosen ausgesprochen sein. Erscheint doch jeder im fremden Lande zerfahren, unwirksam, kindlich, hilflos, der im Vaterlande sich vielleicht klug und kräftig betätigen könnte. Wenn wir diejenigen bewundern, die das Leben furchtlos bestanden, es ergriffen und sich hindurcharbeiteten, ohne ihre Seele zu verkaufen, so müssen wir diejenigen von Herzen beklagen, denen es nie gelang, sich hienieden einen festen Platz zu erobern und zu behaupten, weil, wie Frau Rat Goethe dem jungen Brentano ins Stammbuch schrieb, ihr Reich in den Wolken war und sie nicht vermochten, zwischen ihm und der Erde eine Brücke zu bauen.

Brentano.

Die eigentümliche Anlage, die ich den romantischen Charakter nannte, wie sie an Tieck, dem Dichter der ersten Romantiker, sich typisch zeigt, tritt in ihrer Besonderheit bis zum Äußersten verstärkt in den Geschwistern Brentano, namentlich Clemens und Bettine, hervor. Dies wird so allgemein empfunden, daß die Namen Brentano und Romantik im allgemeinen dieselben Vorstellungen erregen, Romantik nämlich im Sinne des Reizvollen, des Unfertigen und Selbstzerstörerischen, das zu ihrem Wesen gehört.

Als die wesentliche Eigenschaft des Brentano'schen Charakters, der die letzten Stadien der Romantik überhaupt begleitet, möchte ich Mangel an Rezeptivität, wie an Aufnahmefähigkeit oder Fassungskraft bezeichnen. Nicht nur als Kaufmannslehrling, wo die Abneigung gegen den Beruf ihn entschuldigen konnte, auch als Student hat Clemens niemals irgend etwas gründlich gelernt oder in sich aufgenommen.

In Jena pflegte mittags um 12 Uhr der Marktplatz von Studenten erfüllt zu sein, die so lebhaft mit einander redeten, daß man hätte denken können, ein Auflauf oder sonst etwas besonderes sei im Werke; der Kundige wußte daß um diese Zeit Schelling sein Colleg über Naturphilosophie las. Clemens war einer der wenigen, die es nicht besuchten, und wenn er je einmal an der Unterhaltung über einen solchen Gegenstand, der damals alle die jungen Köpfe leidenschaftlich erregte, teilnahm, war es nur, um

ihn zum Ausgangspunkt seiner Witzeleien zu benützen. Bei aller Hochschätzung der Bildung, über die er unvergleichlich schön und wahr zu sprechen wußte, blieb er sein Leben lang eigentlich ungebildet, weil er sich nicht entschließen konnte, etwas gründlich zu lernen. Bald schämte er sich dessen, bald prahlte er damit, und wo ihm nicht ein genialer, überlegener Geist entgegentrat, rächte er sich gern durch Witz und Hohn an der Gelehrsamkeit, der er sich nicht hatte bemächtigen können. Wenn er in spätern Jahren sagte, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen in frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nehme, sei ihm lieber als die ganze Schellingsche Philosophie, so klang darin, neben der neu errungenen katholischen Geistesdemut, der alte gehässige Neid auf Bildung und Wissen nach. Je älter er wurde, desto klarer sah er ein, was ihm fehlte. „Ich armer Teufel," schrieb er einmal an Görres, „fühle jetzt mehr als sonst, daß ich ohne Logik und Fassung, voll Einfälle bin, die oft nicht Stich halten, aber stechen (Hund voll Flöhe)." Aber auch schon in früher Jugend, wenn er auch nicht an sich selbst arbeitete, suchte er doch die jüngere Schwester Bettine, an der er mit Schrecken dieselbe Art erkannte, auf die Gefahren derselben aufmerksam zu machen.

Bettine, die viel mehr Selbstbewußtsein hatte als ihr Bruder, empfand vieles als Reiz und Kraft an sich, was ihm mehr zur Pein und zum Selbstvorwurf wurde. Wenn sie sagt, sie könne sich keiner gründlichen Beschäftigung hingeben, weil es sie bald hierhin, bald dorthin locke, weil es bald vor, bald hinter ihr flüstre und Stimmen in der Luft durcheinander gingen, die sie riefen, war sie augenscheinlich stolz auf diese allerdings nur feineren Naturen eigene Reizbarkeit. Mitunter aber brachen ihre Klagen über die innerliche Zerstreutheit rührend hervor.

„Eben weil kein Bestand in mir ist", schrieb sie an

Clemens, „weil ich von so manchem ein profundes Gefühl habe und dennoch ein Spielball der Zerstreuung bin, die ganz gehaltlos ist, das fühl' ich, das quält mich, davon möcht ich gesunden und weiß nicht wie." Namentlich vor den klaren, ruhigen Augen der Günderode, die ihr bis auf den Grund sahen, wagte sie ihre Gaukeleien seltener und gab zu: „Du hast Recht, ein mutwilliger Wind jagt meine Gedanken wie Spreu auseinander, ich werde fortgerissen von einem zum andern von meiner Zerstreutheit, dann ist's so nüchtern in mir und beschämend öde, wenn ich mich sammeln will." Wollten aber die guten, redlich meinenden Freunde ihr helfen zu gesunden, wonach sie selbst verlangte, empörte sich bald die Eitelkeit, bald die Trägheit dagegen. Plötzlich von der Angst erfaßt, Bettine möchte nie „zu sich selbst kommen", verbündete sich Clemens mit der Günderode, um sie zur Besonnenheit zu bringen.

Das Mittel, das sie ihr zu diesem Zweck immer wieder anrieten, war Arbeit, den Geist sammeln und fest auf einen Gegenstand richten, wie um ihm dadurch Gelegenheit zu geben, sich zu verdichten. Von jeher hatten wohlmeinende Leute in dieser Richtung auf sie einzuwirken versucht. Ihre Großmutter, die alte Frau de la Roche, stammte aus einer Zeit, wo man dem bewußt wollenden Geiste alles zutraute und die ganze Bildung auf ihn stellte. Sie richtete auch jetzt noch ein aufmerksames Auge in die Außenwelt, verfolgte die Zeitereignisse und wirkte in ihrer Art an der Kulturarbeit mit, indem sie zum Beispiel Musterkartoffeln züchtete, wozu ihr von allen Enden der Welt Proben geschickt wurden und über deren Ertrag genau Buch geführt wurde. Bettine hörte zwar gern zu, wenn die Großmutter von der französischen Revolution sprach, was die Phantasie angenehm erregte, ohne den Verstand anzustrengen, als aber die

alte Dame von ihr verlangte, sie möchte Latein lernen, widersetzte sie sich. Trotz alles Zuredens blieb sie dabei, sie könne sich's nicht zu leid tun: „ich habe ja nicht eine Vernunft, der ich folge, ich bin ja ein elektrischer Funke und in's Latein kann ich nicht hineinfahren." Schiller's Aesthetik, die ein Freund der Großmutter ihr gab, damit sie ihren Geist bilde, schleuderte sie erschrocken von sich im Gefühl, es möchte ihr schaden. Flehentlich beinah erhob Clemens seine Stimme in dem Chor der Warner. „Sei fleißig", schrieb er, „und mache, daß dir das bürgerlich Mechanische im Leben nicht verächtlich wird, es ist die Quelle von viel Geistigem." Die Zeit solle ihr geteilt in unschuldigem Genuß und ernstem, seelenvollen Geschäft hingehen; sie solle ein recht lebendiges Interesse an allen Dingen fassen und in das, was sie lerne, tief eindringen, nicht oberflächlich sein; er klagt bitterlich, daß auf das gerührte Gefühl des Erwecktseins in ihr keine Arbeit, kein Streben folge: „ach lerne, arbeite, was es auch sei!" Dergleichen Zumutungen verlachte Bettine entweder als eine „große Philisterglosse", oder sie sprach in ein paar hübschen Bildern von ihrer elementaren Unbändigkeit und Naturwildheit, daß Clemens überwältigt ausrief: „ach, was brauchst du zu lernen, wenn du so lieb bist beim Nichtlernen!" oder sie wies ihn mit solcher Härte zurück, daß er für eine Weile verstummte. Der Günderode gegenüber halfen ihr alle Ausflüchte nichts, denn diese, anstatt sich blenden zu lassen, entgegnete, sie könne nicht genug der Lügen aufbringen, um ihre phantastischen Abweichungen zu unterstützen. Die Günderode setzte es denn auch durch, daß Bettine Geschichtsunterricht nahm, ein Studium, das ja für Menschen, die phantasievoll, aber zu strenger, logischer Denkarbeit nicht geneigt sind, in der Regel anziehend ist. Es scheint, daß der Lehrer, den Bettine so launig und treffend zu parodieren wußte,

seiner Aufgabe in der Tat nicht gewachsen war; andrerseits kann man seine Forderung, der freie aufgeweckte Mensch solle mit vollem Interesse dabei sein, nur berechtigt finden und begreift, daß er es mit ihr nicht aushalten konnte, die eben noch nicht ganz aufgewacht war und es auch durchaus nicht sein wollte. Karoline lächelte zwar darüber, daß es Bettine vorkam, wenn der Lehrer seinen Mund auftat, als sähe sie in einen unabsehbaren Schlund, der die Mammutsknochen der Vergangenheit ausspiee, aber sie ermahnte die Freundin doch ernstlich, noch eine Weile auszuharren, ja versuchte sogar ihr brieflich den Stoff interessanter zu machen, indem sie ihn mit allgemeinen Anschauungen und Folgerungen belebte. Als Bettine, nur um der Geschichte zu entgehen, sich mit phantastischer Begeisterung auf den Kontrapunkt warf, ließ die Günderode sich durch den „enharmonischen Schwindel", den Bettine ihr vorzauberte, keineswegs blenden, sondern schrieb ihr: „Wenn's nur nicht bald einmal aus sein wird mit der Musik wie mit dem Sprachstudium, und dies alles als erstarrte Grille in dein Dasein hineinragt, wo du vor Hochmut nicht mehr auf ebenem Boden wirst gehen können, ohne jeden Augenblick einen Purzelbaum wider Willen zu machen." Man muß an die Weissagung denken, wenn Jahre später Clemens, nachdem er sie als Frau v. Arnim in Berlin besucht hatte, von ihrem „heftigen Kunsttreiben" erzählt, wie sie mit „stetem Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren alles in Beschlag nehme und in Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurecht gewalttätige, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einen Akt zu stellen und das Ungemeine sich gesellig bequem zu machen, das alles auf einem geheimen Hintergrund des Nichtgenügenden."

Später, als sie schon über zwanzig Jahre alt war

wollte Tieck sie einmal Englisch lehren, wurde dabei aber ungeduldig über ihre absurden Fragen und daß sie nie die Antwort verstehe. „Ich auch bin verwundert; denn ich hab' mit den Leuten geglaubt, ich sei sehr klug, wo nicht gar ein Genie, und nun stoße ich auf solche Untiefen, wo gar kein Grund zu erfassen ist, nämlich der Lerngrund, und ich muß erstaunt bekennen, daß ich in meinem Leben nichts gelernt habe." Man hört durchklingen, daß sie das doch eigentlich für ein Zeichen von Genialität ansieht, ganz im Gegensatz zu den älteren Romantikern, die in der Ausbildung der genialen Anlagen einen wesentlichen Teil der Künstlerschaft sahen.

Ebenso sanft, schön und klug wie die Günderode Bettine zu erziehen suchte, mahnte später Sophie Mereau Clemens: „Gebrauchen Sie die einfachsten, natürlichen Mittel, den Dämon namenloser Unruhe zu verbannen, der in Ihnen, nicht außer Ihnen wohnt. Sie haben viel Talente; aber viel Talente ohne Willenskraft gleichen einem zarten, blütenbeladenen Zweig ohne Stütze, den seine Zierde selbst nur tiefer herabzieht. Suchen Sie durch einfache Beschäftigung, Arbeit, körperliche Anstrengung ruhiger zu werden; aber ernstlich und ausdauernd." Es handelt sich bei beiden Geschwistern aber weit weniger um Nichtwollen als Nichtkönnen. „Wenn ich nur Fassungskraft habe," ruft Bettine aus, „denn gewiß, Feuer hab ich!" Wollte doch Arnim scherzweise die ganze Familie Brentano aus der Verbindung von Feuer und Magnetismus konstruieren. Bettine läßt sich häufig über ihr Nichtlernenkönnen aus; den inneren Genius fragen und von ihm die Antwort erwarten, das war nach ihrer Ansicht die einzige Art etwas Wissenswürdiges zu erfahren. In ein Gefäß, aus dem immerwährend etwas herausströmt, läßt sich eben nichts hineingießen. Nicht einmal zuhören konnten sie; wenn Savigny im Familienkreise vorlas,

konnte Bettine es nicht lassen, obwohl sie wußte, daß es ihn ärgerte, ihre Unaufmerksamkeit nicht sowohl zu verraten als möglichst zur Schau zu tragen, und wenn Savigny von Clemens sagte, er schließe seine Freunde mehr zu als daß er sie sich öffne, beruht das auf dem Gefühl, daß sie sich des Andrangs seiner Mitteilung beständig zu erwehren hatten, nie aber bei ihm einen Zugang für die ihrige fanden. Infolgedessen war es schwer, ein eigentliches Gespräch mit ihnen zu führen. „Ich kann aber nicht disputieren," sagte Bettine, als ihr hochmütige Ungeduld in der Unterhaltung vorgeworfen wurde, „ich muß mich nur totärgern, bis der Kerl fertig ist, wo ich gleich bei der ersten hölzernen Redensart als schon außer mir komme, ich kann auf nichts acht geben." Ebenso sagte Clemens von sich, daß er im Gespräch eine Neigung habe, aus Ungeduld bizarr zu werden.

Beide, wenn sie nicht glänzen und stark auf andere wirken konnten, verstummten gänzlich, wie Bettine auf dem Balle, wo sie nicht sogleich genügend beachtet wurde und den sie infolgedessen von Anfang bis zu Ende verschlief.

Denken, das war die einzige Geistesarbeit, die sie gern leisteten, im Denken fühlten sie sich recht eigentlich heimisch. Clemens nannte es die Heimat der Seele, ein Schöpfen aus dem Quell des Vertrauens und der Weisheit in der Region des innersten Daseins, die einzige Vermittlung mit dem Göttlichen. „Es stellt sich gleich einer Säulenreihe um dich auf und ein Tempel wölbt sich über dir und dein Gedanke durchduftet ihn." Worauf Bettine ebenso schön antwortet: „Denken beseelt, alle Wesen färben sich im Gedankenlichte. Und wäre Denken nicht, so würde kein Wesen mehr beseelt sein, und die Schöpfung würde stumm in sich versinken."

Aber handelte es sich bei ihnen um eigentliches Denken? Da doch eine Verwandte Bettinen's Narrheit

mit ihrem gänzlichen Mangel an historischem Sinn und an Logik beweisen wollte! Im Denken ist der Geist tätig, aber was jene beiden Denken nannten, war etwas leidendes: sie ließen eine Reihe von Vorstellungsbildern, die rastlos wie in einer Laterna magica einander folgten, an ihrem inneren Auge vorüberziehen und sich davon überwältigen. Das war so sehr der Fall, daß Bettine traurig wurde, als ihr Musiklehrer Hoffmann ihr sagte, sie werde des Komponierens schon Meister werden: ich mag nicht Meister werden, klagte sie, ich will mich bemeistern lassen von diesen Musikfluten. „Du kommst mir immer vor," schrieb ihr die Günderode, „als entlüden sich elektrische Wolken über deinem verschlafenen Haupt in die träge Luft, der Blitz fährt dir in die gesunkene Wimper, erhellt deinen eigenen Traum, durchkreuzt ihn mit Begeisterung, die du laut aussprichst, ohne zu wissen, was du sagst, und schläfst weiter. Ja, so ist's. Denn deine Neugierde müßte auf's höchste gespannt sein auf alles, was dir dein Genius sagt, trotzdem daß du ihn oft nicht zu verstehen wagst. Denn du bist feige — seine Eingebungen fordern dich auf zum Denken; das willst du nicht, du willst nicht geweckt sein, du willst schlafen."

Clemens gestand in späteren Jahren selbst ein, daß er sein Leben lang beständig reflektiert habe, aber der Gegenstand seiner Reflexion sei immer nur er selbst gewesen.

Was als Denkschärfe bei ihnen erscheint, war mehr eine innerliche Sehschärfe; eine außerordentliche Stärke und Helligkeit des Bewußtseins. Bettine, die eine so feine Übersetzerin der Natur in Geist war, von ihren zartesten Fühlfäden berührt wurde und die Berührung in menschlicher Sprache wiedergeben konnte, sagte, daß alle Menschen die Natur ebenso empfänden wie sie, der Unterschied sei nur, daß die andern es nicht wüßten, während sie bewußt

sei. Ein andermal verglich sie ihr Bewußtsein einem Gesange ihrer Seele, dem sie mit Vergnügen lausche oder sie faßte es als den Genius, mit dem sie Zwiesprache hielt. Das „Denken" strömt und drängt desto ungeberdiger heraus, wenn etwas ihm entgegen, hinein strebt. Man kann das Buch oder die Rede des andern nicht in sich aufnehmen, weil das erste Wort schon eine Menge von Einfällen erregt, die ihrerseits ausgesprochen und aufgenommen werden wollen.

Wir haben also überwiegenden Produktionstrieb, wie Schelling das ausdrückt, und welchen er mit einem Strome verglich, der, wenn ein Produkt entstehen solle, gehemmt werden müsse. Nur wer beides, produktiv und rezeptiv ist, kann ein schaffender Künstler sein. Bereits die ersten Romantiker klagten, wovon ich viele Beispiele gegeben habe, über das rastlose Strömen und Treiben in ihrem Innern. Mit dem klaren Bewußtsein ihrer inneren Zustände, daß alle ihre Äußerungen psychologisch so interessant macht, sah Bettine als ganz junges Mädchen ein, daß die Melancholie, an der sie oft litt, aus der Quelle des inneren Lebensdranges fließe, der sich nirgends ergießen könne.

Clemens braucht gelegentlich in einem Novellen fragment das Bild des Strahls, der keine Ruhe findet, bis er dem Spiegel begegnet, der ihn aufnimmt und zurückwirft, gewissermaßen zum Bewußtsein bringt.

„O du lieber Freund, wie sehr vermissest du ein Weib, das, gleich einem reinen Spiegel, dein herrliches Leben auffängt und dir wiedergibt. Auch mir war es oft, ehe ich meine gute Hausfrau kannte, als wäre ich ganz vergebens da; ich floß gleichsam wie ein unendlicher Strahl, den nichts umarmt, ohne allen Widerstand in das weite Leben hinein, und wußte nichts von mir noch von der Welt. Nur ein undeutliches geheimes Sehnen

regte sich in meiner Brust und setzte mich in die Empfindung eines Flüchtigen von Haus und Hof der Schöpfung, der nirgends einen Ruhepunkt findet. Als sie aber mit ihrem hellen Auge mich anblickte, da hatte sich der liebende Strahl in dem schönsten Spiegel des Lebens gebrochen und sank mit den buntesten, freundlichsten Farben der Natur in sich selbst zurück. Ich fühlte mich und wußte, daß ich lebte; ich konnte mich und die Welt erkennen, und es war aus mir ein schöner Stern hervorgestiegen, der ruhig, vom weiten blauen Himmel der Liebe herab, das Getümmel der Welt anblickte." Daß die Liebe und nur die Liebe die im eigenen Organismus fehlende Sammlung ersetzen könne, wird als selbstverständlich gefühlt, wie auch die älteren Romantiker als den Zielpunkt aller aus dieser Quelle fließenden Leiden den Besitz eines Weibes hingestellt hatten, sei es in guten Treuen oder mit bitterer Ironie. Clemens und Bettine waren ihr Leben lang auf der Suche nach Ruhegebern und Beschwichtigern, wie verirrte Quellen rieselten sie drangvoll über Stock und Stein, einen See oder ein Meer zu finden, das sie aufnähme und in sich faßte.

Zuerst wendeten sie sich hilfesuchend gegen einander und gossen sich in Briefen einer gegen den andern aus, aber sie konnten sich wahre Befriedigung nur geben, solange sie mühsam eine willkürliche Täuschung über einander aufrecht hielten. Viel geeigneter fand Bettine ihre um einige Jahre ältere Freundin Karoline v. Günderode, die „mit der sanften Würde ihres dichterischen Standpunkts" ruhig gesammelt und freundlich gerecht auf alle Dinge um sich her sah und auch auf die junge Seele, die vor ihren Augen schimmernde Pfauenräder schlug, gern aufmerkte und sie bewunderte. Das vornehm zurückhaltende, zaghafte Mädchen mit der fließenden Gestalt und dem sanften, girrenden Lachen war der vollkommenste

Gegensatz zu der kecken, knabenhaften, dunkeläugigen Bettine, die sich suchend und zuversichtlich den Menschen entgegendrängte. Harmonischer und der Ergänzung von außen weniger bedürfend, gab sie sich willig dazu her, Bettinen als Spiegel zu dienen; „ich bin zufrieden," schrieb sie ihr, „daß du mich zum Kerbholz deiner heimlichen Seligkeiten machst; ich möchte dir immer stillhalten, so anmutig fühle ich mich bemalt und beschrieben von deinen Erlebnissen." Ihre eigenen Briefe hielt sie meist kurz, im Gefühl jedenfalls, daß ihre Aufgabe im Zuhören bestand; sie sind einem freundlichen Kopfnicken zu vergleichen, das anzeigt, man habe verstanden, und ermuntert fortzufahren.

Nach dem Tode der unglücklichen Günderode fand Bettine Ersatz in Goethe's Mutter, die sich schon durch ihr Alter vorzüglich zur Freundin für sie eignete.

Goethe's Mutter, eine geniale Frau, die von jeher ein zur Anschauung der Welt offenes Auge gehabt, dazu im Alter noch Feuer hatte, war das Ideal einer Freundin der mitteilsamen Jugend; sie ihrerseits war gerührt, daß die junge Bettine den Umgang mit einer alten Dame jedem andern vorzog, denn sie ahnte wohl kaum, daß ein williges und verständnisvolles Auffassen dessen, was nicht in unmittelbarer Beziehung zu einem selbst steht, so selten, eigentlich nur bei harmonischen oder genial veranlagten Personen oder bei Greisen sich findet. Hieraus erklärt sich, warum Clemens und Bettine die Größten mit feinem Spürsinn herausfanden und für sich in Anspruch nahmen, andererseits aber auch mit den einfachsten und niedrigsten Menschen vorlieb nahmen, wenn diese durch Alter, Wesensbeschaffenheit oder Lebensstellung, die ein Selbsthervortreten verbot, sich zum Publikum eigneten; warum sie gegen den Durchschnittsmenschen von äußerster Unduldsamkeit waren, von ähnlich gearteten aber sich mit

instinktivem Widerwillen abwandten. „Die stillen Leute sind doch die größten," sagte Clemens: „Das Große ist still und fest, es schallt nicht in jedem Winde, es klingt wenn man anschlägt."

Für Bettine war Frau Rat die Vorstufe zu dem Allergrößten, nach dem sie schon seit geraumer Zeit ahnungsvoll hintappte: willig knüpfte die Greisin eine Berührung an zwischen ihrem Sohne und dem interessanten jungen Wildfang, der sich so stürmisch hingab und als Kind einer Jugendbekannten ein gewisses Anrecht auf Teilnahme hatte. Jetzt glaubte die kleine Quelle das Meer, das wirkliche große Weltmeer, die Endstation ihrer Wanderungen gefunden zu haben und stürzte sich mit voller Wucht und jubelndem Entzücken hinein. Es ist begreiflich, daß Goethe, das Meer, von dieser für Bettine außerordentlichen Kraftanstrengung nur mäßig erschüttert wurde, wenn er auch, wie jeder andere, seinen Umfang gern erweitert sah, sei es auch nur um wenige Tropfen. Ließ er sich auch bei persönlicher Begegnung gern von ihrer jugendlichen Glut umschmeicheln, im Grunde war ihm die „wunderliche Heilige" doch viel zu unharmonisch und ungeordnet; seine Antworten auf ihre unaufhaltsamen, nicht enden wollenden Ergüsse haben eine charakteristische Ähnlichkeit mit denen der Günderode, insofern er sich auch auf Stillhalten und hie und da ein beifälliges Kopfnicken beschränkte, nur daß es naturgemäß steifer und erhabener ausfiel als das der jungen Freundin. Zuweilen, wenn das anbrandende Wellchen allzukühn wurde, wies er es auch wohl mit einer olympischen Geberde in seine Schranken zurück; ihre grenzenlose Demut und Unterwürfigkeit wechselte nämlich oft mit Übermut und anmaßendem Siegesbewußtsein, das in einem so jungen Mädchen dem berühmten Goethe gegenüber lächerlich oder abstoßend erscheinen müßte, wenn man es nicht als Folge eines

einseitig angelegten Wesens erkennte, in dem die reißende Flut des Begehrens keinen regelnden Damm findet. Auch Clemens schwankte beständig zwischen maßloser Selbsterniederung und rasender Selbstüberhebung, je nachdem der innere Strom im Fluten oder Ebben war und dadurch das Gefühl überschwänglicher Kraft oder hilfloser Ohnmacht erregte.

Für Clemens war es nicht so leicht wie für Bettine ein Meer zu finden, in das er sich ergießen konnte; denn einen weiblichen Goethe gab es nicht. Hätte es aber auch einen gegeben, so würden männliche Eitelkeit und Sinnlichkeit ein solches Verhältnis, wie zwischen Bettine und ihrem Halbgott bestand, doch nicht haben aufkommen lassen. Immerhin brachte ihm in seinen jüngeren Jahren die Freundschaft Glück, und zwar verdientes, insofern er sicheren Takt in der Auswahl seiner Freunde besaß und von unbegrenzter Anhänglichkeit war, wo er einmal überlegenen Charakter, verbunden mit Wohlwollen für sich selbst gefunden hatte. Savigny, der später berühmte Jurist, imponierte ihm und ärgerte ihn zugleich durch seine unerschütterliche Ruhe und seinen zielbewußten Fleiß. „Ich dachte, hier," schrieb er an Bettine, als er mit ihm zusammen auf einer Rheinreise war, „wo seine Studiermaschine nicht fortwährend im Gange ist, würde endlich einmal sein Inneres zu Worte kommen; doch stumm wie immer, marschiert er neben mir die Natur auf und ab, und das verdirbt mir alles Genießen."

Die Freundschaft mit Görres, den Clemens in Heidelberg als verheirateten Mann kennen lernte, dauerte bis ans Ende; beide waren Katholiken, beide Rheinländer, und dadurch natürlich verbunden. Aber auch Görres betrachtete Clemens nicht wie einen andern Mann, sondern wie ein liebes, oft unartiges Kind, nicht einmal sein fanatisches Religionstreiben nahm er ernst. Immerhin

waren die Beziehungen zu dem harmonischen, heitern, selbstsichern Manne die reinsten und beglückendsten, die Clemens hatte.

Eine gewisse Starrheit und Abgeschlossenheit gehörte dazu, um die Probe der Freundschaft mit Clemens zu bestehen; spürte er, daß irgendwo der Widerstand nachließ, das Gestein seinem geschäftigen Aufschäumen und Nagen nachgab und bröckelte, drängte er sich übermütig, zerstörungslustig ein und schätzte nicht nur das Überwundene nicht mehr, sondern goß wohl auch nachsichtslosen Hohn darüber aus. Auch von Arnim wußte er, daß er nicht mit sich spielen ließ; doch war dieser von Natur zugänglicher und heiterer als Savigny und dadurch, daß seine Hauptinteressen im Bereiche der Poesie lagen, stand er Clemens näher, der denn in der Verherrlichung, ja Vergötterung eines solchen Freundes keine Grenzen kannte. Beide, Savigny und Arnim, waren durch und durch norddeutsch: ernste, willensstarke, in sich gefestigte Männer; es ist merkwürdig, daß sie, die auf Clemens, indem und trotzdem sie ihn lieb hatten, nicht ohne ein gewisses wohlwollend mitleidiges Lächeln herabsahen, und im späteren Leben auch nur äußerlich mit ihm verbunden blieben, Schwestern von ihm, und keineswegs von ihm sehr verschieden geartete, geheiratet haben. Eben das, was die Liebe am schnellsten und stärksten hervorruft, durchgehende Entgegengesetztheit der Naturen, erschwert das Zustandekommen und Bestehen der Freundschaft.

Die Freundschaft ließ nun doch bei Clemens einen Rest immer unbefriedigt und es gingen unzählige Liebeleien nebenher, die ihm aber wenig wahres Glück eintrugen. Durch sein empfindliches, beständig Beachtung und Nachsicht heischendes Wesen auf den Verkehr mit Frauen hingewiesen, wußte er sich doch fast nie in ein gutes, würdiges Verhältnis mit ihnen zu setzen. „Ich bin in

meinem Leben", schrieb er in späteren Jahren, „nur drei Frauen begegnet, in deren Nähe die Furien ihren Gepeinigten verließen." Die eine von diesen war jedenfalls die Frau seines ältesten Bruders, Antonie, die durch ihre fast mütterliche Stellung zu ihm wie durch ihr edel harmonisches Wesen, jede Einmischung der Sinnlichkeit verbot; als zweite mag er an seine eigene Frau, Sophie Mereau, gedacht haben und schließlich an Louise Hensel, die, sei es nach gemachten Erfahrungen, sei es durch natürliche Anlage, jede andere als rein freundschaftliche Annäherung von Männern zurückwies. Wehe aber solchen Frauen, die durch Schwäche die Triebe seiner hitzigen Natur frei werden ließen. Mit der Sinnlichkeit wuchsen in ihm Grausamkeit, Zerstörungslust und jede feindselige Gewalt, und kam noch gekränkte Eitelkeit hinzu, konnte er sich dann so bösartig benehmen, wie jenem armen Mädchen gegenüber, das ihn, um einen begüterten Mann zu heiraten, verlassen und in der Ehe kein Glück gefunden hatte; obgleich er sie zu einer Zeit wiedersah, wo er selbst das schönste Liebesglück seines Lebens genoß, ruhte er nicht, bis er ihr die Größe ihres Elends recht zum Bewußtsein gebracht hatte und sie in Tränen ausbrach, worauf er sich zufrieden und so recht im Innern vergnügt zurückzog. Andere dagegen, die immer in überlegener Zurückhaltung blieben, konnten, sogar wenn er ihnen vergebliche Huldigungen dargebracht hatte, gute Beziehungen zu ihm erhalten, so die Günderode; sie fühlte sich durch den schwülen Gifthauch seiner kranken Seele peinlich berührt und hielt ihn, bei aller Gerechtigkeit, die sie ihm milde widerfahren ließ, in heilsamer Entfernung. Den Lebensbalsam, den er für andere habe, verglich sie einem feinen, geistigen Oel in einem verschlossenen Gefäße: nur wenig verbreitet erquicke und belebe es, ganz geöffnet sei es tödlich und verzehre sich selbst.

Auch Bettine hatte neben ihren Göttern noch allerlei Fetische und Puppen; denn jene waren meist entfernt und ihre hohe Unzugänglichkeit ließ geringeren Geistern in mancher Abstufung Raum. Zu den höheren gehörten zum Beispiel Tieck und Jakobi, die vorübergehend eine Art Stellvertreterschaft Goethe's übernehmen mußten und bekränzt und angebetet wurden, allerdings auch nach Belieben wieder abgesetzt und ausgelacht, wie es ihrer Götzenrolle entsprach. Während sie aber für die Hauptschwärmereien so hoch wie möglich griff, war ihr zum Tändeln jeder recht: der Gärtnerbursche, der Bischof, der Tischnachbar in Gesellschaft, die Studentenschar, die an ihrem Fenster zufällig vorüberzog, kurz alle, diejenigen ausgenommen, die für ihre Eigenart ganz unempfänglich waren oder sich davon abgestoßen fühlten. Diese suchte sie durch paradoxe Behauptungen und ungewöhnliches Betragen in Staunen, Schrecken oder Unwillen zu setzen, wie den Naturforscher Ebel, der bei einem Gewitter aus dem Wagen sprang, um nicht in ihrer elektrischen Nähe zu bleiben; denn einfach zu sein oder sich unauffällig im Hintergrunde zu halten war ihr unmöglich. Clemens ermahnte sie häufig, nichts zu affektieren; namentlich wenn ihn die Verwandten auf ihre Wunderlichkeiten aufmerksam machten, ihm wohl auch vorwarfen, daß er sie in diesem Wesen bestärke, gingen ihm plötzlich die Augen auf, und da er selbst, wie alle zerrissenen Männer, an den Frauen nichts mehr verabscheute als Ueberspanntheit und nichts mehr liebte als ruhige, schlichte Liebenswürdigkeit, wurde ihm bange um die Schwester, die er, um sein eigenes Ideal aus ihr zu bilden, wie die Günderode sagte, in einer Richtung bestärkt hatte, die sie den guten und vernünftigen Menschen nur entfremden konnte. „Noch eins," schrieb er dann weise ermahnend, was Bettine allerdings gerade von ihm lächerlich und anmaßend vorkommen mochte, „hüte dich sehr,

aufzufallen, sei oder scheine stets in der Gesellschaft lieber dumm als vorlaut und mit dem Händeklatschen der Toren belohnt, es verführt zu einer miserablen Selbstgefälligkeit, die alle Fortschritte auch bei dem besten Willen tötet, und kannst du es nicht bis dahin bringen, so vermeide lieber die Menschen, denn es ist entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch als für einen Narren gehalten zu werden, am besten aber für einen guten ruhigen Menschen." Beide, wenn sie sich auch wie Verliebte gegen einander geberdeten, bezweifelten im Grunde doch, ob sie Liebe erwecken und einen Mann, beziehungsweise eine Frau würden wahrhaft beglücken können. „Ich würde zagen," schreibt Bettine an Clemens, als er sich verlobt hatte, „wenn ein wonneträumender Trunkener vor mir stände und wollte mich fragen: willst du mich glücklich machen?" und Clemens zweifelt, ob es möglich sein werde „auf einem solchen Parterre des Witzes und des Extraordinairen (wie sich bei Bettinen findet) einen freundlich häuslichen Garten anzulegen, wo jeder gern sein möchte." Trotzdem waren sie eifersüchtig auf einander, und nahmen ein Aergernis an den kleinen Liebeleien, die sie anzettelten, was freilich auch darauf beruht, daß sie sich zu gut kannten, um nicht über einander zu erröten, wenn sie sich auf dieser Schwäche ihrer Natur ertappten. Mit Clemens Verheiratung hatte das geschwisterliche Verhältnis in seiner oft nur zu absichtlichen Innigkeit ein Ende: er hatte einen andern Spiegel gefunden, einen weit stilleren, klareren und liebevolleren, und bekränzte jetzt dankbar diesen mit allem Zierrat seiner Phantasie, und sie beschaute sich nicht gern mehr in Augen, die zum größten Teil von einem andern Bilde ausgefüllt waren. Im Grunde hatten sie, einander zu wesensähnlich, sich niemals viel sein können; mit Clemens, schreibt Bettine an die Günderode, könne sie sich nicht geben wie sie wirklich sei: „er kann nicht vertragen, daß ich mich aus-

ströme." Die elementare Gewalt, mit der sie sich wie zwei gleichartige Pole abstießen, verriet sich beständig. Tadelte eins das andere, brauste namentlich Bettine in leidenschaftlicher Entrüstung auf, und die Sprache, die sie dann gegen den Bruder führte, scheint mehr vom Haß als von der Liebe eingegeben zu sein.

Da die Rezeptivität das wesentlich Weibliche im Menschen ist, wird eine Frau, der diese Eigenschaft mangelt, immer den Eindruck des Unweiblichen machen. So wollte man auch Bettine „nicht für ein echtes Mädchen gelten lassen," und alles Interesse, das sie bei Männern erregte, alle die Liebeleien, hatten nie den Charakter der Liebe, wie der Mann sie für die Frau empfindet.

Das Wesen des Mannes, der ja der eigentliche Mensch sein will, wird nun aber durch das Fehlen oder die mindere Ausbildung der rezeptiven Seite ebenso gestört wie das der Frau, wenigstens nach germanischer Anschauungsweise. Eben wegen der überwiegenden Produktivität erscheint uns der Südländer, Italiener oder Franzose, bald kindlich, bald dämonisch. „Du bist ein Dämon! Du bist wunderlich, du bist ein Geist, kein Mensch!" sagte Sophie einmal zu Clemens. Ebenso fiel an Bettine das Wunderliche, Dämonische, Geisthafte auf; man wird an Kobolde, an die neckischen Wesen mit dem Fischschwanz erinnert.

Diese Dämonen haben der Sage nach keine unsterbliche Seele. Das Fehlen eines Mittelpunktes, einer Sammelstelle ist eigentlich nur ein anderer Ausdruck für das vorher Gesagte. Seele entsteht erst mit der Besonnenheit. Die Zerstreutheit, über die Bettine so viel klagte, ist, wie auch das Wort sagt, nichts anderes als das Fehlen eines beherrschenden Mittelpunktes. „Ich will alles tun, dich wieder zu dir selbst zu bringen," schrieb Franz Brentano an Clemens, und dieser seinerseits war,

wie wir gesehen haben, besorgt, Bettine möchte „nie zu sich selbst kommen". Die Günderode sagte von Bettine, es lasse sich nicht tun, ihren brausenden Geist „wie Most zu keltern und auf Krüge zu füllen, daß es klarer, trinkbarer Wein werde," und der spätere Cardinal Melchior Diepenbrock verglich Clemens mit Most, den man nicht täglich trinken könne; zu seiner Weingärung und Klärung ließe er es aber nicht kommen. Sein Inneres war ein wogender, sich ewig drehender Seelennebel, aus dem das Ich, der feste Kern, der den ganzen Menschen regiert hätte, sich noch nicht herausgebildet hatte. Die Günderode sprach deshalb mit Recht von den vielen Seelen, die Clemens hätte, und Bettine nannte diese Seelen Kobolde, die ihm oft selber einen Streich spielten. Keiner erkannte das besser, als Clemens selbst: sein Kopf, sagte er einmal, sei eine Summe von vielerlei Naturen, wo er oft ein sehr gemischtes Publikum ertappe.

So wenn er im Gespräch mit einer koketten Weltdame, vor der er glänzen möchte, bizarre, witzige Äußerungen tut: „ich sage, ich schaute oft, ja schaue immer, durch solche Rede, die der Zweite einstweilen in mir hält, quer durch in eine Wüste, wo ich auf die Knie niedersinke und als eine arme, elende, sündige Kreatur Jesum um Erbarmen anflehe". Oder er überläßt seine Worte „ihrer inneren lebendigen Selbständigkeit, und die Rede wirtschaftet dann auf ihre eigne Hand munter drauf los, während meine Seele in der Angst, Trauer und Sehnsucht liegt". Mäuse, Raubtiere, Diebe, Buhler, Flüchtende nennt er einmal die Worte, die ihm mit seinen Empfindungen aus dem Maule laufen. Es ist wunderbar, wie übereinstimmend die Freunde von Clemens, wenn sie sein Wesen charakterisieren wollen, es als Besessenheit bezeichnen. Nicht nur Dorothea Schlegel, die ihn nicht sonderlich liebte, sagte, er sei von einem bösen Geiste be-

sessen, der alle seine schönen Gaben oft mit einer plötzlichen Grimasse vernichte, auch Arnim schrieb hin: „das kam von deinem Dämon, der dich damals besetzt hielt!“ und Görres sprach von dem bösen Feind, den er im Leibe habe, und der von Zeit zu Zeit den Herrn im Hause spiele. Bettine zwar prahlte gern mit ihrem Selbst, das sich keiner fremden Leitung hingeben wolle, ja verstieg sich bis zu dem Ausspruch, Freundschaft sei Brudermord, eine die höchsten Seelenkräfte verzehrende Schmarotzerpflanze, Heldsein sei nicht Befreundetsein, alle Gefühle, auch Großmut und Mitleid, seien Vampyre, die das Selbstsein des freien Willen aussögen; aber eben die Angst vor fremdem Einfluß, die Heftigkeit, mit der sie die Notwendigkeit, sein Ich durchzureißen, sein Ich zu bleiben betont, beweist, daß ein gesichertes, unumstößliches Ichgefühl noch nicht vorhanden war. Auch sie sagt von sich: „Kann ich denn wissen, ob ich nicht vielleicht von einem Geist besessen bin? Und ist Besessensein nicht vielleicht ein Aufgeben der Individualität?“ Nur ist bei ihr weniger von einem bösen Dämon als von einem Genius die Rede.

„Eines fehlt uns, liebe Bettine,“ schrieb Clemens, „und mir mehr als dir; es ist die Kunst, mit sich selbst genug zu haben, die müssen wir erlernen.“ Was er in sich nicht fand, einen festen Mittelpunkt, der ihm Halt gäbe, suchte er in anderen; weil er in sich nichts Ruhendes, Bleibendes hatte, auf das er die wechselnden Erscheinungen hätte beziehen können, mußte ihm ein anderer sein Ich leihen, damit er überhaupt wahrnehmen und genießen könne. „Ich kann mich mehr für deinen Eifer für die Dinge als für die Dinge selbst interessieren“, schreibt er an Ringseis; „es würde mir leid tun, z. B. wenn du dein Vaterland weniger liebtest, als wenn Bayern zu Grunde ginge. Warum in allen Stücken so?“ Und ein andermal: „Gott weiß, ich sehe nur alles im Auge, im Genuß derer, die

ich liebe, und ohne sie ist die Welt mir eine ausgebrannte Kohle."

Er hänge sich zu sehr an die Menschen, warnte der ältere Bruder Franz schon den Knaben; und in der Tat grenzte seine Art, sich den Menschen, die er liebte, hinzuwerfen oft an Würdelosigkeit. „Ich weiß nicht, was es ist," sagte er selbst, „daß ich immer so heftig liebe und so auf Gnade und Ungnade mich hingeben muß, ob ich gleich ewig mißtraue." Nicht ohne eine peinliche Empfindung kann man lesen, was er i. J. 1811 an seinen Schwager Arnim und seine Schwester schrieb: Lieber bester Bruder, nimm dich doch mit deiner Frau meiner ein wenig an. Ich will mich Eurem Willen ganz unterziehen, ich will Euch nicht stören, ich will Euch Freude machen auf alle Weise, alles was Euch Unrecht scheint, will ich vermeiden. Ich will fleißig sein und Euch meine Arbeit wie ein Pensum mitteilen. Nur laßt mich bei Euch bleiben, damit ich mich wieder sammle und auf den Boden des Rechten komme."

Der Mangel des zügelnden Ich führte, sowie nicht ein überlegener Freund da war, bei beiden, sowohl bei Bettine wie bei Clemens, Zuchtlosigkeit hervor, vor der es Clemens von Zeit zu Zeit graute, während Bettine stolz darauf war. Dieser Unterschied hängt auch mit ihrem Geschlecht und den verschiedenen Anforderungen, die man an Mann und Frau stellt, zusammen. Die Erfüllung der täglichen Pflichten, wozu sie von allen Seiten ermahnt wurde, verschmähte sie; reinlich, fleißig oder häuslich sein, wie Franz verlangte, schien ihr etwas armselig Geringes, verglichen mit den gewaltigen Kraftanstrengungen, zu denen sie sich fähig glaubte. „Sehe ich mich um nach meiner Pflicht", antwortete sie Clemens auf sein diesbezügliches Zureden, „so freut mich's recht sehr, daß sie sich aus dem Staub macht vor mir, denn erwischte ich sie, ich würde ihr den Hals herumdrehen."

Die Art, die Clemens an sämtlichen Gliedern seiner Familie beobachtete und tadelte, leicht von schönen Aufwallungen hingerissen zu werden, denen kein entsprechendes Tun dauernd folgte, ist durchaus italienisch. Dort fördert das heiße Blut heroische Taten, während die Kraft zu täglicher Erfüllung der kleinen, oft mühseligen Pflichten seltener ist. Man muß die italienische Abkunft bedenken, wenn man diesen Heimatlosen gerecht werden will. „Sie ist das wunderlichste Wesen von der Welt" urteilte Goethe von Bettine, „unglücklich zwischen dem Italienischen und Deutschen hin und her schwebend, ohne Boden fassen zu können."

Auch die Neigung zum Übertreiben und Lügen ist ein südliches Element. Neben den wahren Propheten tauchen immer die Lügenpropheten auf, und im Propheten selber wechseln die echten Offenbarungen mit den erkünstelten. Wie nah unter sich verwandt Erfinden, Dichten und Lügen ist, kann man am Kinde am besten beobachten, und auch im Erwachsenen bleiben diese Geistesvorgänge leicht ungesondert wo, wie bei den Brentano's kein waches, ordnendes Ich vorhanden ist, daß jedem seinen Namen gäbe und seinen Platz anwiese. „Wenn's nur auch wahr ist", antwortete Frau Rat Goethe auf Bettinen's Schilderung einiger Kunstwerke, die sie auf einer Rheinreise gesehen hatte, „denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal hier auf deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn du, mit Ehren zu melden, in's Erfinden gerätst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum." Und wie hätte man Clemens für das, was er sagte, verantwortlich machen können, dem die Worte wie selbständige Wesen ohne sein Zutun aus dem Munde liefen! In verträumten Naturen, wo keine deutliche Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit wahrnehmbar ist,

nistet sich Lüge leicht hinein, die noch dazu durch das häufige Nachdenken über sich selbst, das solche nach Innen lebende Menschen pflegen, befördert wird. Als Clemens und Bettine anfingen Briefe miteinander zu wechseln, forderte er die Schwester zwar selbst auf, alle ihr auffallenden Gedanken zu Papier zu bringen und empfahl ihr das Briefschreiben deshalb als wichtig, weil man, indem man zugleich an sich selber schreibe, mit sich bekannt würde und sich gleichsam in einem Spiegel schaute; aber er fügte doch warnend hinzu, es tue eben deshalb die tiefste Wahrheit not, damit man nicht über sich selber in Irrtum gerate. Und nun ist es peinlich zu sehen, wie sie sich gegenseitig bewachten: „Ach Clemens, wir wollen recht vertrauend einander schreiben und nichts weißmachen einander!" oder seine ängstliche Frage: „Deine Briefe sind ja doch keine Kunstarbeit? Oder kannst du sie nur in gewissen Stimmungen hervorbringen?"

Wie leicht kann es bei solchem Ineinanderschwimmen von Phantasie und Wirklichkeit geschehen, daß man erträumte Taten sich für getane anrechnet und stolz ist auf das, was man sein oder tun möchte, als wäre man es schon oder hätte es schon getan. Es kann schließlich, wo ein feuriges Blut heroische Aufwallungen leicht erzeugt, entsprechende Leistungen aber nicht folgen, der Mensch dahin geraten, sich selbst, sein ganzes Wesen als eine große Lüge zu verabscheuen und entweder verlogen werden, um es sich selbst, oder zur Verstellung geneigt, um es andern zu verbergen, wenn er nicht eine zynische, verzweifelte Selbstverachtung zur Schau trägt. Die heroischen Aufwallungen waren bei Bettine an der Tagesordnung; sie hatte das Gefühl, als müsse sie die Welt umwenden, so stark, daß sie sich in Träumen, wie sie erzählt, zuweilen nach dem Szepter umsah, das Gott für sie hingelegt habe. „In dich hinein", schrieb ihr die auf-

richtige Günderode, „bist du nicht selbsttätig, vielmehr ganz hingegeben bewußtlos, aus dir heraus zerfließt alle Wirklichkeit wie Nebel — und doch bist du immer bereit, unbekümmert alles zu beherrschen". Aber es kamen doch Augenblicke, wo auch sie es als einen Widerspruch empfand, daß sie sich von jugendlichen Verehrern als Jeanne d'Arc bewundern ließ, daß sie ein Revolutionstagebuch führte und mit den darin niedergelegten Umwälzungsideen die Großmutter erschreckte, während ihre wirklich geleisteten Heldentaten sich auf waghalsiges Klettern, herausforderndes Benehmen in Gesellschaft und auf der Straße und Umgang mit mehr oder weniger verpönten Menschen wie armen Juden, Bettlern, Handwerksleuten beschränkten. „Ich tue meine großen Taten alle im Traum", klagte sie. „Und dies ist, was mich oft erschreckt, daß ich im Lande der Phantasie mir eine große Rolle auserwählt habe, die ich zwar ohne Gefahr spiele, die aber nicht die Wirklichkeit berührt."

Selbstverständlich liegt in diesem schnellen Funktionieren des Herzens auch etwas schönes und etwas liebenswertes, und das Walten von Dämonen im Menschen verrät sich nicht allein durch Grimassen, sondern ebenso oft durch wundervolle Eingebungen. Nicht nur Kranke, sondern Propheten, Heilige und Pythien sind besessen, und von jeher hat das Volk in denjenigen ein göttliches Wirken verehrt, aus denen eine Stimme redete, der sie selbst nicht mächtig waren, ja selbst, wenn an Stelle des Weissagens Wahnsinn oder Raserei trat, noch eine halb ehrfürchtige Scheu vor dieser fremden, dunkeln Macht bewahrt.

Clemens und Bettine liebten es, schwerfälligere Naturen durch das Feuerwerk ihres Geistes zu verblüffen; aber auch der streng Prüfende wird gestehen, daß ihre Einfälle nicht selten ein offenbarungsvolles Licht auf die

Dinge werfen. Eben das Unsystematische, Sprunghafte ihres Denkens, dem die Mittelglieder fehlen, so daß es lauter Drucker und Glanzlichter gibt, machte ihre Äußerungen im geselligen Kreise oder in Briefen so reizvoll und anregend. Diese beiden Menschen, die infolge einer abnormen Anlage im Leben überall anstießen, ziehen durch ihre Schriften, die sie hinterlassen haben, unwiderstehlich an. Auch darin ist Mangel an Sammlung und Konzentration, aber überschwänglicher Reichtum an Witz und Poesie, Wärme und ein fein sehendes, ergründendes Auge. „Wer liebt den Clemens nicht, so wie er einem entgegentritt?, wer durchschaut alle Menschen, wer geht so tief in dem Auffinden der Innerlichkeit, und was könnte man ihm sagen, was er nicht schärfer und wahrer aufgefaßt hätte! Alle Menschen berührt kaum sein Hauch und sie atmen, als wenn sie aufblühen wollten in edlere Begriffe und schönere Handlungen." So urteilte die Günderode, die klar wie kein anderer in sein Wesen hineinsah. Und wer hätte den Unglücklichen nicht bemitleiden sollen, der der Menschen so sehr bedurfte, sich ihnen ganz hingab und doch alle Herzen, die sich ihm freundlich zuneigten, tötlich kränkte und verwundete, wider seinen Willen, aber mit Bewußtsein, wirklich wie von einem bösen Dämon gezwungen. Wen hätte die Innigkeit seiner Reue, überhaupt seine Warmherzigkeit nicht rühren und gewinnen sollen? Kehrte er das Teuflische noch so sehr heraus, merkte man doch bald, daß er im Grunde ein sehr „gutartiger Mephistopheles" war. Auch Bettine war gutherzig und nahm sich von frühester Jugend der Unterdrückten eifrig an; doch urteilte die Günderode, es sei ihr Tätigkeitstrieb, der sie bewege, andern zu helfen, eigentlich mitleidvoll sei sie nicht. Clemens dagegen, der seine Wohltaten ganz in der Stille wirkte, litt in Wahrheit mit den Leidenden, ein Unglücklicher erweckte seine Liebe,

sei es auch zum Teil, weil er sich selbst unglücklich und hilflos fühlte. Er war recht eigentlich ein religiöses Gemüt, durch sein reizbares Gewissen sowohl wie durch sein Sichabhängigfühlen von etwas Höherem, „Ich glaube, daß ihr alle aus Ostindien stammt," schrieb der junge Arnim an Clemens, „aus der Brahmanenkaste; denn ihr habt doch alle etwas Heiliges an euch." Aber die kindliche Frömmigkeit, die nach Gott dem Vater verlangt, sich in der Welt verirrt fühlt und voll Inbrunst nach der allgütigen Hand ausblickt, die ihn in die Lichtung führen soll, hatte keiner wie Clemens. Hier wurzelte auch alles, was an ihm liebenswert war und mit seinen Schwächen, Härten und Widersprüchen versöhnte. Wer ihn recht anzufassen wußte, fand in ihm bis zuletzt noch das sehnsüchtige, weiche Kind, dem Frau Rat in's Stammbuch geschrieben hatte:

„Wo dein Himmel ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Tränen regnen."

Wer weiß, wie viele seiner Tücken und Gehässigkeiten in dem Bemühen entstanden, diese Tränen vor den Menschen zu verbergen, die weichen kindlichen Züge ins Mannhafte zu verstellen. „Darum," sagte er, „sehe ich immer in mich hinein und spreche mir allerlei Wiegenlieder vor, damit das weinende Kind in meinem Herzen endlich schweigt".

Ebenso verhängnisvoll wie für Clemens, daß er immer ein Kind blieb, war es für Bettine, daß sie immer eins bleiben wollte. In dem Gefühl, auf Erden nicht heimisch zu sein, nirgendshin ganz zu passen, rechnete sie sich stolz zu einem andern Kreise von Wesen, in den sie

faßte: Kinder, Helden, Greise, Frühlingsgestalten, Liebende, Geister.

Wieder kommen wir auf das Geisterhafte, Nichtmenschliche. Bettine, die lange körperlich unentwickelt blieb und mit 23 Jahren für 13jährig angesehen werden konnte, stellt sich, solange sie jung war, unserer Phantasie als etwas bald kobold-, bald elfenartiges vor. Diese Geschöpfe altern nicht; den Boden des Irdischen nicht berührend, ohne Saft und Kraft zu voller Entwickelung zu haben, überschlagen sie gewissermaßen die Zeit des Reifwerdens und schrumpfen aus übermäßig lang ausgedehnter Jugend plötzlich ins welke Alter zusammen. Peinlich und unheimlich berührt der Kinderton in dem Briefwechsel Ilius Pamphilius, den Bettine als alternde Frau mit einem jungen Manne führte. Sie hatte viele Kinder bekommen und war innerlich doch nicht Mutter geworden. Die Unfähigkeit des schönen Altwerdens ist ein wesentlicher Zug der romantischen Naturen.

„Viele schöne, heitere und rührende Erfahrungen könnten mir an deiner Seite nicht fehlen," schrieb Clemens an seinen Bruder Christian, eine Einladung desselben, mit ihm in Rom zu leben, ablehnend. „Wie bald aber enden die Feste zwischen Naturen wie wir, die alles auf einmal geben, auf einmal verschlingen, sich leicht erschöpfen und ausleeren für einander!" Wie bald auch endet für sie das Fest des Lebens überhaupt. Bettine schloß daraus, daß ihr Geist nicht Honig machen wolle, sondern alles gleich selbst verzehre, daß sie in ein Land des ewigen Frühlings gehöre. Ist dies das Land der Poesie, so haben sich darin allerdings die Heimatlosen Heimatrecht erworben.

E. T. A. Hoffmann.

Heimatlose könnte man die romantischen Menschen auch in bezug auf ihren Körper nennen, in dem sie sich nicht zu Hause fühlten; die unmittelbare Heimat des Menschen ist ja sein Körper, und ob er sich in dieser Umgebung wohl oder elend fühlt, das entscheidet über sein Heimatsgefühl auf der Erde. Hoffmann konnte mit seinem kleinen, mehr possierlichen als häßlichen Körper nicht zufrieden sein, dem reizbaren, den das heiße Blut zu einer brennenden Hölle machte, von dem er schon als Jüngling glaubte, er würde ihn nicht lange mehr brauchen können, sondern sich empfehlen, ohne ihn mitzunehmen. Bis aber der Tod ihm den Auszug ermöglichte, half ihm die Kunst wenigstens zeitweilig die unbequeme, drückende Wohnung zu verlassen. Daß er ein großer Künstler nicht war und Meisterwerke nicht schaffen konnte, sah sein scharfer, königsbergischer Verstand wohl ein; denn die Natur, sagte er, habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht, welches aber mißlungen sei, indem dem überreizbaren Gemüt, der bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden sei, dessen der Künstler durchaus bedürfe. Besonnenheit, Ruhe und Heiterkeit, die nach seiner eigenen Aussage vom wahren Genie unzertrennlich sind, fehlten ihm; sein Wesen und seine Kunst beruhten auf einem in ihm selbst begründeten Mißverhältnis, auf

der Disharmonie. Der harmonische, objektive Dichter kann zwar gerade die interessantesten Charaktere in unerreichbarer Reinheit und Anschaulichkeit hinstellen, wie Goethe's Werther, Faust, Tasso und Meister beweisen; aber etwas verlieren sie doch, indem sie sich in dem Auge des Besonnenen spiegeln und dort eine Ganzheit gewinnen, die ihnen in Wahrheit abgeht. Er hat die Sehnsucht, die Pein, das Unbehagen, alles was den unharmonischen Dichter martert, nicht selbst empfunden, und einzig darin liegt das, was dieser vor jenem voraus hat. Das Schöne, das Seiende zu schaffen ist ihm versagt, aber wie er selbst etwas Interessantes, d. h. etwas Werdendes ist, können es auch seine Werke sein, seine Subjektivität macht seine Größe aus, und je mehr wir ihn selbst in seinen Werken antreffen mit allen Unvollkommenheiten, desto reizvoller sind sie.

Die Sehnsucht also war seine Muse, Sehnsucht nach einem Geisterlande, wo es eine so quälende Körperlichkeit wie die seinige nicht gäbe; ihr zur Seite standen ein klarer, scharfer Verstand und eine bewundernswerte Geisteskraft, was alles zusammengenommen erst seine Eigenart ausmacht und ihn wesentlich von den meisten andern romantischen Schriftstellern unterscheidet. Der innere Zwiespalt, die Einsicht in sein Wesen, die Sehnsucht, sich über ihn zu erheben, die Kraft es zu tun, daraus ging sein Humor hervor, der seinen Werken, die sonst höchstens ein jugendliches Alter durch starke Mittel und Seltsamkeiten eine Weile spannen könnten, die Weihe gibt.

Häufig tritt in seinen Erzählungen eine Person auf, die durch groteske Eigentümlichkeit der äußeren Erscheinung und des Betragens beinahe widerwärtig auffällt. Ein skurriles Lächeln, eine kreischende Stimme, ein stechendes Auge, ein Gehen in seltsamen Bocksprüngen sind ihre unerfreulichen Kennzeichen. So der wahnsinnige, diabolisch

höhnende Rat Krespel, der kleine Obergerichtsrat Drosselmeyer, der statt des rechten Auges ein großes schwarzes Pflaster und statt der Haare eine schöne reine Glasperrücke trug, der Professor in der Automate mit der unangenehm dissonierenden hohen Stimme, der Spieluhren und musikalisch-mechanische Figuren verfertigt, der hagere Archivarius Lindhorst mit den großen starren Augen, die „aus den knöchernen Höhlen des mageren, runzlichten Gesichtes wie aus einem Gehäuse hervorstrahlten", den die Schöße des Überrocks, wenn der Wind hineinfährt, wie ein paar große Flügel umflattern.

Plötzlich, zuweilen, verändert sich die bizarre Erscheinung, die Verzerrung glättet sich in sanfte Erhabenheit und durch die komisch häßliche Maske scheinen ehrfurchtgebietende Mienen. Dann verwandelt sich der weite damastene Schlafrock des Archivarius in einen Königsmantel, ein goldenes Diadem schlingt sich durch seine weißen Locken und von seinen anmutigen Lippen strömt anstatt der kurioſen, unverständlichen Redensart gemütvolle Weisheit. Dann tritt auf das Antlitz des Professors statt des abschreckenden sarkastischen Lächelns ein tiefer melancholischer Ernst, die grauen stechenden Augen blicken in seliger Verklärung himmelwärts und während ihn sonst das geistlose taktmäßige Geklingel seiner Maschinen umgab, strömt jetzt wunderbare Musik aus Büschen und Bäumen und erfüllt die Seele mit himmlischen Ahnungen. Daß der Obergerichtsrat Drosselmeyer eigentlich ein guter Wundermann ist, der alles weiß, fühlen die Kinder, und auch den Rat Krespel schauen die Kinder freundlich und ehrfürchtig zugleich an. In diesen Männern malte sich Hoffmann selbst ab, der mit seiner kleinen behenden Gestalt, den feinen, zusammengepreßten Lippen, um die ein ironisches Lächeln schwebte, den großen spähenden Augen unter mephistophelischen Brauen und dem grotesken Ziegenbocksprofil

wie ein Hexenmeister oder Zaubermännchen erschien und auf Fremde zunächst abstoßend wirkte; der aber, wenn er in seinen Träumen von der Außenwelt Abstand nahm, sich anders fühlte und schaute, gut, sanft und weise, wie er gewesen sein mochte, als er, ein kleines Kind, seiner selbst noch nicht mächtig, auf dem Schoße der jungen Tante Füßchen saß und ihrem süßen Gesange zuhörte oder wenn ihn in der Neujahrsnacht die sanfte Musik von Klarinetten und Hörnern auf dem Schloßturme weckte und er glaubte „silberne Engel trügen jetzt das neue Jahr einem Sterne gleich am blauen Himmel vorbei," aber den Mut nicht hatte aufzustehn und zu sehen. Es gab für ihn, der sich nicht eins in sich fühlte, in Wirklichkeit zwei Welten, und diese Doppelgängerei, diese Bürgerschaft in zwei ganz verschiedenen Reichen, bildet den poetisch-philosophischen Grundgedanken der meisten seiner Schriften.

Am vollkommensten ist Hoffmann die Darstellung dieser Doppelwelt im Märchen vom goldenen Topfe gelungen. Der Archivarius Lindhorst ist ein wunderlicher Mann, der zu seinem Vergnügen chemische Experimente macht und alte Bücher liest, viel seltene Manuskripte in fremden Sprachen besitzt, dazu drei Töchter, mit denen er in einem abgelegenen Hause vor den Toren Dresdens wohnt. Aber für den Eingeweihten ist er der Salamanderfürst, entsprungen aus der Verbindung der Feuerlilie mit dem Jüngling Phosphorus, seine Töchter gleiten als goldgrüne Schlänglein am Stamme des Hollunderbaumes in der Abendsonne blitzend auf und nieder, und die jüngste entzündet das Herz des Studenten Anselmus, der darunter liegt und träumt, zu unendlicher Liebe. In dem kleinen Garten vor dem Tore blühen Kaktus und flammende Lilien, rieseln krystallene Fontänen in Marmorbecken und plaudern fremde, wundervolle Vögel und die Decke des Zimmers, in dem Anselmus Manuskripte abschreibt, ist ein

azurblauer Himmel, den grüne Palmensäulen tragen. Aber nur Anselmus sieht dies alles; nur er weiß, daß die alte Liese, das Apfelweib, die Abends heimlich verbotene Wahrsagerei treibt, der Abkömmling des Federwisches und der Runkelrübe ist, ein teuflisches Prinzip, das dem Salamanderfürsten nachstellt, weshalb sie sich auch in den bronzenen Türklopfer an seiner Haustür verwandelt und als der Student ihn anfassen will, ihn ekelhaft angrinst und mit entsetzlichen Worten anschnarrt, daß er augenblicklich in Ohnmacht fällt und sein beabsichtigter Besuch unterbleibt. Als er dann des Archivarius Tochter Serpentina geheiratet hat, weiß nur er, daß das Rittergut, welches nach der Meinung der Leute sein Schwiegervater dem jungen Paare geschenkt hat, in Wahrheit das Wunderland Atlantis ist, die Heimat des Salamanders und der Feuerlilie, wo der Einklang aller Wesen verwirklicht ist.

Die Komik und der Humor entstehen nun aus dem Zusammenstoß dieser Welt mit der der reinen Prosa, die vertreten ist durch den Conrektor Paulmann mit seiner Tochter Veronika und den Registrator Heerbrand, der um sich einen Schein höherer Bildung zu geben, Verständnis, ja eine gewisse Neigung für das Wunderbare und Poetische trägt, was ihm aber in der Tat womöglich noch ferner liegt als jenem. Veronika dagegen, ganz jung und unreif, doppelt bildsam durch ihre Verliebtheit in Anselmus, schwankt eine Weile zwischen den beiden Welten, bis eitle Sinnlichkeit den Sieg über sie davonträgt, so daß sie sich begnügt Hofrätin Heerbrand zu werden.

Bewunderungswürdig durchgeführt ist der Übergang aus einer Welt in die andere, so nämlich, daß wir ihn sich vollziehen sehen durch die Augen des Studenten Anselmus und es uns freisteht wie der Conrektor Paulmann zu glauben, derselbe sei betrunken oder wahnsinnig, oder dies sei die Art eines poetischen Gemütes die Dinge

aufzufassen. Die letztere Deutung flicht Hoffmann selbst mit überflüssiger Deutlichkeit in die Geschichte ein, die man aber nur im Lichte seiner, der romantischen Weltanschauung, recht versteht: daß der Bildersprache des Dichters, des Kindes und des ursprünglichen Menschen eine Wirklichkeit entspricht, die durch die Entwickelung des Unbewußten zum Bewußtsein in Zeit und Raum verloren, aber ewig wahr und da sei und auch für den Menschen wiedergewonnen werden müsse.

Dieselbe Idee wird in derselben Art in mehreren andern Erzählungen ausgeführt. Im Klein Zaches ist das Fräulein von Rosenschön für den Wissenden die Fee Rosabelverde, die vor dem Aufklärungsedikt des Fürsten Paphnutius in einem Fräuleinstift Zuflucht suchen mußte, und der Doktor Prosper Albanus ein Zauberer, der bei Zoroaster die Weisheit erlernt hat. Aber nur Balthasar sieht die weißen Einhörner, die seinen Muschelwagen ziehen und den Silberfasan, der ihn lenkt, nur er vernimmt die Himmelsmusik, die in herrlichen Akkorden durch seinen Garten wogt; der Pöbel sieht nur ein wunderlich aufgeputztes Kabriolett und hört die Klänge einer geschickt angebrachten Aeolsharfe. Klein Zaches ist das mißgestaltete Kind eines armen Bauernweibes, dem die Fee aus Mitleid die Gabe verliehen hat, alle Bewunderung, die andere verdienen, auf sich zu lenken. Aber die Kraft, die nicht aus seinem Selbst hervorgeht und ihm nur äußerlich angeklebt ist wie ein paar Flügel, die dem Menschen doch nicht zum Fluge helfen, kann nicht dauern: Klein Zaches geht elend zu Grunde, aber nach seinem Tode fängt der Liebeszauber der guten Fee wieder zu wirken an, daß er allen erscheint was er niemals war: als ein vollendeter Mensch. Auch über diesem Stiefkinde der Natur, dessen äußere Häßlichkeit seine innere ausdrückt, waltet die erbarmende göttliche Liebe und birgt es tröstend in ihren

geheimnisvollen Schatten. In wenig anderen Erzählungen zeigt sich Hoffmann so schön als der Humorist, der im Urdarbrunnen, dessen Geschichte er dem tollen Märchen von der Prinzessin Brambilla zu Grunde gelegt hat, sich und die Welt geschaut und erkannt hat. Nach seiner eigenen Ausdrucksweise bedeutet die Urdarquelle nichts anders als „die wunderbare, aus der tiefsten Anschauung der Natur geborene Kraft des Gedankens, seinen eigenen ironischen Doppelgänger zu machen, an dessen seltsamlichen Faxen er die seinigen und — ich will das freche Wort beibehalten — die Faxen des ganzen Seins hienieden erkennt und sich daran ergötzt." Denn wer sich selbst im Bilde, sich selbst als Erscheinung sehen kann, hat sich eben dadurch von der Scheinwelt gelöst und schwebt unberührt von ihrem Jammer als freies seliges Bewußtsein über ihr.

Im Märchen „das fremde Kind" ist der Magister Tinte zugleich der Gnomenkönig Pepser und eigentlich eine Fliege. Den Eltern seiner Zöglinge ist im Laufe des Lebens der innere Sinn schon etwas stumpf geworden und sie suchen ihren Kindern ernstlich einzureden, daß sie einen würdigen, menschlichen Erzieher haben; als er aber eines Tages seine Natur verrät, indem er sich summend und brummend über einen Milchnapf stürzt, ihn mit „widrigem Rauschen" ansschlürft, dann die nassen Rockschöße schüttelt und mit den dünnen Beinchen rasch darüber hinfährt um sie glatt zu streichen, werden auch sie an ihm irre und zweifeln, ob sie den Magister Tinte oder eine Fliege vor sich haben.

Im Meister Floh ist Peregrinus Tyß der kindliche Träumer, für den, weil er den zauberkräftigen Karfunkel im Herzen trägt, die Welt durchsichtig ist und das Leben sich in ein schönes bedeutungsvolles Märchen verwandelt. Wenn das Volk sich zu dem Flohbändiger und Taschenspieler Leuwenhöck drängt, bei dessen Vorstellungen als

stärkste Anziehungskraft ein reizendes kokettes Frauenzimmer, Dörtje Elverdink, wirkt, zu deren ernstesten und hitzigsten Verehrern der Student George Pepusch zählt, erlebt Peregrinus in diesem alltäglichen, zum Teil gemeinen Vorkommnis wundervolle Begebenheiten; denn Dörtje Elverdink ist eigentlich die Prinzessin Gamaheh aus Famagusta, die der häßliche Egelprinz totküßte und der plumpe Genius Thetel entführte, wodurch sie in die Nachbarschaft der Distel Zeherit geriet, nämlich des Studenten Pepusch, der sich auf ewig in sie verliebte. Zwei Magier entdecken die nicht gestorbene, nur verwandelte Gamaheh im Blumenstande einer Tulpe und rufen sie ins Leben zurück, aber „die wahnsinnigen Detailhändler der Natur, die die Natur zu erforschen trachteten, ohne die Bedeutung ihres innersten Wesens zu ahnen," nützen die Entdeckung der Schönen nur aus, um sich ihren Besitz streitig zu machen. Sie, die der Welt in früheren Zeiten als die berühmten Naturforscher Leuwenhöck und Swammerdam bekannt waren, fristen ihr Dasein jetzt als unrühmliche Taschenspieler und setzen ihren Kampf um die Prinzessin fort, bis er durch die Dazwischenkunft des Peregrinus zu beider Ungunsten entschieden wird. Den komischen Höhepunkt der Geschichte bildet das optische Duell der beiden alten Naturforscher, die jeder ein Fernglas aus der Tasche ziehen, es in's Auge setzen und grimmig gegeneinander ausfallen, wobei sie die Waffen durch Ein- und Ausziehen bald verkürzen, bald verlängern.

Eine verwandte Szene ist im Klein Zaches, wo Prosper Albanus und die Fee Rosabelverde, die ihre Geisterart gegenseitig durchschauen, sich zu überzaubern suchen, und in der Brautwahl, wo von den beiden Unheimlichen der eine schön ausgeprägte flimmernde Goldstücke aus den Rettigscheiben schlägt, die der andere jedesmal, indem er sie auffängt, in knisternde Funken zerstieben läßt.

Was nun Anselmus, Balthasar und andere Hoffmann'sche Lieblinge befähigt, die Wunderwelt jenseits der Sinnenwelt zu sehen, ist der innere Sinn, von dem so überaus viel in seinen Werken die Rede ist; er vergleicht ihn einmal mit dem sogenannten sechsten Sinne, den der Anatom Spalanzani an der Fledermaus entdeckt haben wollte, der nicht nur ein Stellvertreter der übrigen sei, sondern mehr leiste als sie alle zusammen. Das wäre also dasselbe, was die Beobachter somnambuler Zustände damals das Gemeingefühl nannten, vermöge dessen die Schlafwachen und Hellseher die Funktionen ihrer entschlafenen Sinne und zwar im erhöhten Grade ausübten. Mit dem Fledermaussinn vergleicht Hoffmann die Sehergabe derjenigen, die in jeder Erscheinung, wie er sich ausdrückt, dasjenige Exzentrische schauen, zu dem wir im gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und das wir daher wunderbar nennen, woraus denn wieder das Wunderliche hervorgeht. Nicht ohne Wehmut nannte er sich selbst die Spalanzanische Fledermaus und allerdings starren aus seinem Selbstbilde die großen, weitoffenen Augen hervor, als ob sie ganz andere und weit seltsamere Dinge wahrnähmen, als die handgreifliche Alltagswelt aufgestellt hat.

Der Sinn für das Wunderbare war so stark ausgeprägt in Hoffmann und so in seinem Wesen begründet, daß er sich seiner Umgebung mitteilte und er selbst den anderen als höchst wunderbar und wunderlich erschien und der geringste Vorfall, in dem er eine Rolle spielte, einen, wie Hoffmann gesagt haben würde, exotischen Charakter erhielt. Wenn er und sein Verleger Kunz auf einem Burgunderfaß im Keller reitend einander gegenüber saßen und tranken, währenddessen ein Gewitter aufzog, ein plötzlicher Donnerschlag krachte und der Blitz, das dunkle Gewölbe erhellend, ihnen, die gerade mit den

gefüllten Gläsern anklingen wollten, ihre entsetzten Gesichter zeigte, das mutet gerade so an, wie eine groteske Szene aus einer Hoffmann'schen Novelle.

Der exotischen Stimmung, in der die Sehergabe erwachte, war Hoffmann nicht in jedem Augenblick mächtig, sie hervorzurufen oder zu steigern diente ihm der Weingenuß. In je bunteren, leuchtenderen Farben, in je drolligeren Verzerrungen ihm dann die Welt aufging, desto grauer und kälter erschienen ihm die Stunden der Ermattung, woraus sich der Drang erklärt, die exotische Laune immer häufiger und in erhöhtem Maße herbeizuführen. Blieben auch die körperlichen Beschwerden hernach nicht aus, so entschädigten ihn die Kobolde und Gespenster, der tolle Reigen, den die ganze Welt vor seinen jubelnden Augen aufführte, reichlich dafür. In fast allen seinen Erzählungen spielt der Wein eine Rolle, besonders über die Szene der Punschbereitung wußte er den Zauber der romantischen Behaglichkeit auszubreiten, die er selbst so oft dabei empfunden hatte. Sogleich setzte sich das Rad seiner Phantasie sanft schnurrend in Bewegung, die Fledermaus begann ihren lautlosen Flug und der irdische Vorgang des Punschbrauens wandelte sich ihm in ein sichtbares Kampfspiel der Elementargeister um. Punsch empfahl er den Musikern, wenn sie sich zu romantischen Kompositionen, wie seine Lieblingsoper Don Juan, stimmen wollten, alten Rheinwein für Kirchenmusik, für ernste Opern Burgunder, für komische Champagner und für Lieder die feurigen Weine Italiens.

Hoffmann's Verstand beurteilte übrigens die Ursachen und Folgen seiner Neigung zum Alkohol mit strengster Einsicht. Geistiges Getränk, sagte er, befördere den regeren Umschwung der Ideen, die Phantasie sei wie ein Mühlrad, das der Strom stärker und schneller drehe, wenn man Wein aufgieße. „Doch überlasse ich jedem seine

individuelle Meinung und finde nur nötig für mich selbst im Stillen zu bemerken, daß der Geist, der von Licht und unterirdischem Feuer geboren so keck den Menschen beherrscht, gar gefährlich ist, und man seiner Freundlichkeit nicht trauen darf, da er schnell die Miene ändert und statt des wohltuenden, behaglichen Freundes zum furchtbaren Tyrannen wird." Hoffmann erzwang sich mittels des Weines ein intensiveres, wenn auch kürzeres Leben; aus der Disharmonie seines Wesens, die er gewaltsam von außen her zu heben suchte, ging der verhängnisvolle Trieb hervor.

Merkwürdig ist es, seine exotischen Erzählungen mit seinen nüchternen zu vergleichen. Zu den letzteren gehören z. B. das „Fräulein von Scudery" und „Meister Martin", die in der Literaturgeschichte als seine besten und an sich vorzüglich gepriesen werden. Daß sie ohne starken alkoholischen Einfluß geschrieben wurden, beweist unter anderem ihre Verwandtschaft mit denjenigen Geschichten, die Hoffmann auf seinem Kranken- und Totenbette schrieb — Johannes Wacht, der Feind, des Vetters Eckfenster — wo ihm der Genuß des Weins gänzlich versagt war. Muß nun auch jeder sehen, daß sie an Einheit, Straffheit und Faßlichkeit den anderen überlegen sind, so wird der Liebhaber der Poesie doch immer, wie Hoffmann selbst, die vorziehen, die der stärkste Extrakt seines Wesens würzt, mögen sie sich auch noch so zerfetzt und wirbelnd darstellen. Die Sehergabe, die er in „des Vetters Eckfenster" so anschaulich und geistreich schildert, ist nur die feine Beobachtung und rasche Verknüpfung eines guten, phantasiebegabten Kopfes, nicht der hellseherische sechste Sinn, der den fünfsinnigen Durchschnittsmenschen zeigt, was jenseits ihrer Welt liegt. Ob er bei besserer Verwendung seiner Kräfte den sechsten Sinn mit den übrigen fünfen harmonisch hätte verschmelzen können,

welche Einheit dann seinen Werken zu gute gekommen wäre? Einige Züge in seinen letzten Schriften lassen die Möglichkeit ahnen — aber ob sich nicht da schon die nahe Auflösung geltend machte, ähnlich der Verklärung, womit der Feenzauber den armen Klein Zaches nach seinem Tode schmückte? Er durfte ja endlich sich selber entfliehen, wozu ihm seine Phantasie, während er lebte, hatte dienen müssen; damit es die unmögliche Aufgabe erfülle, hatte er das edle Flügelpferd über Vermögen angestrengt und immer wieder aufgepeitscht, bis es verendend mit ihm zusammenbrach.

Auf die Mitwirkung des „inneren Sinnes" gründete er jedenfalls sein Kunstprinzip. Was nicht im Inneren des Verfassers aufgegangen und angeschaut war, zählte er nicht zur Kunst. Aber keineswegs sollte diese Innenwelt ohne Zusammenhang mit der Sinnenwelt schweben, vielmehr sollten es gerade die alltäglichen Figuren des Lebens sein, die der Künstler eintauchen ließ in seinen Jungbrunnen, daß sie vergoldet und phantastisch geschmückt, als reizende oder groteske Gestalten, je nachdem der Geisterputz ihnen anstand, daraus hervorgingen. Das rühmte er an den Märchen aus Tausendundeiner Nacht, daß eben das gemeinste tägliche Leben sich dort in einer tollen Märchenwelt durcheinanderbewegte, und deswegen bewunderte er den Maler Jacques Callot so sehr, weil er alles — seien es Bauerntänze, Schlachten, Aufzüge — in „den Schimmer einer gewissen romantischen Originalität" zu kleiden wußte und dabei in seinen abenteuerlich aus Mensch und Tier zusammengesetzten Gestalten die tiefsinnige Ironie zeigte, die des Menschen Bestimmung mit des Menschen Tun halb wehmütig halb ausgelassen scherzend vergleicht. Aus diesem Grunde, weil Hoffmann sich auf den Boden der Wirklichkeit stellte, sagte schon Heine, er sei ein größerer Dichter als der poetischere

Novalis. Er wußte seine „hohen Phantasieen" bis zu einem gewissen Grade wenigstens „als einen festen Einschlag kühn und stark in das irdische Leben einzuweben." Auch er sah Kunst und Leben, Ideal und Leben in ewigem Gegensatz, aber während der junge Wackenroder an dem unversöhnlichen Zwiespalt zu Grunde ging, verstand er es, beide in lebendige Verbindung zu setzen.

Tieck hatte mit seinem Sternbald einen Weg eingeschlagen, der über Mörikes Maler Nolten zu Gottfried Kellers Grünem Heinrich führte. Der Held leidet an der Wirklichkeit wie der Dichter und sucht sie sich durch Kunst und Liebe poetisch zu machen; je unkräftiger Held und Dichter sind, desto mehr kommt die Wirklichkeit zu kurz und desto weniger gelingt es, ihn mit ihr auszusöhnen. Sternbald hängt in der Luft, Maler Nolten setzt den Fuß schon fester auf die Erde, den Grünen Heinrich sehen wir leibhaftig aus dem Boden wachsen und seiner Krone Raum im Leben schaffen. Gestaltlos ist Sternbald, schattenhaft noch Maler Nolten, und doch sind diese, ja selbst die verschwommenen Werke Eichendorff's, Pflanzen, die aus dem Leben hervorgehen und Früchte hervorbringen können, die speisen, nähren und Samen tragen. Die Novellen und Romane von Brentano und Arnim sind im gläsernen Warmhause getrieben, ihre erzwungenen Blüten vertragen die freie Luft nicht, sie sind zu schnellem Welken in unnatürlicher Atmosphäre bestimmt. Ist auch die gerühmte Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl gut im Ton und von einer Geschlossenheit, die man an Brentano bewundern muß, so hat sie unserer Seele doch nicht viel zu sagen, und nur die Liebhaber der Literaturgeschichte lesen sie noch. Arnim, den Heine so überschwänglich lobt, indem er ihm gleichzeitig das Leben abspricht, hat eben aus diesem Grunde zu keiner Zeit Leser gefunden.

„Golderz, aber voll Schlacken, das im Leben keinen Kurs" hat, so urteilte Varnhagen über Arnim; Goethe nannte seine Dichtungen „unklar, ungesellig und zum Traume geneigt" und verglich ihn mit einem Faß, „wo der Böttcher vergessen hat, die Reifen fest zu schlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus." Görres gab ihm den Beinamen der geschwätzige, und die Brüder Grimm verwunderten sich gelegentlich über seine unerhörte Produktivität. Freilich konnte er viel auf den Markt bringen, da er keine künstlerische Arbeit leistete; er lieferte nicht Kunstwerke, sondern den Rohstoff, woraus etwa der Leser selbst sich welche machen kann.

Arnim's Theorie betreffend kann man aus einigen Brentano gegenüber geäußerten Bemerkungen: Alles geschieht in der Welt der Poesie wegen — die Poeten arbeiten für die Menschheit, daß diese nach der Arbeit einen poetischen Genuß findet — der Poet ist ein Märtyrer und Eremit — dies freiwillige Cölibat, diese Entfernung vom Himmelreich erfordert die Aufopferung des Regulus — aus solchen Bemerkungen kann man schließen, daß er Leben und Dichtung für zwei durchaus geschiedene Welten ansah und zwar die des Dichters als die erhabenere, eine Art Einsiedelei, aus welcher er dem handelnden und leidenden Menschen von Zeit zu Zeit eine Erquickung zukommen lassen kann. Die Blume des Lebens blüht denn auch nicht in Arnim's Schriften. Er konnte die Kulissen des Mittelalters oder sonst einer farbig gedachten Ferne zu schönen, mitunter packenden Bildern zusammenfügen und damit wohl eine Erholung nach durchhetztem Arbeitstage bieten; weiser und reicher, mutiger das Leben durchzukämpfen und sich darüber zu erheben, geht der Leser nicht von ihm.

Immerhin besaß Arnim mehr Wirklichkeitssinn als Fouqué oder gar Graf Löben. Anmutig, einem das

Sonnenlicht brechenden Tautropfen vergleichbar, ist Fouqué's symbolisches Märchen Undine; aber völlig versagte ihm die Kraft, wo es galt ein Stück Wirklichkeit mit handelnden Menschen zu schaffen. Seine seichten und sentimentalen Geschichten wirken um so lächerlicher, weil sie mit dem Kostüm einer fabelhaften Heldenzeit ausstaffiert sind. Vollends was Isidorus Orientalis, Graf Löben, als Menschen und Leben ausgab, ist nichts als die Verlogenheit der Schwäche. Man kehrt von solchem Dunst, der in den meisten Fällen nicht einmal das schöne Farbenspiel der Seifenblase hat, desto lieber zu Hoffmann zurück. Während jene sich der Häßlichkeit und Schwere des Lebens zu entziehen suchen, indem sie sich vom Leben entfernen, sucht er sie zu überwinden, indem er tiefer in das Leben hineindringt. Wie er im Leben mit gesunder Kraft sich in allen Wirren und Schwankungen behauptete, so führte ihn in der Kunst ein gesunder Instinkt immer wieder zur Wirklichkeit. Er war der einzige unter den Romantikern, der das Alltagsleben liebte, das unter seinem Fenster auf dem Markte wimmelte, dessen starkes Auge gerade da Wunder und Rätsel wahrnimmt, wo ein oberflächlicher poetischer Sinn nur uninteressante Prosa vermutet.

Das Interesse für das Naheliegende, Gegenwärtige, Wirkliche bringt es mit sich, daß Hoffmann's Werke nicht wie die der anderen an der Unermeßlichkeit des Planes zerrinnen. Nichts ist vielleicht für die romantische Dichtung so charakteristisch wie der Zug ein Ganzes zu geben, nicht Bruchstücke aus dem Leben oder der Natur, sondern den Widerschein der Welt. Der Roman ist deshalb die eigentliche Form der romantischen Richtung, das romantische Buch, wie Friedrich Schlegel es nannte, das alle Gattungen in sich schließt. Weder Lyrik, noch Novellen, noch Drama, die immer nur einen Höhepunkt, einen Akt geben, können der Anforderung an ein Weltbild genügen, sie sind dem

Strom, Bach, Wasserfall oder Teich vergleichbar, die entweder einem Ziele zustreben oder einen Ausschnitt der Natur widerspiegeln. Der Roman allein ist das Meer, das ruht, auch stürmisch aufgewühlt nicht vorwärts eilt, gelassen alles in sich aufnimmt, oft regungslos daliegt, aber doch immer die Unermeßlichkeit des Himmels über sich hat und Leben im Schoße hegt. Die Romantik hat die Kraft und den Weg nicht gefunden, einen in dieser Weise vollendeten Roman hervorzubringen. Über Arnim's auseinandergelaufene Werke sich auslassend, schrieb Wilhelm Grimm einmal an Görres: „Daß dazu eine Notwendigkeit und Bedürfnis im Dichter liege, glaube ich wohl, denn es ist ja auch in der Wissenschaft der Gedanke lebendig geworden, daß alles in einem großen Zusammenhang stehe, und das Geringe und Kleine erst durch seine Stelle darin Bedeutung und Wert erhalte, allein dieser Übergang ist in der Poesie noch schwerer als in der Wissenschaft, und ich meine, jene habe mit dem Bewußtsein genug, daß über allem eine Sonne leuchte, und weil sie eine gewisse Vollendung verlangt, die der menschlichen Kraft nur in der Begrenzung gelingt, dürfe sie einen Strom, an dessen Ufern wir hingehen, nicht zu einem Weltmeer werden lassen, dem wir nicht folgen können."

Hoffmann hatte keinen weltumfassenden Blick, und das sicherte ihm eben eine bedeutende Wirkung innerhalb gewisser Grenzen. Wer möchte ihn einen großen Dichter nennen? Er durchmaß den Strom des Lebens nicht in seiner ganzen Tiefe und Breite, so daß er seine Gewalt und Erhabenheit, seinen Glanz, sein Rauschen, seine Geheimnisse hätte offenbaren können; aber er verschmähte doch törichte und heuchlerische Dekorationen, schöpfte vielmehr das Wunderbare aus der Seele des Menschen, indem er tiefer, bis zu ihrer Nachtseite, hineinschaute. Daß er mit einem Blick die Erscheinung und ihr Mysterium

erfassen konnte, macht ihn bedeutend. Die Wirklichkeit sehen, aber mit dem sechsten Sinn, dem ihre tiefsten nächtlichen Wunder sich enthüllen, das hielt er für die Aufgabe des Dichters; für die des Malers, daß er die Natur male, aber so, daß ihre innere mystische Bedeutung dem Zuschauer klar werde.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Künsten erkannte Hoffmann als echter Romantiker nicht an: wie er von dem Dichter verlangte, er müsse innerer Musiker sein, so vom Maler, daß er vor allen Dingen Dichter sei. Daß Callot Fehler in der Verteilung des Lichts und in der Gruppierung machte, hielt er für unwesentlich dem gegenüber, daß seine Bilder Reflexe seien „aller der phantastischen wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überregen Phantasie hervorrief." „Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höheren Sinns, der alle Wesen zum höheren Leben entzündet, das ist der heilige Zweck aller Kunst." Das bloße Abmalen der Natur kann demnach nicht Kunst sein, wie man auch kein Gedicht in einer fremden Sprache, die man nicht versteht, gut würde vortragen können. Zwar soll man die Natur auch im Mechanischen studieren, um „die Praktik der Darstellung" zu erlangen, nur verwechsele man die Meisterschaft in der Technik nicht mit der Kunst. Wer eingeweiht ist, wer den sechsten Sinn hat, um in die Natur hineinzusehen, für den werden die Zeichen, in denen sie schreibt, dem Unkundigen nur tote Schnörkel, zu lebendigen, bedeutungsvollen Hieroglyphen, die sich klingend und flammend von selbst zu wundervollen Landschaften zusammenfügen.

Die Landschaftsmalerei stellte er am höchsten und als die Meister derselben verehrte er Salvator Rosa und Claude Lorrain. Er selbst, abgesehen davon, daß er ein geschickter Dekorationsmaler gewesen sein soll, hatte natür-

liche Begabung nur für die Karikatur, und wenn er sich ernstlich auf die Malerei verlegt hätte, wäre es ihm wohl so ergangen wie seinem Berthold in der „Jesuitenkirche", dem zwar in inneren Traumgesichten das heimliche Wesen der Natur herrlich aufgeht, dem aber die Schöpferkraft sie so darzustellen, gebricht. Denn auch in seinen Dichterwerken treffen wir ebenso wenig jemals die reine schöne Natur wie die Liebe. Liebe hat er lebenslang ersehnt, aber niemals schön in sich selbst erlebt und auch nicht dargestellt. An Heißblütigkeit glich er einem Italiener, wie er auch äußerlich, wenn er seine Dienstuniform trug, einem italienischen oder französischen General ähnlich gewesen sein soll. Er selbst klagt, daß die Heftigkeit, vielmehr Raserei seiner Empfindung stets sein Glück zerstört habe. Man weiß aber, daß, je sinnlicher ein Volk, desto niedriger die Stellung seiner Frauen und sein Begriff von Liebe ist, und wenn nun auch Hoffmann's, als eines so aufmerksamen und idealistischen Mannes, Begriff der Liebe außerordentlich hoch war, so war er doch nicht imstande ihn auf der Erde unter wirklichen Menschen unterzubringen. Eine Frau anders als vom geschlechtlichen Standpunkte anzusehen, war ihm unmöglich; handelte es sich auch nur um ein flüchtiges Gespräch, oder um einen Tanz, so mußte er selbst für diese kurze Dauer wenigstens die Möglichkeit sich zu verlieben sehen, wenn er sich unterhalten sollte. Er gab zwar zu, daß eine ältere Frau, wenn sie Geist besitze, das jüngste Mädchen an Anmut und Reiz übertreffen könne, aber sein Temperament zog ihn doch immer unwiderstehlich zu diesen jüngsten Mädchen hin, die er hernach verspottete. Für seine Freunde war es ein Ärgernis mitanzusehen, wenn er, als reifer Mann, sich für irgend ein sechzehnjähriges Mädchen aufs Äußerste erhitzte, was um so peinlicher war, als er sich selbst dabei lächerlich vorkam und der innere Zwiespalt

ihn häßlich verzerrte. Auch in seinen Liebesgeschichten ist die Heldin ein „liebes Engelsbild oder „holdes Himmelsbild" von sechzehn Jahren, deren Erscheinung aber in den meisten Fällen eine leise Ironie begleitet, so daß man spürt, die törichte Verherrlichung gehe eigentlich nicht vom Dichter, sondern von seinem verblendeten Liebhaber aus, den er sogar zuweilen noch zu retten für gut findet. So schließt die Brautwahl damit, daß der Maler Edmund seine Braut Albertine, um deren Besitz sich die ganze Erzählung gedreht hat, verläßt, um eine Kunstreise nach Italien zu machen, und der Leser wird mit der frohen Überzeugung entlassen, daß er sich ganz von ihr losmachen und nur der Malerei leben wird. In der „Jesuitenkirche" wird ein verwandter Gegenstand behandelt, daß nämlich ein von hoher Liebe Begeisterter, namentlich ein Künstler, niemals sein Ideal als Frau heimführen und dadurch in den Kreis des Alltäglichen herabsinken dürfe. Berthold heiratet die herrliche Geliebte, die ihn eigentlich zum Künstler gemacht hat, indem er sein Genie in der Bemühung, ihr Ebenbild wiederzugeben, entdeckte, und von dem Augenblick an erlahmt sein Kraft, er sieht den überirdischen Schimmer nicht mehr, der sie früher umgab, der Aufschwung, den seine Liebe ihm sonst verlieh und der ihn zu großen Leistungen befähigte, stellt sich nicht mehr ein, er fängt an als hemmend zu empfinden, was ihn sonst beflügelt und seine Frau, trotzdem er sie innigst bemitleidet, zu hassen, bis er sie schließlich in der Raserei der folternden Qualen ermordet. Die erschütternde Tragik, die in dieser Verwickelung liegt, hat Hoffmann allerdings nicht gestalten können. Seine Kraft liegt im ironischen Humor, den er im Artushof so allerliebst spielen läßt: dort rettet er den kunstbegabten Treugott erst vor der häuslichen, ganz prosaischen Christine und dann vor deren Gegenstück, der geheimnisvollen

Felicitas, die er eigentlich nur als Bild kennen und lieben lernt. Denn als er hört, daß das hohe Ideal, das er nie zu gewinnen dachte, aber auch nie verlieren zu können glaubte, Kammerrätin Matheſius in Marienwerder geworden iſt, erlöſcht die Schwärmerei in ſeiner Bruſt, und wenn Hoffmann ihn doch noch in eine in der Zukunft liegende Verlobung einmünden läßt, ſo iſt das wohl mehr ein Zugeſtändnis an das Publikum oder der Wunſch, die Geſchichte mit einer hübſch beleuchteten Gruppe zu ſchließen.

Im „Klein Zaches“ iſt man jeden Augenblick darauf gefaßt, daß Hoffmann ſeinen dichteriſchen Balthaſer noch, eh' es zur Hochzeit kommt, der holden Candida im Triumphe entführt; wenn er ihr diesmal ſein Wohlwollen nicht entzieht, iſt es jedenfalls, weil er ſie von Anfang an als ein luſtiges, unbefangenes Mädchen hingeſtellt hat, das Schiller, Goethe und Fouqué zwar geleſen, aber auch gründlich wieder vergeſſen hat, reichlich Kuchen zum Tee ißt und weder empfindſam noch ſonſt gebildet iſt und ſein will. Den vernichtendſten Spott hat er im „Sandmann“ über die Frauen und zugleich über die Geſellſchaft ausgegoſſen, wo es dem Profeſſor Spallanzani gelingt, eine Wachspuppe in die äſthetiſchen Kreiſe einzuführen. In höchſt vernünftigen Teezirkeln hat ſie Glück gehabt, nur einige kluge Studenten haben bemerkt, daß es eine eigene Bewandtnis mit ihr hatte. Seitdem „ſchlich ſich ein abſcheuliches Mißtrauen gegen menſchliche Figuren ein“, und mehrere Liebhaber verlangten von ihren Damen, daß ſie nicht nur zuhörten, ſondern auch manchmal ſo ſprächen, „daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden vorausſetze.“ Es iſt anzuerkennen, daß Hoffmann hinzuſetzt, es wären manche Liebesbündniſſe dadurch viel feſter und anmutiger geworden.

Ähnlich wie mit der Liebe ging es Hoffmann mit der Natur. Wie er am ſchönſten die traumhafte Liebe

zu dem Zauberwesen Serpentina schildert, so malt er auch am liebsten und reizendsten Atlantis, das Dschinnistan seiner Sehnsucht, das sich zur Natur etwa so verhält wie eine durch farbige Gläser geschaute Landschaft zu einer mit dem bloßen Auge gesehenen. In seinen Gärten blühen Tulpen, Kaktus und Feuerlilien, exotische Vögel mit glitzerndem Gefieder schwirren kreischend darin umher. So viel er auch den Frieden des Waldes der Stadt gegenüber hervorhebt und gewiß empfunden hat, atmet uns doch nie die Natur selbst aus seinen Werken an, die, als etwas einmütiges, nie komisch wirkt, wenigstens erst, wo sie sich im Tierleben darstellt. Bei dieser Veranlagung hat die späte Leidenschaft, die der sterbende Dichter für die Natur empfand, etwas Rührendes und Merkwürdiges. Auf seinem Krankenlager ergriff ihn eine solche Sehnsucht nach dem Grün der Bäume, daß er willig die Schmerzen ertrug, die mit einer Ausfahrt verbunden waren, um nur den Anblick des Waldes zu genießen, und er pflegte von einem solchen Ausfluge, der für die begleitenden Freunde um seinetwillen etwas Jammervolles hatte, entzückt heimzukehren. Dieses Erlebnis spiegelt sich in der fragmentarischen Novelle „die Genesung", die man nicht das beste seiner Werke nennen kann, aber das seelenvollste.

Einem alten Manne entsteht infolge einer Nervenkrankheit die wahnsinnige Einbildung, die Natur habe den Menschen aus Zorn über ihre Abtrünnigkeit das Grün entzogen und damit alle Hoffnung und Seligkeit des Lebens; kein Augenschein kann ihn von diesem Wahne zurückbringen. Niemand wird ohne Rührung die Szene lesen können, wie der Alte nach dem Rat eines jungen Arztes in magnetischen Schlaf versetzt und so in einen frühlingsgrünen Wald gebracht wird, wo der unerwartete Anblick des belaubten Zeltes über ihm den Erwachenden heilt.

„Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen,

daß eine besonders anmutige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte und die Bemühungen des guten Doktors unterstützte. In dem Augenblick, als der Onkel das Wort „Grün" lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilierend durch die Aeste des Baums, und von dem Flattern seines Gefieders brach ein blühender Zweig und fiel dem Alten auf die Brust."

Aber erst nachdem ein jähes Entzücken mit quälendem Zweifel in ihm gewechselt hat, wird er ruhiger und während ein Strom von Tränen aus seinen Augen bricht, ruft er anbetend aus: „O Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug! O Grün! Grün! mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des Höchsten lag — nie hast du der Menschheit gezürnt! Nimm mich auf in deine Arme!"

Das mag in ihm selber vorgegangen sein, als der arme Körper, in dem er sich nie heimisch gefühlt hatte, sich aufzulösen begann, als das hitzige Blut, das ihn so sehr gepeinigt hatte, schwächer rollte, und der Geist, nun ihn die Furien verließen, aufatmend um sich schaute. Wie die drohenden Stimmen und die verfolgenden Schritte verhallten, zog Frieden in seine erschöpfte Seele ein. Er sehnte sich nicht mehr nach dem entfernten Zauberlande, da er die schönste Natur, eine versöhnte Mutter, um sich her blühen sah. Wie er im Leben das Kind geschiedener, durch unvereinbaren Zwiespalt entfremdeter Eltern war, so hatte er auch in einem weiteren Kreise sich niemals des gemeinsamen liebenden Schutzes von Geist und Natur erfreuen können Mit bewundernswerter Kraft hatte er gegen diesen Fluch des Schicksals gekämpft und wohl verdient, als ein Genesener in das Geisterreich des Jenseits hinüberzugehen.

Die Nachtseiten in der Literatur.

Das Wunderbare kann durch abenteuerliche Handlung in die Dichtung gebracht werden; ein anderer Weg, der romantische, geht nach innen und läßt aus der Nachtseite der Seele und der Natur ein magisches Licht auf das bewußte, dem Verstande zugängliche Leben fallen. Traum und Wahnsinn, zwingende Neigung und dämonischer Haß, der verwandte und doch ewig verhüllte Geist, der aus der Natur beschwichtigend, betörend, warnend zu uns zu sprechen scheint, alle Erscheinungen, die den Menschen, schwankend und sich selbst unbekannt, in Verbindung mit gewaltigen Weltkräften zeigen, gebraucht der Romantiker als Mittel, um seine Kraft ebenso schauerlich schön rätselhaft bedeutend zu machen, wie die Welt und das Leben ist.

Die Neigung zur Nachtwelt und ihren Geheimnissen ist jedem romantischen Dichter, eigentlich jedem Dichter überhaupt, bis zu einem gewissen Grade wesentlich. Tieck hatte in Erzählungen und Märchen die unheimliche Stimmung und das Grausige mit großem dichterischen Vermögen gepflegt und im Runenberg die verhängnisvolle Anziehung edler Steine und Metalle, namentlich des Goldes, dargestellt, noch ehe Campetti bekannt wurde und die Lockung des Goldes als eine Art Magnetismus oder Besessenheit des Menschen durch den Goldgeist aufgefaßt werden konnte. Er hatte die in Märchen und Sagen gegebenen Keime ausgesponnen oder denn sich von einem

Gefühle für den in Natur verhüllten Geist leiten lassen, um die Wissenschaft unbekümmert, was ihm vielleicht wirklich erleichterte, den poetischen Ton nicht zu verlieren. Die späteren Romantiker blieben dabei nicht stehen, sondern zogen die Wunder der Nacht in's helle Tageslicht, den Entdeckungen der Wissenschaft entsprechend.

E. T. A. Hoffmann, dessen Werke sich zum größeren Teil auf der Nachtseite der Natur bewegen, fühlte sich zwiefach, sowohl durch das Bewußtsein, wie durch Sympathie zu derselben hingezogen. Jener „unbegreiflich geheimnisvolle Zustand," den er selbst das Grauen oder die Gespensterfurcht nannte, lag in seiner Natur; er ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern suchte sich mit dem Verstande darüber klar zu werden. Überzeugt, daß die Natur „gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerliche Tiefe" studierte er mit Vorliebe die verschiedenen Schlafzustände des Menschen; den Traum, der „mit einem süßen Kuß das innere Auge weckt, daß er vermag die anmutigsten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erschauen," den Wahnsinn und den animalischen Magnetismus. Er kannte die Werke von Pinel und Reil über den Wahnsinn, liebte Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft und suchte andererseits Material in alten Büchern, wo rätselhafte Tatsachen von naiv-gläubigem oder mystischem Standpunkt aus gesammelt waren.

Im allgemeinen ist das Schaurige bei Hoffmann auf zwei Phänomene zurückzuführen: auf das Hineinspielen der inneren Welt in die äußere, wodurch auch komische Wirkungen erzielt werden, und auf die Einwirkungen eines „psychischen Prinzips" auf den Menschen. Das „Serapiontische" selbst, woran seine Werke gemessen werden sollten, beruht auf der Annahme einer inneren Welt, in welcher die Dichtung leben und angeschaut sein müsse; sie entspricht

durchaus der „siderischen Region," wo, nach Ringseis, die Bilder der Sinne und der Phantasie ein immaterielles aber reales Leben haben. Hoffmann erklärt den Wahnsinn des Serapion dadurch, daß der „die Erkenntnis der Duplizität" verloren habe, „von der eigentlich allein unser irdisches Dasein bedingt ist," nämlich die Erkenntnis, daß wir zugleich in einer äußeren und einer inneren Region leben, und daß es die äußere ist, „in der wir eingeschaltet sind," welche die Kraft die innere zu schauen in Bewegung setzt.

„Aber du, o mein Einsiedler, statuiertest keine Außenwelt, du sahst den versteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; und wenn du mit grauenhaftem Scharfsinn behauptetest, daß es nur der Geist sei, der sehe, höre, fühle, der Tat und Begebenheit fasse, und daß also auch sich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, so vergaßest du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geist zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkür. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein steter Traum, aus dem du in dem Jenseits gewiß nicht schmerzlich erwachtest."

Im Sandmann wird mit großer Feinheit geschildert, wie wirkliche Vorgänge in der Außenwelt ein gewisses inneres Leben in dem von Natur träumerischen Kinde in Bewegung setzen, wie die innere Welt immer an Deutlichkeit zunimmt, mit der äußeren in Zwiespalt gerät und schließlich ihren Kreis, in dem wir leben, durchbricht, womit denn der entschiedene Wahnsinn eingetreten ist. Es ist also der Zustand einzetreten, wo, nach Ringseis' Darstellung, die Bilder der Sinne und der Phantasie ein selbständig-unabhängiges Leben zu führen beginnen und sich durch assimilierende Kraft einen abnormen immateriellen Leib im Seelischen bilden. Schauerlich versinnbildlicht Hoffmann die Einsamkeit des Kranken, inmitten seiner empörten

Visionen in der Leidenschaft Nathanael's für die Wachsfigur, die der Professor Spallanzani, ihr Urheber, für seine Tochter Olympia ausgibt.

Wie er ihren steifen, abgemessenen Gang bewundert, entzückt lauscht, wenn sie mit ihrer schneidenden Glasglockenstimme singt, von grausigem Todesfrost durchbebt wird, wenn er die Eiskälte ihrer Hand spürt, aber bald zu fühlen glaubt, daß sie in der seinigen warm wird, wie er mit ihr tanzt, ohne die rhythmische Festigkeit, mit der sie sich dreht, und die alle andern als etwas Unheimliches empfinden, zu bemerken, wie er die höchsten Schwärmereien und die Liebe seines Herzens vor ihrer wächsernen Unbeweglichkeit ergießt und dabei nicht gewahr wird, daß der Ballsaal sich leert, die Kerzen erlöschen und die letzten Töne der Musik verhallen, das gehört zu den schaurigsten Bildern aus der Hoffmann'schen Zauberlaterne, gerade darum entsetzlich, weil es zugleich komisch ist.

Auf das Unheimliche der Automaten, das wohl jeder mitempfinden kann, der einmal ein Wachsfigurenkabinet besucht und vielleicht eine Figur im ersten Augenblick für lebend gehalten hat, kam Hoffmann oft zurück. Es liegt wohl darin, daß die getreue Nachäffung des Lebens, das doch kein Leben ist, was auch den Anblick einer Leiche oder unseres Spiegelbildes, wenn es uns unerwartet entgegentritt, so schreckhaft machen kann, uns eine Anschauung unserer Doppelnatur gewährt. Wir gewahren ein Ich, sei es nun unser eigenes oder ein fremdes, das uns gleich und doch nur ein Trugbild ist und zu fragen scheint: wer bist du? glaubst du mehr zu sein als ich? oder: siehst du nun, in welchem Irrwahn du dahin gelebt oder wie du immer das Tote für das Lebendige genommen hast?

Dergleichen undeutliche, erschütternde Vorstellungen sind am meisten mit der Erscheinung des sogenannten Doppelgängers verknüpft, der bei Hoffmann denn auch

öfters auftritt. In den „Elixieren des Teufels“ und im „Doppelgänger“ erklärt sich allerdings das Wunder aus naher Verwandtschaft von zwei jungen Männern, die gegenseitig von ihrem Dasein keine Kenntnis haben, dennoch führt die Verwickelung zu einigen grausigen Szenen, wo z. B. dem fliehenden Medardus Nachts im Walde der wahnsinnige Doppelgänger, heulend und lachend, auf den Rücken springt und sich nicht abschütteln läßt, wenn auch Medardus in seiner Verzweiflung gegen Bäume und Felsen mit ihm rast. Aber noch eigentümlicher erregt es uns, wenn wir hören, daß Hoffmann auf einem Balle den Einfall hatte, sich sein Ich durch ein Vervielfältigungsglas zu denken und alle Gestalten, die sich um ihn herum bewegten, als seine Ichs zu sehen, über deren Tun und Lassen er sich wie über sein eigenes ärgerte.

Die Einsicht, „daß unser Nervensystem nicht ausschließlich unser Eigentum, sondern ein Gemeinbesitz von noch andern Wesen sein kann, die sich nicht nur in den Besitz und Gebrauch desselben teilen, sondern uns bisweilen ganz daraus verdrängen,“ oder mit andern Worten Baader's, „daß der Mensch denkend doch nicht allein ist und die meisten seiner Einfälle nichts weniger als seine Selbstgemächte sind,“ führte des Gespensterwesen in die Literatur ein oder doch die Erscheinungen des animalischen Magnetismus, die unmittelbare Einwirkung eines psychischen Prinzipes auf den Menschen.

Als Träger der magnetischen Kraft läßt Hoffmann gern einen diabolischen Menschen von überlegener Kraft auftreten mit pechschwarzen brennenden Augen und einer Habichtsnase, der einen unwiderstehlichen Zauber auf unschuldige strebsame Jünglinge und namentlich auf junge Mädchen ausübt. Alban und der dänische Major im Magnetiseur, der irische Major O'Malley im Elementargeist, der Graf im unheimlichen Gast sind alle Vertreter

der schwarzen Magie, d. h. sie sind nicht beseelt vom guten Willen zu heilen, sondern vom bösen zu schaden. Diese Männer sind als groß, stattlich und kräftig, Alban und der Graf als schön geschildert, nur daß sie ihre Züge oft durch spöttisch-teuflischen Ausdruck entstellen. Ebenso mißbraucht Alban seinen hohen Geist, um sich selbst auf anderer Menschen Kosten zu erhöhen und wird so anstatt zum Engel zum Satan.

Gott ist, nach seiner Lehre, der Brennpunkt aller psychischen Strahlen; je mehr Seelen es also einem gelingt in sich zu sammeln, desto näher steht man Gott. Infolgedessen trachtet er danach, so viel Menschen als möglich unter seine geistige Herrschaft zu bringen und gewissermaßen auszusaugen, um sein eigenes Ich dadurch anzuschwellen. Maria, die einem abwesenden Verlobten in treuer Liebe ergeben ist, kann sich doch dem übermächtigen Einfluß nicht entziehen und geht unter in dem Kampfe, den ihr schwaches Selbst mit dem Eindringling in ihrem Innern kämpft.

Die Mädchen sind aus eigener Kraft nicht imstande dem männlichen Willen obzusiegen. Im „öden Hause" wird der magnetische Zauber von einem Weibe gegen einen Mann ausgeübt, der der fremden Gewalt seinen Willen und seine Kenntnisse entgegensetzt, dabei aber freilich an den Rand des Wahnsinns gerät.

So eigenartig und reizvoll Hoffmann's Erzählungen auch sind, geriet er doch fast immer in die Gespenstergeschichte und verdarb dadurch ihren künstlerischen Wert. Er verstieß gegen das Gesetz, daß die Welt des Unbewußten steigt in dem Maße als die des Bewußtseins versinkt: nur diejenigen Gespenster haben poetische Kraft, die aus der tiefsten Nacht des Unbewußten aufsteigen, bei Hoffmann aber geht das Unheimliche weit weniger aus dem großen „Zusammenhang der Dinge", aus dem Herein-

ragen der Natur- und Geisterwelt in die Menschenseele hervor, als aus bewußten Kombinationen. Ferner ist zu bedenken, daß nach altem Volksglauben den Gespenstern oder überhaupt dem Unheimlichen nur die Mitternachtsstunde gehört; es läßt sich also leicht berechnen, wie wenig Raum sie im Verhältnis zu den Wesen von Fleisch und Blut einnehmen dürfen. Bei Hoffmann scheint es weit länger Nacht als Tag auf der Erde und die Erde mehr von Dämonen als von Menschen bevölkert zu sein.

Mit mehr poetischem Sinn hat Kleist den Somnambulismus in die Literatur eingeführt: der Prinz von Homburg und das Käthchen von Heilbronn sind Figuren, deren poetischer Zauber durch das mystische Prinzip, das in ihnen waltet, nicht beeinträchtigt, sondern vollendet wird. Beider Nachtleben scheint nur ein Ausdruck für die Liebe der Natur zu diesen ihren Geschöpfen, Seelen ohne Arg und Falsch, zu sein, denen sie mit ihren innigsten Kräften nah sein will. Dabei ist mit bescheidenem Takt vom Wunderbaren Gebrauch gemacht, so daß es nur wie ein Leuchten aus fernen Tiefen in die Wirklichkeit hineinfällt, und die Atmosphäre des Stückes widerspricht diesen Blitzen nicht. Durchaus angemessen ist Käthchen als gesundes, einfaches, jungfräuliches Kind geschildert, die sich obendrein infolge ihrer Liebe noch in eine Art von natürlichem Magnetismus kleidet; bei dem Grafen von Strahl ist sein auf Doppelgängerei oder Fernwirkung beruhender Besuch beim Käthchen durch Krankheit glaubwürdig gemacht. Weit schwieriger war es, den nachtwandlerischen Prinzen in das preußische Lager zu stellen, doch ist das Wagnis vollkommen geglückt; nicht macht das Lager den Träumer lächerlich, sondern von ihm fällt ein poetischer Schimmer auf jenes.

Wenn sich in einem Menschen eine Leidenschaft erhebt, ihn selbst überraschend und überwältigend, und er

machtlos zusieht, wie sie anschwillt und ihn und alles was er liebt zerstört, etwa wie im Othello, so liegt auch darin etwas Dämonisches. Solange aber die vom Willen unabhängige Macht aus der eigenen Natur des Menschen auftaucht und rechtmäßig ihm unterworfen sein sollte, wird in dem Zuschauer Furcht, Schrecken und etwa Mitleid erregt, nicht aber das Grauen, welches nur dann entsteht, wenn die feindliche Macht in einem dem Ich außerweltlichen Boden wurzelt. Das Hereinregieren fremder Gewalten in das Schicksal des Menschen ist die Grundlage der Schicksalstragödie. Denken wir uns den Lebenslauf des Menschen aus zwei Kräften gebildet: Selbstbestimmung und Schicksal, so ist das Schicksal der südliche Pol, das für sich allein betrachtet wieder einen südlichen Pol hat, nämlich den Zufall. Es versteht sich, daß die Romantiker, nach Süden blickend, dem Schicksal einen bedeutenden Platz einräumen mußten; entspricht doch das Schicksal der Allgemeinheit gegenüber dem Einzelnen, der Natur gegenüber dem Geiste. Aber erst, als die romantische Bewegung selbst zum großen Teil von Menschen getragen wurde, die mehr gelebt wurden als lebten, die den allgemeinen Lebensströmen stets weniger Einzelwillen entgegensetzten, entstand die eigentliche Schicksalstragödie, in welcher nicht lebendige Wechselwirkung zwischen Mensch und Schicksal dargestellt ist, sondern der ratlose Mensch einem tückischen, unbegreiflichen Schicksal gegenübersteht.

In der antiken Schicksalstragödie vertritt das Schicksal wirklich die Allgemeinheit gegenüber dem Wollen des Einzelnen: wir empfinden hier eine geheimnisvolle Zusammengehörigkeit des menschlichen Geschlechtes, die stärker und wichtiger ist als der Anspruch des Einzelnen, und gerade weil gar nicht für nötig gehalten wird demjenigen, den das Schicksal zermalmt, eine entsprechende Schuld

aufzubürden, um es zu rechtfertigen, das in seiner göttlichen Notwendigkeit gar keiner Rechtfertigung bedarf, und weil der Mensch schlechtweg handelnd lebt unbekümmert um das Schicksal, wie es unbekümmert um ihn ist, entstehen die grausigen Berührungen und vernichtenden Zusammenstöße, die uns erschüttern.

Zacharias Werner, der mit seinem 24. Februar die Schicksalstragödie begründete, schuf Menschen, die nicht mit starken Instinkten und großem Wollen leben, sondern die sich von wechselnden Trieben vorwärts stoßen lassen, dabei in abergläubischer Furcht nach dem Schicksal schielend, das ihnen auflauert; denn seinen Menschen entspricht sein Schicksal: er schuf kein großes, treibendes Schicksalsrad, das den Strom teilt und, indem es zahlreiche Tropfen aufrauschen und zerstäuben läßt, gewaltig regelt. Werner war selbst ein Mensch, der sich beständig Orakel machte und von dem Umstande, ob es heute regnete oder nicht, es abhängig sein lassen wollte, ob er die ewige Seligkeit gewänne. Bei ihm selbst haben wir den Eindruck, er könnte, je nachdem was für Wetter oder was für ein Datum ist, etwas Verbrecherisches oder etwas Gutes tun. So bringt Kunz Kuruth seinen Sohn um, nicht etwa, weil dessen Anblick und Art dunkle Erinnerungen und Leidenschaften in ihm weckt oder weil eine Verkettung von Umständen ihn dazu zwingt; sondern weil der 24. Februar ist, weil die grausige Nachtstimmung es ihm suggeriert, weil zufällig diese Anwandlung unter hundert andern die Oberhand behält. In der Goetheschen Iphigenie drängt Elektra dem Bruder, der den Muttermord im Herzen wägt, den alten Dolch auf, mit dem die Bluttaten des verfluchten Hauses begangen wurden; aber er bleibt immer nur das Werkzeug, dessen Orestes sich bedient, die Schuld nimmt er allein auf sich. In der Ahnfrau von Grillparzer hingegen wird ein bedeutender Anteil am Vater-

morde auf den Dolch abgewälzt. Ein geheimnisvolles Licht geht von ihm aus, das in Jaromirs Seele zündet.

Lockend seh ich her dich blinken,
Und mein Schicksal scheint zu winken.

Hier ist der Fehler gemacht, daß das Unbewußte bewußt gemacht wird: bei Shakespeare heult wohl der Sturm bedeutungsvoll in den Schicksalsnächten, weil der große Zusammenhang des Weltganzen es so mit sich bringt; in den Schicksalstragödien ist das Wetter die Hauptsache und stimmt die Menschen zu ihrem Tun und Lassen.

Seit dem 24. Februar begannen die Schicksalstragödien mit Vorliebe damit, daß bei sehr schlechtem Wetter in öder Gegend jemand ängstlich erwartet wird. Zwar erscheint der Betreffende diesmal noch in dem Augenblick, wo die Aufregung unerträglich wurde, aber man fühlt, daß es nur ein Hinhalten ist, und die schreckhafte Stimmung läßt während des ganzen Stückes nicht nach. Wenn eine Tür geht, wenn ein Gegenstand fällt, eine Uhr schlägt, überläuft jedermann ein Zittern; man merkt, daß das Schicksal, anstatt seinen großen Gang zu gehen, wobei es den Einzelnen zermalmt, gerade weil es seiner nicht achtet, schadenfroh durch die Türritze sieht und zuweilen anklopft, um zu sehen, wie seine Opfer sich winden.

Auf das rechte Maß zurückgeführt, wäre das bange Gefühl, daß neben unsern eignen andere, unsichtbare Hände am Teppich unseres Lebens mitweben und unser Muster verändern und zerreißen, im schönsten Sinne romantisch. Die Verschiebung des Schwerpunktes nach Süden zerstört die Wirkung: der Mensch ist nur mehr die Somnambule, die das Schicksal magnetisiert hat. Dementsprechend haben die Personen beständig Träume, Visionen und Ahnungen.

Walter, mir wird bang zu Mut,
Hm, mir auch und ohne Grund.

In dieser Lage befindet sich meistens auch der Leser oder Zuschauer der Schicksalstragödie. Im Grunde ist es die Bangigkeit eines Kindes oder ungebildeten Menschen, der überall Gespenster und böse Geister wittert und sich seiner Ohnmacht ihnen gegenüber bewußt ist.

E. T. A. Hoffmann ahnte stets Schreckнisse, die unversehens in sein Leben treten würden, und die Freude am Guten wurde ihm beeinträchtigt durch die abergläubische Überzeugung, daß der Teufel, wie er zu sagen pflegte, auf alles seinen Schwanz lege.

Wo er eine Blöße finde,
Späht der Teufel sonder Rast;

heißt es bei Müllner, und ein andermal bei demselben:

Die Hölle ist offen,
Und ihr falber Widerschein
Leuchtet in die Nacht hinein,
Daß die Wege sichtbar werden,
Die der Teufel geht auf Erden.

In der Tat, ein Teufel ist das Schicksal, dessen Tücke man fürchtet, nicht eine Gottheit, die man scheut oder mit der man in titanischer Überhebung den Kampf aufnimmt. Der schleichende Teufel der Schicksalstragödie sucht sich wehrlose Opfer, man könnte auch umgekehrt sagen, daß die passive Furchtsamkeit der Helden die Mordlust im Schicksal reizt, wie das den Gesetzen der Seelenkunde entspricht. Diese Leute sind von vornherein überzeugt, daß es auf ihr Wollen im Leben gar nicht ankommt.

O der Hölle Macht ist groß,
Und an einer Fiber Bebung
Hängt die Wonne und der Graus.

Sie hängen nicht organisch mit ihren Taten zusammen, glauben nicht an sie, stehen nicht für sie ein.

Die Fabel von Grillparzers Ahnfrau hat den Vorzug, daß das Schicksal von einer verbrecherischen Ältermutter ausgeht, die ihre verhängnisvollen Leidenschaften oder doch ihre Art und Wesen auf Kinder und Kindeskinder vererben könnte, wodurch denn der Zusammenhang mit ihr und die Teilhaberschaft an ihrem Frevel veranschaulicht wäre. So hat Goethe die Sage von Tantalus bearbeitet, dessen Geschlecht den Fluch der Götter, der ihn traf, mit übernimmt, zugleich aber seine Leidenschaft und Überhebung ererbt und sich ausdrücklich mit ihm eins fühlt. Grillparzer hat die Ahnfrau der Familie, die er uns vorführt, willkürlich angeflickt, wir empfinden die Zusammengehörigkeit so wenig wie die Nachkommen selbst. Des Dichters Versuch, Jaromir und Bertha durch die Heftigkeit ihrer Liebe an der Schuld der Ahnfrau teilnehmen zu lassen, ist schwächlich ausgefallen: seine Personen leben in dem Bewußtsein, Menschen zu sein, „die das Schicksal hat gezeichnet," ein „mächtiger Finger" bemüht sich, sie zu Falle zu bringen, und wer die Tat tut, ist doch nicht für sie verantwortlich.

Tiefverhüllte, finstre Mächte,
Lenkten seine schwache Rechte.

Nicht der fromme Glaube an eine regierende Weisheit läßt sie den Ausgang der Dinge in Gottes Willen befehlen, nicht die Ahnung geheimer Kräfte, die in unser Dasein eingreifen, macht sie in entscheidenden Stunden zögern und erschauern, sondern, überzeugt daß Zufall und Schicksalstücke walten, lassen sie sich gehen und verschleudern kläglich ihr edelstes Menschentum.

Wo ist der, der sagen dürfe,
So will ich's, so sei's gemacht!
Unsere Taten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht.

Geschmackloser drückt Müllner denselben Gedanken aus:

Tun? Der Mensch tut nichts. Es waltet
Über ihm verborgener Rat,
Und er muß, wie dieser schaltet,
Tun. Das nennst du eine Tat?
O ich bitt, dich, laß das ruhn!
Alles, alles hängt zuletzt
Am Real, den meine Mutter
Einer Bettlerin verweigert!

Und, was mehr bedeutet, als daß die Personen so reden, es ist in der Schicksalstragödie so. Die Greueltaten in Müllners Schuld sind wirklich nur der Prophezeiung der Zigeunerin zuliebe geschehen: das Orakel in der Braut von Messina dagegen und vollends die Wahrsagung der Hexen im Makbeth bildet eigentlich gar kein Glied im Kausalzusammenhange der Handlungen, sondern ist der poetischen Wirkung wegen da, gleichsam ein präludierender Akkord aus verbundenen Schicksals- und Seelentönen.

Feiner hat Mörike im Maler Nolten das Verhältnis zwischen Mensch und Schicksal abgewogen. Das Zigeunermädchen, ohne daß er es ahnt des Helden nahe Blutsverwandte, erscheint als Sinnbild der dunklen Unterströme seines Wesens, die ihn von dem Wege, den sein Bewußtsein ihm vorschreibt, weglocken in Verwirrung und Untergang. Ihr unglückbringendes Auftreten deutet auf verborgene Bezüge, auf das Hereinragen fremder Daseinswellen in seine Seele, die aber den Charakter des Unterirdischen, Unbewußten bewahren. Gerade weil das Bewußtsein der Menschen ganz in der Tageswelt lebt, ergreift es uns — ohne daß Gespensterfurcht erregt wird — sie nächtlichen Einflüssen preisgegeben zu sehen.

Familienbeziehungen, die auf einer vielleicht nie ganz zu ergründenden Gemeinsamkeit des Blutes, auf Begeg-

nungen und Verschlingungen der Seelen beruhen, bilden häufig die Unterlage geheimnisvoller und grausiger Vorgänge, wie sie die Romantik liebt; in den Elixieren des Teufels, in der Ahnfrau, der Schuld und vielen anderen Dichtungen.

Die Wechselmorde in Kleist's Familie Schroffenstein hängen ganz ausdrücklich von einem Zufall ab, nämlich von dem kleinen Finger, den die Waldfrau dem ertrunkenen Kinde abgeschnitten hat. Hier war indessen keine Schicksalstragödie beabsichtigt, sondern wirklich sollte die schaurigste Wirkung durch die Eröffnung erzielt werden, daß ungeheure Dinge, das Verderben zweier Familien, aus einem albernen Versehen hervorgegangen sind. Aber instinktiv hat Kleist, weil er ein viel größerer Dichter war als Werner und vollends Müllner, seine Personen so gemacht, daß sie keineswegs wie hilflose Opfer eines Zufalls erscheinen, und man könnte füglich von dem Schluß, der jene Eröffnung enthält, ganz absehen, ohne dem Stück etwas Wesentliches zu nehmen.

In der neuesten Literatur haben die kleinen Stücke von Maeterlinck den Beweis geliefert, wie schwer es ist, uns den Hauch des Schicksals spüren zu lassen, ohne uns zugleich in Angstgefühlen zu ersticken. Mit einer Technik, die bewundernswert ist, verglichen mit der Romantik im Anfange dieses Jahrhunderts, werden wir in eine beklommene Stimmung versetzt, die sich bis zum Alpdruck steigert; die Menschen sind hilflos und traurig wie der kleine Tintigeles und das Schicksal sitzt allmächtig und grausam hinter eisernen Türen. Unvergleichlich künstliche Mittel erzielen am Ende doch nur die Wirkung von Gespenstergeschichten. Die klare, freie Welt des Bewußtseins ist ausgelöscht, und wir befinden uns ganz auf der Nachtseite.

Romantischer Katholizismus.

Man könnte den Katholizismus die Nachtseite des christlichen Glaubens nennen. Wir haben entsprechend den zwei Gruppen, in welche ich die Romantiker eingeteilt habe, zwei Arten von Katholizismus zu unterscheiden: die romantischen Naturen neigten zu ihm als zum südlichen Pole der christlichen Religion, die romantischen Denker feierten ihn als „über den Polen" stehend. Oder: jene meinten den alten, im Gegensatz zu dem Protestantismus bestehenden Katholizismus, das christliche Heidentum, diese eine neue Religion ohne Gegensatz, Protestantismus und Katholizismus, Heidentum und Christentum umfassend. Sie legten in den Katholizismus alles, was die modernen Menschen seit Friedrich Schlegel und Schleiermacher von der Religion verlangt hatten, und bezogen sich dabei nicht auf die Kirche, wie sie in Wirklichkeit ist, sondern auf ihre Idee, besonders wie einige mittelalterliche Kirchenlehrer sie auffaßten, und auf die Möglichkeiten ihrer Entwickelung. In den Mythologien ist die Nacht einmal die Mutter aller Dinge, zu der auch alle Dinge wiederkehren, daneben aber erscheint sie auch als Schwester des Tages; so ist der Katholizismus sowohl die christliche Ur-Religion, aus der der Protestantismus hervorging und mit der er sich wieder vereinigen wird, wie auch der Gegensatz des Protestantismus, der Einzel-Religion. Als jene All-Religion über

den Polen faßten ihn Baader, Görres, Schelling, Daumer, Passavant — als Gegensatz zum Protestantismus Brentano, Werner, Jonas und Philipp Veit und die Mehrzahl der romantischen Konvertiten. Schelling unterschied die petrinische (katholische), paulinische (protestantische) und die johanneische, die Kirche der Zukunft, in welcher die ersten beiden sich ausgleichen. Man könnte ebensogut sagen die unbewußte und die bewußte, die natürliche und die geistige, die männliche und die weibliche, und die dritte, welche die getrennten Pole zusammenfaßt.

Sehr lehrreich ist die Geschichte von Daumer's Übertritt zur katholischen Kirche. Daumer wird geschildert als ein zarter, inniger, menschenscheuer Einsiedler, ein dichterischer Philosoph und philosophischer Dichter, dem das Bedürfnis nach abgerundeter Weltanschauung zur Leidenschaft wurde, die sein Leben erfüllte. Durch seine Reizbarkeit fühlte er sich oft von den Menschen abgestoßen, liebte aber schwärmerisch die Tiere, das Unbewußte in der Natur. Ebenso hielt er es im weiteren Kreise zwischen Geist und Natur: wie ein Kind, das sich vor dem strengen Vater zur Mutter flüchtet, die sein Gefühl versteht, klammerte er sich, von Gott dem Geiste abgewandt oder eigentlich ihn leugnend, an die mütterliche Natur. Das Christentum erschien ihm nur in der spiritualistischen Form, in der es im Mittelalter sich vorzüglich darstellte, als das Fleisch asketisch bekämpfend, die Natur dem Teufel zuweisend, und als solches befolgte und beschimpfte er es. Nichts ließ er von der Kirche gelten als den Marienkultus: das Weib, die Vertreterin der Mutter- und Menschenliebe, die große Fürbitterin, die zugleich Dienende und Herrschende, war ihm ein Symbol der Natur, das sich unbegreiflicherweise in die Molochs-Religion hineinverirrt hätte. Den Marienkultus wollte er zum Mittelpunkt der neuen Religion machen, die sich, wie er meinte,

aus den übereinstimmenden Ideen der größten Geister unter den Menschen herausbilden müsse.

Die überwiegende Liebe zur Natur findet sich vielfach bei den Romantikern, bald als kindlich zärtliches Sichanschmiegen wie bei Justinus Kerner und Schubert, bald als kindliche Zuversicht des naiven Sinnenmenschen, dem es töricht vorkommt, daß es außer ihr, der den Sinnen sich offenbarenden, noch ein Prinzip, den Sinnen nicht zugänglich, geben sollte. Auf diesem Standpunkt stand Schelling im Beginn seiner Laufbahn; es war kein materialistischer, aber ein pantheistischer, der Gott nicht anders als in der Natur begreift. Wenn ein Umschwung erfolgt, so hängt das hauptsächlich mit der zunehmenden geistigen Entwickelung des Menschen zusammen. Bei Daumer soll der Anlaß seiner Sinnesänderung die Stelle in einem Werke von Charles Nodier gewesen sein, wo dieser sich in Träumereien über die wahrscheinliche Entwickelung der organischen Schöpfungsreihe über den Menschen hinaus ergeht. Die Idee eines „Zukunftsmenschen" eröffnete ihm neue Aussichten, er begeisterte sich und fand, daß sich ihre Möglichkeit nicht nur durch die Naturwissenschaft, sondern auch durch die christliche Religion erweisen ließe. Es ging ihm auf, daß die Lehre von der Wiedergeburt auf die ganze Menschheit, und zwar nicht sinnbildlich, sondern wirklich anzuwenden sei, daß Christus, bedeutungsvoll „des Menschen Sohn" genannt, als der Erstling der umgewandelten Menschen aufgefaßt werden müsse, daß die Begriffe vom jüngsten Tage, vom Gericht, vom neuen Himmel und der neuen Erde, vom zweiten Adam in diesem Sinne ihre richtige Erklärung fänden. Die Worte des Apostels Paulus „In Christo gilt nichts als eine neue Kreatur" schienen ihm, wie er sie jetzt verstand, einen hohen, auf erreichbare irdische Zukunft deutenden Optimismus auszudrücken.

Nachdem er diesen Standpunkt einmal gewonnen hatte, sah er den mittelalterlichen Spiritualismus nur mehr für eine Richtung an, die nicht notwendig zur katholischen Kirche gehöre. Neben dem Marienkultus bewies ihm die Liebe vieler Heiligen zu den Tieren und die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, daß die Natur keineswegs dem Geiste geopfert werden sollte. „Der Katholizismus", so äußert er sich nun, „ist ein Kuß, den der Himmel der Erde und die Erde dem Himmel gibt. Er ist die große heilige, sinnlich-geistige und geistig-sinnliche Verbindung und Wiedervereinigung zweier im Zwiespalt auseinander getretener, doch nie völlig zu trennender und nur in ihrer innigsten Verschmelzung das Wahre, Vollkommene, Genügende darstellender Sphären der Existenz, des Bewußtseins und der allgemeinen Lebensentwickelung."

Dasselbe hatte von jeher Baader sich bemüht begreiflich zu machen, daß Gott keineswegs naturlos, sondern naturfrei zu denken, daß er die Union von Geist und Natur sei. Auch für Baader waren Christus und Maria Zukunftsideale, androgyne Wesen, wie Adam vor der Erschaffung der Eva war und wie er dereinst wieder werden sollte. Der einflußreiche Bischof Sailer stand auf demselben Standpunkt. „Aus der Menschwerdung Gottes folgt ja von selbst", sagt sein Schüler Diepenbrock, „daß das Christentum allen in der menschlichen Natur liegenden Kräften und Anlagen ihr Recht will widerfahren lassen."

Ferner fand Daumer mit Genugtuung in der katholischen Kirche den Trieb, das Geglaubte auch vernunftgemäß zu begreifen. Gehörten doch die Kirchenväter zu den hervorragendsten Philosophen ihrer Zeit, und hatte ihrer einer doch den Ausspruch getan: Credo sed intelligere desidero, ich glaube, aber ich möchte wissen. Daumer,

Baader, Görres, Passavant betrachteten die Vereinigung von Glauben und Wissen — was im Grunde dasselbe bedeutet wie Vereinigung von Katholizismus und Protestantismus — als eine hauptsächliche Aufgabe ihres Strebens und ließen dem Protestantismus durchaus Gerechtigkeit widerfahren. Daumer hielt es für wünschenswert, daß die Ergebnisse protestantischen Denkens und Dichtens in den Katholizismus hereingezogen würden. Görres sprach mit Achtung von der Reformation, die „zu Recht gesessen, um den Verfall der alten Zucht in und außer der Kirche, die Erstarrung des höheren geistigen Lebens zu züchtigen." Der Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus sei derselbe wie auf politischem Gebiete der des Historischen und Radikalen und in seinem innersten Grunde „in seiner höheren Einheit leicht erkennbar." Jetzt müsse sich die katholische Kirche näher als je an ihre Einheit schließen, die protestantische dagegen die Reformation in der begonnenen Richtung fortführen, bis überall die Gewalt bei der Gemeinde sei. Es wäre dann auf dem Wege der Allheit dasselbe Verhältnis hergestellt, das der Katholizismus auf dem Wege der Einheit suche. „Es ist eine Irrlehre, daß nur der Glaube im höheren Licht wandle, die Vernunft aber, ein durch Hochmut gefallener Geist, in der Finsternis regiere; Hochmut ist nur ein zeitliches Verderben; da er in der Kirche eingerissen, ist die Kirche in der Rückwirkung erstarrt; die Vernunft aber, wenn sie seiner sich entschlagend, in lauterem Streben und reingeistig dem angeborenen Freiheitstriebe bis zum Ende folgt, wird am Ziele sich an der Stätte wiederfinden, wo sie ausgegangen, und Glauben und Wissen wird in der rechten Überzeugung sich als eins bewähren."

Das Verlangen nach einer allumfassenden, einer Einheitskirche, entsprach überhaupt durchaus der auf die Einheit gerichteten Anschauungsweise der Romantiker. Ein

Monument von erhabener Pracht hat Görres in seiner christlichen Mystik der Kirche errichtet.

Zwei Urlehren der Menschheit legt er uns dar, den Monismus und den Dualismus, beide groß gedacht und von hinreißender Folgerichtigkeit. Nach der einen ist Gott der allein wahrhaft Seiende und Ewige, das Böse ist ein Geschaffenes, zu erklären aus Mißbrauch der Freiheit. Es hat nicht eigene Daseinskraft, um sich zu tragen, da es die Schwere selbst, eigentlich das Nichts, das Unlebendige ist; das Gute, Leichte, Lichte muß es überwinden. Nach der dualistischen Lehre ist das Böse von Ewigkeit, ein selbständiges Sein wie das Gute. Der Teufel steht Gott als seinesgleichen gegenüber, allmächtiger Herrscher im Reiche der Sinnlichkeit wie Gott im Reiche des Geistes.

Aus dieser Lehre, die in der ersten christlichen Zeit als Manichäertum, später als Lehre der Albigenser von neuem auftauchte, ist, nach Görres, jede Ketzerei abgeleitet. Ihre Bekenner zeichnen sich oft durch mönchische Strenge aus und werfen der Kirche allzu weitgehende Nachsicht mit Sündern vor; dennoch ist es eine Irrlehre von höchster Gefährlichkeit. Die Trennung des Sinnenreiches vom Geisterreiche entreißt der Kirche die bildsamste Menschlichkeit und überweist sie dem Teufel. Mit entsetzlichem Sophismus kann der heuchlerische Sünder sein Fleisch und seine Sinne als das, woran Gott doch keinen Teil hat, unbeherrscht ihren Trieben überlassen. Die Kirche dagegen will den Menschen ganz, will seine Sinne nicht töten, sondern sie verklären. Auch Adam Müller sagt gelegentlich, die absolute Trennung der Sinnenwelt vom Geisterreiche sei höchste Sünde, und eben deshalb bestehe die Kirche so unbeugsam auf der Transsubstantiation.

Den Wunderbau dieser Allkirche erhebt Görres in seiner Mystik. Aus den Elementen des Guten und Bösen türmt er ihn zusammen, und ein ungeheures Weltendrama

führen Licht und Finsternis an seinem Gerüste auf. Der Geist rüstet sich zum Kampfe mit der Schwere, treibt mit göttlichem Hauch die Riesenpfeiler und bläht die Gewölbe. Auf Gesimsen und Bögen stehen in Reihen die Seligen und Heiligen, die, welche überwunden haben und die, welche noch ringen, überirdisch schlank, leidend, anbetend, totverachtend. Dazwischen hervor grinsen Tierfratzen und verzerrte Menschengesichter, springen Drachen, Kobolde und drohende Teufel. Phantastische Blätter und Gestalten, Glut der Farben, reizende Verwirrung der Linie, jeder Zauber und Schrecken der Natur breitet sich über das Münster und dient seiner Herrlichkeit. Am Ende aber löst sich der Streit, und auf der Spitze des durchbrochenen Turmes ist der Stein in eine geöffnete Blume verwandelt.

So wirkt das merkwürdige Buch, das die Geschichte der Menschheit in ihrem Kampfe mit Dämonen und ihrer Sehnsucht nach den Himmeln, verschworen mit dem Bösen und bestimmt für das Göttliche, vor uns entrollt.

Passavant, von französischen Hugenotten abstammend, trat niemals zur katholischen Kirche über, obwohl er ihr sehr zugeneigt war, und obwohl er die innigste Verehrung für Sailer hatte und zeitlebens warm befreundet mit Diepenbrock blieb. Da seiner Meinung nach zur wahren Kirche der Protestantismus so gut gehörte wie der Katholizismus, wäre ein Religionswechsel für ihn sinnlos gewesen. Indessen arbeitete er ernstlich an einer Union, für welche er die Zeit gekommen hielt, da man schon so vielfach anfing, die beiden Richtungen als Polaritäten anzusehen, als einen Gegensatz also zwischen zweien, die sich wechselseitig voraussetzen und in einem Dritten eine innere Einheit haben. „Wie bei der beginnenden Trennung früherer Jahrhunderte die Gegensätze immer schärfer auseinander gingen und sich zum Widerspruch steigerten, so würden bei der beginnenden Versöhnung die

Widersprüche sich wieder zu Gegensätzen umgestalten und diese als komplementäre Farben zum Lichte einer höheren Wahrheit verwandt werden."

Sailer stand solchen Plänen sehr nahe, und Diepenbrock ermunterte Passavant lebhaft, durch gründliche wissenschaftliche Beleuchtung der streitigen Punkte einer gegenseitigen Annäherung den Weg vorzubereiten. Passavant behandelte denn auch eine Reihe von Dogmen, die er für besonders schwierig hielt, nämlich die Lehre von der Erbsünde, der Erlösung, der stellvertretenden Genugtuung und einige andere in feinster Weise und von einem hohen und freien Standpunkte, so daß viele von den Gebildeten beider Kirchen die gemeinsame Grundlage gewiß herausgefunden hätten. Wie anders es im praktischen Leben aussah, mußte Diepenbrock selbst erfahren, als er im Jahre 1845 als Fürstbischof nach Breslau kam, wo die Stimmung zwischen den Konfessionen so gehässig war, daß er selbst auf offener Straße verfolgt und verhöhnt wurde.

Für die andere Gruppe von Romantikern, deren Typus Tieck oder Brentano anzeigt, war keine Idee zum Anschluß an die Kirche maßgebend, sondern ihre natürliche Anlage: Sinnlichkeit, Reizbarkeit, Schwäche. Wo jeder Reiz das entsprechende Gefühl schnell auf einen solchen Hitzegrad treibt, daß es in's Bewußtsein übertritt, ist auch ein empfindliches Gewissen vorhanden, das Wahrzeichen des religiösen Gemütes. Sowohl Werner wie Brentano waren beständig von einem wahren Verbrecherbewußtsein erfüllt, zerknirscht wie arme Sünder, der Erlösung sich bedürftig fühlend. Während der Selbstbewußte und Willensstarke auf eigenen Wegen die Wahrheit suchen will, also der geborene Protestant ist, verlangt derjenige, der von heißen Trieben hin- und hergerissen wird und ihnen keinen Widerstand entgegensetzen kann,

eine Hand von oben, einen außer ihm befindlichen Retter und eine Autorität, die ihm Halt gibt. Der Protestantismus, der den Einzelnen auf sich stellt, ist keine Religion im eigentlichen Sinne, als welche ein Band zwischen den Menschen und dem All sein soll, jedenfalls keine, die dem Schwachen, in dem sich noch kaum ein festes Mittelpunkts-Ich entwickelt hat, genügen kann.

Vom Gedanken aus fand Brentano nie eine Brücke zum Katholizismus; als ihn Luise Hensel zuerst darauf hinwies und er sein Wesen mit der Einsicht zu erfassen suchte, erschien er ihm „leer, tot und grau, teilweise wie eine politische Organisation, teilweise wie eine gräßliche, scheußliche Magie." Kaum hatte der edle Sailer Macht über ihn gewonnen, als gegenüber der persönlichen Befriedigung, die ihm wurde, jeder Zweifel, ja überhaupt jedes Bedürfnis nach Ergreifen und Billigen der Lehre schwand. Das gänzliche Unterwerfen unter einen geistlichen Oberen entspräche seiner Natur allein, hatte er gesagt; und einen solchen, einen milden, überlegenen, durch religiöse Weihe verklärten Menschen fand er nun in Sailer. Die Aussicht zu beichten, die Last des eigenen Seins auf einen alles begreifenden und verzeihenden Menschen, einen Stellvertreter Gottes, abwerfen zu können, lockte ihn in den Schoß der Kirche. Die Beichte hat bei den meisten Konvertiten romantischer Art nach ihrem eigenen Geständnis die größte Rolle gespielt. Wir haben bei Clemens und Bettine gesehen, wie mächtig das Bedürfnis dieser Naturen war sich auszuströmen. Ihre Briefe waren nichts anderes als Beichte, die man in der Jugend wohl ohne Besinnen irgend einem hochverehrten älteren Haupte, ja wohl einem ruhigen Freunde, einer Freundin oder Geliebten ablegt. Ein rechter Beichtvater für Freunde war Justinus Kerner. Lenau, der wie Brentano schwer an sich selbst zu tragen hatte, sagte ihm einmal nach erfolgter Aussprache: „Die Beichte

war mir notwendig. Du trägst jetzt mit mir." Nicht jeder aber hatte die Gabe selbstlosen Aufnehmens anderer, und auf der andern Seite hielt auch wohl den ältergewordenen Eitelkeit und Scham zurück, sich einem ganz in Demut hinzugeben, der nur ein Mensch war wie er selbst war. Wer würde sich nicht gerne von Gott selbst erkennen und durchschauen lassen? Es war bedeutungsvoll für die katholische Kirche, daß es einige Priester gab, Sailer in Deutschland, Ostini in Rom, die ein liebevolles Verständnis für die hülfesuchenden Verirrten bei eigener, vorwurfsfreier Haltung, die nichts erzwungenes hatte, sondern aus harmonischem Wesen natürlich hervorging, zu Vertretern göttlicher Güte und Weisheit geeignet machte.

Zu einer Zeit, als sein Umschwung nach der Kirche hin noch fern lag, erzählte Clemens seinem Freunde Arnim: „Als ich noch klein und fromm war und zur Beichte ging, empfand ich immer tiefe, freudige Bangigkeit, eh' ich in den Beichtstuhl trat. Da die Zeit mir den Glauben genommen hatte, so konnte sie mir doch nie das Bedürfnis dazu nehmen. Meine Liebe, meine Hinneigung zu anderen waren die Sakramente, von welchen ich oft allen himmlischen Trost begehrte."

Von der Wohltat der Erleichterung des Gewissens durch die Beichte spricht auch Schütz, ein Freund Tieck's, dessen Erstlingswerk Lacrimas Wilhelm Schlegel in den hoffnungsvollen Zeiten der Romantik herausgegeben hatte. „Niemals werde ich die geistige Wonne vergessen, die der Herr mir schenkte, nachdem ich zum ersten Male meine Sünden gebeichtet, die Absolution erhalten und das Abendmahl genommen hatte." Liest man Christian Brentano's Schilderung von dem Zustand, in dem er sich befand, bevor er seine erste Beichte ablegte, wie er auf dem Wege zu dem betreffenden Priester von Angst und Sehnsucht wechselweise gemartert und zum Himmel gehoben wurde,

als ginge es zur Begegnung mit einer Heißgeliebten, so hat man den Eindruck, daß es sich hier um ein zwingendes Bedürfnis der Seele handelte, ihre Last von sich zu werfen.

War nun das geschehen und die Seele fühlte sich frei und leicht, so trat bei den meisten Konvertiten an die Stelle früherer Unruhe und Verwirrung eine kindliche Heiterkeit, die wohl hie und da an das kindische streift. Schon Dorothea Schlegel erzählt, wie fröhlich der Tag verläuft, wenn man frühmorgens die Messe gehört hat, wie gut hernach, im Winter, wenn es kalt ist, der warme Kaffee schmeckt, wie man überhaupt die guten Gaben des Lebens so harmlos genießt. Auf diese Heiterkeit war man stolz, fühlte sich an ihr so recht als Kind Gottes. Die Verantwortung für alles Tun und Treiben war abgeworfen: manchem mag ähnlich zu Mute gewesen sein wie einer jungen Frau, die einen guten Mann bekommen hat, der für sie denkt und sorgt und sie auf sicheren Händen trägt, ohne von ihr etwas anderes zu verlangen als Liebe und Hingabe, bei deren Eintreibung noch dazu sehr nachsichtig vorgegangen wird.

Bei den Brüdern Brentano kam noch das hinzu, daß sie durch die Propaganda für die Kirche eine Art von Beruf bekommen hatten, ferner, daß ihnen ein gewisser Freundeskreis gegeben war, an dem sie keine Kritik üben und in dem sie ihren Witz nicht ohne eine gewisse Vorsicht und Bescheidenheit glänzen lassen durften. Für Clemens, der so große Angst vor dem Alleinsein hatte, aber stets seine besten Freunde, getrieben durch den Teufel, den er im Leibe hatte, mit irgend einer Grimasse von sich stieß, war es eine Wohltat, daß gegenüber Glaubensgenossen, sofern sie eifrig in der Religion waren, Kritik ausgeschlossen war. Er stand nun mitten in einer Schar, deren Zuneigung er gewiß sein konnte, weil sie weniger seiner Person als seinem Bekenntnis galt. Allerdings

mußte manches geopfert werden: die Eitelkeit, die Spottlust, der kecke Witz, dem nichts heilig ist, und das mochte Clemens zuweilen schwer werden. Wilhelm Grimm schrieb einmal an Görres über ihn, während er am Krankenlager der stigmatisierten Nonne Emmerich war: „Ich glaube, es quält ihn selbst am meisten, daß es Stunden gibt, in welchen er nicht weiß, was wahr in seiner Gesinnung ist und um was es ihm wirklich zu tun ist.“ Und Görres antwortete: „Ob er gleich den bösen Feind, den er im Leibe hat, mit frommen Betrachtungen in Abstinenz hält, ist dessen festes Temperament doch nicht so abgeschwächt, daß er nicht von Zeit zu Zeit sich wieder aufrichtet und den Herrn im Hause spielen will.“

Es ist eigen, wie trotz aller Heiterkeit, die die Konvertiten zur Schau trugen und wohl auch zu besitzen glaubten, jeweilen durchblickt, daß ihr Anschluß an die Kirche im Grunde doch eine Verzweiflungstat war, ein letzter Rettungsversuch oder doch etwas Erzwungenes. Overbeck trat als junger Mann über, nicht wie Werner entnervt und entkräftet, augenscheinlich weil er der Überzeugung war, ein vorgeschriebener Glaube mit bestimmten Symbolen sei dem religiösen Maler, der er nun einmal sein wollte, notwendig, sodann, weil er sich nach einer Autorität im Denken sehnte. Brentano war dankbar, überhaupt eine Meinung zu bekommen — denn eigentlich hatte er nie eine ernstliche über ernste Dinge —, Overbeck wollte unter verschiedenen, zwischen denen er schwankte, eine bestimmte angewiesen bekommen. Ostini's Hinweis, es könne doch nur eine Wahrheit geben, und die sei in der Kirche, wo die Tradition sei, überzeugte ihn. Seitdem befriedigte ihn der Gedanke, daß er nicht mehr schwankenden Ansichten preisgegeben, sondern auf den Felsgrund der Kirche gestellt sei. Er und seine Genossen waren im Grunde der Meinung, wenn sie nur denselben

naiven Glauben hätten wie Fiesole und Botticelli und Raffael, könnten sie auch ebenso schön malen; auch kam es wohl vor, daß sie sich vor der Kritik hinter der Heiligkeit ihrer Absicht versteckten. Wie es mit der Gläubigkeit Overbecks im Innersten bestellt war, und ob er Frieden aus ihr schöpfte, wer möchte das entscheiden? Von der Reinheit seines Wandels, von seiner himmlischen Sanftmut und von der Demut, mit der er sich Gottes Willen unterwarf, berichten seine Freunde und Zeitgenossen. Überaus merkwürdig sticht davon der Bericht eines jungen frühverstorbenen Hamburger Malers ab, Erwin Speckter's, der als Overbeck's Jünger, von seinen Bildern begeistert, ungeduldig ihn zu sehen, nach Rom kam. Ihn empfing ein langer magerer Mann mit wenig kurzem, gescheitelten blonden Haar, dessen Augen trüb und unendlich leidend blickten. Ein gezwungenes süßes Lächeln begleitete jedes Wort, das er sprach. Er trug eine Bescheidenheit, ja Demut zur Schau, die etwas Lächerliches hatte, und im Verein mit seiner übertriebenen Freundlichkeit nicht wohltuend, sondern unheimlich wirkte. Er kam dem jungen Speckter wie ein schüchterner Gefangener vor, der in jeder Ecke einen Späher fürchtet; das Wesen, glaubte er, müsse angenommen sein. Bei näherer Bekanntschaft nahm Speckter sein Urteil im Ganzen nicht zurück.

Man kann nicht wissen, ob Erwin Speckter, wenn er länger gelebt hätte, nicht auch katholisch geworden wäre. Er war ein irrender Pilger wie irgend ein Romantiker, sauste durch Höhen und Tiefen, fühlte sich wie auf ein ewig bewegtes Rad gebunden. Bald hob es ihn schwindelnd empor, und sein geblendetes Auge sah herrliche Luftschlösser; aber sowie er darnach greifen wollte, hatte sich das Rad schon wieder kopfunter in den Abgrund gedreht, um ebenso unaufhaltsam wieder nach oben zu schwingen.

Er schwärmte für das ungebändigte Genießen des antiken Lebens, und wiederum lockte ihn jedes Kloster, das er sah, zum Bleiben.

Das Leben unter einer Regel, in einer bestimmten Gemeinschaft zog Naturen an, die entweder so schwach waren, daß sie sich vor dem Leben fürchteten, oder so schwach, daß sie eine innerliche ausschweifende Regellosigkeit, unter der sie litten, von sich aus nicht bemeistern konnten. Von der ersten Art waren die meisten der jungen Künstler in Rom, die man Nazarener nannte: der junge Schadow, ein „seraphischer, dem oberen Vaterlande eigentlich angehöriger" Mensch, der „jungfräuliche" Schlosser, der kindlich reine Philipp Veit, der himmlisch sanfte Overbeck, ihnen allen fehlte im Grunde die Kraft des Schaffens, weswegen sie sich instinktiv aneinanderschlossen und die Religion zu dem Quell machten, aus dem das wunderbare Vermögen in sie überströmen sollte.

Es ist eigentümlich, daß auf die Bekehrung dieser gutartigen und unschuldigen Jünglinge ein gemeiner Mensch wie Zacharias Werner, den der Ekel und die Zerknirschung, mit der er sich im Schlamme wälzte (ein Schwein mit Gewissen), nur um so widerlicher macht, einen gewissen Einfluß haben konnte. Der sonderbare, schon durch seine Erscheinung abstoßende Mann durfte sich trotzdem großer Macht über die Menschen rühmen, besonders, wie er selbst sagt, über die vornehmen Klassen und innerhalb derselben über Frauen und körperlich kräftige Männer, zum Beispiel Militärs. Aber sogar Goethe, der ihn eigentlich hätte verabscheuen müssen, kam dazu, ihn einen „sehr genialischen" Menschen zu nennen, der einem Neigung abgewänne, wodurch man in seine Produktionen, die einem erst „einigermaßen widerstehen", nach und nach eingeleitet werde. Sein Feuer, seine Offenheit, vor allem seine höchst originelle Persönlichkeit müssen den

Gegenwärtigen bezaubert haben. Wer ihn liebgewinnen oder sich mit ihm versöhnen will, braucht nur bei E. T. A. Hoffmann zu lesen, wie die Serapionsbrüder, einmütig, den unkräftigen, halbverrückten Dichter zu belachen und verdammen beginnen, plötzlich aber anderes Sinnes werden, als Theodor sein Bild auf den Tisch stellt. „Ist es möglich? Ja, unter diesen buschigen Augenbrauen glimmt aus den dunklen Augen das unheimliche Feuer jener unseligen Mystik hervor, die den Dichter ins Verderben reißt! Aber diese Gemütlichkeit, die aus allen übrigen Zügen spricht, ja, dieses schalkhafte Lächeln des wahren Humors, das um die Lippen spielt, und sich vergebens zu verbergen strebt im lang gezogenen Kinn, das die Hand behaglich streicht. Wahrhaftig, ich fühle mich seltsam hingezogen zu dem Mystiker, der, je mehr ich ihn anschaue, desto menschlicher wird. — — Seht, er blinkt mit den Augen, er lächelt — gleich wird er etwas sprechen, das uns erfreut — ein göttlicher Spaß — ein fulminantes Witzwort schwebt auf den Lippen — nur zu — nur zu, werter Zacharias — geniere dich nicht, wir lieben dich, verschlossener Ironiker!“ Die Freundschaft blieb dem Sonderling treu; auch diejenigen, die seit seinem Übertritt seine Gesinnungen nicht mehr teilen konnten, bewahrten Verständnis und Mitleid für den unglücklichen Mann, dem ein Giftkeim mit eingeboren war, der mit ihm wuchs, und für den, wie E. T. A. Hoffmann sagt, sein heißes Blut ein nur zu üppiger Dünger war.

Durch Schwäche und Sinnlichkeit war Werner von vornherein für den Katholizismus bestimmt. Auch Frau von Staël, seine Freundin, urteilt so; „er bedurfte der Stützen von allen Seiten.“ Während er unaufhörlich nach Anschluß suchte, an Freunde oder noch lieber an Gemeinschaften, schüttelte er ab, was sich an ihn zu lehnen suchte. Er entledigte sich dreier Frauen, denn er wollte

nicht tragen, sondern getragen werden, und auf einen Brief Chamissos, worin dieser nach seiner Freundschaft verlangte, antwortete er ablehnend: „Sie wollen mich als einen Freund, einen Retter, eine stützende feste Säule umarmen. Auch ich kenne diese Lage ... Wir sind beide füglich unbehülflich und hülfsbedürftig; aber wir haben ja Gott.“ Seine ausschweifende Lebensführung schwächte ihn immer mehr; zwischen dem 30sten und 40sten Lebensjahre begann er sich vollständig erschöpft zu fühlen. In seinem Porträt sah er selbst die „erschlafften Züge eines von allen Gattungen des Leidens und der Freude geschwächten Menschen.“ Als er im Jahre 1804 um irgend eine Versorgung nachsuchte, schrieb er: „es gilt Rettung des letzten Restes eines verunglückten Künstlerlebens.“ Sechs Jahre später kam er, innerlich zusammengebrochen, irgend einer Wendung entgegentreibend, nach Rom, das sich aber zunächst keineswegs wundertätig an ihm erwies. Es ging die alte, schlammige Bahn weiter, wie er in mehreren Gedichten besingt:

Selbst in der sieben Hügel Schoß
War das Gelüst mein Taggenoß,
Mein Nachtgesell das Grauen.
Gehetzt, der alten Sünde treu,
Von Reu zur Gier, von Gier zur Reu,
Selbst auf den heil'gen Bergen
Hab ich gesündigt freventlich,
Entwürdigt hab ich Rom und mich,
Das will ich nicht verbergen.

Und weiter:

Vergebens! den die Schuld verstockt,
Der wird zum Abgrund hingelockt,
Selbst durch der Schönheit Strahlen.
Kunst, Andacht reizten mein Gelüst,
Durch Roma's Tempel rannt ich wüst
Genüssen nach und Qualen. . .

Nach seinem eigenen Geständnis war es die Lektüre der Wahlverwandtschaften, die ihn zu dem Entschluß brachte, nach Ottilien's Vorbild Entsagung zu geloben. Aus eigener Kraft würde er aber ein solches Gelübde kaum gehalten haben und suchte es deshalb durch äußerliche Förmlichkeiten zu stützen. Es ist bezeichnend, daß es die geistlichen Übungen waren, die den noch Schwankenden endgültig zum Übertritt zur katholischen Kirche bewogen. Diese Übungen, von Loyola und Liguori wie es scheint mit feinster Kenntnis der Bedürfnisse kranker und sündiger Menschen zusammengestellt, bestanden in einer streng geregelten, klösterlichen Lebensführung, die von den Teilnehmern während einer gewissen Zeit unverbrüchlich mußte innegehalten werden. Jeder hatte sein Zimmer für sich, wo er sich in einen vorgeschriebenen Stoff zu versenken hatte, worüber er dem geistlichen Oberen Rechenschaft ablegen mußte. Gemeinsame Betrachtungen leitete der Geistliche, übrigens herrschte Stillschweigen, eine Vorschrift, die dem redseligen Werner, dessen Mund „immer von dem überging, wovon sein glühendes Herz voll war", große Selbstüberwindung kosten mochte. Die mäßige Kost und die körperlichen Bewegungen, die vorgeschrieben waren, regelten das Wohlbefinden in heilsamer Weise. Alles dies zusammen mit der strengen Zeitordnung brachte für einmal dem „eitlen Zeitvergeuder" und „ewigen Juden" Ruhe. Eine öffentliche Beichte wollte er nicht ablegen, weil „die Aufdeckung einer Pestgrube der Gesundheit der Herumstehenden, noch Unangesteckten gefährlich sei"; man kann daraus schließen, daß er sich mit der Beichte einen gehörigen Haufen Unrat von der Seele abtud und, wie die übrigen Konvertiten, auch dadurch eine bedeutende Erleichterung verspürte. Der Segen dieser Zeit hielt nicht so an, daß nicht die Anfälle von Angst, Reue und Zweifel wiedergekommen wären, und auch die Priesterweihe konnte

nichts anderes aus ihm machen als was er war: ein früh gealterter, erschöpfter, armer, zerrissener Mensch. Immerhin wirkte der Zwang, den seine Stellung ihm auferlegte, das Ansehen, das sie ihm gab, die Tätigkeit des Seelenrettens, die sie ihm nahelegte und die seiner Begabung entsprach, wohltätig.

Ist es den meisten Menschen schon eine Genugtuung, wie man täglich beobachten kann, einem Verein anzugehören, wie viel mehr muß das Bewußtsein heben und stärken, Glied einer uralten, an Gott selbst anknüpfenden Kirche zu sein, der die größten Geister der Vergangenheit angehörten und die mit dem Anspruch auftritt, die ganze Menschheit zu umfassen. Der Protestant, das heißt in diesem Sinne der aktive, selbständige Mensch, pflegt dem Katholiken zu entgegnen, daß eine Gemeinschaft der Heiligen auch ohne sichtbare Kirche bestehen könne, da das gleiche auf einander wirke und zusammengehöre; der passive, nach der Allgemeinheit strebende sucht einen gegebenen Kreis, dem er sich angliedern, in den er gewissermaßen versinken und sich auflösen kann wie im Unendlichen.

„In unserer Zeit allein stehen können, heißt ein Riese sein" schrieb Brentano einmal an Arnim, indem er die Gründung einer Art romantischen Dichtergesellschaft vorschlug, an deren Spitze Tieck stehen sollte. Das Geschlecht, das im Anfange des 19ten Jahrhunderts, etwa um die Zeit der Freiheitskriege in der Blüte der Jugend stand, fühlte mehr oder weniger deutlich, daß sich große Kämpfe vorbereiteten, die mit ganzer Seele handelnde Männer verlangten. „Weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten" klagten sie gegenüber der aus den Fugen gekommenen Zeit wie Prinz Hamlet: Weh, daß ich zur Welt sie einzurichten kam. So schildert der junge Eichendorff seine Zeit- und Gesinnungsgenossen in seinem ersten Romane: Ahnung und Gegenwart, der, obwohl ein ungarer

Brei und schwer genießbar, doch die Art der jüngeren Romantiker teils mit teils ohne Absicht in ihrer ganzen Lebensunfähigkeit vorführt. Die drei Helden, Friedrich, Rudolf und Leontin ergreifen, enttäuscht und angewidert vom Leben der Gegenwart, die Flucht davor: Rudolf ergibt sich der Magie und geht nach Egypten, „dem Lande der alten Wunder", Leontin mit seiner Geliebten nach Amerika, wo er „in dem noch unberührten Waldesgrün eines anderen Weltteils Herz und Augen stärken, und sich die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit, sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig bewahren will, damit er der künftigen, besseren würdig bleibe." Friedrich, der edelste von allen, flüchtet in's Kloster. Dieses Abwenden von der Gegenwart tadelt der Dichter Faber in einem Sonett, das er einem von der Welt Flüchtenden in den Mund legt:

Der Wald empfing, wie rauschend, den Entfloh'nen,
In Burgen alt, an Stromeskühle wohnen
Wollt ich auf Bergen bei den alten Sagen.

Da hört ich Strom und Wald dort so mich tadeln:
„Was willst, Lebend'ger du, hier über'm Leben,
Einsam verwildernd in den eignen Tönen?

Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben,
Das will der alte Gott von seinen Söhnen."

Friedrich stimmt der hier ausgesprochenen Gesinnung bei; trotzdem hält er es für angemessen, daß gerade der, der sich zum Eingreifen berufen fühle, vor der Hand sich zurückziehe und warte. Denn, „es ist noch nicht an der Zeit zu bauen, so lange die Backsteine, noch weich und unreif, unter den Händen zerfließen. Mir scheint in diesem

Elend, wie immer, keine andere Hülfe als die Religion." Erst wenn das jetzige Geschlecht einmal alle seine irdischen Sorgen und Mühen abgestreift, sich zu Gott gewendet und durch die Religion geläutert hätte, so daß das Große und Göttliche wieder Raum gewänne im öffentlichen Leben, wäre die Zeit zum Handeln gekommen.

Die Kunst des Unendlichen.

Ach, nach tiefern Melodieen
Sehnt sich einsam oft die Brust.
Eichendorff.

In seinen Reden über die Beredtsamkeit weist Adam Müller darauf hin, daß die Deutschen lange in sich hineingelebt haben, daß darum ihr Denken und Fühlen weiter reiche als ihre Sprache und daß immer die rhetorischen Dichter, die mit dem vorhandenen Sprachschatz schlechtweg in die Menge wirken, mit den poetischen abwechseln, die in's Innere blicken, um noch Unbenanntes zu gestalten, das flüssige Gold der Seele zu prägen; so folge auf Dante, den poetischen Dichter, Tasso, der rhetorische, auf Homer Sophokles, auf Shakespeare Pope.

Die Romantiker waren poetische Dichter, und ihre Lyrik nahm die Richtung auf das Unbewußte; als „Verdichten der im Leben umherirrenden Gefühle" bestimmte Wackenroder das Wesen der Poesie. Während die vorromantische Lyrik eigentlich nichts war als gereimte Betrachtung und auch in Goethe's Gedichten ein zu Grunde liegender Gedanke oder eine Handlung sich fast immer erkennen läßt, strebten sie danach, den bewußten Zusammenhang zu vermeiden und durch geeignete Worte, Ton und Rhythmus Gefühl, Stimmung zu erregen. Ein Beispiel dafür sind Eichendorff's Gedichte: sie selbst sollen Nixen und Zauberinnen, wirre Stimmen im kühlen, rauschenden Grunde sein, die die Seele aus der Region des Tages

und des Individuellen in die Nacht des Unbewußten, des Kosmischen ziehen. Sein „irres Singen"

ist wie ein Rufen nur aus Träumen. —

Liederquellen gehen halbbewußt, wie im Traume, verwirrend durch seine Brust, in vielen Gedichten wird das Gefühl von Traumverwirrung dadurch erregt, daß er unter dem Eindruck irgend eines Naturzaubers nicht weiß, wo er ist, wer er ist. Nicht selten nennt er ausdrücklich das Unbewußte als das Stimmunggebende.

Und die ewigen Gefühle,
Was dir selber unbewußt,
Treten heimlich, groß und leise
Aus der Wirrung fester Gleise,
Aus der unbewachten Brust,
In die stillen, weiten Kreise.

Oder:

Schweigt der Menschen laute Lust,
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Indessen hat Eichendorff mehr die Sehnsucht nach Unaussprechlichem als Unaussprechliches — oder Unausgesprochenes — selbst ausgedrückt; neuer Mittel bediente er sich nicht, er dichtete in der überkommenen, an das Volkslied sich anlehnenden Art, stellenweise eine gewisse Intensität durch die Beschränkung auf ein einziges, tief durchgefühltes Anschauungsgebiet erreichend. Zum eigentlichen „Verdichten" fehlte es ihm an Geist und Tiefe; er begnügte sich damit, eine romantische Stimmung, wie sie eben kam, in sinnigen, reizvollen Tönen festzuhalten.

Weniger einmütige und in dichterischer Hinsicht weniger oberflächliche Naturen fanden ihre Ausdrucksmittel nicht so leicht und strebten über die Grenzen der gegebenen Poesie hinaus. Sehr belehrend sind die Äußerungen der Bettine, die von ihren Freunden oft gedrängt wurde, die Poesie, die in ihr war, in gebundene Form zu fassen.

Sie wehrte solche Zumutungen ab: Dichten sei ihr nicht nah genug, es besinne sich zu sehr auf sich selber; es sei im Gefühl ein Schwung, der durch den Vers gebrochen werde, der Reim sei oft eine beschämende Fessel für das leise Wehen des Geistes. Der Günderode, die ihr die Bedeutung der Form klarzumachen suchte, schrieb sie antwortend: „Ich weiß wohl, daß die Form der schöne untadelhafte Leib ist der Poesie, in welcher der Menschengeist sie erzeugt; aber sollte es denn nicht auch eine unmittelbare Offenbarung der Poesie geben, die vielleicht tiefer, schauerlicher ins Mark eindringt, ohne feste Grenzen der Form?"

Hier spricht auch das Genie des jüdischen Volkes mit, das unplastische, in der Poesie auf eingeborenen Wellenrhythmen hinwogende.

Das einzige Gedicht der Bettine, das mir bekannt ist, überrascht durch seine Banalität; Vers und Reim haben dort allerdings das Wehen des Geistes gänzlich gelähmt und den Schmelz des Gefühls abgestreift. In ihren Prosasachen dagegen ergreift sie uns oft durch lyrische Kraft und zwar besonders, wenn sie Menschen oder Natur anschaulich und fühlbar machen will. Läßt sie sich von wogenden Ideen bemeistern und strömt unmittelbar hin, was ihr einfällt, sowie sich also ihre Prosa dem freien Rhythmus nähert, neigt sie sogleich zum Rhetorischen und verliert an Innerlichkeit und Tiefe, in der doch gerade das Wesen der Romantik besteht. Nur wenige — Goethe, Novalis, Hölderlin — konnten den freien Rhythmus als

poetische Dichter behandeln; gerade der Umstand, daß der Schwung des Gefühls dort durch keinen äußerlichen Zwang gebrochen wird, macht ihre Wirkung oberflächlich, denn der Schwung des Gefühls in der Sprache, ungehemmt durch das Bewußtsein, ist leer und flach. Je stärkere Hemmung dem starken Gefühlsstrom entgegengestellt wird, desto intensiver ist das Ergebnis.

Freilich, auch von der gewählten und strengen Formbehandlung, die die Schlegel aufgebracht hatten, führte der Weg in Äußerlichkeit und Leere. Über die Arbeit durch gewisse lautliche und rhythmische Zusammenklänge musikalisch zu wirken, ging die Musik, die aus der Seele fließt, verloren, und während dort das ungehemmt sich ergießende Gefühl verdünnt und verflacht wird, verscheucht hier das Schnurren der Mechanik Gefühl und Gedanken. „Es ist aber wohl überhaupt eine eigene Mystifikation unserer Neueren, daß sie ihr Heil lediglich in dem äußeren metrischen Bau suchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetische Stoff dem metrischen Fittig den Schwung gibt", so urteilt Hoffmann. „Der somnambule Rausch, den wohlklingende Verse ohne weiteren sonderlichen Inhalt zu bewirken imstande sind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag bei dem Klappern einer Mühle oder sonst. Es schläft sich herrlich dabei!" Deutlich erhellt, wie die tiefmystische Romantik in platte Natürlichkeit übergehen konnte: im Streben nach Innerlichkeit und Tiefe suchten sie musikalisch zu wirken, vernachlässigten deswegen den geistigen, aus dem Bewußtsein geschöpften Teil der Poesie, und brausende Worte oder tönende Rhythmen verkleideten anspruchsvoll eine Leere und wirkten unecht. Um dem innersten Gefühl seinen Schmelz, seine Unmittelbarkeit nicht zu rauben, warfen sie weg, was es zu fesseln schien und was im Gegenteil seinen Duft auspreßt, seine Farbe inniger leuchten macht. In Hölderlin läßt sich dieser

Übergang an einem einzelnen Falle beobachten; ihm war es wie keinem gelungen, in klassischer Form die romantische Seele zu binden, ohne daß sie von ihrer Würze verlor. In der Zeit, wo sein Geist eben in die dunkle Flut des Wahnsinns eintauchte, gleichsam zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwebend, entstanden einige größere Gedichte in freien Rhythmen, die zum Teil leer und abgeschmackt, an einigen Stellen aber von einziger, allertiefster Wirkung sind. Dem Unverständlichen sich nähernd, lassen diese Verse doch etwas Geheimnisvolles ahnen, sie tönen wunderbar bedeutungsvoll, eh man sie bedacht hat und bleiben so, nachdem man es getan hat; es ist, als ob sich die Seele des Dichters auf dem Punkt befindet, wo sie, noch wachend, den Schlaf, das Jenseits, in dem alle Wunder ihre Deutung finden, berührt: im nächsten Augenblick verliert sie das Gleichgewicht und sinkt in das bodenlose Nichts hinunter. Die Gedichte, die Hölderlin später im Wahnsinn verfaßte, sind nichts als oberflächliche Reimerei, ähnlich den Versen oder Rhythmen, in denen die Reden der Somnambulen sich bewegten, die am klarsten beweisen, daß das Gefühl allein, ohne Gegenwart des bewußten Geistes, keine dichterische Wirkung hervorbringt.

Es gebe auch in den höchsten Dichterwerken, sagte Zacharias Werner einmal, nur ein paar Stellen Poesie, das Übrige sei prosaisches und metrisches Gewäsche. Die Arbeit des Verdichtens würde dem abhelfen; aber es fehlte dazu den Romantikern an geistiger Kraft. Brentano sah selbst ein, daß das Zufällige des Guten in seinen Werken ein Fehler sei, dem er nur durch planmäßiges Arbeiten begegnen könne; das aber, fügt er sogleich hinzu, gehe wider seine Natur. Ebenso warf er Arnim vor, er tue seinen Versen zu wenig Inhalt, er sei von Poesie durchdrungen, lasse sie aber zu sehr ins Wild-

fleisch wachsen. Die zentrifugale Kraft war in diesen jüngeren Romantikern stärker als die zentripetale: sie wollten sich, wie Bettine, von den Musikfluten im Innern bemeistern lassen, nicht ihrer Meister werden, sie fühlten sich als Saite, die der Wind, wie er will, stimmt und rührt, sie wollten selbst die Welle sein, „auf der die Welt sich bricht in tausend Funken", nicht die zerstreuten Lichter sammeln zu einer schönen Erscheinung. Derselbe Wackenroder, der das Verdichten der umherirrenden Gefühle als Aufgabe des Dichters bezeichnete, empfand die Sprache als drückende Fessel und nannte sie das „Grab der Herzenswut", das heißt der Leidenschaften, Schmerzen und Freuden, die uns qualvoll beseligen. Gelingt es ihnen, das Grab zu sprengen, als himmlische Gestalten Auferstehung zu feiern, so haben wir nicht Poesie — sondern Musik.

Musik ist nach der Ansicht aller Romantiker die höchste Kunst. Sie ist ihnen gleichbedeutend mit dem All, dem Unendlichen, in das sich aufzulösen sie sich sehnten.

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenspiel und Gesang, schweigt mir das Herz doch gleich;
Bald auch bin ich verwandelt,
Blinkst du, purpurner Wein, mich an.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß von der Musik dieselbe Wirkung erwartet wird wie vom Weine, eine berauschende: die Welt der Wirklichkeit verschwindet und die Seele versinkt in eine Wonne, wo sie sich heimisch fühlt. Sie ist — nach E. T. A. Hoffmann — das Dschinnistan voller Herrlichkeit, das wunderbare Geisterreich, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr schlägt, sondern die Brust wie mit höchstem Entzücken mit unnennbarer Sehnsucht erfüllt. Als Justinus Kerner seinen Freund auf der Maultrommel spielen hört, vergleicht er die Töne

mit Geisterchören und fühlt sich durch die überirdischen Weisen ins Land der Geister gerissen. Solche Töne, meint er, hört der Sterbende, den die von den Freunden unvernommenen Klänge selig in das Jenseit hinübergeleiten. Erklingt Musik, so heißt es bei Wackenroder, spannt die Seele die Flügel aus und fliegt in den Himmel.

Faßt man derartige Äußerungen zusammen und nimmt dazu die, welche nicht nur Bild und Gefühlsausdruck sind, sondern das Wesen der Musik erklären sollen, so ergibt sich, daß die Musik aufgefaßt wird als etwas der Welt der Erscheinungen entgegengesetztes, als das Ding an sich, das Unbewußte selbst, das die Worte zu umschreiben suchen. Musik setzt das Universum mit uns in unmittelbare Berührung, sagte Zacharias Werner, und Oken erklärt den Ton als Rückgang der Materie in Äther, als die Stimme Gottes, wodurch er sein Innerstes kund tue. Hoffmann nennt Musik die romantischste aller Künste, ja eigentlich die einzige wahrhaft romantische, weil sie das Unendliche zum Vorwurf habe, die in Tönen ausgesprochene Sanskritta — also Ursprache — der Natur, in der allein man das hohe Lied der Bäume, Blumen, Tiere, Steine und Gewässer verstehe. Daher setzt er auch die Töne mit Duft und Farbe gleich und behauptet, beim Duft der Nelke in einen träumerischen Zustand zu geraten, wo er die anschwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Bassethorns vernehme. Wackenroder spricht von dem Strom in der Tiefe des menschlichen Gemütes, dessen Verwandlungen die Sprache in fremdem Stoff zähle, nenne, beschreibe; die Musik, sagt er, strömt uns ihn selbst vor.

Carus, dessen Betrachtungen den Vorzug der Klarheit und Verständlichkeit haben, äußert sich folgendermaßen: die Gedanken und Handlungen der Menschen gehen aus einem Keim hervor, der früher da ist als sie, es ist der

noch unausgesprochene Zustand ihres Seins. Könnte dieser Zustand sich durch bestimmte äußere Zeichen offenbaren, so müßte man den ganzen Menschen mit seinem Vorstellungsleben und seinen Handlungen daraus erkennen. Die eigentliche Bezeichnung nun dieses primitiven Zustandes, meint er, sei in der Musik gegeben. „Daher also die Eindringlichkeit, das ganz allgemein Menschliche dieser Kunst, daher aber auch das Mysteriöse und das schwer im Innern zugängliche derselben, daher die Möglichkeit, wie in einem kurzen Tongange eine menschliche Individualität, ein gewisser menschlicher Zustand so schneidend ausgedrückt sein kann, daher endlich auch das Aufregende und gewaltig Fortreißende dieser Kunst." Er nennt die Musik in diesem Sinne die Kunst des Primitiven und spricht dem Musiker die wahre poetische Reichs-Unmittelbarkeit zu.

Auch Carus sah wie Hoffmann das Einzigartige und Geheimnisvolle der Musik darin, daß sie keinen Stoff habe wie die andern Künste, nur aus dem Innern schöpfe. Hoffmann indessen suchte der Musik auch von einer anderen, ich möchte sagen etwa objektiven, kosmischen Seite nahezukommen. Er fragte sich: Zaubert der Mensch die Musik wirklich nur aus seiner Brust? Singt nicht das Meer? der Wald? der Wind? ja, die Blume; das Auge, der Himmel, alles Sichtbare? Für den Ungeweihten zwar wohnt in den Dingen nur der Ton, nicht die Melodie, diese, glaubt er, sei der Brust des Menschen allein angehörig; aber der Musiker ist überall von Melodie und Harmonie umgeben. Wie von einem Physiker das Hören ein Sehen von innen genannt worden sei, so, meint Hoffmann, ließe sich umgekehrt sagen, das Sehen der musikalischen Menschen sei ein Hören von innen, das heißt, ein Bewußtwerden der Musik, die, mit seinem Geiste gleichmäßig vibrierend, in allem klänge, was sein Auge erfasse.

So sagt ein Gedicht von Eichendorff:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

In der Urzeit, so träumt Hoffmann weiter, habe die ganze Welt den noch kindlichen Menschen melodisch und harmonisch tönend umgeben, wovon die Sage von der Sphärenmusik als unverstandene Erinnerung zurückgeblieben sei. Nicht ganz sei aber die Stimme der Natur verschwunden: Schubert erzählt von einer Luftmusik, der sogenannten Teufelsstimme auf Ceylon, die dem Hörer mit Entsetzen durch's Mark dringe, und Hoffmann wollte etwas Ähnliches am Kurischen Haff gehört haben, nämlich einen tiefen Klagelaut, einer Orgel oder Glocke vergleichbar, der ihn mit unaussprechlichen Schauern erfüllt habe. Vom „Grundton der Natur" ist in Kerners Gedichten öfters die Rede; Hoffmann meinte, das würde der vollkommenste Ton sein, der diesem am meisten entspräche. Wegen des Studiums der Naturlaute, nicht minder aber wegen ihrer unmittelbaren Wirkung, interessierte er sich für mechanische Musik, für den Versuch also aus Glas oder Metall Töne zu ziehen. Wie die Menschen nachäffenden Wachsfiguren hatte Maschinenmusik für ihn zugleich etwas Anziehendes und Grausenerregendes. Einen reinen und großen Genuß gewährten ihm nur die Instrumente, die Naturlaute hervorbringen, aber nicht mechanisch gespielt werden, vor allem die Aeolsharfe und mehr noch die Wetterharfe, bestehend aus dicken, in beträchtlicher Entfernung von einander ausgespannten Drähten, welche die Luft in Schwingungen versetzt. Diese Vorliebe für kunstlose Instrumente, die nur durch ihren Naturton wirken, hatten alle Romantiker von Meßmer an — wenn

man diesen darunter zählen will — der die Glasharmonika, bis auf Kerner, der die Maultrommel (eine Art Mundharmonika) spielte. In der Poesie und Prosa der Romantik spielen Harfe, Zither, Mandoline und Guitarre eine bedeutende Rolle; die Grafen, Gräfinnen, Vagabunden, Jäger und Ritter reisen nicht ohne Laute, ja auf den Eisfeldern und feuerspeienden Bergen Islands wandelt der Nordlandsrecke nicht ohne ein Saitenspiel über der Schulter zu tragen, auf welchem er seine Gesänge begleitet.

Es zeigt sich auch hier wieder die Richtung nach Süden, einmal in der Liebe zur Musik überhaupt, und innerhalb derselben wieder in der Liebe zum Naturlaut.

Entsprechend dieser Ansicht von Musik, daß sie den „unausgesprochenen Zustand" des Menschen, die unbewußte Naturseele bezeichne, verwarfen Hoffmann und Carus gänzlich, was man jetzt Programmmusik nennt. In seinem Aufsatz über Beethoven's Instrumental-Musik sagt Hoffmann: „Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben. Habt ihr dies eigentümliche Wesen auch wohl nur geahnt, ihr armen Instrumentalkomponisten, die ihr euch mühsam abquältet, bestimmte Empfindungen, ja sogar Begebenheiten darzustellen? Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plastik geradezu entgegengesetzte Kunst plastisch zu behandeln? Eure Sonnenaufgänge, eure Gewitter, eure batailles des trois empereurs u. s. w. waren wohl gewiß gar lächerliche Verirrungen und sind wohlverdienter Weise mit gänzlichem Vergessen bestraft." In der Oper, wo durch die Worte bestimmte Gefühle und Handlungen angedeutet wären, wirke die Musik wie ein wunderbares Elixier, wovon ein Tropfen jeden Trank köstlicher mache;

sie hülle die Vorgänge und Empfindungen des gewöhnlichen Lebens in den Purpurschimmer der Romantik. Der Text könne deshalb oder solle sogar höchst bündig und einfach sein, gleichsam nur ein Wegweiser zu der immer gern in's Unendliche verlockenden Musik.

Die Lieblingskomponisten der Romantiker waren Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, der letztere galt ihnen — Hoffmann, Carus, der Bettine — als der unwidersprechlich größte Tondichter. Bach's Musik verglichen Carus und Hoffmann unabhängig voneinander mit der gotischen Architektur, deren Zeit unwiderbringlich vorüber sei wie die der großartigen Innerlichkeit und Mystik in Bach's Musik. Auch Haydn zählt Hoffmann zu den romantischen Komponisten; doch bleibt er innerhalb des menschlichen Lebens, nur daß eine geliebte Gestalt wie Abendrot am Horizonte schwebt und wehmütiges Verlangen erregt. Hinein in das Geisterreich führt Mozart, die Nacht geht auf und holde Gestalten ziehen uns in ihre Reihen. Beethoven schwört Riesenschatten hervor, die uns vernichten, so daß wir nur noch in dem Zusammenklang von Leidenschaften leben, den seine Töne wecken. Hoffmann nennt ihn den romantischsten Tonkünstler, ja, den romantischen im eigentlichen Sinn, weil er allein die unendliche, durch nichts zu stillende, und daher ewig schmerzliche Sehnsucht errege.

Die romantischen Komponisten stehen im Gegensatz zu den damals populären, Reichardt, Zelter, die gewissermaßen die Plattisten, die Vertreter der Aufklärungszeit in der Musik sind. Von Zelter sagte Bettine, er lasse nichts Unverstandenes die Grenze passieren, und doch beginne die Musik gerade mit dem Unbegreiflichen. Reichardt war zwar persönlich mit dem Kreise der Romantiker vielfach verbunden, aber wie er in seiner Ansicht von Poesie nicht mit ihnen übereinstimmte, so erkannten sie auch —

Clemens äußerte es einmal gegen Arnim — daß er den neuen romantischen Schritt der Musik niemals machen würde.

In ganz anderer Weise als die ältere Kunst steht nun die neuere Musik im Gegensatz zu der „romantischen" von Haydn, Mozart und Beethoven; zu ihr verhalten sich Carus und Hoffmann durchaus ablehnend. Sie charakterisieren sie folgendermaßen: mit allen Reizmitteln „bis zum Tam-Tam" ausgestattet, sei sie doch unfähig, die selige Schönheit und Heiterkeit auszudrücken, die Mozart's Werke auszeichne; an Stelle organischer Verhältnisse, innerer Folge, sei Willkür getreten. Die Melodie werde vernachlässigt, aus dem Trachten nach Originalität entstände die unsangliche Musik. „Sie kritteln und kritteln", dies Urteil über die neueren Komponisten legt Hoffmann seinem Gluck in den Mund, „verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn und was weiß ich — können sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zu Mute, als wenn sie ein paar Gedanken an's Tageslicht befördern müßten: so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist Lappländische Arbeit".

Carus zählt die späteren Werke Beethoven's, obwohl er auch sie auf's höchste bewundert, schon zum Niedergang. In der neunten Sinfonie zum Beispiel herrsche keine organische Folge, sondern die Konsequenz der Zerrissenheit; eine krampfhafte Gereiztheit gehe bis zur Gedankenflucht und zum vollkommenen Wahnsinn, aus dem freilich die erhabensten Ideen aufzuckten. Selbst Hoffmann gibt zu, daß in der Missa manche Stellen zu jubilierend, zu irdisch jauchzend seien, dasselbe wohl, was Carus als „gewisse Buntheit" wegwünschen möchte. Über-

haupt, obwohl gerade in der Missa Carus Geisterchöre zu hören vermeint, wie sie vor Gott erschallen, und sich durch Beethoven's Genius an Dante gemahnt fühlt, findet er doch, daß sie nicht im echten Baustil der Kirche gehalten sei, den die alte italienische Kirchenmusik und Bach vertreten, jene den romantischen, dieser den gotischen. Auch Hoffmann schätzt die alten italienischen Meister — Palestrina, Leo, Durante — auf's höchste, empfiehlt überhaupt den Deutschen die Tonwerke „jenes in Musik erglühten Volkes," dessen „einheimisches Eigentum" der Gesang, der wahrhaft singende Gesang sei.

Die Melodie ist nach Hoffmann's Ansicht das Erste und Vorzüglichste in der Musik. Ohne ausdrucksvolle, singende Melodie sei jeder Schmuck der Instrumente nur ein glänzender Putz, der keinen lebendigen Körper ziere. Die nicht singbare Melodie sei eine Reihe von Tönen, die vergebens strebe, Musik zu werden. Erst in zweiter Linie stehe die Harmonik, und in Bezug auf sie sei alles Erkünstelte zu vermeiden. Bei der Modulation wären der Charakter der Tonarten und ihre Verwandtschaft untereinander, die der echte Musiker verstände, zu beobachten.

Denkt man daran, daß Carus die Melodie einmal den Gedanken in der Musik nennt, so findet man, daß der neueren Musik derselbe Vorwurf gemacht wird, wie der ausartenden romantischen Dichtung, daß es ihr an Inhalt fehle, daß die Dekoration das Gerüst überwuchere, vielmehr daß das Gerüst, die Idee, zu schwächlich und nichtig sei. Vollends die Musik unserer Zeit, die über weit aufregendere Reizmittel verfügt als diejenige, die damals neu war, die nicht nur bestimmte Bilder und Handlungen, sondern bestimmte philosophische Betrachtungen zum Ausdruck bringen will, die von der Willkür bestimmt ist und uns wohl tiefer in die Sinnenwelt, aber nicht tiefer in das Geisterreich einführt, würde die romantischen

Musikfreunde aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschrecken und abstoßen.

Doch führt dahin mit Notwendigkeit die romantische Richtung, wenn sie, wie es zu gehen pflegt, ihr Prinzip übertreibt. Die Dichtung, um sich kosmische Wirkungen nicht entgehen zu lassen und sowohl durch Stimmung zu berauschen, wie durch Ideen zu erhöhen, bringt zuletzt mit dem „Wohlklang leerer Verse" nur noch einen „somnambulen Rausch" hervor. Aber das Hellsehen gotterfüllter Begeisterter, das wußten die Romantiker wohl, steht höher als das künstlich in Hochschlaf versetzter Somnambulen. Die Musik, die musikalische Ideensprache der Melodie verschmähend, um über sich selbst hinauszugehen, verlernt sie schließlich und findet den Zauber nicht mehr, der vor der Seele die Pforten des Geisterreiches aufspringen läßt. Dieser Pforte ist die Poesie durch Zauberworte, die Musik durch Zaubertöne mächtig; versucht die Poesie es mit bloßen Tönen, die Musik mit Gedanken, bleibt sie zu, und es gelingt höchstens in der Gedanken- und Sinnenwelt Orgien zu erregen, die eine Weile für echte Mysterien gelten.

Romantische Ärzte.

Justinus Kerner erzählt, wie er als Knabe, etwa um 1798, von einer langwierigen Magenkrankheit heimgesucht wurde, an der die Kunst der damaligen Ärzte sich mit Mixturen, Pillen und Latwergen vergebens versuchte. Als nun der russische Geheimrat Dr. Weickardt, ein berühmter Brownianer, der Leibarzt der Kaiserin Katharina gewesen war, nach Heilbronn kam, machte sich des Justinus Mutter mit dem kranken, sehr heruntergekommenen Jungen auf, in der Hoffnung, die Wunderkuren des modernen Arztes möchten sich auch an ihm erproben. Als der Geheimrat, ein kleiner Mann mit rotem Bordenrock, hoher Frisur, blitzenden Augen und beweglichen Gesichtsmuskeln, vor dem kleinen Kerner stand und ihn untersuchte, mußte dieser an den gestiefelten Kater denken, bekam Herzklopfen und fiel in Ohnmacht. „Das ist die erklärteste Asthenie," rief der Brownianer (so erzählt Just. Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit") „und da werden Hopelpopel und Pfefferkörner die zweckmäßigste Diät sein." Hopelpopel war ein aus Tee, Eigelb und Kirschgeist gemischtes Getränk; Pfefferkörner sollten nach jeder Speise geschluckt werden. Eine befreundete Dame versicherte der Frau Kerner, daß der Doktor „entsetzliche Kuren" mit Hopelpopel gemacht und Menschen, die bereits begraben werden sollten, damit wieder ins Leben gebracht habe. Der kleine Justinus brach indessen, wie er es mit allen

Medizinen zu machen pflegte, auch diese wieder heraus, und wurde darin noch durch einen andern, gleichfalls berühmten Arzt in Heilbronn bestärkt, nämlich den Dr. Gmelin, einen der ersten, der durch Magnetismus heilte. Dieser traf den bleichen, schwachen Knaben zufällig, kurz nachdem die Hopelpopel-Kur begonnen hatte, betrachtete ihn liebreich und mitleidsvoll, reichte ihm die Hand und beklagte ihn, daß ihm so viele Arzneien eingeschüttet worden seien; dann führte er ihn in sein Zimmer, sah ihn fest an, bestrich ihn mit den Händen und behauchte ihn, worauf Justinus schläfrig wurde und das Bewußtsein verlor. Er schrieb seine bald nachher sich einstellende Besserung dieser magnetischen Behandlung zu; denn den Hopelpopel, den seine Mutter ihn noch eine Zeitlang zu trinken gezwungen hatte, hatte er im Gefühl, er würde ihm nicht gut tun, beharrlich immer wieder herausgebrochen.

So treffen sich in der Jugendgeschichte Kerners die alte Medizin, die aber schon damals anfing, sich zu überleben, und die der Zukunft, vertreten durch Gmelin.

John Brown, ein Schotte, im Jahre 1736 geboren, war ein genialischer Mensch gewesen, auch in den wilden Ausschweifungen seines Lebens nicht ohne Großartigkeit, weswegen er wohl mit Paracelsus verglichen wurde. Der Grundgedanke seines Systems war die Auffassung des Lebens als einen Erregungszustand, hervorgehend aus einer Wechselbewegung zwischen der organischen Reizbarkeit und äußeren Reizen, wobei ein Zuviel oder Zuwenig das Wesen der Krankheit ausmache. Je nachdem der Charakter der Krankheit in zu geringer oder zu heftiger Erregung bestehe, unterschied er asthenische und sthenische Krankheiten und kam dem Organismus mit stärkenden oder schwächenden Mitteln zu Hilfe.

Der deutsch-russische Arzt Weickardt brachte im An-

fang der 80er Jahre das System nach Deutschland, wo es von den Ärzten Markus und Röschlaub in Bamberg begeistert ergriffen wurde. Von Röschlaubs Persönlichkeit ist mir nichts bekannt geworden, als was die Anhänglichkeit seiner Schüler im allgemeinen Gutes von ihm aussagt. Markus scheint die stärkere Natur von beiden gewesen zu sein: ein Mensch von ausgeprägter Eigenart, tätig und energisch eingreifend, gehaßt und geliebt, so oder so unabweisbar auf die Gemüter wirkend. Ein in Mitteldeutschland geborener Jude, siedelte er 1778 als tüchtiger Arzt nach Bamberg über und schuf sich dort eine hervorragende Stellung. Als Leibarzt des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, der große Stücke auf ihn hielt, begründete er ein allgemeines Krankenhaus, das er in musterhafter Weise einrichtete. Um das Jahr 1793, gerade zu der Zeit, als er sich das Brownsche System zu eigen gemacht hatte, eröffnete er am Krankenhause klinische Vorlesungen, welche die neue Lehre verbreiteten.

Die bis dahin in Deutschland geübte Medizin war im allgemeinen roh empirisch verfahren oder, wenn man sich an eine Theorie hielt, war es die sogenannte Humoralpathologie, die durch massenhafte Säfteentleerungen wirkte. Das Brown'sche System, von einer Idee beseelt, einheitlich und konsequent, gewann gerade die bedeutenderen Ärzte, die längst nach einem höheren Gesichtspunkt verlangt hatten, so daß sie anfangs seine Einseitigkeit übersahen, die es ja freilich einerseits auch um so schlagender wirken ließ. Die Bamberger Klinik wurde durch das System, das Markus und Röschlaub lehrten und ausübten, so berühmt, daß lernbegierige Studenten und Ärzte nicht nur aus Europa, sondern auch aus Amerika sie besuchten.

Lustig erzählt Gotthilf Schubert, wie er als Student der Medizin in Jena, selbstverständlich eifriger Brownianer,

bei Gelegenheit einer kleinen Ferienreise zum erstenmal in die Lage kam, ärztlichen Rat zu erteilen und seine Kur streng nach Brownischer Lehre einrichtete. Eine alte Frau holte ihn zu ihrem Manne, einem Arbeiter am Eisenhammer, der in einem entlegenen Waldtale in niedriger Hütte krank lag. Schubert betrachtete den Mann, ließ ihn seinen Zustand beschreiben und fand sich einigermaßen in Verlegenheit, da er mindestens zehn Krankheiten wußte, die sich genau ebenso anließen. Nach einigem Besinnen tröstete er sich mit dem Gedanken, es könne schließlich was für eine Krankheit es wolle sein, jedenfalls wäre sie entweder sthenischer oder asthenischer Art. Infolgedessen schrieb er zwei Mittel auf, ein kühlendes und ein anregendes, trug der Frau auf, beide in der Apotheke machen zu lassen und ihrem Manne zunächst von dem einen zu geben. Tue ihm das gut, so möge sie dabei bleiben, tue es nicht gut, so möge sie es mit dem anderen versuchen; eines von beiden werde sicher helfen.

Aber um diese Zeit wurde der Brownismus bereits durch die Naturphilosophie überwunden. Die romantische Schule in Jena, die alle Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften, und also auch die Medizin, in ihr Bereich zog, brachte der Brownischen Lehre, die die Medizin eigentlich erst wieder zur Wissenschaft machte, lebhafte Teilnahme entgegen. Schon im Jahre 1799, dem Geburtsjahre der Romantik, wurden die Schlegel, Schelling und Steffens mit Markus und Röschlaub bekannt, und enge freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen entstanden besonders zwischen Schelling und den Ärzten. Eine Zeitlang war Schelling dabei der empfangende; bald aber hatte er die neue Lehre seinem System eingeordnet und gab sie verwandelt seinen Lehrern zurück. Der Stern der Naturphilosophie, der auf alle Wissenschaften und Künste, ja auf das Leben selbst ein wunder-

volles, blendendes Licht warf, ließ auch die ganze Würde, Schönheit und Tiefe der Heilkunde wieder erscheinen. Das Begreifen der Natur als eines lebendigen Ganzen, als eines Organismus, in dem jedes kleinere Glied ein Abbild des größeren sei, verdunkelte die tastenden Konstruktionen, die vorher Eindruck gemacht hatten. Man sah nun ein, daß Brown nur eine Seite des Organismus erfaßt und sie fälschlich für das Ganze ausgegeben hatte. Gerade das, worauf die Naturphilosophie Wert legte, den Organismus als etwas Einheitliches und Lebendiges, zwar bestimmbar, aber auch sich selbst bestimmend, anzusehen, hatte er außer acht gelassen.

Gerecht abwägend urteilt Windischmann: „Kein Wunder, daß ein gewaltiger Griff in die Saiten des Lebens und der Kunst, wie John Brown tat, bezauberte. Er hatte Sinn für die alte gediegene Existenz. Falsche Theorieen und ungeschickte Praxis durchschaute er. Er suchte das Leben auf zwei Grundkräfte, Erregbarkeit und Reiz zurückzuführen; Erregung nannte er das mittlere. So erscheint das Leben als etwas Erzwungenes, aus seinen Faktoren kalkulables. Die Heilkraft der Natur, das Rhythmische, hat er ganz verkannt. Seine Therapie ist ein Streit des Künstlers mit dem Tode, wo es auf das höchste Gebot für das hin- und hergezerrte Leben ankommt." Er kommt zu dem Schluß, daß Brown ein Newton, das heißt ein Begründer des Mechanismus auf dem Gebiete der Medizin sei.

Das Hauptverdienst der naturphilosophischen Medizin lag nun darin, daß sie große und allgemeine Gesichtspunkte aufstellte und den Organismus als Einheit von Leib und Seele zu fassen suchte. Nunmehr eng verbunden mit der Physiologie und Psychologie hätte sie, um die Fülle der neuen Ansichten verwerten zu können, weit mehr Kenntnisse besitzen müssen, als die damaligen Ärzte hatten und haben konnten. Bei dem Mangel an tatsächlichen

Kenntnissen und dem Reichtum an neuen Anschauungen, die sich von allen Seiten aufdrängten, erscheinen die Verkündiger der neuen Lehre oft verworren. Sie selbst waren dermaßen durchdrungen von der Höhe und Ergiebigkeit ihres Standpunktes, daß sie die Aussicht auf das neue Reich genossen, ohne sich durch Zweifel, ob und wann es erobert werden müsse, stören zu lassen.

Schelling und Steffens hielten in Bamberg Vorträge über Naturphilosophie, die die Zuhörer mit Enthusiasmus erfüllten. Röschlaub und der feurige Markus hatten die Wendung mit Entschiedenheit mitgemacht und Markus schwang in seinen Schriften auf romantische Art „den Zauberstab der Analogie"; da heißt es z. B.: „Gewitter ist Fieber der Natur. Wasser-Erzeugung dort ist Schweiß-Erzeugung hier. Fieber und Entzündungen entstehen nur durch Temperaturveränderungen."

Die dreifache Erscheinungsweise des Organismus als Reproduktivität, Irritabilität und Sensibilität diente als Grundlage bei der Betrachtung des Menschen. Steffens' Einfall, diese drei Systeme als Analoga der drei großen Naturkräfte Elektrizität, Magnetismus und Chemismus zu fassen, und dementsprechend, entweder parallelisierend oder antagonisierend, die Arzneien anzuwenden, fand Schelling's Beifall. Es ist bezeichnend dafür, wieviel Ideen galten, daß Männer, die philosophisch-naturwissenschaftlich gebildet waren, aber doch nicht Medizin studiert hatten, nicht nur die Ärzte anregten und ihnen Wege wiesen, sondern ihre Theorieen selbst ausübten.

Schelling erlebte einen unglücklichen Ausgang seiner Kunst in einem Falle, der die romantische Schule nah anging, am Krankenbett der kleinen Auguste, der Tochter Karoline Schlegel's, die bald hernach seine Frau wurde. Karoline hatte ihrer eigenen Gesundheit wegen das kleine Bad Bocklet bei Bamberg aufgesucht, wo Schelling häufig

in ihrer Nähe sein konnte. Die fünfzehnjährige Auguste, die ihre Mutter hatte pflegen wollen, wurde selbst krank und starb, von Schelling behandelt, nach wenigen Tagen. Dieser Todesfall, für Schelling, dem Mutter und Kind teuer waren, so überaus traurig, zog einen häßlichen, öffentlichen Streit nach sich; denn die zahlreichen Widersacher Schelling's benützten den Anlaß, um den siegreichen und hochmütigen Vertreter der neuen Medizin anzugreifen, wobei die innersten Privatverhältnisse der beteiligten Personen boshaft hervorgezogen und Schelling's Gefühl und Ehre so gekränkt wurden, daß der korrekte Wilhelm Schlegel, obwohl selbst hart betroffen, mit öffentlichen Erklärungen für seinen Nachfolger in der Ehe mit Karoline eintrat.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis, im Jahre 1802, fiel Bamberg infolge der Kriegswirren an Kurbayern und Markus wurde zum Direktor sämtlicher Medizinal- und Krankenanstalten gemacht. Er führte nun eine Reform des Medizinalwesens durch und begründete eine Reihe von Anstalten nach einem wahrhaft großartigen Plane; doch wurde er andrerseits dadurch gekränkt, daß die Universität aufgelöst und nach Würzburg verlegt wurde, so daß Bamberg aufhörte, Mittelpunkt der neuen Lehre zu sein.

Schon durch die Naturphilosophie mit der Romantik verbunden, wurde die Medizin nun vollends zur romantischen Wissenschaft, indem sie sich einer Erscheinung bemächtigte, die, ihrem Entstehen nach eigentlich einer vergangenen Epoche angehörend, erst von der Romantik aufgefaßt und gewürdigt wurde, nämlich des Mesmerismus oder animalischen Magnetismus.

Franz Anton Mesmer, im Thurgau im Jahre 1734 geboren, also 2 Jahre jünger als John Brown, erwarb sich im Jahre 1766 durch eine Abhandlung über den Einfluß der Gestirne den Doktortitel und gab dadurch eine romantische Art die Welt anzusehen zu erkennen. Doch war

dieser merkwürdige Mann viel zu früh geboren, um ein echter Romantiker zu sein: so oft er sich auch in seinen Gedanken mit moderner Anschauung begegnet, behielten sie doch immer die Natur der Aufklärungs- und Revolutionszeit, der er angehörte.

Der Grundgedanke, von dem Mesmer ausging, war, es gebe eine Kraft, die, getragen von einem Äther, einer ganz feinen Flut, das All durchdringe und in allen seinen Teilen zusammenhalte. Die Eigenschaft der tierischen Körper, welche sie für diese Kraft empfänglich macht, nannte er tierischen Magnetismus. Indessen wäre das Theorie geblieben, wenn ihm nicht zugleich der Gedanke gekommen wäre, man müsse diese Kraft in seine Gewalt bekommen können.

Nur ein Mensch von großer Kraft und gesunder Naivität konnte ernstlich daran denken, einen solchen Gedanken auszuführen; es berichten denn auch alle Zeugen, die etwas von Mesmer überliefert haben, einstimmig von seiner ungeheuren Kraft des Körpers sowohl wie des Willens. Seine Erscheinung war stattlich und schön, übrigens war er ein echter Schweizer, einfach, still, so unauffällig in seinem Wesen, daß er trotz seiner merkwürdigen, vielberedeten Entdeckung persönlich fast unbekannt blieb. Er schrieb und sprach wenig, tat aber desto mehr. Nichts weniger als ein Charlatan tat er so gut wie nichts zur Verbreitung seines Systemes und blieb im Hintergrunde, als gegen das Ende seines Lebens der Magnetismus mit Geräusch Triumphe feierte. Ein pietätvoller Anhänger des Magnetismus, Wolfart, suchte ihn im Jahre 1812 in der Schweiz auf und fand einen kräftigen, heiteren und freundlichen Greis, der den Eindruck von Weisheit und Güte machte. Wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, heilte er Kranke aus der Umgegend, übrigens lebte er zurückgezogen das einfache Leben eines alten Landmannes.

Er war das Urbild eines starken Wurzelmenschen, dem immer neue Kraft der Erde in den Stamm strömt, so daß er dasteht als ein mächtiger Baum, jenen heiligen Eichen vergleichbar, in denen nach dem Glauben alter Völker die Götter wohnten.

Von seiner imponierenden Kraft zeugt folgendes Beispiel, das er selbst erzählt: „Ich bereute die Zeit, die ich anwandte, Ausdrücke für meine Gedanken zu suchen. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar, ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sklaverei loszumachen. Drei Monate dachte ich ohne Worte. Als ich dies Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um. Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt." Er wollte also denken, wie man im Traume denkt, unmittelbar, oder man könnte sagen, er wollte das Denken in Schauen verwandeln und setzte das auch durch, wie sich von selbst versteht nur bis zu einem gewissen Grade. Es läßt sich denken, daß, wer solche Herrschaft über sich selbst ausübt, auch über andere, schwächere Menschen viel vermögen kann.

Ob seine Behandlung des blinden Mädchens, der Fall, welcher die Ursache wurde, daß er Wien verließ und sich nach Paris begab, Erfolg hatte oder nicht, seine Wirksamkeit auf Menschen, die er nicht einmal zu berühren, in deren Nähe er nur zu kommen brauchte, ist vielfach bezeugt und außer allem Zweifel.

Männer dieses Typus, unbewußte, urwüchsige Naturen waren viele von den Ärzten, die in der Folge magnetische Kuren machten, so Wienholt, ein Bremer, Gmelin, ein Schwabe; sie waren von den ersten, die die neue Heilart vertraten. Es ist wahrscheinlich, daß die Wirksamkeit solcher Ärzte überhaupt, auch wo sie nicht absichtlich mag-

netisierten, zum großen Teil magischer Natur war. Um den unmittelbar heilsamen Eindruck zu schildern, den Markus' Erscheinen machte, sagt Oken: „Wer krank im Bette lag, fühlte Hippokrates." Einmal behandelte Markus einen Kranken, der fürchtete, die Brustwassersucht zu haben oder zu bekommen und die Verordnung eines gewissen Mittels, welches dagegen angewandt zu werden pflegte, gleichsam als sein Todesurteil von den Lippen des Arztes erwartete. Markus untersuchte ihn aufmerksam und verordnete eine andere Arznei, obwohl die gefürchtete angemessen gewesen wäre. Später, als der Kranke genesen war, äußerte sich Markus darüber: „Auf seinem Gesichte lag die Frage, ob ich das Mittel billigen würde oder nicht. Ich wußte, daß er dasselbe gegen die eingebildete Krankheit kannte und würde es ihm nicht verschrieben haben, selbst wenn er die Brustwassersucht wirklich gehabt hätte. Kranke seiner Art muß man nicht bloß mit Mitteln aus der Apotheke kurieren wollen." Er suchte also hier mit Bewußtsein auf den Körper durch die unbewußt bildende Seele zu wirken; tat es aber sicher oft auch ohne Wollen und Wissen.

Ringseis, der Bayer, war ein Mann von erquickender Naivität und Urwüchsigkeit. Bettine hat ihn beschrieben, wie er aussah und war, als er in Landshut studierte: „ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleiner, scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmerts wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen; und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn zu taufen und zu bekehren."

Noch als alter Mann hatte er einen feinen Kopf mit energischen Formen und sprühenden Augen. Auf Kranke hatte er einen unmittelbar beruhigenden Einfluß; er be-

saß soviel magische Kraft, daß er zuweilen Zahnschmerzen augenblicklich stillte dadurch, daß er den ausgestreckten Zeigefinger gegen die schmerzende Stelle bewegte. Übrigens nahm er magnetische Kuren nicht vor, da er es für eine bedenkliche Sache hielt. Im Anfang seiner Laufbahn besuchte er das Wolfart'sche magnetische Institut in Berlin und nahm als Begründung der beobachteten Erscheinungen die Reil'sche Theorie von der Verkehrung der Pole im Cerebral- und Gangliensystem an. Später, als seine kirchliche Richtung strenger wurde, verwarf er diese Ansicht als zu materiell und sah nun religiöse Geheimnisse durch den Magnetismus und Somnambulismus angedeutet; um so mehr scheute er sich, damit zu experimentieren.

In seiner Blüte galt Ringseis als der erste Diagnostiker seiner Zeit. Der Kronprinz von Bayern, später König Ludwig I., ließ sich von dem tüchtigen, durch und durch anständigen, sympathischen und kunstliebenden jungen Mann auf seinen italienischen Reisen begleiten. Auf den Landschaftsbildern in den Arkaden zu München, die die auf diesen Reisen geschaute Schönheit festhalten sollten, war denn auch Ringseis angebracht, in einer Sänfte sitzend und lesend; noch in seinem hohen Alter sah man ihn über die damals noch stilleren Straßen Münchens nicht ohne ein Buch oder eine Zeitung gehen, worin er las. Nachdem er lange Jahre ein gefeierter Arzt gewesen war und bedeutende Stellungen innegehabt hatte, wandte sich die Neuzeit, die das Experiment vergötterte und über der Beschränkung aufs Einzelne den großen, allgemeinen Standpunkt verlor, gegen den Romantiker. In seinem System der Medizin hatte er oft Analogien aus den verschiedenen Wissenschaften herbeigezogen, da alle, wie er sagte, miteinander zusammenhingen, besonders aus der Theologie und Philosophie. Dies, für die romantische Anschauungsweise selbstverständlich, war dem nachfolgen-

den Geschlechte lächerlich und anstößig. „Daß er geschöpft aus dem Ganzen und Vollen", so sagt einer seiner ehemaligen Schüler, „daß er seine Wissenschaft niemals losgelöst von der wissenschaftlichen Gesamtwahrheit, vom Bleibenden in Welt- und Menschengeschichte, vom Urheber aller Dinge", gerade das habe auf viele am meisten gewirkt, während es ihm von anderen am meisten zum Vorwurf gemacht worden sei.

Die besseren unter seinen wissenschaftlichen Gegnern konnten sich der Macht seiner Persönlichkeit doch nicht entziehen. „Nein, dieser Ringseis ist gar zu lieb", rief einer von ihnen aus, „mag man noch so wenig mit ihm einverstanden sein, lieb muß man ihn haben." Noch jetzt, lange nach seinem Tode, wird schwerlich einer, der sich mit dem „Ritter ohne Furcht und Tadel" beschäftigt, ungerührt und unerwärmt bleiben durch alle die Äußerungen, in denen sich die Offenheit, Gradheit, Ehrlichkeit, Kindlichkeit und Herzlichkeit seines Wesens offenbart.

Karl Gustav Carus, in Leipzig im Revolutionsjahre 1789 geboren, war der strengste und behutsamste unter den romantischen Denkern; ein Mann mit einem ernsten, kräftigen, bedeutenden Kopfe, körperlich und geistig gesund und dauerhaft, besonnen, beinah zäh im Hergeben, bewußt ein vornehmes Maß im Denken und Leben bewahrend. Weniger die Fülle schöpferischer Ideen zeichnete ihn aus, als hervorragende Fassungskraft, umfassender Blick, feines, logisches, konsequentes Denken. Von Schelling erfuhr er die erste, große Anregung; aber vor der Verworrenheit und den Übertreibungen, in die manche Naturphilosophen gerieten, schützt ihn immer die unbestechliche Klarheit seines Geistes. Wünscht man über die Liebhabereien der Romantik, Magnetismus, Rhabdomantie, Sympathie, Magie und Mystik aller Art, ein billiges und dabei geneigtes Urteil zu vernehmen, so kann man keinen besseren Führer

als Carus wählen. Als Schriftsteller ist er zwar nicht temperamentvoll, aber von wohltuender Zuverlässigkeit, seinem Stil ist Schönheit, Klarheit und Würde wesentlich; doch mag man die deutliche Anlehnung an Goethe's Alters-Stil dabei zuweilen störend empfinden. Seine Arbeitskraft und seine Vielseitigkeit waren gleich bedeutend; außer seinen medizinischen und naturwissenschaftlichen Werken hat er auch über Psychologie, Physiognomik und Kranioskopie Grundlegendes geschrieben. Auf allen Gebieten vertrat er den Entwicklungsgedanken und erkannte darin Goethe und Oken als Vorläufer an; doch war er viel tiefsinniger und umfassender als der letztere. Er wußte stets, echt romantisch, sich über die Pole Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu erheben und beide von einem höheren Standpunkt aus zu vereinigen.

Ebenso ernstlich und gründlich wie mit den Wissenschaften beschäftigte sich Carus mit den Künsten. In der Literatur huldigte er der romantischen Richtung, doch so, daß ihm Goethe, über den er auch ein Buch geschrieben hat, der Mittel- und Gipfelpunkt war. In Dresden ansässig, lernte er Tieck kennen und wohnte zuweilen seinen Vorlesungen bei; doch gewisse häusliche Verhältnisse des übrigens verehrten Dichters verleideten ihm den Umgang. Besonders begabt war Carus für Malerei. Viel Anregung empfing er von dem Maler Friedrich, der auch in Dresden lebte und mit dem er verkehrte, dessen stimmungsvolle Meer- und Heidebilder die Erstlinge einer romantischen Landschaftskunst waren. Die Titel der Bilder, die Carus malte, deuten gleichfalls einen romantischen Charakter an: Eingang in die Unterwelt nach Dante; die Erscheinung eines musizierenden Engels im Morgennebelduft am Fenster eines Malers; die Musik, dargestellt durch eine Harfe in einem mondhellen Zimmer; dann Landschaften: Island, das Profil der Südwestspitze,

umgeben von bewegter Luft und bewegtem Meere, das treibendes Eis und ziehende Walfische beleben.

Ein gutes Beispiel für sein zugleich künstlerisches und naturwissenschaftliches Sehen gibt sein Aufsatz über die Bedeutung der besonderen Bildung der Augen auf manchen alten Gemälden, besonders denen von Fiesole. Die Augen der Engel und Heiligen auf den Bildern des Fiesole sind bekanntlich schmal und lang mit auffallend kleinen Augensternen. Carus, der dies beobachtete, erklärt nun, daß die Markhaut, nämlich das Weiße im Auge, das feinste, geistigste Gebilde des Auges, Iris und Hornhaut, der Augenstern, das niedrigste sei. Vergleiche man das Auge des Embryo, der Tiere, des Kindes, des reifen Menschen, so finde man, daß, je niedriger der Stand der Organisation sei, desto größer verhältnismäßig der Augenstern gegenüber dem Weißen sei, und eben darauf beruhe der Ausdruck von Geistigkeit und Verklärung, den das schmale, längliche Auge mit kleinem Augenstern mache, wie es Fiesole und andere ältere Maler gewisser Figuren, die überirdisch wirken sollten, gaben.

So suchte Carus bei jeder Erscheinung nach einem natürlichen Grunde mit geistiger Entsprechung.

Erst später im Leben versuchte Carus in die Musik einzudringen, zu der er nicht den angeborenen, überschwänglichen Hang der eigentlichen Romantiker hatte. Durch fleißiges Hören und Studieren bildete er sich doch auch auf diesem Gebiete zum verständnisvollen Kenner aus, und wenn er über Musik schreibt, geschieht es immer mit der Tiefe der Anschauung und der Reinheit des Ausdrucks, die ihm eigen waren.

Auch Carus machte mit Glück magnetische Kuren; er betrachtete das Versenken des Kranken in Schlaf und seine dadurch herbeigeführte innigere Vereinigung mit der Allnatur als ein natürliches, gutes Heilverfahren, ohne reli-

giöse oder sonst überirdische Aufschlüsse von diesen Erscheinungen zu erwarten. Hierin unterschied sich Carus, dessen Entheismus — Gottinnigkeit — wesentlich Gedankenergebnis war, von anderen Ärzten seiner Richtung, z. B. Ringseis und Passavant, deren Religiösität mehr herzlicher Art war und überhaupt die Gefühlsgrundlage, aus der das ganze Leben hervorwuchs.

Johann Karl Passavant gehörte einer französischen Hugenottenfamilie an, die nach Basel auswanderte und sich von da nach Frankfurt a. M. verzweigte. In diesen Familien hat sich oft eine ernste Frömmigkeit durch Jahrhunderte erhalten. Ihr stand in dem jungen Johann Karl ein ausschweifender Ehrgeiz und ein heißblütiges, sehr reizbares Temperament entgegen, das sein hoher sittlicher Wille jedoch zu bändigen wußte. Sein beständiges Arbeiten an sich trug ihm im Alter Früchte, da er sich im Gegensatz zu vielen andern regsam und heiter erhielt; bis im Alter blieb er noch ein Freund der Frauen im schönsten Sinne. Er sah schön und bedeutend aus und soll Goethe geglichen haben.

Sein Lebenlang schwankte Passavant zwischen zwei Berufen, dem des Arztes, den er ausübte, und dem des Theologen, zu dem er neigte; er konnte es nie ganz verwinden, daß er seinen Lieblingswunsch seinem Vater geopfert hatte, und mußte sich immer wieder selbst ermuntern, seiner Tätigkeit mit Eifer und Liebe nachzugehen. Das Ideal seines theologischen Strebens, Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche, ließ er nie aus den Augen. Er verhandelte darüber oft mit dem großherzigen Sailer und dessen Schüler Diepenbrok und verließ dabei nie den großartigen Standpunkt einer wahrhaft allgemeinen Kirche, in der die christlich-katholische Lehre, gestützt und erhellt durch freie protestantische Forschung, wieder auflebt. Wie hier ein tief religiöses Gefühl stets die Kühnheit der

Wissenschaft begleitet, die vor keiner Folgerung zurückschreckt in inniger Sicherheit, daß Glaube und Wissenschaft sich schließlich in einem Grunde treffen müssen, und wie die klare, durchdachte Darstellung von sympathischer Wärme überall durchdrungen ist, das ist an diesen Erörterungen besonders bemerkenswert.

Als Arzt erlangte Passavant niemals großen Ruhm, sei es, daß dem durchaus innerlichen, kontemplativen Menschen die richtige Beanlagung zur Heilkunst abging, sei es, daß die reiche Handelsstadt Frankfurt kein geeigneter Boden für seine Richtung war. Von seinen magnetischen Kuren glückten, wie es sich von selbst versteht, durchaus nicht alle; doch hing die häufige Anwendung des magnetischen Verfahrens und die Bewertung von Ratschlägen somnambuler Personen eng mit seinen Ideen über Medizin und Magnetismus zusammen.

Passavant erhielt eine nähere Kenntnis vom Magnetismus als Student in Wien durch Malfatti. Dieser, ein Italiener aus Lucca, ein „scharfgeistiger, schnell- und tiefblickender" Mann, praktizierte in Wien in den vornehmsten Familien, wie er denn auch Arzt des Herzogs von Reichsstadt war.

Überhaupt verkehrten die meisten romantischen Ärzte in den höchsten Kreisen: Ringseis war Leibarzt des Kronprinzen von Baiern, Breslau bairischer Hofarzt, Markus Leibarzt des Fürstbischofs von Bamberg, Windischmann Leibarzt des Kurfürsten Dalberg, Carus Leibarzt des Königs von Sachsen, Justinus Kerner war und blieb zwar ein einfacher Landarzt, stand aber mit der bairischen und schwäbischen Königsfamilie in leutselig-herzlichen Beziehungen. Koreff mußte schleunig und heimlich Christ werden, um eine Stelle als Arzt und vortragender Rat beim Minister Hardenberg bekleiden zu können. Auch von Koreff, unter dessen Anleitung Passavant in Wien arbeitete, und der,

wie Malfatti, ein gesuchter, erfolgreicher Magnetiseur war, wird jener manches über die neue Heilmethode erfahren haben.

Koreff gehörte dem Kreise junger Berliner Dichter — Varnhagen, Chamisso, Robert, Hitzig — an, die sich im Ganzen den Romantikern anschlossen, denen aber ihr heißes Blut, ihr Schmelz, ihr seelischer Zauber fehlte. Immerhin lebt Koreff als der witzige, bizarre, kenntnisreiche und scharfsinnige Vinzenz in E. T. A. Hoffmann's Serapionsbrüdern, von ungewissem Reiz umgeben in unserer Vorstellung. Die Unterhaltungsgabe des „ergötzlichen Fabulanten" muß in der Tat außerordentlich gewesen sein; an seinem etwas zweideutigen Charakter mag es gelegen haben, daß seine Berührung mit der unsichtbaren Kirche — wenn das romantische Freundesnetz so genannt werden darf — nur lose war. Koreff war einer von den Heimatlosen, schon durch seine Natur und Erscheinung ein Fremdling; denn er sah wie Brentano weit mehr jüdisch-italienisch als deutsch aus. Er war beständig auf Reisen, unstät, lange begleitete er den Minister Hardenberg, den er auch magnetisierte; am längsten lebte er in Paris, wo er eine Zeitlang Ruhm und Reichtum genoß, dann aber den Umschwung der Zeit erfuhr, in der öffentlichen Meinung sank, und den Verfall seines Vermögens erlebte.

In Passavant's Leben machte die Bekanntschaft mit dem Magnetismus Epoche, indem diese wunderbaren Erscheinungen seinen Sinn vollends auf das innere Leben lenkten.

Als er die Geliebte seiner Jugend, die spätere Frau von Ringseis, nach langer Trennung wiedersah und ihre auf ihn gesetzten Hoffnungen durch ablehnendes Betragen enttäuschte, schrieb sie in einem Briefe über ihn: „Nichts als inneres Leben, nichts als Bestimmung, nichts als Rapport mit Geistern und endlich noch Magnetismus

Vom Magnetismus sprach er mit hohem Ernst. Soviel ich mir zusammenreimen kann, muß er sich haben magnetisieren lassen und darum seinen Lebensplan gesponnen haben."

Auf Reisen, namentlich in Südfrankreich, wo sich nach Mesmer's Auftreten bedeutende Schulen gebildet hatten, ergriff er die Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln; in Frankfurt hatte ein älterer Freund und Kollege, Professor Dr. Nerf, bereits viel Material gesammelt. Ein pietistischer Zug bezeichnet den Frankfurter Freundeskreis, in dem Passavant verkehrte, und auch die dort herrschende Auffassung des Somnambulismus, insofern als der Zustand des Hellsehens als Vorbild und Bürgschaft eines geistigen Lebens nach dem Verlust oder nach der Verwandlung des materiell-körperlichen angesehen wurde.

Übrigens war Passavant ein zu gebildeter Denker, um alle die Anschauungen seiner hellsehenden Patienten, die zum Beispiel über den Aufenthalt der Verstorbenen auf den Sternen genaue Angaben machten, für objektive Wahrheit zu halten. Abgesehen davon, daß ihm Magnetismus und Somnambulismus Analogieen für höhere Verhältnisse boten, hatten die Gesichte der Schlafwachen psychologischen Wert für ihn, indem sie in die Innerlichkeit des Menschen gleichsam tiefer hineinleuchteten. Er selbst warnte andere, so namentlich den Freund Justinus Kerner, das in Traumzuständen Geschaute und Erlebte aus dem Innern des Schläfers in die Außenwelt zu übersetzen oder etwa gar sich von ungebildeten oder betrügerischen Personen täuschen zu lassen.

Keiner von den Ärzten seiner Zeit ist so vom Zauber der Romantik umgeben wie Justinus Kerner, der Dichter, der Geisterseher, der, wenn er des Nachts zu Kranken gerufen wurde, von seinem Hündchen und von den Geistern der Verstorbenen, die er nicht hatte heilen können, be-

gleitet, die wunderliche Runde machte. Wenn die Güte des Wollens und aufrichtige Hilfsbereitschaft Grundbedingungen des magnetischen Wirkens sind, war Justinus Kerner ausnahmsweise befähigt: er schien nur für andere da zu sein, sein Haus war stets voll von Hilfsbedürftigen aller Art, die das Vertrauen auf seine allbekannte rührende Herzensgüte und zum Teil auch das Gerücht von seinen magischen Kräften anzog. Von den nervösen und gemütsleidenden Freunden und von den Somnambulen abgesehen, hielten sich im Laufe der Zeit 8 oder 9 Besessene bei ihm auf, die scheu und bleich, unheimliche Erscheinungen, an den erschrockenen Kindern und Gästen vorüberstrichen. Sie wurden kakomagnetisch behandelt, das heißt die Dämonen, von denen der Kranke besessen war, wurden durch magnetische Manipulationen und die Überlegenheit eines guten Willens ausgetrieben. Eine solche Szene muß schauerlich, ja entsetzenerregend gewesen sein, da die Kranken wirklich wie von bestimmten Personen oder Teufeln bewohnt, die mit unnatürlichem Gebrüll aus ihnen heraus sprachen, sich geberdeten, in den kritischen Augenblicken sich wehrten und in gräßlichen Krämpfen knirschend sich wälzten. Besonders niederschlagend war es, wenn nach erfolgter Austreibung und Besserung der verjagte Dämon von seinem Opfer wiederum Besitz ergriff und plötzlich in höhnenden Worten sein Wiederdasein ankündigte. In einzelnen Fällen erzielte Kerner doch eine völlige Heilung. Das meiste Aufsehen erregte ein von einem Mönch besessenes Mädchen, der nach eigener Angabe vor mehreren Jahrhunderten in einem Kloster, dessen Trümmer in der Nähe des Heimatsdorfes der Kranken noch vorhanden waren, ein verbrecherisches Leben geführt, mehrere Frauen verführt und diese nebst den Kindern, die sie von ihm bekamen, umgebracht hatte.

Die Möglichkeit des Besessenseins wurde von mehreren

Ärzten und Philosophen festgehalten; Baader, der in seiner Jugend auch Medizin studiert hatte, war stolz auf den Ruhm, die im Altertum und Mittelalter bekannte Krankheit sozusagen wieder entdeckt zu haben. Ringseis machte Kerner darauf aufmerksam, daß die Kirche die Annahme, es könnten auch Verstorbene, nicht nur Dämonen, von Menschen Besitz ergreifen, als unwahr und Betrug höllischer Geister verworfen habe, wodurch sich Kerner aber nicht irre machen ließ. Auch Görres, der Katholik nahm das Besessensein durch Verstorbene wirklich an und hat in seiner Mystik dies Geheimnis in einer auch für Ungläubige bewundernswerten Weise beleuchtet.

Man beurteilt Kerner falsch, wenn man ihn für einen Gefühlsschwärmer hält, der sich mit leicht erregter Phantasie in alberne Spuk- und Gespenstergeschichten verträumt habe. Er selbst versichert, daß er auf dem Wege der Naturforschung und kalter Beobachtung zu diesen Dingen gekommen sei, die seiner Phantasie vielmehr entgegen gewesen wären, und daß Poesie und Religion keinen Anteil daran hätten. Auch spricht er in einem Vorwort zur Seherin von Prevorst den Wunsch aus „es möchten diese Phänomene mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen" und dort weiter verfolgt und erklärt werden. Dies wurde aber nicht beachtet; denn man wollte lieber, wie er klagt, die Geister mit dem Poeten zu Tode schlagen.

Einen kritischen Verstand, den poetische, kindlich unschuldige und liebreiche Menschen der Art überhaupt selten haben, besaß Justinus Kerner allerdings nicht, und er sonderte die Angaben seiner Kranken viel zu wenig von dem, was ihre Einbildung und beschränkte Auffassung hineingemischt hatte. Zuweilen mag ihn auch sein Humor verleitet haben, einen angenehmen Schnörkel, wie E. T. A. Hoffmann es genannt haben würde, stehen zu lassen

oder anzubringen; vergessen darf man nie, wenn man sich das Bild des „ungemein dicklichen" Justinus vorstellen will, diesen feinen Humor, der in seinen Augen saß, und alles was er sah, tat und dachte, auch seine ernsten Überzeugungen, mit einem guten, herzlichen Lächeln betrachtete.

Seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete Kerner, als er den armen Irrsinnigen, den die Leute eingesperrt hatten und an den sich nun niemand heranwagte, weil er in seiner Raserei den Ofen umzureißen drohte, durch Musik beschwichtigte. Gelassen begab er sich in die Zelle, und da er sah, daß freundliches Zureden unverstanden blieb, zog er seine Maultrommel, ein der Harmonika ähnliches Instrument hervor und begann zu spielen, worauf der Irre allmählich ruhig und zutraulich, schließlich ganz folgsam und zufrieden wurde. Daß Spiegel und Musik, namentlich Äolsharfe und Harmonika, die magnetische Wirkung verstärken, hatte schon Mesmer beobachtet; er hatte im Alter Versuche über die Wirkung der Musik auf Tiere mit der Glasharmonika angestellt, was Kerner mit der Maultrommel fortsetzte. Diese Art der psychischen Heilmethode, zu der Reil die erste Anregung von berufener Seite gegeben hatte, ist besonders charakteristisch für die romantische Arzneikunde.

Bei weitem leichtgläubiger und kritikloser als Justinus Kerner war sein Freund und Landsmann Eschenmayer, der Arzt und Philosoph, als welchen ihn zwar die wissenschaftlich gebildeten Philosophen nicht gerne wollten gelten lassen, da er überwiegend aus dem Gefühl heraus grübelte. Mit seinem guten, versonnenen Gesicht ist er doch eine bemerkenswerte Erscheinung unter den schwäbischen Naturphilosophen. Im hohen Alter ließ er sich von einem Schneider, der in den Augen auch der nachsichtigen Beurteiler ein Trunkenbold und frecher Gaukler war, mit

vorgespiegelten Ekstasen hinters Licht führen, so daß selbst Kerner nicht umhin konnte den Kopf zu schütteln. Indessen sind seine Werke über Naturphilosophie und Magnetismus reich an feinen und tiefsinnigen Anschauungen.

Fast alle diese Ärzte und eine Reihe von anderen, die ich nicht erwähnt habe, Breslau in München, der jüngere Schelling in Stuttgart, Ludwig v. Voß und Wolfart in Berlin, Hufeland, ein Bruder des bekannten, Windischmann in Aschaffenburg standen miteinander in Verbindung, zum großen Teil in freundschaftlicher. Sie fühlten sich, von gewissen Abweichungen im einzelnen abgesehen, in den grundlegendenden wissenschaftlichen Überzeugungen einig. Es lassen sich in der theoretischen Medizin der Romantik hauptsächlich zwei Richtungen unterscheiden, die aber beständig ineinander übergehen, die durch die Naturphilosophie und die durch den Magnetismus eingeschlagene.

Ringseis hatte in Anlehnung an seinen Lehrer Röschlaub den Begriff der Krankheit bestimmt als ein dem Organismus fremdartiges Wesen, das sich als Parasit im Körper entwickle, und legte diese Lehre seinem System der Medizin zu Grunde.

Diese Wesen gehören der niedersten Lebensstufe an; es sind „vollkommene, d. i. aus dem Verein von Männlichem und Weiblichem gebildete Samen, welchen der Organismus nur den Boden oder Uterus bietet.“ Der Kranke könne demzufolge, da ein Leben nach eigenen Gesetzen störend in sein Leben eingreife, nicht als einheitliches Ganze betrachtet werden. Die Heilung gehe von dem gesundgebliebenen Körper aus, keineswegs sei also die Krankheit mit dem Heilungsprozeß gleichzusetzen. Im hohen Alter — Ringseis starb erst im Jahre 1880 — erfuhr Ringseis zu seiner Überraschung aus einer kleinen Schrift von Virchow, daß diese Theorie mit der modernsten medizinischen For-

schung übereinstimmte. Die große Entdeckung des Tages, die Bazillentheorie, war eine wesentliche Behauptung seines verhöhnten Systems gewesen; allerdings hatte Ringseis durchaus nicht angenommen, daß es sich in allen Fällen um wirkliche Parasiten handle, sondern den Vergleich herbeigezogen, um das organische Eigenleben der Krankheit zu bezeichnen.

In einem anderen Punkte wich allerdings Virchow von Ringseis ab, indem er nichts von der Lebenskraft wissen wollte, die für jeden romantischen Arzt unerläßlicher Begriff war. Die Lebenskraft war ihnen nicht, wie vielfach fälschlich geglaubt wird, eine zum Organismus hinzukommende, von ihm trennbar zu denkende Kraft, vielmehr das Wesen der Seele, das, wodurch der Organismus etwas Einheitliches, sich selbst Bestimmendes ist. Durch die Lebenskraft unterscheidet sich der Organismus von der Maschine; grade in diesem Punkte war die Naturphilosophie dem herrschenden Brownismus zuerst entgegengetreten. Ringseis wies darauf hin, daß auch Hippokrates in jedem Organismus ein seelisch einheitliches Prinzip angenommen habe, das den Körper gestalte, erhalte und in Krankheitsfällen wieder herzustellen bestrebt sei, indem es seine Alleinherrschaft gegen das störende Fremde geltend machen wolle. Alle die großen Ärzte der Vergangenheit, auf die die Romantiker zurückgriffen, hatten diese Auffassung ihren Systemen zu Grunde gelegt: Paracelsus, der Schweizer, der romantisch-mystische Arzt des Mittelalters, Helmont und Sydenham, die im 17. Jahrhundert lebten, Stahl, der im Geburtsjahre Mesmers starb.

Besonders Paracelsus wurde von den Naturphilosophen häufig angeführt. Sie nannten ihn den Luther der Medizin, weil er die scholastische Medizin angegriffen und überwunden und einige, damals berühmte Bücher von Galenus und Avicenna verbrannt hatte. Auch auf seine

urkräftige und eigentümliche Sprache bezog sich der Vergleich; der kundige Wilhelm Grimm, der in Halle, wo der Geist der Romantik besonders kräftig wehte, sowohl Jakob Böhme wie Paracelsus kennen lernte, wunderte sich darüber, wie diese beiden die damalige Sprache fast gewaltsam durchbrochen hätten.

Paracelsus nannte das Prinzip des Hippokrates den Archaeus und sagte so: jede Krankheit ist ein eigener, für sich bestehender, nach bestimmten Gesetzen sich darstellender Organismus, erzeugt durch das gestörte Verhältnis der Elementarstoffe und durch den verstimmten Archaeus, das dämonische Prinzip des Lebens im menschlichen Leibe; in der Heilung wird der Archaeus des Abweichenden mächtig. Bei Ringseis lautet es: „Krankheit ist diagonale Wirkung aus Lebenskraft und etwas Fremdartigem, was den Organismus kränkt."

Helmont und Sydenham hatten diese Lehre wieder aufgenommen, der letztere die Krankheit als selbständigen Afterorganismus bezeichnet. Stahl wurde gerühmt, weil er sich bemüht hatte, die Vernunft der Seele in den vegetativen Bildungsprozessen darzutun, also das vernünftig bildende Unbewußte, das Carus zuerst wieder wissenschaftlich untersuchte und als göttlich darstellte, erkannt hatte.

Der Ausspruch des Paracelsus: „Jegliche Krankheit ist ein ganzer Mensch, hat einen unsichtigen Leib und ist selbst Mikrokosmus, so daß in der Krankheit zwei Leben in einem sind," stimmt durchaus zu der romantischen Anschauungsweise, die alles was vorher hohler Begriff gewesen war, reell, körperlich, lebendig machte.

An allen diesen Ärzten rühmten die Romantiker vorzüglich auch die Einfalt und kindliche Treue, mit der sie der Natur gegenüberstanden, ihre Erscheinungen beobachteten und sie ehrfürchtig zu leiten suchten. Denn sie waren zu der Überzeugung gekommen, daß Niemand zu

heilen wisse als die Natur selbst, das heißt in diesem Falle die auf geheimnisvolle Weise unbewußt vernünftig bildende Seele, und daß es nur darauf ankomme, sie richtig zu verstehen, sie nicht zu stören und ihr allenfalls zu Hülfe zu kommen. Von dieser Annahme ausgehend, mußte die Heilmethode durch Magnetismus schon deshalb einleuchtend erscheinen, weil sie, nach Mesmer, nichts anderes als die Wiederherstellung der Harmonie im Körper bezweckte und das durch Schlaf erreichen wollte, während des Schlafes aber das Unbewußte am schnellsten und kräftigsten zu wirken pflegt.

Doch auch noch aus anderen Gründen wurde der Magnetismus als erster Schritt zu einer neuen Heilkunst angesehen, die als Bedürfnis empfunden wurde. Mit ihm schien sich der Ring zu schließen, der mit Heilung durch Handauflegen der Priester, Schlaf und Traum im Tempel und pythische Weissagung begonnen hatte. Wie auf allen Gebieten war auch hier die Romantik die Ausdeuterin der verborgenen Weisheit, die die instinktiven Regungen des Altertums geleitet hatte. In einem Buche des Arztes und Philosophen Windischmann stellt sich dieser Gedankengang folgendermaßen dar: Die Krankheiten sind Geschlechter und Arten, lebendige Organismen, die sich im Laufe der Zeit verändern zugleich mit dem Stamme, an dem sie wuchern und von dem sie abhängen. Wie es Krankheiten des Kindesalters, des Jünglings-, Mannes- und Greisenalters gibt, so auch Krankheiten der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen; sodaß, kennte man nur die Geschichte der Krankheiten besser, sich an ihrem Charakter das Alter des Menschengeschlechts genau müßte feststellen lassen. Es können deshalb die Beobachtungen des Hippokrates, an sich nicht genug zu würdigen, als an anderen Menschen und anderen Krankheiten gemacht, für unsere Zeit nicht mehr genügen. Allem Anschein nach tritt das

menschliche Geschlecht jetzt in die gefährliche Periode des Mannesalters; denn unsere Krankheiten unterscheiden sich von den früheren im allgemeinen durch ihren häufig sensiblen Charakter. Früher hatte der Organismus mehr Einheit und die Seele mehr Kraft, sowohl die einzelnen Organe wie die in ihren Organismus hineinspielende Außenwelt ihrer Alleinherrschaft unterzuordnen; jetzt hingegen ist die Einheit gelöst, vielleicht am meisten durch die Lustseuche, die Generationen in ihren Folgen vergiftete. Die Menschen haben die Innigkeit und Kraft der Triebe, die Einfachheit und Sicherheit des Instinktes verloren und sind doch noch fern von der Klarheit wissender Vernunft. Je komplizierter, reicher und bewegter das äußere Leben geworden ist, desto reizbarer die Seele. Aus der Schwelgerei des Daseins und dem zerstörten Geschlechtstrieb, aus der maßlos gewordenen Temperatur der bis an die letzte Faser aufgeregten Seele entspringen Hirnkrankheiten, ja, alle Krankheiten haben zugleich nervöse Symptome. Wie es nichts Kraftvolles im Menschen mehr gibt, nicht einmal große Laster, kühnen Egoismus, so verlieren sich auch die vehementen Krankheiten: alles beginnt mit Heftigkeit und endet mit Ohnmacht. Für die veränderten Bedingungen genügt unsere Heilkunst nicht mehr; die „Leidensgeschichte der Menschen geht mehr in die Tiefen des Lebens ein, und so muß auch die Heilkunst mehr in das Innere gehen." Sie muß auf die Seele wirken, die eigentlich die Mitte des Menschen ist, und von der aus die Krankheit erst Geist und Natur ergreift. Materie kann keine Ursache sein, Materie und Ursache schließen sich aus. Nimmt die Seele die Krankheit nicht an, so kann sie den Leib nicht ergreifen. Krankheit ist Sünde, meist eigene Verschuldung oder Schuld des sündhaften Geschlechtes, an welcher jeder einzelne teilnimmt Es gibt Erbkrankheit, wie es Erbsünde gibt. Auch die Hippo-

kratische Schule lehrte: der Mensch ist von der Erzeugung an eine Krankheit.

Wem dies befremdend erscheint, der bedenke, daß jeder Arzt, auch der bloße Empiriker und Materialist, den Kranken empfiehlt, sich heiter zu halten, da ein ruhiges, heiteres Gemüt Bedingung der Genesung, oder doch ihr förderlich sei, und also, bewußt oder unbewußt, einen Anteil der Seele am Erkranken und Genesen voraussetzt.

Betrachtet man nun die Romantiker selbst mit ihren körperlichen und seelischen Leiden, so findet man an ihnen durchaus bestätigt, was Windischmann über den Krankheitscharakter der Zeit sagt. Vielen Zeitgenossen drängte sich diese Einsicht auf. Eine kluge ältere Frau, Therese Huber, einst als Therese Heyne und Frau Forster die Freundin Karoline Schlegels, schrieb an Justinus Kerner, als der Hyperromantiker Graf Loeben, ein durch und durch kranker, epileptischer junger Mann, zur Behandlung in seinem Hause sich aufhielt, daß die Ärzte solchen Fällen gegenüber, die jetzt so häufig vorkämen, die intellektuelle Unmäßigkeit außer Acht ließen, die sie verschuldete. Sie machte geradezu die romantische Schule dafür verantwortlich, erinnerte an Jean Paul, dessen ärmlichen Jugendtagen abwechselnde Reizmittel versagt gewesen seien, der sie mit Wein ersetzt hätte und den nun auch Branntwein nicht mehr reizte; „er wankt schlaff, stumpf, ohnmächtig in's Grab." Robustere Naturen überlebten den Taumel und bildeten sich eine Lage, „in der sie die überlebende Sinnlichkeit befriedigen und mit Besonnenheit andern ein Blendwerk vormachen; dahin gehört Tieck mit seinen zwei Frauen." Kerner pflichtete ihr bei, nur meinte er, daß nicht das körperliche Leiden solcher Schriftsteller aus ihrem Intellektuellen hervorgehe, sondern umgekehrt. „Loeben's Körper wurde schon in früher Jugend zerrüttet, und die Art seines schriftstellerischen Strebens ging gerade daraus

hervor." Auch er habe ihm ein einfaches, mäßiges, arbeitsames Leben zu seiner Heilung angeraten, „allein ein Dämon, der in ihm ist (der der Epilepsie) strebt mir immer entgegen."

Von dem Jugend- und Studienfreunde Arnim's und Brentano's, Winkelmann, dem Physiker, der jung in Braunschweig starb, sagt Arnim, er habe sich nicht eigentlich durch Liederlichkeit geschwächt, denn das sei mehr Redensart gewesen, sondern durch ein Ritter nachgebildetes Leben: „langes Arbeiten für einige Tage, Hungern, dann Schlafen, Fressen für die folgenden, Verliebttun, Verzweifeln, eine künstliche Empfindungsmanege."

Bei dem unglücklichen Ritter war denn aber doch auch simple Liederlichkeit im Spiele. Clemens Brentano schrieb an Görres, er sei durch eine Krankheit gestorben, „welche eine Folge des Branntweinsaufens war; dies war eine der herrlichsten Naturen, die vielleicht je von ihrer Zeitteufelei sind vernichtet worden." Baader gegenüber, der Ritter's Freund, Bewunderer und Wohltäter war, und ihm gutgemeinte Vorstellungen machte, daß er an seiner Kränklichkeit selbst Schuld sei durch Überreizung und Unmäßigkeit, verantwortete sich Ritter: er habe sein von Natur aus unsäglich schwer zu bändigendes Temperament doch nach Kräften im Zaume gehalten; Weingenuß habe er erst in seinem 26sten Jahre im Umgang mit einem berühmten Manne — es ist wohl Schelling gemeint — kennen gelernt, Opium nehme er erst seit zwei Jahren. „Ich habe vielleicht alles erlebt, was man bis zu meinen Jahren erleben kann; vieles habe ich nie gesucht, aber dagegen oft auch absichtlich mich nicht zurückgehalten, dies und jenes geschehen lassen; sicher, doch wohl, auch noch so tief darein, doch nie mit dem Kopfe unterzutauchen und zu seiner Zeit glücklich und sehr belehrt wieder das Ufer zu erreichen." Dies Experiment

habe er indessen in letzter Zeit bei weitem nicht mehr in jenem Grade getrieben wie von seinem 19ten bis zum 26sten Lebensjahre."

In solchen Fällen zeigt sich allerdings deutlich die „Schwelgerei des Daseins" und „maßlose Temperatur der Seele" als Ursprung körperlicher Leiden, denen gegenüber sich die geistreichsten Ärzte, wenn sie nur über die Mittel der alten Medizinwissenschaft geböten, ohnmächtig erklärten. Kranke der Art bedürfen eines zugleich seelenkundigen und seelengewaltigen Arztes, eines Priester-Arztes, wie Windischmann ihn als Ideal des künftigen Heilkünstlers hinstellt. Christus, der Heiland, ist das Vorbild desselben und der Glaube an Christus die erste Vorbedingung zu segensreicher Ausübung der Kunst, das will sagen: der Glaube an die menschliche Erlöserkraft durch den in ihm wirkenden Gott. Heiland und Erlöser ist ja der Arzt dem Kranken gegenüber: wenn diesem die Kraft fehlt, sich zu Gott, nämlich dem Quell des Heils, zu erheben, muß der Arzt sein Leiden auf sich nehmen, gleichsam sich selbst zu seiner Seele machen, ihm eine rechte Mitte geben. In diesem Sinne faßte Baader die Krankheit als Unvermögen des Organismus, das Gute vom Bösen zu scheiden. „Wenn nun das Gute + a das Böse — b nicht mehr von sich zu scheiden, sich nicht mehr von ihm frei zu machen, es nicht mehr unter sich zu bringen vermag, so muß ein analog freies + A dem + a zu Hilfe kommen, als Heiland, als Erlöser, indem dieses + A, die Aktion — b an sich ziehend, sie absorbierend, gleichsam als diese Sündenlast auf sich nehmend, das + a befreit."

Dies ist die Wirkungsart jeder Medizin, vor allem aber die des Magnetiseurs auf den Magnetisierten. Hier wirkt Seele auf Seele, die Urkraft des Menschen, der Wille, auf den Urgrund des Menschen, der, geschwächt

und gelähmt, die Heilkraft nicht mehr aus sich selbst erzeugen kann. Aus der Einbildung und dem Willen — Suggestion und Magnetismus — geht die Heilung hervor, die dauernd und segensreich ist. Es erhellt nun von selbst, daß diese Ansicht von der Heilkunst im Arzte Eigenschaften voraussetzt, die sich nicht ohne weiteres erlernen lassen: nämlich einen starken Willen und einen guten, reinen Willen. Viele von den romantischen Ärzten, die magnetische Kuren machten, scheinen diese Bedingungen bis zu einem hohen Grade erfüllt zu haben. Von dem jüngeren Schelling, den Ritter im Jahre 1807 den besten Magnetiseur der Zeit nannte, sagt derselbe Ritter, er sei ein „unendlich reiner, unschuldiger und fühlender Mensch"; was andere bestätigen. Als sein Bruder ihn, den Studenten, in Jena in den Schlegel'schen Kreis einführte, wurde er gutartig, aber noch etwas roh befunden; es mag eine gewisse Kraft und Naivität gewesen sein, die unter den Romantikern auffiel, und die ihn eben befähigte, ein tüchtiger Magnetiseur zu sein. Wolfart wird ein „tiefgediegener, inniger Mensch mit reinem Gemüt" genannt, und sein pietätvolles Benehmen gegen den verehrten Mesmer läßt in der Tat auf kindliche Herzensgüte schließen. Über die Kraft und Reinheit des Willens bei Passavant, Ringseis, Carus besteht kein Zweifel; letzterer betont ausdrücklich, daß er sich der priesterlichen Natur des ärztlichen Berufes immer wohl bewußt gewesen sei, seine Aufgabe nie leicht genommen habe. Von Ennemoser, dem Tyroler Hirtenknaben, der einer der meistbefähigten Magnetiseure wurde, ist wenigstens primitive Kraft vorauszusetzen.

Wie es sich von selbst versteht, hielt keiner dieser Ärzte das unmittelbare Wirken auf den erkrankten Organismus durch Arzneien und die genaue Kenntnis des Organismus für überflüssig. Windischmann erinnert dies-

bezüglich an den heiligen Benediktus, der den Klostergeistlichen auferlegte, die Kranken durch erprobte Naturmittel, Gebet, Handauflegen und Exorzismus zu heilen. Dementsprechend sollte die Aufgabe des Arztes dreifach sein: einen Schatz von Heilkräften zu suchen, die in der Natur liegen; das Wesen der Krankheit zu erkennen; die Einwirkung des Mittels selbst zu begleiten, das heißt magisch zu wirken.

Daß allerdings die Chirurgie, das Fach, in welchem die moderne Medizin ihre Triumphe feiert, gänzlich vernachlässigt, vielmehr beiseite gelassen wurde, braucht nicht erwähnt zu werden. Die Chirurgie blieb altherkömmlicherweise den Wundärzten überlassen als ein von der Arzneikunde gänzlich getrenntes Gebiet. Ringseis trug als Leiter des Medizinalwesens darauf an, daß die Wundärzte eine gründlichere wissenschaftliche Bildung zu erwerben haben sollten.

Dreierlei will ich noch als charakteristische Merkmale der romantischen Medizin erwähnen: erstens die Neigung der Ärzte an eine Krankheit als Wurzel aller Krankheiten und dementsprechend an ein Heilmittel zu glauben. Auch hierin war Mesmer vorangegangen; er hatte freilich nicht gemeint, daß der Magnetismus ein Allheilmittel wäre, aber doch, daß er dazu werden könne. Kieser beschränkte das soweit, daß er wenigstens alle die Krankheiten, die überhaupt durch stärkende Mittel gehoben werden könnten, für heilbar durch Magnetismus erklärte. Markus wandte das monistische Prinzip auf eine gewisse Gruppe von Krankheiten an, indem er sagte, es gäbe nur eine Entzündung und demgemäß nur eine Heilart aller Entzündungskrankheiten. Ringseis aber lehrte, daß alle krankhaften Gebilde Gebilde der Entzündung seien. Auch die erzeugenden Schädlichkeiten seien nicht so viele und verschiedene, wie man glaubte. „Wie alle Sünden aus einer Stamm-

sünde, so alle Krankheitsprozesse aus einem Ursprünglichen." Griff man in die Vergangenheit zurück, so war es wiederum Paracelsus, der von einer Universalmedizin träumte.

Durchaus romantisch war es ferner, die Medizin als Kunst zu betrachten, weshalb man sich auch gern des Wortes Heilkunst bediente. „Nicht jeder ist zum Künstler geboren", heißt es bei Windischmann, „und nur diejenigen haben eigentlichen Beruf zur heilenden Kraft, welche mit scharfem Sinn das Krankhafte unter dem Schein des Gesunden bemerkend, dasselbe nicht ertragen können, weil sie von der Vollkommenheit und Schönheit des Gesunden und Harmonischen im Leibe, in der Seele und im Geist durchdrungen und erfüllt sind. Ihnen wird dieser künstlerische Sinn keine Ruhe lassen, bis sie ihn zum Gedanken ausbilden, den Gedanken in die Wissenschaft entfalten und die Wissenschaft ins Werk setzen." Ähnlich äußerte sich Ringseis: ein geniales Können soll dem Wissen an die Seite treten.

Nicht genug aber, daß Wissenschaft und Kunst sich vereinigen: zusammen sollen sie wieder in einem höheren aufgehen, in der Religion. Windischmann nannte sein Werk über die Heilkunst einen Versuch zur Vereinigung derselben mit der christlichen Philosophie; und ich habe geschildert, wie er mit seiner wissenschaftlichen Forschung zu demselben Ergebnis kam wie das Evangelium: „Den Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden sich wohlbefinden." Ebenso bezweckte Ringseis in seinem System der Medizin die Wissenschaft in Einklang mit der christlichen Religion zu setzen. Wie die Heilkunde im Altertum von den Tempeln ausgegangen war, sollte sie nun in die Kirche zurückkehren, und der Arzt, ohne Priester zu sein, doch als Mittler zwischen dem Kranken und Gott stehen.

Romantische Politik.

Wie der Mann im allgemeinen dazu neigt, das Weib zu verachten, aus dem er doch hervorgegangen ist, so verachtet die handelnde Zeit die hinter ihr liegende in sich gekehrte, beschauliche, obwohl die wahrhaft fruchtbringende Handlung aus der Idee entspringen muß und ein Wechseln zwischen Innen und Außen notwendig ist. Das junge Deutschland warf es der Romantik bitter vor, daß sie entweder unpolitisch war oder denn daß sie einer fortschrittlichen Entwickelung durch ihre Vorliebe für das Mittelalter entgegengewirkt hätte. Tatsächlich hat keiner von den führenden Geistern der Romantik an eine Wiederherstellung vergangener oder gar mittelalterlicher Zustände gedacht. Unpolitisch waren die romantischen Naturen; das heißt die äußere Gestaltung des Lebens, sei es in der Familie, der Gesellschaft oder im Staate, interessierte sie wenig, die den Menschen in erster Linie als Inneres, in bezug auf das Ewige und Unendliche betrachteten. Sie waren keine handelnden Menschen; die Politik riß sie aus dem weihrauchdurchdufteten Tempel des Innern, den Clemens Brentano so lockend schildert, aus heiligen Hainen der Betrachtung und Anbetung in Straßenlärm und Schlachtgewühl, wo die Augen nicht Schönes und Fernes suchen durften, sondern aufmerken mußten, wo es galt sich mit den Armen durchzukämpfen.

Justinus Kerner hat sich über sein Verhältnis zur

Politik folgendermaßen ausgesprochen: „Ich mißkenne nicht, daß die Politik der Tod aller wahren Poesie ist, wohl auch, weil sie zur Äußerlichkeit, vom Naturleben weg in die Unnatur des Staatenlebens führt, in dem nun einmal, besonders in unseren Jahrhunderten, keine Poesie mehr zu finden ist." Gerade das, daß sie „die Natur mit ihrem Lärm übertäubten" warf er den Revolutionären vor, daß man vor dem Schlag ihrer Trommeln den lieben Schall der Drosseln und Nachtigallen nicht mehr hören könne. Das Menschenleben, soweit es nicht mit der mütterlichen Natur in Zusammenhang steht, erschien ihm zufällig und unwesentlich.

Euer entsetzliches Schreien:
„Volksherrschaft bringt einzig Gedeihen!"
Euer Vivatrufen und Wüten,
Euer Trommeln, Trompeten,
Übertönet der Nachtigall Flöten,
Erschüttert Blätter und Blüten!
Und dem Dichter ist's wohl zu verzeihen
Ruft er im Freien:
Ihr Menschenkinder!
Ist's Frühling? ist's Sommer? ist's Winter?

Als sein politisches Glaubensbekenntnis bezeichnete er selbst das Gedicht, in welchem er sich über den Druck der napoleonischen Fremdherrschaft mit der ewigen Sonne am unantastbaren Himmel tröstet:

So lang noch Berg und Tale blüh'n,
Durch sie melodisch Flüsse zieh'n,
Ein Vogel hoch im Blauen schwebt,
Goldähren licht im Westhauch wallen,
Gebirge stehn, Alphörner schallen,
Hat diese Welt nicht ausgelebt,
Und was die Menschen tun und treiben,
Ob frei sie oder Knechte bleiben.

Dem Himmel gräbt es sich nicht ein:
Kein Treiber bringt mich je in Zweifel,
Wär' er ein Teufel aller Teufel,
Er ändert nicht der Sonne Schein.

Als die Kriege gegen Napoleon anfingen, schrieb Brentano an Arnim: „Werde kein Soldat in einer Zeit, wo es keine gibt, bleibe der unsichtbaren Kirche der Kunst angehörig .... Du weißt nicht, wie es mich erschreckt, wärst du Soldat, o sei keiner der untergeht, keiner der siegt: sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes." Worauf Arnim, der Brandenburger Edelmann, Abkömmling von Soldaten, antwortete: „Soldat fürchtest du, daß ich werden möchte? Es wäre freilich das Einfachste, aber wahrscheinlich auch das nutzloseste bei meiner Unkenntnis und Ungewohntheit in tausend notwendigen Dingen." An Görres, als er sich mit seinem Merkur wenigstens als geistiger Kämpfer in's Gewühl stürzte, schrieb Arnim abmahnend: „Es tut mir wahrlich leid, daß du dich von den Büchern zu den Menschen gewendet, du kannst froh sein, wenn du mit verlorener Zeit davon kommst." Es fehlte Arnim nicht an Lust sich zu betätigen: aber er hatte doch nicht Kraft und Unbefangenheit genug, allen inneren und äußeren Zwiespalt zu überwinden und für eine heilig gehaltene Überzeugung in die Schranken zu springen. Creuzer ließ sich ähnlich wie Arnim gegen Görres vernehmen; er schrieb ihm, daß er ihn für zu gut halte, sich in das Getriebe der Welthändel zu mischen, die, wie es den Anschein hätte, allenthalben sehr ungöttlich wären. „Mohren werden Sie doch nicht weiß waschen!" Von E. T. A. Hoffmann wird erzählt, er habe politische Blätter nicht gelesen, sich überhaupt um Politik nicht gekümmert: hätte ihm jemand wichtige politische Neuigkeiten erzählen wollen, so hätte er ihn mit den Worten unterbrochen: „lassen Sie das, wir

haben etwas Gescheideres zu reden." Je ereignisreicher die Zeit wurde, desto energischer entfaltete sich, gleichsam in Gegenwirkung, sein Inneres, und während er im Jahre 1813 in Dresden seine ersten Novellen dichtete, schrieb er einem Freunde: „In keiner als in dieser düsteren, verhängnisvollen Zeit, wo man seine Existenz von Tag zu Tag fristet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben so angesprochen — es ist, als schlösse sich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Inneren hervorgehend, und sich gestaltend, mich dem Drange des Äußeren entrückte." Ganz ähnlich schrieb Goethe im Jahre 1808 an Bettine: „Ich habe mich nun hier in Jena in einen Roman eingesponnen, um weniger von allem Übel der Zeit ergriffen zu werden."

Wo es sich nun aber in der Politik um Persönlichkeiten oder um die Nationalität handelt, waren die Romantiker stark, zum Teil mit Leidenschaft beteiligt.

Sie neigten nicht dazu, wie so viele Deutsche, Napoleon zu bewundern; denn er war für sie der Vollender der Revolution, das Prinzip der Zentralisation und des Despotismus. Seine entscheidende Form hat dem romantischen Hasse gegen Napoleon Kleist gegeben; auf das marmorne Bild des „Korsenkaisers" wirft seine schauerliche, in Glut gehämmerte Sprache ein düsteres Licht. Ihm ist Napoleon nicht ein Feind im gewöhnlichen Sinne, sondern „der böse Geist, der Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten, ein Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und den Engeln einst am jüngsten Tage der Odem vergehen wird, ein der Hölle entstiegener Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist." Auch der Verhaßte wird aus Vereinzelung und Zufälligkeit in's Ewige erhoben.

Mit dem Haß Napoleons war der Frankreichs enge

verbunden. Er war gewissermaßen der böse Dämon, der in den ihm geeigneten Körper gefahren war und von der lüsternen Seele Besitz ergriffen hatte. Im französischen Staatsleben hatte seit Jahrhunderten schon die Zentralisation gesiegt, das kahle, dürftige, lebentötende Prinzip des Mechanismus, das die Romantik auf allen Gebieten verfolgte. Wie sie Newton bekämpfte als den, der in der Physik und Astronomie an die Stelle des Lebens den Mechanismus gesetzt habe, so Frankreich als den Staat, der durch willkürliche Berechnung und Konstruktion die mannigfaltige Gestaltung organischer Form und lebendige Wechselwirkung ersetzen wollte. Preußen nicht minder war das feindliche Prinzip in diesem Sinne, der tote Begriff gegenüber der lebendigen Idee, das Bewußte im Gegensatz zum Unbewußten, der naturlose Geist, als Staat im großen Ganzen die willkürliche Schöpfung einzelner Männer, nicht in ältester Vergangenheit wurzelnd und mit Notwendigkeit sich entfaltend, also in den Augen der Romantik der Heiligung durch beständiges Teilhaben am göttlichen Urquell entbehrend. Man glaubte nicht, daß Preußen berufen sein könnte, Deutschland an Frankreich zu rächen, aber man wünschte es auch nicht. Schon als die Freiheitskriege im Jahre 1813 begonnen hatten, schrieb Creuzer an Görres, sie wären in Heidelberg durchaus nicht der Meinung, als würden die Preußen viel ausrichten. Daub hätte ihre Begeisterung treffend einen Strohfeuerenthusiasmus genannt, „und wenn sie, was nicht zu erwarten, emergieren könnten, so würde ihre angestammte Hoffart in unerträglichen Hohn und Härte gegen Andere ausarten.“ Durch diese Charakterzüge haben die Preußen von jeher alle übrigen deutschen Stämme abgestoßen. Bei allen Reibungen und Neckereien beruht das Verhältnis der Schwaben, Sachsen, Hessen, Franken untereinander auf einem friedlicherem, sicherem Grunde, als das der sämt-

lichen deutschen Stämme gegen die Preußen. Die Ursache davon liegt im tiefsten Unbewußten, das den Romantikern heilig war, nämlich in der nationalen Verschiedenheit. Zur Zeit des Wiener Kongresses schrieb Görres im Rheinischen Merkur, die Sachsen und Rheinländer wären verwundert, daß $^4/_5$ deutsche Menschen sich nach dem entferntesten $^1/_5$ nennen sollten, das noch dazu halb slavisch sei.

Die Stammcharaktere, sagt Görres, seien so unverwüstlich wie die Pflanzenarten. Und Pflanzenmenschen waren die Romantiker alle, entweder entwurzelte, heimatlose, oder starke einheimische Gewächse, stolz in ihrer Stammeseigentümlichkeit ruhend, voll Sinn für die Eigenart anderer Stämme, voll instinktiver, unüberwindlicher Abneigung gegen manche und sich sträubend gegen Verschmelzung selbst mit solchen, die von weitem wohlwollend betrachtet wurden. Durch die Wurzel empfangen sie die Nährkraft der Erde, und je nachdem der Boden, der sie trägt, anders geartet ist, sind sie wie Kinder, die verschiedene Muttermilch gesogen haben. Die Vorliebe für das Stammhafte ist nichts anderes als die für das Unbewußte im Menschen, das Forschen nach den tiefsten Quellen, aus denen sein Wesen zusammengeflossen ist. Daher begannen zur Zeit der Romantik Untersuchungen über die Verbreitung der germanischen und insbesondere der deutschen Stämme; aus Sage und Märchen und Vergleichung und Anschauung der Gegenwart suchte man sich ein Bild ihrer Art zu machen. Görres wollte seine Idee von den Stämmen in einem Buche, das Altdeutschland heißen sollte, aber nicht vollendet wurde, darstellen; die Brüder Grimm, Arnim und andere Freunde feuerte er an, ihm mit Beobachtungen, in ihrer Heimat oder auf Reisen gesammelt, zur Hand zu gehen.

Es ist hiernach einleuchtend, daß ein zentralisierter Staat wie Frankreich, wo die Stämme oder Provinzen

zu gunsten eines beherrschenden Mittelpunktes unterdrückt und ihre Verschiedenheiten ausgeglichen werden, nicht nach dem Sinne eines romantischen Politikers sein konnte. Die Einheit, die sie wünschten, sollte die Eigentümlichkeit und bis zu einem gewissen Grade die Selbständigkeit der einzelnen Teile keineswegs zerstören: der Bundesstaat, wie man sieht, schwebte ihnen vor. An seiner Spitze, als Vertreter der Einheit dachten sie sich nicht Preußen, sondern Österreich oder denn beide, Österreich aber jedenfalls als Träger der Kaiserkrone. Preußen war ein neuer Begriff, an den man sich kaum gewöhnt hatte, das alte kaiserliche Österreich mit Deutschland durch herrliche Erinnerungen verbunden. Nicht nur den Rhein, sondern auch die Donau hatte die Heldensage bekränzt: die Donau hinunter fuhr Krimhild ins Hunnenland, in der Donau badeten die Meerfrauen und prophezeiten Hagen den Untergang der Burgunder. In dem halbböhmischen Prag hatten die Lützelburger gesessen, die letzten Kaiser der großen Romzüge, und die erste deutsche Universität hatten sie dort gegründet. Das alte Bollwerk gegen die Türken war zugleich Deutschlands Pforte zu den Wundern des Orients, ja, mit Italien, dem Lande deutscher Sehnsucht, aufs engste verbunden. Österreich war, darf man sagen, innerhalb Deutschlands der Süden und der Orient, wohin der Kompaß der Romantik deutete; das Land des Gesanges, der Phantasie, die üppige Natur.

Es waren nun aber die Führer der Romantik durchaus nicht so parteiisch blind, daß sie Preußens Verdienste verkannt und es etwa ganz aus Deutschland hätten verdrängen mögen. Namentlich durch die Freiheitskriege hatte sich das Land der Ordnung und Beherrschung einen gültigen Titel auf eine leitende Rolle in Deutschland unwidersprechlich erkämpft. „Zwar erkenne ich es als Unglück", sagte Görres, „daß im Reich zwei Mächte stark

geworden sind; aber es gehört zur Geschichte." Widersprach also die Zweiteilung dem monistischen Ideal, so war sie doch bereits durch Überlieferung geheiligt, als etwas Gewordenes, Entwickeltes zu achten. In der Zeit seiner größten politischen Wirksamkeit stellte Görres das echt romantische Ideal eines nach dem Vorbild des Sonnensystems gebildeten Deutschen Reiches auf: eine Ellipse mit zwei Brennpunkten Preußen, und Österreich.

Justinus Kerner hat ein Gedicht daraus gemacht:

Kein Körper kann besteh'n mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn stets auch ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt er Wien, das herzliche, in ihn.

Österreich sollte sich demnach zu Preußen verhalten wie das Unbewußte zum Bewußten, das Gangliensystem zum Cerebralsystem, die Nacht zum Tage, die Wurzel zum Wipfel. Für unentbehrlich hielt Görres Österreich, das mütterliche, den warmen Lebensquell, die bildende Natur; „aber sicher ist die Übermacht des Geistigen auf Seite Preußens, und der Geist ist's, der in jetziger Zeit zuletzt immer siegreich bleibt". Es ist das etwa die Auffassung Preußens, die Kleistens Prinzen von Homburg zu Grunde liegt, und das Zugeständnis einer gewissen Ohnmacht ist darin inbegriffen. Görres liebte die Gotik; der Plan des Kölner Domes mit den zwei Türmen versinnbildlichte ihm Deutschland wie es hätte werden sollen, der Wiener und der Straßburger mit einem Turme, wie es geworden war.

Görres Rheinischer Merkur bezeichnet die Blüte der romantischen Politik. Er war von Geburt Rheinländer; von der Mutter her floß auch italienisches Blut in seinen Adern. Doch war seine Erscheinung durchaus deutsch: groß und kräftig gebaut, hatte er goldblondes Haar und

goldhelle Augen. Sein Wesen war gesund, naiv, harmonisch, seiner Jugendgeliebten blieb er zeitlebens treu, seinen Kindern war er ein guter Vater, der Freunde nicht so sehr bedürftig, wie von Jüngeren und Schwächeren als Lehrer oder Freund gesucht. Wundervoll charakterisiert ihn das Zeugnis, das ihm auf der Schule ausgestellt wurde: felicissimum ingenium, diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles. Man sieht da den Knaben voll Lebensdrang und Lebensfeuer vor sich, der über die Schulstube hinaus strebt, mit unbewußter Sicherheit den überflüssigen Lernkram beiseite schiebt, dennoch Schritt hält; im Denken reifer als seine Mitschüler, im Wesen aber ein Kind. Als naiver Mensch dachte er nicht über sich nach, sondern lernte sich erst handelnd kennen, und so konnte ihm die große Täuschung mit dem Anschluß an die französische Republik begegnen. Das hatte aber noch andere, einleuchtende Gründe: er kannte die verrotteten Zustände der kirchlichen Fürstentümer am Rheine aus eigener Anschauung, von der neuen Freiheit in Frankreich hatte er nur seine Ideale, die er sich nach ruhmrednerischen Gerüchten gebildet hatte. Als er nun in Paris mit französischer Art und französischen Einrichtungen in Berührung kam, wurde er sich seiner germanischen Eigentümlichkeit erst recht bewußt und kehrte als Vorkämpfer einer Wiedererhebung Deutschlands in das Vaterland zurück. Nachdem er von einem Zwischenreich, wie das karolingische Lotharingien war, geträumt hatte — schon damals an die alten Überlieferungen anknüpfend — ging ihm nun der Gedanke des unabhängigen, einigen Deutschlands auf, den er unerschrocken und unentwegt zu verbreiten suchte. Als die Unabhängigkeit erkämpft war, begründete er den Rheinischen Merkur, der am 23. Juni 1814 zuerst erschien, um als ein freiwilliger Volksvertreter bei der Neugestaltung des deutschen Reiches,

die zu erwarten stand, seine Stimme abzugeben. Er allein, dessen Arbeitskraft unerschöpflich war, schrieb dies Blatt, das allgemein als das erste politische Journal angesehen wurde, allerdings unter getreuer Benützung der Briefe, die von Freunden und Gesinnungsgenossen, zu denen die meisten Gebildeten der Zeit zählten, an ihn gerichtet wurden. Zustimmung von allen Seiten ermunterte ihn. „Ich behaupte", schrieb der Naturforscher Ebel, „daß mit so viel Geist, Witz, Umsicht der Vergangenheit und Gegenwart, mit solcher Kenntnis der Geschichte und ihres wahren Geistes, mit so viel Tiefe, Kraft und heiligem Feuer noch nie ein politisches Blatt in Europa geschrieben wurde". Dr. Schultze, später ein berühmter Schulmann, schrieb: ihm erscheine der Rheinische Merkur oft wie ein Vesuv, der in die Ecke zwischen Mosel und Rhein von höherer Hand mächtig hingepflanzt sei zum Schutz und Trutz gegen das Franzosentum. Die Brüder Grimm berichteten, in Hessen, Preußen und sicherlich überall in Deutschland sei jedermann vom Merkur entzückt. Der durchaus unpolitische Clemens Brentano, vermutlich hingerissen von der stilistischen Kraft und Schönheit, die Görres im Merkur entfaltete, schrieb zwischen Ernst und Scherz: „Liebster bester Görres, es muß anders werden in der Welt, die Politik kann nicht so schlecht sein, daß sie nicht eine Passion für euch kriegte, ihr redet ja wie ein berauschter Liebhaber, die Geschichte muß euch Schäferstunden geben". Die Macht von Görres Sprache erkannten auch seine Gegner an. Nicht leicht habe jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben wie Görres, schrieb Gentz an die Rahel, und an Görres selbst, freilich nicht ohne berechnetes Schmeicheln: „Wenn ich gleich oft gegen Sie gemurrt habe, hat doch das Übergewicht Ihres Genies mich ebenso oft wieder mit Ihnen ausgesöhnt".

Während im allgemeinen politische Schriften schnell

veralten, kann man Görres' Aufsätze aus dem Merkur und die darauf folgenden noch heute genießen, die kraftvolle architektonische Schönheit, mit der seine Gesinnung ausgedrückt ist, und seine echt romantische Haltung „über den Polen" bewundern. Es liegt Größe darin, wie Görres um der wesentlichen Ideen willen, die er verfocht, jede innerliche Ungerechtigkeit an Zuneigung oder Abneigung zu unterdrücken wußte. Die Hauptideen waren außer dem Kampfe gegen Frankreich und der Einheit des Ganzen bei Erhaltung der eigentümlichen Besonderheit im Einzelnen, die Beachtung des Entwickelungsgesetzes durch Anschluß an alte Formen und fortschreitende Weiterbildung derselben. Für die Romantiker war der Staat nicht minder als etwa die Erde ein lebendiger Organismus mit Gliedern, die bis zu einem gewissen Grade ihr selbstständiges Leben haben. Der Staat ist kein Begriff, sondern eine Idee, sagt Baader; der Staat ist ein Naturgewächs, ein Kunstwerk Gottes, Ringseis. Darum sollen, das ist Görres' Meinung, uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen; man solle das Neue vor dem Alten nicht verwerfen, noch auch umgekehrt, jedes habe seine Zeit und Gelegenheit. Er hält den Norden für zu historisch, den Süden für zu radikal, beide Parteien aber müßten sein — ohne Parteien keine Reibung und Bewegung — beide wären berechtigt und lösten sich auf in einer höheren Einheit. Nicht einmal der Reaktionär Adam Müller war blind gegen die alten Mißstände; von dem „alten Wust," warfen Gentz und Metternich ihm vor, könne kein Jakobiner verächtlicher reden als er. Zunächst betrachtet der Romantiker, wie es nicht anders sein kann, das Zurückliegende, die verlassenen, stets von Offenbarungen vollen Formen. „Der Mensch fußt, und Dank sei es seiner guten Natur, mit tiefen Wurzeln in der Vergangenheit seines Daseins". Und noch einmal Görres:

„Wer auf lange Dauer gründen will ein bleibend Dach, muß durch den leichten Schnitt der Außenfläche dringen und unten die ewigen Grundvesten aufsuchen", die auf dem uralten Gerüste der ersten gesellschaftlichen Verfassungen ruhen. Aus dem vielgliedrigen mittelalterlichen Staatenbunde, mit seinem Reichtum an individuellen Gebilden, seiner Beweglichkeit, Ausdrucksfülle, seiner chaotischen Verwirrung, was alles den Romantikern so sehr zusagte, konnte nach diesen Grundsätzen kein Einheitsstaat, höchstens ein Bundesstaat werden.

Entrüstet über die Selbstsucht der deutschen Fürsten auf dem Wiener Kongreß, die, anstatt an das Ganze zu denken, sich auf Kosten anderer zu vergrößern suchten und dadurch Oberherrschaft zu ertrotzen, schrieb Görres, minder phantastisch als eine solche Hegemonie sei die deutsche Republik, „und näher liegt ein Bundesstaat in der Form des Amerikanischen der Gegenwart." Ernstlich dachte Görres nie an eine Republik; zu allen Zeiten von einem Kaiser und vielerlei Fürsten beherrscht, wäre Deutschland nicht ohne Willkür in allen Teilen so umzuwandeln gewesen. Da indessen der südliche Pol oder der zweite Brennpunkt, das Volk, zu seinem Rechte kommen sollte — „Fürsten und Völker sind von Gottes Gnaden", sagte Ringseis, — kam man folgerichtig auf die Form der beschränkten Monarchie. Von der doktrinären Voreingenommenheit für eine bestimmte Staatsform war Görres frei. „Das ist überhaupt der Irrtum in allem, daß man meint, Größe und Kleinheit, Genie und Blödsinn, Tugend und Schlechtigkeit, Großsinnigkeit und Erbärmlichkeit seien stehend und fest an irgend eine irdische Form geknüpft." Doch mußte sich aus Deutschlands historischer Entwickelung eine bestimmte Verfassung als die beste ergeben, und das schien Görres und anderen eine Verbindung von Monarchie und Demokratie zu sein. J. J. Wagner,

der größtenteils romantische Ideen aufnahm und verarbeitete, war der Ansicht, daß das überhaupt allgemein gültig sei: „Nach dem Priesterstaate kam die Despotie, die Demokratie war dagegen ein Fortschritt und würde, verbunden mit der Monarchie, in der Neuzeit die Völker zu wahrer organischer Gestaltung führen."

Dies ist — es versteht sich von selbst — keine Spezialität der Romantiker; die wesentliche Frage ist, in welcher Weise die Volksvertretung gedacht wurde. Gerade hier nun konnten die Romantiker, auch Görres, sich von den mittelalterlichen Formen nicht losmachen: „die ständische Vertretung blieb für sie die einzig zulässige". Wie die Stämme sahen sie auch die Stände, den Adel oder Wehrstand, den die Geistlichkeit und die Gebildeten überhaupt umfassenden Lehrstand und den ackerbautreibenden Nährstand, als ein Naturgewächs, als eine ewig unveränderliche Art an. Dem Handel und der Industrie sollte, so war wenigstens Görres Meinung, durch eine große Hansa handeltreibender Städte Leben und Wirkung gesichert sein.

Oelsner, der kluge Beobachter der französischen Revolution, hatte eine hohe Meinung von Görres schriftstellerischer Begabung, meinte aber, seine drei Stände gehörten ins Reich der Nibelungen. Aber ebenso monströs und barbarisch wie ihm solche Antiquitäten, erschien dem Romantiker die moderne Auswalzung des Volkes zu einer gleichartigen Masse. Jakob Grimm äußerte später einmal, er könne keine Partei unbedingt loben noch tadeln, doch mißbehage ihm an den Liberalen ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit. Die Romantiker konnten auch in der Politik vom künstlerischen Standpunkt nicht ganz absehen, wie es denn Görres zum Beispiel eine Barbarei nannte, ein solches Kunstwerk wie die venezianische Verfassung gewesen sei, zu zerstören.

Gliederung der breiten Masse des Volkes verlangte der künstlerische Sinn sowohl wie der naturphilosophische, und zwar natürlich keine schematische, willkürliche, sondern wie sie das bewußtlos plastische Altertum vorgebildet hatte. Die französische Revolution hatte in den Augen der Romantiker nicht alte Einrichtungen über den Haufen geworfen, sondern Lebewesen in Stücke gerissen, aus denen Blut floß. Man habe damals nicht daran gedacht, meinten sie, daß die Menschheit ein großer Organismus ist, daß ein persönlicher Lebenswille sowohl wie ein organischer Zusammenhang die Geschlechter zusammenhält. In der französischen Revolution, sagt Adam Müller, herrschte der Irrtum, als seien die alten Bräuche und Gesetze Sachen, die man beiseite werfen könnte, als wären die Vorfahren wirklich vermodert und ihre ganze Verlassenschaft bedeute nicht mehr, als was sich auf dem Markt erwuchern und erkaufen lasse. Könnte man wirklich den Menschen als eine Einzelerscheinung abgesondert von Vor- und Nachwelt betrachten, gäbe es eine durchgreifende Grenze zwischen Vater und Sohn, so wäre der erbliche Adel etwas Sinnloses. Nicht nur auf die Geschichte, sondern auch auf die Natur berufen sich die romantischen Politiker: in der Natur sei alles gesondert, gegliedert, körperlich scharf geordnet, ebenso müsse es in der Gesellschaft durch die Stände sein. Görres vergleicht den Bauernstand dem Ernährungsapparat im Organismus, das städtische Leben dem Atmungsapparat; beide ständen sich qualitativ gleich, obwohl letzteres höher gerückt sei.

Gerade der Bauernstand erfreute sich besonders auszeichnender Liebe von Seiten der Romantik. Sie stimmte darin mit der französischen Revolution überein, aber wesentlich anders war doch ihre Idee von der Natur und von der Rückkehr zur Natur als die Rousseau's. Hatten auch viele Romantiker, Zacharias Werner, Kleist

und andere eine Zeit im Leben, wo sie Bauern werden wollten, so war doch, wenn man das reifliche Denken der Romantik zusammenfaßt, sein Ergebnis, daß man durch Vorwärtsschreiten, nicht durch Zurückgehen wieder zur Natur gelangen müsse, nicht durch Wegwerfen der Errungenschaften der Kultur, sondern durch Vertiefung der Bildung, bis der Punkt erreicht werde, wo die Kultur sich wieder mit der Natur begegne. Man liebte den Bauernstand etwa wie das Kind, als Bild eines naiven und vollkommenen Zustandes, aus dem man ein für allemal herausgetreten sei und der doch zugleich als Paradies der Zukunft vor einem liege. So wenig wie man wünschen würde, die Kinder möchten unkindlich werden, wie vielmehr jedem daran liegt, der Kindheit ihre Naivität zu bewahren, so strebte die romantische Politik danach, die urtümlichen Formen des bäuerlichen Standes festzuhalten. Ringseis, Adam Müller, Baader stimmten für die Erhaltung beziehungsweise Wiedereinführung der Naturalwirtschaft und suchten, soviel an ihnen war, die Ablösung der Zehnten zu hintertreiben. Begünstigten sie damit scheinbar eine Form der mittelalterlichen Hörigkeit, so verbarg sich doch dahinter keineswegs der Wunsch, das Volk in sklavischer Unterwürfigkeit zu erhalten; abgesehen von der Neigung, am historisch Gegebenen festzuhalten, fürchteten sie, die Bauern würden, um die erforderliche Summe aufzubringen, in die Hände von Wucherern geraten, und überhaupt würde die Geldwirtschaft mit allen ihren verderblichen Formen zunehmen. Interessant, wenn auch höchst wunderlich, ist Wilhelm von Schützens Versuch, aus Faust's zweitem Teil eine Weissagung über den Untergang des Ackerbaues und dessen Folgen herauszulesen. Schütz hatte in Schlegels deutschem Museum die Behauptung aufgestellt, daß die römisch-katholische Kirchlichkeit und Lehre sich im christlich

abendländischen Ackerbau manifestiere, die Dreifelderein-teilung zum Beispiel das Mysterium der Trinität wider-spiegele. Würde der Ackerbau dereligionisiert, so müßten alle übrigen Zustände nachfolgen. In einem Gespräch, das Schütz mit Goethe hatte, kam Goethe, wie jener er-zählt, auf diesen Gegenstand, billigte Schützens Ansicht und sagte, man würde statt neuer Konstitutionsversuche besser die Frömmigkeit und Unschuld des alten Ackerbaues zu erhalten suchen. Im Faust nun habe Goethe zunächst das Teuflische und Verhängnisvolle der Geldwirtschaft dargestellt, da nämlich, wo die Gnomen, Riesen, Plutus usw. auftreten, die Repräsentanten des Bergbaus und metallurgischen Geschäftes. Von dort stamme der Verlust des Paradieses, unter der Erde wohne der infernale Tod. Es habe eine tiefe Bedeutung, fügt Schütz bei dieser Ge-legenheit hinzu, daß Luther Sohn eines Bergmanns ge-wesen sei. Vollends als wesenloses Nichts, als das rein mephistophelische wird uns das Papiergeld gewiesen, das die Geldwirtschaft zur Blüte treibt. Ihr ergibt sich Faust gänzlich, indem er das Symbol des ackerbaulichen Lebens, die friedliche Hütte von Philemon und Baucis, zerstört und sich seinen aufs Meer gerichteten Plänen widmet, die Merkantilismus und Navigation bezwecken, „vielleicht" meint Schütz im Jahre 1844 „Vorahnung von List's aber-witzigem Schmachten nach einer deutschen Marine". Mit der Entkirchlichung des Lebens — durch Zerstörung des christlichen Ackerbaus — kommen Sorge, Mangel, Schuld, Not und Faustens Ende.

Im allgemeinen namentlich der Industrie abgeneigt, insofern sie den Ackerbau unterdrückte, waren die roman-tischen Politiker doch nicht einseitig beschränkt: nur die überhandnehmenden Ansprüche und die ihrer Ansicht nach verkehrten Formen des industriellen Lebens bekämpften sie. So sagt Baader, wenn auch mit dem Steigen des

Industriewesens der Pauperismus, der Sozialismus und das Bestreben der Arbeiter, sich zu organisieren, zunehmen müsse, solle man deswegen doch nicht den Fortschritten der Industrie Einhalt tun. Seine Meinung war, man müsse gegen die verderblichen Folgen durch Begründung eines vernünftigen Armenwesens aufkommen, woran die Geistlichkeit sich beteiligen solle. Ringseis betonte, daß er nicht die Industrie an sich, nur die gegenwärtige, nicht korporative bekämpfe; diese gegenwärtige freilich sei nicht gemeinnützlich, sondern gemeinschädlich, weil wenige dabei reich und viele dabei arm würden. Er hielt die Auflösung der alten Zünfte für einen verhängnisvollen Irrtum; angeboren, sagte er, sei der Trieb nach eigener Verwaltung, von Gott gegeben der Trieb nach Gesellung. Die Zeit hat ihm Recht gegeben, nur insofern nicht, als der Notstand bessere, geeignetere Formen hervortreibt, als die alten, durch vielen Mißbrauch entstellten gewesen wären. Damals wurde die Vorliebe für das Zunftwesen als Symptom des mittelalterlichen Aberglaubens verlacht, ja mitsamt den anderen Meinungsäußerungen als illiberale Bosheit und Schmeichelei der Großen gebrandmarkt.

Ringseis, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, lag Kriecherei oder Berechnung fern: er verfocht jederzeit unentwegt seine eigenste Meinung und scheute die wütenden Ausfälle der Liberalen so wenig wie die Ungnade der Fürsten. Als die Universitäten in den Verdacht kamen, den Geist des Aufruhrs in der Jugend großgezogen zu haben, vertrat er mutig in akademischer Rede das Recht der freien Forschung. Würden die Regierungen, sagte er, die Freiheit der Universitäten vernichten, so hieße das den jakobinischen Forderungen von Aufhebung des Königtums und Adels Recht geben, und das gälte selbst in dem Falle, daß die Universitäten wirklich einige Schuld an dem revolutionären Geiste der Zeit trügen.

Wie wäre es überhaupt denkbar, daß die Romantiker, die das Unbewußte eigentlich entdeckt hatten und es liebten, die Liebhaber des Volksliedes und alles Volkstümlichen, eine volksfeindliche Gesinnung gehabt hätten? „Ich habe von Jugend auf," sagt Justinus Kerner, „unter dem Volke und für das Volk gelebt," hinzufügend: „aber nie um seine Gunst, wie nie um die eines Fürsten gebettelt". Ebenso volkstümliche Männer waren Ringseis, Görres, Brentano, die Brüder Grimm, die alten Schäfern und Bäuerinnen ihre Märchen ablauschten.

Bis zu den 20er Jahren atmeten Kerners Gedichte, wenn sie Politisches berührten, durchaus liberale Gesinnung. Rückwärts, sagt er da in einem „Vorwärts" betitelten Liede, wäre eine Weise aus irrem und krankem Herzen. Bürgerssöhne und Ritterkinder wären im Gefechte Brüder geworden, ihr Blut mit gleicher Ehre in einem Strome vergossen, jetzt dürfe man nicht rufen, der eine sei mehr, der andere minder nach altem Recht.

Vorwärts! Vorwärts! weiter! weiter
Über Trümmer ewig tot.
Weh', o Bürgerfahne, heiter
In das frische Morgenrot.

Was für unüberwindlicher Freiheitsdrang in dem wundervollen Weinliede, das wie ein dunkelroter Strahl aus krystallenem Becken aufschießt:

Laßt uns heut mit Geistern ringen;
Blickt der Alte noch so klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entspringen!
. . . . . .
Füllet mutig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an! Dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! es liegt erstarrt, veraltet,
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in ihrer Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch ins Herz hinein,
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben.

Von E. T. A. Hoffmann erzählt ein Freund, er habe sich gern mit Bauern, Handwerkern, überhaupt Leuten niederen Standes unterhalten, aber sie hätten müssen in den Grenzen ihrer Stellung bleiben, sich nicht geltend machen wollen. Man findet nicht selten, daß konservative und reaktionäre Menschen, die Sinn für den Reiz des Volkstümlichen haben, besser mit dem Volke umzugehen wissen, als die von Partei wegen Volksfreunde sind. Ein Romantiker würde es so töricht und unbegreiflich finden einen typischen Mann des Volkes aus seinem Kreise zu heben, wie ein Volkslied in ein Sonett umzuwandeln. Welche Ansicht die richtige und für das Allgemeinwohl förderlichste sei, die Frage soll hier nicht berührt, nur festgestellt werden, daß ein Romantiker etwa gegen das allgemeine Wahlrecht oder gegen die parlamentarische Volksvertretung stimmen und doch ein warmes Herz und eingehenden Sinn für das Volk haben kann. Mit besonderer Lust schildert Hoffmann den Meister Johannes Wacht, den Zimmermann und Sohn eines verarmten Drechslers — denn „nicht Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge“ — oder den Küfermeister Martin und seine frommen, treuen Gesellen, die ein stolzes Genügen in ihrer zunftgemäßen Arbeit finden und sich in ihrer Art vor keinem Könige schämen. Man liebte darum die mittelalterliche Gesellschaft, weil sie aus vielen einzelnen

Kreisen bestand, die zusammen ein reiches Farbenbild gaben, und die so kräftig und blühend sein konnten, weil (was im allgemeinen vorausgesetzt wurde) jeder einzelne Angehörige sie mit ganzer Seele erfüllte.

Durchaus unrichtig ist, was man wohl in Literaturgeschichten lesen kann, daß die romantische Richtung „mit politischem und kirchlichen Obscurantismus" notwendig verbunden sei. Befaßte sich der deutsche Romantiker überhaupt mit den äußeren Angelegenheiten, so gehörte er — bis ihn etwa die Ereignisse oder innerliches Erlahmen abdrängten zum Extremen — keiner Partei an, sondern hielt sich „über den Polen". Man hat sich darüber lustig gemacht, daß Viktor Hugo nacheinander Bonapartist, Liberaler, Republikaner, Sozialist war; es beweist immerhin, daß sich die Romantik mit den verschiedensten politischen Richtungen verträgt. Savigny wollte im Jahre 1802 ein unschuldiges Blatt gründen „parteilos und unpolemisch"; doch knüpft die romantische Reaktion gerade an Savigny und seine Schule, die der radikalen Idealpolitik der Revolution die Achtung vor dem Bestehenden als dem notwendigen Ergebnis vorangegangener Entwickelungen entgegensetzte. Justinus Kerner vergleicht in einem Gedicht die Radikalen mit verrückten Horden, die an einem blühenden Baum Feuer legen, damit er desto schneller Früchte trage. Unvorbereitete Zustände gewaltsam aus dem Boden stampfen zu wollen, das erscheine lächerlich und verderblich; im Parteikampfe erwuchs dieser antirevolutionären Richtung bald ein Äußerstes, das auf das altherkömmliche sich steifend jede auch die berechtigtste Weiterentwickelung zu hintertreiben suchte.

Den Gegnern der Romantiker ganz besonders zuwider war, daß sie die Politik nicht von der Religion trennen wollten. Es gehört zu ihren wesentlichen Ideen, daß die Religion die Grundlage — oder Spitze — der

Wissenschaft, der Kunst und des staatlichen Lebens sei: auch in dieser Beziehung mußte ihnen das Mittelalter mit seiner engen Verknüpfung von Staat und Kirche, Kaiser und Papst, die sich wirklich wie zwei Brennpunkte der Menschheit verhielten, ein Ideal sein. Aber was Adam Müller von den Jesuiten sagte, sie hätten untergehen müssen, weil sie zuviel Weltliches und Heidnisches anerkannt hätten, so erging es jetzt der Religion bei Berührung mit dem Staate, der stärker war als sie und sie nur gebrauchen wollte. Die Verquickung gemeiner politischer Berechnung mit religiösen Floskeln, wie sie in der heiligen Allianz zum Ausdruck kam, konnte nur den Eindruck widerlicher Heuchelei und den Einfluß der Romantik verhaßt und lächerlich machen. Gleichwohl kann man den Romantikern im Grunde keinen Vorwurf machen, als daß sie nicht voraussahen, daß die eigentlichen Politikmacher und Gewalthaber sich das, was sie ehrlich meinten, nur für höchst selbstsüchtige Zwecke zu nutze machen würden. In ihren Augen war „Recht tun und Gerechtigkeit üben die einzig wahre Politik", der Staat eine Pflanzschule der Humanität, weder dazu da, um auf der einen Seite Freiheit, noch um auf der anderen Macht zu gewährleisten, Ansichten, die denen der Fürsten und Minister ganz und garnicht entsprachen und von denen sie sich nur aneigneten, was ihre Reaktionspolitik theoretisch stützen konnte. Einen Einblick in das wunderliche Verhältnis zwischen Staatsmännern und Romantikern bekommt man, wenn man den Briefwechsel von Gentz und Adam Müller liest, dem mit allem seinem süßlich adligen Christentum eine strenge Folgerichtigkeit in seinem politischen Gedankengebäude doch nicht abzusprechen ist. Forderte er auf der einen Seite Unterordnung, so forderte er nicht minder auf der anderen Seite die Uneigennützigkeit und Unanfechtbarkeit, zu der das Recht des

Regierens verpflichtet. Metternich und Gentz fühlten sich und ihresgleichen dem Maßstab, den er an die Spitzen des Staates anlegte, so wenig gewachsen, daß sie sich fragten, ob der zu ihrer Hilfe und Rechtfertigung bestellte Theoretiker sie zum Besten habe und ihn ernstlich erinnerten, es sei ihnen nicht mit Bundesgenossen gedient, „die dem Feinde die glänzendsten Waffen gegen sie liehen". Der um 1764 geborene Gentz verstand die gegen die Regierungen gerichteten Ideen der französischen Revolution weit besser als die den Regierungen freundlichen religiös politischen des Zeitalters der Romantik.

Mit den Zuständen, die die Reaktion herbeiführte, konnten die Romantiker sich ebensowenig einverstanden erklären wie mit denen, die eine nivellierende Revolution wollte, und taten sie es doch, so war es Resignation der Alternden und Kampfesmüden.

E. T. A. Hoffmann wurde zum Mitglied der Immediatkommission ernannt, welche zur Zeit der beginnenden Reaktion zur Untersuchung der sogenannten demagogischen Umtriebe eingesetzt worden war. Er bezeichnete das, was sich nun vor seinen Augen enthüllte, als ein „Gewebe heilloser Willkür, frecher Nichtachtung aller Gesetze, persönlicher Animosität". Diese Auffassung bekundete er auf das unerschrockenste, da ihm der Prozeß gegen den Turnvater Jahn übertragen wurde, indem er in dem Gutachten, das er dem Justizminister einreichte, Jahn der Schuld zu entlasten und den Denunzianten vielmehr als einen unzuverlässigen unmoralischen Menschen hinzustellen suchte. Als Jahn seinerseits gegen Kamptz klagbar wurde, übernahm Hoffmann die Führung seiner Sache und scheute nicht davor zurück, durch die unbeugsame Rechtlichkeit, mit der er den Turnvater vertrat, die allerhöchste Ungnade auf sich zu ziehen. Erbittert darüber, daß der König, um Kamptz zu schützen, eine krasse Rechtsverletzung beging

und Jahn's Klage durch Machtspruch abwies, machte er die ganze Demagogenhetze in einer Märchennovelle „Meister Floh" lächerlich, die freilich in dieser Gestalt niemals veröffentlicht wurde. Nur die eifrig für ihn eintretenden Freunde bewahrten ihn vor höchst peinlichen Folgen seines kühnen Witzes; denn dem Könige war bereits der Antrag unterbreitet, Hoffmann zur Strafe nach Insterburg zu versetzen und ihm weitere schriftstellerische Tätigkeit zu untersagen.

Sehr bezeichnend ist die Wandlung, die mit Jakob Grimm vor sich ging, einem Manne, der sich wie wenige die Jugend des Geistes bewahrte. Hatte er im Jahre 1837 bekannt, daß er kein Parteimann sei, nie aus der Vergangenheit Waffen entlehnt habe, um die Gegenwart zu bekämpfen, die Gegenwart hochhalte und den Nutzen konstitutioneller Einrichtungen einsehe, aber doch kein Liberaler sei, so tat er 1851, als die Reaktion zur Blüte kam, den merkwürdigen Ausspruch: „Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird. Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden. Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Käme ich nochmals in eine Nationalversammlung, ich würde viel mehr mit Uhland stimmen." Hier sieht man die natürliche Neigung des Romantikers „über den Polen" zu bleiben, sich nach rechts zu neigen, wenn der Schwerpunkt nach links, umgekehrt nach links hinüberzugehen, wenn er nach rechts verrückt wird.

In allen Fragen ist es so: hatten die Romantiker im Allgemeinen das Recht der Stämme und Nationalitäten vertreten, so rief doch Ringseis warnend, sowie sich das gefährliche, kulturfeindliche dieser Richtung zeigte: „Lassen wir uns nicht vom Nationalitäts-Teufel umgarnen: — Was würde in Zukunft geschehen, wenn die Nationen sich isolieren!"

Dasselbe kann man bei den kirchlichen Dingen beobachten: Görres wollte, daß die Kirche dem Staate beigeordnet, nicht übergeordnet sei, und innerhalb der Kirche waren weder er noch zum Beispiel Baader für eine Zunahme der päpstlichen Autorität, wohin die eingeschlagene und von ihnen selbst getragene Richtung schließlich führte.

Im Jahre 1848 hatte Justinus Kerner nur Abneigung und Spott gegen die Jungen und Roten mit ihren Schlagworten von der „breitesten Unterlage", „Volkssouveränität" und „Sondergelüsten"; aber zwei Jahre später klingt sein Lied in viel ernsterer Klage: daß Schießen und Henken den Siegern nicht hilft, weil Liebe, Glaube, Treue hier wie dort fehlt, daß Gott den Gefallenen Reue senden möge, denen aber, die aufrecht stehen — und das ist gesperrt gedruckt — Demut. Mit bitterem Grame wendet er sich völlig vom Treiben der Welt ab und gräbt sich sehnsüchtig in die geliebte Mutter Erde hinein, die durch „Einseitigkeit und Engherzigkeit" der Menschen leiden muß.

Vollends ein Beispiel demokratischer und feurig nach außen gekehrter Romantik haben wir nun aber in Bettine, die als Kind schon, der ängstlichen Warnung ihres Bruders zum Trotz, sich für Mirabeau und die französische Revolution begeisterte. Zunächst kam es ihr wesentlich auf das Heldische überhaupt an: wer für seine Idee kämpfte, sei es Königstum oder Freiheit, erregte ihre Teilnahme. Zur Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe erhob sie sich bewußt gegen das tatenscheue, vornehme Sichinsichselbstzurückziehen, welches die Art und zum Teil auch der Grundsatz ihrer Umgebung war. Den angebeteten Goethe selbst und seine olympische Ruhe tadelt sie nicht minder scharf, als späterhin das junge Deutschland tat. Hatten die ersten Romantiker Wilhelm Meister als das Ideal des Romans angerufen, so entrüstete sich Bettine über die darin geschilderte Welt von markloſen Schwärmern und nichts-

nutzigen Komödianten. „Komm", sagt sie zu dem schwächlichen Helden, „flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müssen dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben .... Ja, wenn etwas noch aus dir werden soll, so mußt du deinen Enthusiasmus an den Krieg setzen .... die Melancholie erfaßt dich, weil keine Welt da ist, in der du handeln kannst .... O es ist eine himmlische Wohltat Gottes, an der wir alle gesunden könnten, eine solche Revolution: er läßt abermals und abermals die Seele der Freiheit wieder neugeboren werden." In demselben Sinne redet sie den „kapriziösen Liebhaber der Wissenschaften und Künste", den jungen Rumohr an, während er auf einem Spaziergang nach dem Dörfchen Harlachingen bei München unter einer frühlingsgrünen Pappel eingeschlafen ist: „Wie kommt's, daß du ein so großes Erbarmen hast und freundlich bist mit allen Tieren und nicht dich kümmerst um das gewaltige Geschick jenes Bergvolks? Vor wenig Wochen, wie das Eis brach und der Fluß überschwoll, da setztest du alles daran, eine Katze aus der Wassernot zu retten. Vorgestern hast du einem totgeschlagenen Hund, der am Wege lag, mit eigenen Händen eine Grube gemacht und mit Erde bedeckt, obschon du in seidenen Strümpfen warst und einen Claque in der Hand hattest. Warum gefällt dir's nicht, deine Langeweile, deine melancholische Laune zu verkaufen um einen Stutzen, du bist so leicht und schlank wie eine Birke, du könntest Sätze tun über Abgründe, von einem Fels zum andern, aber faul bist du und furchtbar krank an Neutralität .... Was geht dem Edelmann das Schicksal derer an, denen keine Strapaze zu hart, kein Marsch zu weit ist, die nur fragen: wo ist der Feind? Dran, dran für Gott, unsern lieben Kaiser und Vaterland."

Eine Reihe der jüngsten Romantiker teilten diese romantische Kriegsbegeisterung und machten sie zur Tat: Fouqué, Eichendorff, Philipp Veit kämpften in den Freiheitskriegen und pflegten das Ideal des ritterlichen Sängers. Dies ließ sich nun freilich mit reaktionären Ideen sehr wohl vereinigen, wie denn auch die Genannten den späteren revolutionären Bewegungen feindlich gegenüberstanden. Anders Bettine: das Mitleid für die Notleidenden, das sich bei ihr von klein auf als Energie, als Wille zu helfen zeigte, bildete in ihr sozialpolitische Ideen aus, in denen sie sich weit mehr mit den Freunden der Revolution als mit den Vertretern der romantischen Reaktion begegnete. Weder die Ausschreitungen der Revolution noch der Unwille ihr nahestehender Personen, wie zum Beispiel ihres Schwagers Savigny, vermochten sie in ihren Überzeugungen irre zu machen. Entgegen den übrigen Romantikern hielt sie sich in dieser Hinsicht an das Sein, anstatt wie jene es aus dem Werden zu erklären und dadurch gewissermaßen als geheiligt anzusehen; sie stellte sich allemal auf die Seite der Unterdrückten und Elenden und forderte Verbesserung vorhandener Schäden unbedingt.

Hier hat einmal die Mischung von Germanischem und Romanischem die merkwürdige Erscheinung eines zugleich nach innen lebenden und stark nach außen gerichteten Sinnes erzeugt. Es ist interessant, gerade an der Bettine, die als einer der bekanntesten typischen Vertreter der Romantik angesehen wird, zu beobachten, wie die Romantik sich mit ihrem Gegensatz verbindet, über sich hinaus geht. Vielmehr: es erhellt wieder, wie es das Ideal der Romantik war, alles zu umfassen, Nordpol und Südpol, Innen und Außen, Historisch und Radikal, und während es im Allgemeinen ihr Schicksal ist, höchst einseitig in die Vergangenheit zurückzusinken, ranken sich aus ihrem Absterben einzelne Ranken nach außen und verbinden sie von neuem mit der Zukunft.

Kampf und Niederlage.

Justinus Kerner macht einmal die Bemerkung, es sei wunderbar und wie in der Natur begründet, daß die Plattisterei nur an der vorigen Generation hänge, an der zehn bis zwanzig Jahre vor ihm blühenden, deren Höhepunkt in die französische Revolution falle; so daß man sagen müsse, die jetzige Romantik und Philosophie liege nicht am Einzelnen, sondern an der Zeit.

Die Geburt der ersten Romantiker fällt in die Mitte der 60er Jahre, die der jüngeren in die Mitte der 80er; nach 1790 sind nur noch vereinzelte Nachzügler geboren. Es konnte daher schon um 1820 ein neu herangewachsenes Geschlecht von Plattisten sich mit den letzten Vertretern des alten begegnen und die ihnen entsunkenen Waffen aufnehmen. Die Romantiker waren von Anfang an Kämpfer gewesen, zugleich Neues praklamierend und das Alte angreifend in die Schranken gesprungen; kaum aber hatten sie gesiegt, so sahen sie sich triumphierenden neuen Gegnern gegenüber, die nun ihrerseits angriffen und sie in die Verteidigung drängten. Unvermerkt hatte sich inzwischen das Verhältnis so umgekehrt, daß Jugend, Kraft und damit schließlich auch das Recht auf Seiten der „Plattisten" oder „Physikanten", Greisenhaftigkeit und Verfall auf Seiten der Romantiker war.

Schelling und die Schlegel hatten in Jena glänzend gesiegt: die Jugend strömte den selbst noch Jungen zu,

Kunst, Wissenschaft und Leben trugen ihre Farben. Die Gegner mußten machtlos grollend zusehen, gaben aber deshalb den Widerstand nicht auf. Der rationalistische Theologe Paulus begleitete die Zerstreuten von Jena auf allen ihren Wegen, warf ihnen Steine vor die Füße und erwartete die gelegene Stunde zu größeren Vorteilen. Von Norden her rückte im Jahre 1802 der „Großinquisitor des Rationalismus", der alte Voß, nach Jena, das noch widerhallte von den Waldhornklängen der Romantik und dem Nüchternen durch eine gewisse prickelnde, narkotische Atmosphäre, die über den Hügeln schwebte, unleidlich wurde. Nach kurzem Schwanken folgte er im Sommer 1805 dem Rufe des Großherzogs von Baden nach Heidelberg, wo er sich inmitten der reichlichen Natur überaus wohlgefiel. Er fand nichts Verdächtiges vor als Creuzer, den weitaus jüngeren Mann, der ihm den Eindruck großer Bescheidenheit und Schüchternheit machte und leicht lenkbar schien. Auch Brentano und Arnim, die nun nach einander einrückten oder vielmehr, nach einem später von Voß gebrauchten Ausdruck, sich einnisteten, „übten zumeist nur Sang und Klang für die geahnten Anschauungen des karfunkelnden Orients und des südlichen Sonnenlichtes" und kamen ihm daher zwar lächerlich, aber unschädlich vor. In Wahrheit waren sie ihm Anfangs sogar sympathisch, vorzüglich Arnim, mehr aber noch er ihnen, die garnicht anders konnten, als für eine so unmittelbar aus dem Volke hervorgehende Erscheinung, die eine urbäuerliche, naturstarke Stimmung umgab, Sinn und Neigung haben. Creuzer äußerte, daß Voß ihm in den Abendstunden, wo er ihn zuweilen sähe, als Mensch und Hausvater sehr ehrwürdig erschienen sei, und Brentano fühlte für die begabte, regsame, dabei ganz unverkünstelte Frau Ernestine herzliche Liebe und Achtung.

Nun zeigte es sich aber bald, daß ein Bauer als

Bauer, vom verfeinerten Kulturmenschen betrachtet als ein Stück Natur, wonach er sich hinsehnt, etwas ganz anderes ist als ein Bauer, der seine Anschauungsweise zur Geltung bringen und den Kulturmenschen aufzwingen will. Es war in Vossens Abneigung gegen die Romantiker etwas von der zerstörenden Wut der Bauern, die, wenn sie einen Luftballon oder ein Rad vorübersausen sehen, es sogleich mitsamt dem dazugehörigen Reisenden zusammenschlagen möchten. Sowie sie anfingen ihre Ideen lauter zu äußern, erkannte er sie als etwas ihm fremdes, als Menschen auf einer höheren Kulturstufe, die, indem sie ihm vorauseilten an der Kraft und Gesundheit, die in ihm war, eingebüßt hatten; was sie gewonnen hatten, schätzte er nicht, und was sie verloren hatten, machte sie ihm verächtlich. Außerdem fehlte es nicht an natürlichen Gegensätzen: Arnim war ein Edelmann, und vollends mit Brentano, dem Sohne einer vornehmen Süddeutschen und eines italienischen Juden, hatte der niederdeutsche Bauernsohn keinen Zug gemein. Solcher Leute, wie Brentano war, glaubte er mit Gelächter und Nasenrümpfen leicht Herr werden zu können; schwerer war es, Görres beizukommen, dem die moderne Art zu denken aus einer festen, gesunden, naiven Natur herauswuchs, und er haßte ihn infolgedessen als den gefährlichsten Gegner.

Der bescheidene, ungeniale Creuzer hätte ruhig weiter wühlen, Arnim und Brentano ihre läppischen Reime weiter singen mögen, erst dadurch, daß der „struppige Lauscher" Görres mit „unstätem Aug' unter altdeutschem Haargebüsch" sich an ihre Spitze stellte, wurden sie bedeutsam. Hierin leitete Voß sein Gefühl nicht irre: er war wirklich die Seele der kleinen Schar, sie sowohl durch seine Persönlichkeit, sowie durch seine Ideen begeisternd; war er auch nicht der Schöpfer, so doch sicherlich der Anreger der Symbolik, mit der Creuzer's Name unzertrennlich verwachsen ist.

Görres hatte zuerst die romantische Idee von der „heiligen Unität" mit klaren Worten auf die Religion angewendet, indem er einen Zusammenhang zwischen allen Religionen und ihre gemeinsame Abkunft von einer gemeinsamen Ur-Religion annahm. Die Gottheit an sich, im Abgrunde der Ewigkeit, lehrt er, habe keine Geschichte, erst in der Zeit beginne sie. „Die Geschichte ist der Gottheit exoterisch, weltlich Leben, das in rauschenden Strömen abläuft, innerhalb der ungetrübten Ruhe des innerlichen, göttlichen Lebens, und während dieses kein Alter und keine Wendepunkte kennt und nicht in Tag und Nacht und Jahre und Jahrhunderte geschieden ist, muß jenes, wenn gleich eben seiner Unendlichkeit wegen unsterblich, alle Formen der endlosen Metamorphose durchschlagen." Daher sei zu allen Zeiten die Idee der Gottheit gleich gewesen, ungleich ihre Anschauung in Reflexen; das Bild der Gottheit wachse ohne Grenzen, die äußerliche Inkarnation der Religion schreite mit der Religion fort, jede Zeit habe ihre Propheten, aber sie redeten die Sprache ihrer Zeit. Indessen galten dem Romantiker die Äußerungen der alten morgenländischen Völker, in deren Sprache die Elemente noch forttönten, deren Worte wie Blitze aus weissagenden Träumen hervorbrachen, vorzugsweise als Offenbarung höherer Wahrheit, während seiner Ansicht nach in den Hellenen die Menschheit schon wach werde und die Untrüglichkeit unmittelbarer Traumesanschauung ihnen nicht mehr zukomme. Es sei nicht zufällig, sagte Passavant, daß, während die Naturforscher, unbefriedigt von der hellenischen und römischen Weisheit, deren ernstere Mutter im Morgenlande aufsuchten, wo sich eben jene verkannten Kräfte des Geistes und der Natur in alten Sagen und Gewohnheiten bis heute wiederfänden.

Diese Anschauungen trafen auf Widerspruch sowohl

bei gläubigen Christen wie bei den Griechenfreunden, die ersteren nämlich setzten zwischen das Christentum und die anderen Religionen einen wesentlichen Unterschied, wollten es, wie z. B. Adam Müller, nicht als eine, sondern als die Religion angesehen wissen, und in ähnlicher Weise betrachteten die Helleniſten die griechische Kultur als etwas selbsteigenes, urtümliches, durch nichts bedingtes, was sie gerade dem formlosen, überschwänglichen Orientalismus als erste, göttliche Erscheinung der Schönheit entgegensetzten.

Creuzer hatte sich, angeregt durch Görres Ideen, die Aufgabe gestellt, den Zusammenhang der religiösen Symbole aller alten Völker darzutun, insbesondere die Abhängigkeit der griechischen Mythologie von der älteren orientalischen, wodurch er Voß auf seinem eigensten Gebiete herausforderte. Für Voß war es eine Sache persönlicher Eitelkeit, daß die Auffassung Griechenlands, die er sich gebildet und die er verkündigt hatte, nicht untergraben würde. Er hatte den Olymp protestantisch und aufgeklärt behandelt: die Götterwelt war schön, klar, marmorn, ohne Geheimnisse und Untiefen; die Romantiker wollten sie orientalisieren. Durch Voß und Wieland hatten die Griechengötter die Gemeinverständlichkeit und „gemütlose Grazie" bekommen, die romantische Gemüter abstieß; ohne Görres' und Creuzer's Wirksamkeit hätte Schütz im Jahre 1841 nicht behaupten können, daß das Hellenentum näher als der Protestantismus mit dem Katholizismus verwandt sei. Gerade dies, daß durch Görres und Creuzer das Griechentum, altorientalische Ideen vermittelnd, in eine Art Beziehung zum katholischen Christentum gesetzt wurde, erboste Voß am meisten. Wenn er in der Schule das Hauptgewicht auf griechische Geschichte und Literatur als vorzüglich menschenbildend gelegt haben wollte, so gebrauchte er natürlich ein einem

protestantisch-liberalen Deutschland angepaßtes Griechentum, das eben die Ideale lehrte, die er der deutschen Jugend förderlich hielt. Nichts konnte ihn mehr erbittern, als wenn auf einmal Dinge über die Griechen und ihre Mythologie behauptet wurden, die sich mit seinem Schulplan nicht vereinigen ließen, und da nicht alle Ansichten, die Görres und Creuzer aufstellten, sich buchstäblich beweisen ließen, sondern von einem universellen Standpunkt aus kombiniert, mit genialem Sinn geahnt und aus der Kenntnis der menschlichen Phantasie heraus erspäht werden mußten, war es das leichteste und billigste, sie einfach als Schwindel zu brandmarken. Vossens Genugtuung war es, eine Menge von Tatsachen zusammenzubringen und zu erklären; für Creuzer hatten Tatsachen nur Wert, wenn sie zu einem Ideenergebnis führten, als Symbol, das sich auf eine höhere Einheit beziehen ließ. Daß dabei Irrtümer unterliefen, gab Voß den erwünschten Anlaß, seine Gegner als leichtfertige Betrüger hinzustellen, die im Dienste der Pfaffenherrschaft arbeiteten; denn da seinem „philologischen Nagen an der Schale der Wissenschaft" die Idee von dem organischen Zusammenhang der Religionen und ihre Bedeutung völlig fremd war, konnte er sich nichts anderes vorstellen, als daß sie der Deckmantel für irgend einen das Licht scheuenden Zweck wäre.

Wie sehr Voß die romantische Bewegung mißverstand, geht daraus hervor, daß er ihre Anfänge in der „Frömmler- und Wundersekte" sah, die sich in Berlin um den König Friedrich Wilhelm III. geschart hatte, und für deren Ziel er gleichfalls „papistischer Mysterien Fortpflanzung" hielt. Mit diesen brachte er auch Jung Stilling und Lavater in Verbindung, der „arglos den argliſtigen Pfaffenplan förderte". Die philosophischen Keime der Romantik sah er, mit weit mehr Recht, in

Kant und Fichte: „mit solchem Anwachs voraussetzender und sich selbst ‚konstruierender' Idealdenker verbrüderten sich anwachsende Idealdichter, deren Ideal, Urschrei der Wildnis, und Urkunst des wildkräftigen Mittelalters, unter dem Namen der Romantik römelte ... Man lud öffentlich junge Männer von Kraft sich anzuschließen; Schutzbedürftige folgten im Troß; und endlich im Jahr 1807 verkündete der Rottmeister Wilhelm Schlegel mit lautem Ruf: ‚eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen' zur Verjüngung der kräftigen Pfaffenzeit".

Ein Gedicht Friedrich Schlegel's, in welchem er sagte, es sei des Dichters Ziel und Trachten, den Heldenruhm des deutschen Namens aus der Zeit „als Rittertum der Andacht sich verbunden" wieder herzustellen, das also einen rein patriotischen Charakter hatte, und eine erklärende und empfehlende Rezension, die Wilhelm Schlegel diesem und anderen Gedichten vorausgeschickt hatte, schien Voß ernstlich als Beweis für das Bestehen eines „sündhaften" Bundes zur „Herstellung des für Fürsten und Volk unerfreulichen Nachtsomentums" anzusehen. Es ist interessant, wie, während die Romantiker in allen Dingen organischen Zusammenhang erkannten und alle Erscheinungen aus dem Unbewußten zu erklären suchten, Voß, ihr Gegner, überall bewußten Zweck sah; die Annahme verbrecherischer Absicht gestattete ihm ein ungemeines, zwar komisches aber pöbelhaftes Schimpfen.

Seine ersten öffentlichen Angriffe galten Arnim und Brentano, von denen er sich in der Einsiedlerzeitung angegriffen glaubte, in Bezug auf ihre Volksliedersammlung. Nicht allein mit dem Orientalischen nämlich, auch mit dem Volkstümlichen und Altdeutschen bedrohten die Romantiker, so schien es Voß, seine Griechen. Da Arnim sagte, die Nibelungen könnten den Deutschen werden was den Griechen Homer, entgegnete er, das hieße einen Saustall einem

Palast vergleichen. Über Volksdichtung hatte er nikolaische Plattistenbegriffe. Sein Sohn Heinrich fand, ein Volksmärchen verhalte sich zu einem Märchen von Musäus wie ein Skelett zu einem Schiller von Dannecker. Aber die Worte einfach, kindlich, natürlich seien einmal an der Tagesordnung. Der alte Voß nannte die Volksliedersammlung von Arnim und Brentano einen „heillosen Mischmasch von allerlei butzigen, schmutzigen, trutzigen nnd nichtsnutzigen Gassenhauern, sammt einigen abgestanden Kirchenhauern, uns vorgeschüttet"; und wie er immer bewußte Schlechtigkeit voraussetzte, so warf er auch hier den Herausgebern, die durchaus nicht verhehlten, daß sie sich, wo es ihnen gut schien, willkürliche Veränderungen der Lieder oder Zusätze erlaubten, Betrug vor und sprach von einem „zusammengeschaufelten Wust von mutwilliger Verfälschung sogar mit untergeschobenem Machwerk."

Arnim war darüber um so mehr entrüstet, als er am längsten der Vossischen Biederkeit vertraut hatte und verwies dem Angreifer die aus der Luft gegriffenen, verläumderischen Behauptungen in herrisch strafenden Worten, besonders ernstlich rügend, daß Voß ein altertümliches Kirchenlied als „Lied der Romantiker an ihren Herrgott" parodiert hatte:

Herr, ich will ja gerne bleiben,
Was ich bin, dein armer Hund.

Die kleine Schaar der Romantiker hatte mit Ausnahme von Creuzer Heidelberg bereits verlassen, als Baggesen, der Däne, sich auf eine Zeit lang dort niederließ und seinen Witz und sein bewegliches Talent mit Vossen's gröberen Gaben vereinigte, um ein öffentliches Hohngelächter über die „rohzierliche Modeschwätzerei" der „romantisch gaukelnden Wildfänge" zu erheben. Die Sammlung von Spottgedichten, die Baggesen unter dem Titel

„Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach, Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker" im Jahre 1810 bei Cotta in Tübingen erscheinen ließ, ist weitaus witziger und treffender als die oft wunderlich verhüllten und ausgetüftelten Spöttereien der jüngeren Romantiker über ihre Gegner. Man mag noch so innig überzeugt auf der Seite der Romantiker stehen, doch muß man bei den behaglichen Späßen dieser Schelmen-Sonette mitlachen, deren Verfasser die verwundbare Seite der Gegner — vielleicht gerade weil sie ihre tiefere Bedeutung nicht verstehen — mit schneller Witterung herausfinden und, weniger aus Bosheit als um des Vergnügens willen, von ihrer Sache immer weiter gelockt, in komisch übertriebener Form darstellen.

Das romantische Paradoxe, das Verbinden der entgegengesetzten Pole, dessen Tragweite als wissenschaftlichen Grundsatz Voß nicht begriff, was ihm aber in der Weise wie nachplappernde Anhänger und Schüler der Romantik es mißbrauchten, als Unsinn einleuchtete, trifft das Sonett „Zweifel, Glaube und Zuversicht."

Kann ihren Ahn die Enkelin gebähren?
Kann Körperlicht entstehn aus Geistesdunkel?
Kann Kuhmist je sich wandeln in Karfunkel?
Kann das Vergangn' als Zukunft ewig währen?

Du fragst — und siehst du nicht den Nektar gähren
Aus der Endivie, Honig aus der Runkel
Und Engelschwangre Jungfraun an der Kunkel
Aus Spargelköpfen und aus Waizen-Aehren?

Dank sey der alten Schöpfung neuen Tiefe,
Auch gottlos kannst du göttlich ewig glauben,
Und, voll Verzweiflung, immer fröhlich hoffen;

Wenn auch der Schöpfer selig selbst entschliefe,
Unhörbar wird der Klang erfreun die Tauben;
Denn des Karfunkels Tor steht ewig offen.

Ebenso ergötzlich wird die Schauer-Poesie persifliert in dem Gedicht welches betitelt ist: „Winterabendempfindungen im Mondschein."

Wie trübe dort die Klostermauern schimmern!
Es will mir bangsam im Geblüth gemuthen,
Als säh' ich die eilftausend Jungfraun bluten,
Als hört' ich halbgeborne Engel wimmern.

Auch scheint mir, daß die Kirchenfenster flimmern
Von ungewöhnlichen Gespenstergluten;
Hohl schallt herab vom Thurm des Wächters Tuten,
Als stieg' es unten aus des Kirchhofs Zimmern.

Es regen sich die längst verwes'ten, mürben
Präiatenknochen neben Layenschädeln,
Die Sterne sehen aus wie lauter Hippen;

Es ist mir, als wenn alle Seelen stürben,
Als wären dort die Bursche mit den Mädeln
Nur Schatten auf dem Schnee von Spukgerippen.

Angriffe dieser Art konnten Menschen von Humor und Einsicht sich wohl gefallen lassen. Aber allmählich folgten auf die nett geschnitzten Pfeile Waffen derberer Art, Prügel und Keulen. Es geschah allerlei, um Vossens üble Laune zu bitterstem Ingrimm zu steigern. Im selben Jahre wie der Klingklingel-Almanach erschienen die Mythengeschichte der asiatischen Welt von Görres und der erste Band von Creuzer's Symbolik, Werke in denen die Ansicht vom Zusammenhange der orientalischen und okzidentalen Religion und Kultur durchgeführt war und gedruckt vorlag. Die Symbolik konnte nun den Ruhm Creuzer's weiter verbreiten, der in Heidelberg selbst schon eine bedeutende Höhe erreicht und die Vossische Richtung gänzlich überflügelt hatte. Mit ansehen zu müssen, wie die jungen Leute dem Gegner zuströmten und mithin in ihr Verderben eilten, erbitterte den alten Pädagogen. Doch traten diese Dinge zunächst gegen die großen politischen Ereig-

nisse, Napoleon's Sturz und die Erhebung der Deutschen zurück; eine Zeit der Glorie für die Romantiker, deren Richtung man undeutsch geschmäht hat, und die doch in gefahrvoller Zeit den Namen des Vaterlandes mutig bekannten, während der alte Voß im Jahre 1805 Napoleon scherzhaft „unseren Bundesgenossen" nannte und sein Sohn Heinrich nach der Schlacht bei Jena schrieb: „Da es einmal so steht, so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden."

Indessen, als die Siegesbegeisterung verrauscht war und die häßlichen inneren Kämpfe begannen, kamen zu den alten Streitpunkten politische Gegensätze, die die feindseligen Gemüter vollends vergifteten. Im Jahre 1819 wurde der badische Landtag eröffnet, in welchem der liberalen Partei die Hauptrolle zufiel. Ihr gehörten Voß und Paulus an, der seit 1811 in Heidelberg Professor war. Creuzer und Daub, der romantisierende Theologe, hielten zur Gegenpartei. Nun es sich um praktische Fragen handelte, greifbare Ziele galt, gewann Vossens Neigung, dem Gegner böse Absicht unterzuschieben, erst recht Boden. Weil Creuzer und Daub das Bestehende nicht zu Gunsten liberaler Neuerungen umgeworfen sehen wollten, gehörten sie zu der „Bubenrotte der Pfaffen und Adelsknechte", die die „hildebrandische Domherrnzeit" wiederherstellen wollten, wo das Volk in Verdummung und Sklaverei schmachtete. Andererseits ergrimmte auch Creuzer einigermaßen und schrieb: „Voß gehört jetzt zu der sauberen Zunft, die sich Religion und Staat selber machen will."

Gerade weil die Romantik um diese Zeit auf allen Gebieten siegreich war, glaubte Voß etwas Gewaltiges zur Rettung von Licht und Vernunft unternehmen zu müssen und wählte als Zielscheibe den alten Grafen Stolberg, um in seiner Person zugleich das „dumpfige Dunkel der Pfäfferei" und einen alten Feind zu vernichten

Stolberg, dem nach eigener Aussage Vulkan die Feile versagte, aber das Feuer verlieh, gehörte seinem Alter und seiner Art nach der Zeit von Sturm und Drang, nicht der Romantik an. Der junge Boisserée nannte ihn in einem Gespräch mit Goethe den Heros unter den Protestanten, die katholisch wurden, worauf Goethe antwortete, ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm, das Gemüt des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen deute auf die eigentliche Fülle des Menschlichen. Obwohl, vielleicht auch gerade weil von ihnen ganz verschieden, verehrten die katholischen Romantiker den vornehmen und liebenswürdigen Greis, der mit seinem im Jahre 1800 erfolgten Übertritt die Reihe der Konversionen eröffnet hatte. Adam Müller veranlaßte ihn, in seinen Staatsanzeiger einen Aufsatz über den Zeitgeist zu schreiben, und seine Religionsgeschichte blieb nicht ohne Einfluß auf schwankende Gemüter.

Das Organ, welches dem Kampfe gegen die Pfäfferei dienen sollte, war eine von Paulus herausgegebene Zeitschrift „Sophronizon", in welcher eine von ihm selbst verfaßte Kritik der Stolberg'schen Religionsgeschichte und im Jahre 1819 die berüchtigte Schrift von Voß „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier" erschien. Die pietätlose Rohheit dieser Schmähung wurde selbst von protestantischen Gesinnungsgenossen beklagt und ernstlich getadelt, und was den beklemmenden Eindruck, den sie überall machte, verschärfte, war der bald darauf erfolgende Tod Stolbergs, dessen letzte Lebenstage der unerwartete Anfall getrübt hatte. Um nur den Vorwürfen anderer und des eigenen Gewissens Stand halten zu können, arbeitete Voß sich unwillkürlich immer heftiger in die Vorstellung hinein, daß höchste Gefahr im Verzuge und Deutschland durch den vorausgesetzten Dunkelmännerbund ernstlich bedroht sei. Perthes fühlte sich durch eine Claudius be-

treffende Äußerung, die Voß in der Schrift gegen Stolberg hatte fallen lassen, bewogen eine „Zurechtweisung" zu veröffentlichen, die Voß und Paulus durch die Verläumdung beantworteten, Perthes sei das Werkzeug katholischer Propaganda und empfange Geld aus einer Heilands- und Missionskasse.

Das Jahr 1819 hatte eine kräftig ausgesprochene Prägung. Heftig äußerte sich die junge Opposition — der unglückliche Sand ermordete Kotzebue — und die Romantik hielt sich noch auf der vornehmen Höhe der Vermittelung. Im Herbst entfloh Görres, von der preußischen Regierung wegen seiner unerschrockenen, volksfreundlichen Politik verfolgt, nach Frankreich und schrieb aus der Verbannung: „Die Jugend wächst gegen das Alte in einem Haß auf, den die Schufte und Toren, die in dessen Verteidigung sich teilen, jeden Tag mehr rechtfertigen." Sein Buch „Deutschland und die Revolution" erschien im selben Jahre, ein Muster großartigsten Weitblicks über die Parteien, und doch schrieb Gentz, nachdem er das neue Erzeugnis aus Görres „Riesenfeder" nach seiner eigenen Aussage verschlungen hatte, triumphierend — denn „diesen Löwen zahmer zu machen" war längst sein Ehrgeiz gewesen —: „In der Hauptsache ist er unser und kann uns nicht mehr entrinnen. Mit der Demokratie ist er nun auf ewig zerfallen."

Etwa mit dem Jahre 1820 beginnen die Zeichen des Alterns, stellenweise der Altersschwäche an der Romantik, und langsam drängt das neue Geschlecht sie in den Hintergrund. Wie die Jugend ist, geht sie auf die Älteren, die ihr wohl ein gewisses Verständnis entgegenbrächten, nicht ein, sie übertrumpft sich selbst, um darzutun, daß sie mit ihnen nichts gemein hat, die nun ihrerseits den Unterschied begreifen und sich mit Bitterkeit und Abneigung zurückziehen. Im Jahre 1822 bemerkte Creuzer

zuerst, daß sich an der Universität die Professoren in zwei Gruppen sonderten, die der Mystiker und der Physikanten, welche mit Voß und Paulus schön täten, und „die krasseste Empirie auf den Thron setzen möchten." Wie eigen, daß die haßerfüllten Gegner der Romantik das Wort Physik auf die Fahne schrieben, dem gerade die Romantiker Glanz und Bedeutung gegeben hatten!

J. J. Wagner machte im Jahre 1819 die richtige Bemerkung, die Naturforscher, denen durch die Naturphilosophie ein Auge zum Sehen gegeben sei, fingen nunmehr an, es zu gebrauchen, als ob sie es von sich selbst hätten, und mit ihren damit gemachten Entdeckungen sich gegen die Philosophen zu brüsten, als bedürften sie ihrer gar nicht.

Während nun bei den jungen Leuten die Ansicht sich einbürgerte, daß nur mit dem zu rechnen sei, was die Sinne wahrnehmen, ließ Görres nachträglich seine Ehe kirchlich einsegnen, die er vor zwanzig Jahren auf bürgerlichem Wege abgeschlossen hatte.

Hinter den schon verdrängten Gegnern, die freilich nach außen hin mächtig schienen und von oben mehr denn je beschützt wurden, donnerte Voß das schwere Geschütz der Antisymbolik her. Durch den Tod seines Sohnes Heinrich verdüstert, ließ der Alte dem seit lange angesammelten Groll in einem bissigen, in studentischer Kraftsprache verfaßten Buche freien Lauf. Um es seinen Feinden samt und sonders zu geben, führte er in demselben den Ursprung der Symbolik auf den verstorbenen Philologen Heyne zurück, der sein Lehrer gewesen war und mit dem er die ersten Händel gehabt hatte: „Wie aus Nilschlamm die Sonne Gewürm ausbrütet, so aus Heyne-Herrmanns modernder Symbolik erwuchs das Ungeziefer der Creuzerischen Symbolik an der Religionssonne von Indien, ein unholdseliges Gewimmel. Alles aus

Faulung." Dazu kam der „Gestaltwechsler" und „ohnehosige Fanatiker" Görres und lehrte wie die Religion aus Oberasien durch Indien, wo Krischna, „der alfanzige Afterchristus der indischen Madonna" die Idee des zukünftigen Heilands vorbildete, zuletzt in die gothischen Dome eingekehrt sei. Voß schimpft saftig auf die „herzlosen, wollüstigen Morgenländer" und den indischen Bakchos, „diesen rotäugigen Lump Schiwa-Deunysos, wie er, von des Schmauchpfeifchens mythischem Qualme duselig, auch seine Andächtigen benebelt." Daß der zeugungskräftige Stier, eben um dieser Eigenschaft willen, daß Sonne und Lotosblume Symbole für Göttliches sein sollten, fand er abgeschmackt und gemein, und in unzähligen Wendungen sucht er „den urweltlichen, aus Indiens Urdämmerung westwärts leuchtenden Sonnenstier Dionysos", das „indische Urgespenst", lächerlich zu machen. „Wo der begeisterte Symboliker nur irgend was Rindernes bemerkt, gleich setzt er ihm nach, und sollt' ers aus der spätesten Zeit rückwärts am Schwanz in seines Uraltertums mythische Dunkelhöhle hineinschleppen". Schließlich scheut er sich nicht, Creuzer einen Unsauberen zu nennen, weil er auf Symbole der Fruchtbarkeit hingewiesen, und „den mystischen Mistkäfer aus gekugeltem Ochsenmist als schmutziges Bild der Sonne, der Zeugung und der Seelenwanderung" gedeutet habe.

Creuzer schrieb es diesem Angriff zu, daß sein Ruhm merklich verblaßte. „Jetzt ist alles voll von der ganz frischen Vossischen Antisymbolik" schrieb er an Görres. „Die Studenten fangen schon an, den Physikanten zuzulaufen. Sie sind sehr tätig, die Mystiker untätig." Seine Entgegnung war feiner, aber weder so witzig, noch so herzhaft wie Vossen's Schrift. Das alles hatte übrigens nicht viel mehr zu bedeuten: Voß starb zwei Jahre später, aber Creuzers Ansehen wuchs deswegen doch nicht wieder. Er

fing an sich verhaßt und verachtet zu fühlen. Die Hieroglyphik, meldet er den Freunden, werde nun auch Parteisache. Phantasie, Gemüt, großartige Kombination und Philosophie würden nachgerade als Contrebande behandelt. „Es kann ja heutigen Tags nichts Ehrwürdiges und Altertümliches mehr zur Sprache kommen, ohne daß es diese Philister in ihrer liberalen Dummheit verhöhnen. Die Physikanten meinen, sie wären die Regenten der Welt, und Tiedemann hat neulich in einer Rede gezeigt, daß es mit allen Wissenschaften außer der erfahrungsmäßigen Naturwissenschaft nichts sei, und wie es der höchste Triumph des menschlichen Geistes sei, in dem Kadaver eines Krokodils eine neue Tränenfistel entdeckt zu haben." Ja, die Staatsräte selbst, die für die Universitäten sorgen sollten, klagt er, hätten ganz nordamerikanische Ideen vom relativen Wert der Studien. Es wende sich alles mehr der Praxis und Wirklichkeit zu: in seinen mythologischen Vorlesungen habe er gerade die wenigsten Zuhörer.

Länger hielt sich die Romantik in München, wo sie mit dem Regierungsantritt Ludwigs I. erst recht eigentlich auf den Thron gesetzt wurde. Um neben der Kunst auch die Wissenschaften in der Hauptstadt heimisch zu machen verlegte er die alte Universität von Landshut nach München und berief an dieselbe eine Reihe von deutschdenkenden Männern, die während der Franzosenzeit zu ihm gehalten hatten, so Görres, Schubert, Ringseis, Schelling. Um 1828 hatten Görres, Schelling und Schubert die meisten Zuhörer; aber drohend machte sich die neue Zeit und Wissenschaft bemerkbar in der Person Okens, der neben Schubert Vertreter der Naturwissenschaften war.

Oken war Naturphilosoph und stand insofern ursprünglich der Romantik nicht ferne; aber er führte die jugendlich panteistische Richtung Schelling's weiter und zwar so, daß sie sich von der Religion, die sie anfänglich

beinah berührte, mehr und mehr trennte und zu den späteren Materialisten wie Vogt und Büchner hinleitete. Als im Jahre 1819 Oken in der Isis die Behauptung aufstellte, die ganze Welt des Lebendigen auf der Erde, auch der Mensch, sei aus einem Urschleim hervorgegangen, der das Urmeer erfüllt habe, spürte der Altertumsforscher Kanne, damals bereits Pietist, darin eine große Gefahr, ein „aufsteigendes Gewölk, das den heiteren Morgenhimmel der Naturwissenschaft trüben sollte." So, setzte er dem Freunde Schubert auseinander, würde die moderne Naturwissenschaft bald auch den Gedanken, mit dem der Geist Gott denkt, aus einem im Gehirn aus dem Blute präparierten, nachträglichen Urschleim abstammen lassen; sie würde frei hervortreten mit dem Bekenntnis: es ist kein Gott, kein Geist, keine Seele, alles ist nur so oder anders gestalteter Meeresschaum, dessen Formen sich mit dem Tode wieder in Schaum auflösen und zerfließen.

War Schubert damals auch weniger bedenklich, so ängstigte es ihn später doch, neben Oken lehren zu sollen, dessen Ansichten sich mit den seinigen immer weniger vertrugen, und der doch im Ganzen die Jugend auf seiner Seite hatte. Es kam denn auch sogleich zu kleinen, nach ihren Anlässen höchst unbedeutenden Feindseligkeiten, die aber dadurch aufgebauscht und peinlich wurden, daß das Publikum Partei nahm und hetzte. „Es gibt nämlich", so erzählt Schubert, „dermalen hier bei uns in München eine Literatur, von welcher man in solcher Form und Anwendung anderwärts wohl kaum etwas Ähnliches hat. Mehrere sogenannte Volkszeitungen, die unter verschiedenen Titeln in der Stadt erscheinen und welche das Volk Käseblätter zu nennen pflegt, weil man, nachdem man sie gelesen, den Käse hineinwickelt, den man mit sich in's Bierhaus nehmen will, bilden jene Literatur, welche unter der größeren Menge die beliebteste und allgemein verbreitetste

ist." In diesen Blättern wurde Schubert stark mitgenommen, was ihn die ersten Jahre in München trotz Freundschaft und Ehre auf anderer Seite verbitterte, und eine schwere Krankheit mit veranlaßte. Vom Könige, der sogar die jüngeren Prinzen und Prinzessinnen durch ihn unterrichten ließ, wurde Schubert beschützt und die Versetzung Okens nach Erlangen sollte dem unerquicklichen Streit ein Ende machen. Oken zog es vor, einem an ihn ergangenen Rufe nach Zürich zu folgen.

Andere Romantiker hatten nicht weniger als Schubert unter den Angriffen der Gegner zu leiden.

Der wackere Ringseis wurde von einem liberalen Gegner in der Ständekammer — wie sich denn die liberale Partei besonders auf das Schimpfen verstand — dekoriertes Skelett, Bild der Sünde und Verwesung, mystischer Gaukler, vermodertes Phantom, ärztlicher Giftmischer und frömmelnder Charlatan, Wahrzeichen des Kretinismus, in welchen die Hochschule gesunken sei, kurz auf die beleidigendste Weise betitelt. Mit der Revolution nahte das offizielle Ende der Romantik. Als im Jahre 1848 Görres starb, auf den in Zeiten der Bedrängnis das gebildete und freisinnige Deutschland vertrauend geblickt hatte, wurden die Studenten von der Polizei verhindert, ihm einen Fackelzug zu bringen, und die Denkrede auf ihn in der Akademie wurde hintertrieben. Die neue Regierung stellte norddeutsche Professoren an, um die Universität intellektuell zu heben.

Manchem Schlage hatte die Romantik widerstanden, solange sie Jugendkraft hatte; allmählich verlief sie im Sande, alt geworden, stellenweise kindisch und schwachsinnig. Schließlich wurde sie gar nicht mehr bekämpft, höchstens im Vorbeigehen verlacht. Bis in die neueste Zeit wußte man nicht, was das Wort Romantisch eigentlich bedeutete und bezeichnete damit kurzweg was unpraktisch,

unklar und unwahr auftrat. Es berührt einen sonderbar, wenn man hört, daß im Jahre 1869 Overbeck starb, als schon Böcklin seine ersten, die Meisterwerke der Romantik geschaffen hatte. Erst im Jahre 1880 starb Ringseis, zu einer Zeit als die Romantik fast schon wieder modern zu werden begann. Revolutionen und Kriege hatten die leichten poetischen Anlagen zerstampft, und es war um das, was im Publikum von der Romantik lebte, nicht schade. Wie bitter hatte Friedrich Schlegel über Unpopularität geklagt! Wie es zu gehen pflegt, machten erst die Nachahmer die Romantik populär, indem sie die neugeprägten Ideen und Bilder aushöhlten, breitklopften und mit dünnen Lappen eigener Erfindung ausputzten. Mit dem Ideengehalt der Romantik war das Mittelalter nicht notwendig, nicht wesentlich verbunden; aber man glaubte nun, daß eine Geschichte oder ein Gedicht romantisch seien, wenn Einsiedler, Burgen, Ritterfräulein darin eine Rolle spielten. Ebenso wurde das Schaurige und Gespenstische, ferner das Exotische zum Wahrzeichen der Romantik. Die Taschenbücher und Almanache waren voll von diesen Dingen. Dieselben Menschen, die sich einmal mit Kotzebue belustigt und gerührt hatten, schwärmten nun für Fouqué's fade und törichte Rittergesellschaft und für die schreckhaften, von den Folgen der Vaterflüche oder Zigeunerwahrsagungen umgarnten Puppen der Schicksalstragödie. In der Mitte des Jahrhunderts gab es wohl wenig Gebildete, die die Verse Jaromir's: „Ja ich bin's du Unglückselige, ja ich bin's, den du genannt" nicht auswendig wußten. Werner's neunundzwanzigster Februar, von Goethe geschätzt und auf die Bühne gebracht, wurde im Erfolge übertroffen durch die brutaleren und flacheren Machwerke Müllners, und am allerbeliebtesten wurden die blöd geschwätzigen Stücke Houwald's, eines gutmütigen, braven Menschen, der über das begeisterte Entgegenkommen

des Publikums dankbare Rührung empfand. Tieck hatte zur Eröffnungsvorstellung des neuen Schauspielhauses in Berlin den Prinzen von Homburg empfohlen: aber das Bild von Houwald, der Treffer des Tages, wurde vorgezogen. In diesen spätromantischen Geschichten und Gedichten vernehmen wir noch den erlesenen, besonnenen Ton, der von dem flackernden, herausfordernd hingeschmissenen irgend einer Sturm- und Drang-Periode so vorteilhaft absticht; aber da keine Innerlichkeit dahinter ist, wirkt er falsch, ohnmächtig und gespenstisch.

„Was hätte aus uns allen werden können, und was ist aus uns geworden!" soll Brentano's Klage im Sterben gelautet haben. Die Worte lassen sich auf viele einzelne Romantiker und auf die Bewegung überhaupt anwenden. Sie war voll Hoffnung, Reichtum, Zuversicht, als sie auftrat, sie brachte unübersehbare Fülle von Anregung auf allen Gebieten, aber während sie überall hin Samen streute, hat sie sich keine Denkmäler in reifen Werken gesetzt. Eine neue, feindselige Epoche vergötterte die Endlichkeit, deren Mangel die Ursache war, daß die Künstler des Unendlichen mit ihren Werken sich auflösten und zerflatterten. Durch die Begrenzung gestärkt, können neue Geschlechter sich wieder den zwar befleckten und entstellten, doch immer erhabenen Idealen zuwenden, die jene in der Ferne zeigten.

Ausblicke.

„Denn es wird doch immer der wesentliche Charakter des Romantischen bleiben, daß die Abgeschlossenheit fehlt, und daß immer noch auf ein Weiteres, auf ein Fortschreiten gedeutet wird." Diese Worte schrieb Carus in sein Tagebuch, nachdem er den Regensburger Dom betrachtet und von ihm den Eindruck des Poetischen empfangen hatte, den ihm die kurz vorher gesehene Aukirche in München eben wegen ihrer Regelmäßigkeit und Vollendung nicht hatte geben können.

Auch die Geschichte der Romantik selbst deutet auf ein Weiteres, auf ein Fortschreiten. Daß sie weder in der Kunst, noch im Leben Vollendetes erreicht hatten, wußten die Romantiker. Es finden sich Zeugnisse genug dafür, daß sie mit sich und ihren Erzeugnissen nicht zufrieden waren, und verloren sie sich auch mit trotzigem Behagen in die Irre, so deuteten sie um so wissender nach den höchsten Zielen. Man hat den Romantikern mit Recht Willkür, Subjektivität, Individualismus vorgeworfen; mit dem Kampfe gegen die Regel hatten sie ja begonnen. Trotzdem lag zügellose Hingabe an das persönliche Belieben im Kunstbetrieb durchaus nicht in dem ursprünglichen romantischen Programm; aber Phantasie wurde gefordert, und es liegt in der menschlichen Natur, daß die phantasiebegabten Künstler gewöhnlich das Gesetz scheuen, Muster nicht achten wollen und dem Einfall des Augen-

blicks alles zuliebe tun. Der Sucht, sich und seine Eigenheit und seine Stimmungen auszudrücken, hielt die Ehrfurcht vor überlieferten Typen zu wenig das Gleichgewicht, und so blieb vieles fragmentarisch, anderes verfiel im Streben nach Originalität in Abgeschmacktheit und Verzerrung.

Das Erschrecken vor dieser Verwilderung und die Einsicht, daß der Instinkt des modernen Menschen die Sicherheit des primitiven nicht mehr habe, ließ es hie und da wünschbar erscheinen, daß das hervorbringende Genie sich einer Aufsicht unterwürfe.

Arnim plante die Anlage einer Sprach- und Singschule, einer Schule für Bänkelsänger und einer Schule für Dichtkunst, die im Schlosse Lauffen am Rheinfall eingerichtet und wo eine allgemeine deutsche Sprache erfunden werden sollte. Dies bezweckte allerdings zum Teil die Hebung des poetischen und musikalischen Sinnes im Volke und sollte ferner der deutschen Einheit vorarbeiten. Zugleich spricht sich doch aber darin der Wunsch nach einer festen Grundlage, einem Gerüste, woran der Dichter sich zu halten hätte, aus; klagten doch gerade Arnim und Brentano über das „Gesinge und den Romantismus", das eingerissen sei, und die Schwäche seiner eigenen Arbeiten sah Clemens in dem Zufälligen des Guten darin, was er nur durch außerordentliche Planmäßigkeit — zu der er sich aber zu schwach fühlte — bessern könne. Es zeigt sich dasselbe Verlangen nach einer Richtschnur, welches in der Religion zum Katholizismus führte. Im Gefühl des Schwankens, der Unsicherheit geht die Einsicht auf, daß „uralte Traditionen mehr Wert haben, als die Philosopheme der gescheitesten Denker" und daß der Grundsatz der katholischen Kirche, das quod semper ubique et ab omnibus creditum est zur allgemeinen Richtschnur zu machen, dem subjektiven Drange eines jeden sich einen eigenen Glauben zu erfinden ein berechtigtes Gegengewicht gibt.

Ausdrücklich damit „die Literatur nicht blos Privatbestrebungen überlassen bleibe", verlangt J. J. Wagner die Gründung von Akademieen, die die Überlieferungen festzuhalten, die literarische Wechselwirkung und Schulung herzustellen und eine letzte Instanz zu bilden, also das Typische gegenüber dem Individuellen zu retten hätten. Dies wurde zur selben Zeit und auch von romantischer Seite gesagt, als junge Maler, die nachmaligen Nazarener, den Protest gegen die Maler-Akademie erhoben; aber eben Overbeck, der späterhin nicht nur sein Leben, sondern auch seine Kunst dem katholischen Dogma unterwarf, beweist, daß es nicht der Zwang an sich war, den man scheute. Der kirchliche Zwang erwies sich nun freilich den Künstlern, die ihn sich auferlegten, nicht günstig; Erwin Speckter, obwohl ein Vertreter Overbeck's, gibt ihm die Schuld einer gewissen frostigen und heuchlerischen Unwahrheit, die er in seinen Bildern findet. Speckter seinerseits fordert, die Künstler müßten zuerst Handwerker werden, damit die Kunst sich wieder einen Weg bahne in das innere Leben der Welt; offenbar in der Meinung, daß sich die Kunst zu weit vom Leben entfernt habe, und daß das Leben ganz von selbst Grundlage und Richtschnur geben werde, deren sie bedürfe.

Theoretisch hatten besonders die älteren Romantiker die Kunst nicht höher gestellt als das Leben. Novalis nennt denjenigen den größten Menschen, dessen Tagebuch das größte Kunstwerk wäre. Ritter stellt folgende Reihe der Künste auf: Architektur — Plastik — Malerei — Musik — Lebenskunst; und spricht von einer künftigen Zeit, wo des Menschen Leben und seine Tat die höchste Wahrheit und Schönheit selbst darstellen müsse. „Er selbst in seinem Leben wird das höchste Kunstwerk sein, deß Künstler mit demselben eins und gleich ist." Er indessen verwüstete sein Leben jämmerlich, und vielen andern zerbrach und

zerfloß es, zuweilen ohne daß nur der Versuch einer planvollen Gestaltung unternommen wäre. Im Allgemeinen waren die Romantiker in erster Linie denkende, dichtende und ausdauernde, am wenigsten handelnde Menschen. Den sittlichen Gesichtspunkt ordneten sie dem ästhetischen unter, schien ihnen etwas schön oder ihrem Gefühle entsprechend, fragten sie nicht, ob es moralisch sei. Görres unterschied einmal gemäß den drei Vermögen Vernunft, Wille und Phantasie die drei Reiche Wissenschaft, Sittlichkeit oder Ethik und Schönheit oder Kunst und nannte als ihre philosophischen Vertreter Schelling, Fichte und Jakobi. Es ist bezeichnend, daß von Fichte, dem eisernen, unbeugsamen, sittlichen, die Romantiker sich mit Entschiedenheit abwandten; je mehr sie Gefühls- und Stimmungsmenschen waren, desto unbegreiflicher und abschreckender war er ihnen. Die Helden ihrer Dichtungen waren Dichter, Maler oder Musiker, als höhere Menschen über den Gemeinen stehend, die sie teils verehrten, teils aus roher Unwissenheit verachteten. Die Gebräuche und Gesetze der Durchschnittsmenschen galten für diese Ausnahmemenschen nicht, sie befanden sich immer in außergewöhnlicher, „romantischer“ Lage, wo der gemeine Maßstab nicht anzulegen war. Liest man die Romane und Novellen Eichendorff's, wo die Studenten, Grafen, Dichter, Jäger und Zigeuner von einem Abenteuer zum andern vagabundieren, so ergreift einen bald ein ungeheurer Überdruß, und einen solchen empfanden die Romantiker zuweilen an sich selbst, ihrem berufslosen Leben und ihrer Kunst. Neben der Überschätzung der Kunst entsteht im Schoße der Romantik selbst ihre gänzliche Verwerfung beziehungsweise Unterordnung unter Religion und Leben.

Daß es ohne Religion keine Kunst geben könne, war einer der ersten Grundsätze der Romantik; etwas anderes ist es aber, wenn nun die Kunst als ein Übergang oder

Mittel zur Religion aufgefaßt wurde, an sich wertlos, nur als Vorbereitung zu etwas Höherem schätzbar. So urteilte Zacharias Werner, und zwar lange bevor er katholisch und Priester wurde: die Kunst an sich habe keinen Wert, nur insofern sie Ahnungen der Gottheit gebe. Das Bücherschreiben sei ihm nur wertvoll, weil er damit Gemüter für das Heilige gewinnen könne. Kunstwerke seien Vorarbeiten der neuen Religion, die der Menschheit gegeben werden müsse. „Sie, mein lieber Adalbert", schrieb er an Chamisso, „können füglich noch nicht heiraten. Zum Heiraten gehört nämlich hauptsächlich, daß man dem Götzendienst nicht anhängt, und dem sind Sie noch sehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indessen behält dennoch Gottes Gebot: du sollst keine anderen Götter haben neben mir, seine unumstößliche Kraft." Hier ist es am deutlichsten ausgesprochen, daß die Kunst im Leben des Einzelnen, wie natürlich im Leben der Menschheit, nur eine Episode sei, ein Behelf der Suchenden gewissermaßen und Unreifen, die die Wahrheit noch nicht fassen können.

Brentano empfand nach seiner Bekehrung Ekel vor seinen Schriften. Als er zum ersten Male etwas von E. T. A. Hoffmann las, war sein erstes Gefühl Überraschung und Bewunderung; er sagte sich wohl, daß er selbst dergleichen hätte schaffen mögen, es aber nicht vermocht hätte. Kam nun Eifersucht und Unbehagen hinzu, oder war es seine ernstliche Meinung, kurz, er schrieb an Hoffmann, eine solche Kunst, die den Dichter selbst und nicht nur Gott spiegle, flöße Grauen ein.

Bei Brentano und Werner liegt es auf der Hand, daß der krankhaft übermäßige Kultus des Ich, den sie in ihren Dichtungen getrieben — Brentano sagte selbst, alle seine Schriften seien Bekenntnisse, und der Gegenstand seines Nachdenkens sei immer nur er selbst gewesen —

ihnen diesen Widerwillen erregte und sie als einzig würdige Kunst eine religiöse begreifen läßt, wo sich das Ich in Gott verliert. Es war die einzige, die sie außer ihrer subjektiven ausüben konnten: etwa wie schwache Menschen nur Säufer oder geschworene Antialkoholiker sein können.

Merkwürdiger noch ist der Ausspruch des jungen Malers Runge, er möchte, es sei nicht nötig, daß er die Kunst treibe, „denn wir sollen über die Kunst hinaus, und man wird sie in der Ewigkeit nicht kennen." Ihm war die Kunst ein Mittel sich zu äußern; wären nun die Seelen durch den schweren Vorhang des Körpers nicht gehindert, sich unmittelbar mitzuteilen, so bedürften sie der Kunst nicht mehr. Es würde dasselbe bedeuten, sagte man anstatt dessen, wer sich völlig darleben könnte, hätte das Mittel der Kunst nicht nötig.

Man sieht, wie die subjektiven Künstler dahin kommen, ganz an der Kunst zu verzweifeln. Den Körper, der dem naiven Künstler, der die Welt der Objekte liebt und an sie glaubt, eine Lust ist, empfinden sie als Last und Behinderung. Nicht das Schaffen und Bilden an sich ist ihre Sehnsucht, sondern sich darstellen; und daß diesem Bedürfnis die Kunst doch nicht ganz genug tut, hat sie der Schmerz der Erfahrung gelehrt.

Ergreifender hat keiner die Qual des vom Leben abgesonderten Romantikers geschildert, als der junge Wackenroder im Briefe Joseph Berglinger's, des Musikers, an einen väterlichen Freund. Da spricht er von seinen „lüsternen Kunstfreuden", die „im Keime vergiftet" sind. „Was bin ich? was soll ich, was tu ich auf der Welt? Was für ein böser Genius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? daß meinem Auge ganz der Maßstab fehlt für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüt?

daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die anderen Menschen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt?" Kaum hat ihn das Gefühl erhoben, wie göttlich die Kunst sei, gerade weil ohne Zweck und Nutzen, gerade weil sie „von keinem Rad des großen Räderwerks getrieben wird und keines wieder treibt", so fliehen auf einmal die hohen Bilder seiner Phantasie von ihm fort in die Welt der anderen Menschen, die vielleicht gering von der Kunst denken und ihre edelsten Werke mit Füßen treten, aber mehr Gutes wirken und gottgefälliger leben als er. „Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten, süßesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiderbringlich verloren für die tätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteigenen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Und wenn ich nun die Botschaften höre: wie unermüdet sich dicht um mich her die Geschichte der Menschenwelt mit tausend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, wie da ein rastloses Wirken der Menschen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen Tat in dem gedrängten Gewühl die Folgen, gut und böse, wie große Gespenster nahetreten — ach! und dann das Erschütterndste — wie die erfindungsreichen Heerscharen des Elends dicht um mich herum, Tausende mit tausend verschiedenen Qualen in Krankheit, in Kummer und Not zerpeinigen, wie, auch außer den entsetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wütet und jeder Sekundenschlag ein scharfes Schwert ist, das hier und da blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hülfe schreien! — Und mitten in diesem Getümmel bleib ich

ruhig sitzen wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben eben so ernsthaft mit dem Tode schließt."

Das sei das Gift der Kunst, daß der Künstler ein Schauspieler würde, der jedes Leben als Rolle betrachte, seine Bühne für die Musterwelt, für den Kern, und das wirkliche Leben nur für die Schale, eine „elende, zusammengeflickte Nachahmung" ansehe.

Innerlich von Vollkommenheit zu träumen, anstatt lebend und handelnd nach Vollkommenheit zu ringen, Gott innerlich anzubeten, ohne das von ihm verliehene Leben auf sich zu nehmen und ihm dadurch zu dienen, das ist ganz besonders die Schwäche und der innerste Verzweiflungsgrund des romantischen Dichters. Wackenroder fühlte deutlich, daß auch Gottgläubigkeit und Verherrlichung Gottes den zweifelnden Künstler nicht rette, wenn sie ihn nicht zur Uebernahme der Aufgabe des Lebens mit dem Willen des Guten vermöge. Die ruhigeren, mehr harmonisch veranlagten Dichter und Denker der Romantik, die sich nicht bis zur Uebelkeit an der Kunst berauscht hatten, zweifelten nie an ihrer erhabenen Bedeutung, betrachteten sie aber nicht als Selbstzweck und wollten sie nicht vom handelnden Leben trennen.

Röschlaub, der naturphilosophische Mediziner, der Lehrer von Ringseis, unterschied die großen Künste Erziehung, Politik und Taktik von den schönen; den großen, meint er, nähere sich die Medizin. Ringseis fügt hinzu, die höchste Kunst sei ein wahrhaft christliches Leben, womit wir also zu dem vorher erwähnten Ausspruch Ritter's zurückkämen. An den Ausspruch Röschlaub's erinnert eine Ordnung der Künste, die Oken in seinem im Jahre 1809 erschienenen, Schelling und Steffens gewidmeten Lehrbuch der Naturphilosophie aufstellt: in der Dichtkunst, sagt er, vermählten sich alle Künste, in der Kriegskunst

alle Wissenschaften und Künste; die Kriegskunst sei die höchste, erhabenste, göttliche Kunst; der Held sei der höchste Mensch, der Gott der Menschheit, Gott. „Der Sieger ist nicht der Held, der Held aber ist der Sieger." Diese Aeußerung ist zweifelsohne beeinflußt durch den Drang der Zeit, welche handelnde Männer, Helden forderte. Bedeutsam ist es nichts desto weniger, daß hinter den Taugenichtsen und Guitarrespielern der romantischen Novellistik doch das Ideal des Helden, des Genies der Moral, steht. Die Darstellung versuchte sich sogar an ihm; aber die Recken Fouqué's haben das Blut ihres Schöpfers in den Adern — „ein guter Ordinari Gesellschaftsknaster, der immer lacht", und den im besten Mannesalter ein Rückenmarksschlag traf.

Ein Mann, der heroisch an seiner Selbstveredelung arbeitete, Passavant, sah in der Ausbildung des Willens und der Erziehung zum handelnden Leben die Aufgabe der Zukunft. „Die vorzüglichsten Menschen, die ich kannte, ruhten am Ende ihres Lebens in dem Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen, aber es war eine Ruhe, die einem tätigen Leben folgte." Ueberall finden wir Hindeutungen auf eine Zukunft, die die Einseitigkeiten der Gegenwart ausgleichen soll.

Ein einigermaßen zusammenhängendes Bild erwünschter künftiger Lebensverhältnisse fand ich in dem Büchlein „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet", 1819 erschienen und von Joh. Jak. Wagner verfaßt, einem Schriftsteller, der, ein Zeitgenosse der Romantiker und Naturphilosophen, sehr von ihnen beeinflußt war. Die Produkte des Heidentums, sagt er dort, seien Wissenschaft und Kunst; die jüdisch-christliche Idee, welche die Propheten verkündeten, sei die des Reiches Gottes, nämlich einer Universalkultur und Universalmonarchie, welche herzustellen der Menschheit

noch obliege. Die ungeheure Ungleichheit des Kulturstandes mache zunächst das Bestehen einer Universalkirche unmöglich: „eine gottverehrende Gemeinde ist eine Gesamtheit, in welcher alle Einzelnen ihren Gegensatz aufgeben und zusammenfließen. Dazu muß der Kulturstand gleich sein. Darum hatte der Kultus des Mittelalters so viel Feuer und Kraft.“ Solange die Ungleichheit der Kultur unter den Menschen dauere, müsse der Privatkultus freigegeben werden. Der Kultus sei aber nichts anderes als die Gesamtheit aller Künste in ihrer höchsten Bedeutung, eine allseitige Symbolisierung des Göttlichen durch die Künste. Predigt solle ausgeschlossen sein; Musik, Malerei, Plastik und Dichtkunst im Verein müßten den Kultus bilden, in welchem das ganze Leben religiös begriffen und zur Anschauung gebracht werden müsse. Auch Erwin Speckter sah im harmonischen Zusammenwirken aller Künste das Ideal, und Eichendorff drückt dasselbe in den Worten aus, alle einzelnen Künste seien Arabesken am Dome der Kirche.

Als poetische Aufgaben, „auf welche der Kunstinstinkt bisher in seinen Launen noch nicht gekommen ist“, nennt Wagner die Stufen der Natur, des Gewerbelebens, das öffentliche Leben, die Stände und dergleichen, Gegenstände, die jetzt erst — nämlich nachdem die Kunst auf der mit Wissenschaft verbundenen Religion beruht — in ihrer Idee erkannt werden. Da der Staat „mit der allgemeinen Form des Weltgesetzes in Einklang gebracht ist“, gehört er nicht mehr zu den mechanischen, antipoetischen Dingen. „Der Unterschied zwischen innerem oder Moralgesetz und äußerem oder politischem Gesetz muß wegfallen.“ Übrigens sei der Staat relativer Natur und die vollendete Existenz des Menschen nicht in ihm zu suchen. Man solle die Menschen durch humane und liberale Behandlung womöglich aus der Herrschaft des Gesetzes in die Freiheit des eigenen Gewissens retten.

Die nächste Aufgabe der Menschen wäre demnach die Gründung von Mittelpunkten der Kultur, als welche, wie ich schon sagte, Wagner Akademieen vorschlug, die gewissermaßen an die Stelle des alten Priestertums treten sollten. Das Zusammenschließen in Gemeinschaften, welches die Romantiker von vorherein charkteriſiert, gehört denn auch gewiß zu ihren bedeutungsvollſten Beſtrebungen. Noch einmal erinnere ich an den warmen Eifer Friedrich Schlegels für die Gründung einer Hanſe, an ſeine Vorliebe für das *συμφιλολογεῖν καὶ συνευθουσιάζειν*. Dieſe Verbrüderungen löſten ſich immer wieder auf und wurden doch immer von neuem angeſtrebt. Brentano plante eine Verbindung mit poeſieförderndem Zweck, an deren Spitze Tieck ſtehen ſollte. Werner hätte allen poetiſchen Lorbeer hingegeben, um Stifter einer religiöſen Sekte zu ſein. Bücherſchreiben ſei weniger wichtig; als Schriftſteller, Leſer und Kritiker ſuche er nur verwandte Seelen. Zweck des zu gründenden Bundes ſollte ſein, die Menſchen zu erwärmen und zu vergöttlichen. Er wie Brentano flüchteten ſich ſchließlich in die Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche, ja Werner dachte gegen das Ende des Lebens noch daran, in einen Orden einzutreten. Doch unterließ er es im letzten Augenblick: „denn ſonnenklar iſt es mir geworden, daß das Chriſtentum unmöglich etwas anderes iſt, als der alles Wahre, Gute und Schöne krönende Kulminationspunkt der durch die Gottheit gereinigten Menſchheit.“

Der ſchweizeriſche Naturphiloſoph Troxler warf die Fragen auf, welches das Ziel der Entwickelung des Geiſtes, und welches das der Entwickelung des Seins ſei, und antwortete auf die erſte: Lebensweisheit, nämlich Vollendung von Wiſſenſchaft und Geſchichte; auf die zweite: Lebensgenuß, nämlich Durchdringung von Kunſt und Ethik. Von allen Seiten deutet es darauf, daß auch die Kunſt dem großen Zweck, gottähnliche Menſchen zu bilden, ſich

nicht entziehen dürfe. Kaum wird jemals eine Romantik, welche die Kunst vom Leben ablösen, wie eine selige Luftinsel darüber schweben will, lange gedeihen. Je mehr sie Kraft hat, desto besser wird es ihr gelingen, das Innere mit dem Äußeren zu verbinden, in das große Räderwerk einzugreifen, ohne der Zweckmäßigkeit ihre Schönheit, ohne der Berechnung ihre Mysterien aufzuopfern.

Verzeichnis der benützten Quellen.

v. Arnim, Bettina, Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. 3 Bde. Berlin 1835.

— Die Günderode. 2 Bde. Grünberg 1840.

— Klemens Brentano's Frühlingskranz. Charlottenburg 1844.

Boisserée, Briefwechsel. Stuttgart 1862.

Briefwechsel zwischen Friedr. Gentz und Adam Heinr. Müller. Stuttgart 1857.

— zwischen Jakob und Wilhelm Grimm. Weimar 1881.

Brunner, Cl. Maria Hoffbauer. Wien 1858.

Carus, Karl Gustav, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Bde. Leipzig 1856—66.

Clarus, L., Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christl. Forschers. 3 Bde. Schaffhausen 1862—63.

Daumer, Meine Conversion. 1859.

Diel, J. B., Clemens Brentano. Ein Lebensbild. Hrsg. von W. Kreiten. 2 Bde. Freiburg 1878.

Dorow, Wilh., Erlebtes aus den Jahren 1813—20. 4 Tle. Leipzig 1843—45.

Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873.

Fouqué, Lebensgeschichte. 1840.

Funck, Z. [K. F. Kunz] Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. I. Aus dem Leben zweier Dichter: E. Th. W. Hoffmann und Fr. G. Wetzel. Leipzig 1836.

Görres, Familienbriefe. Hrsg. von Maria Görres. 1858.

— Freundesbriefe. Hrsg. von Franz Binder. 1874.

Herbst, W., Johann Heinr. Voß. 2 Bde. Leipzig 1874—76.

Hitzig, J. E., Lebensabriß Fr. L. Zacharias Werner's. Berlin 1823.

Hoffmann, E. Th. A., Aus dessen Leben und Nachlaß. Hrsg. v. J. E. Hitzig. 2 Tle. Berlin 1823.

Humboldt, Alexander v., Eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus u. a. hrsg. v. Karl Bruhns. 3 Bde. Leipzig 1872.

Kanne, Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen. Selbstbiographie v. J. A. K. 1816—1824.

Kerner, Just., Franz Anton Mesmer. Frankfurt a. M. 1856.

— Briefwechsel mit seinen Freunden Hrsg. von seinem Sohne Theobald Kerner. 2 Bde. Stuttgart 1897.

— Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Braunschweig 1849.

Kerner, Theobald, Das Kernerhaus und seine Gäste. 1894.

Litzmann, C. C. T., Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890.

Menge, Theod., Der Graf Frdr. Leop. Stollberg u. s. Zeitgenossen. 2 Bde. 1862.

Overbeck, Friedr. Hrsg. v. Marg. Howitt. 1886.

Passavant, Johann Karl, Ein christliches Charakterbild. Frankfurt 1867.

Pichler, Karoline, Denkwürdigkeiten aus m. Leben. Wien 1844.

Ringseis, Lebenserinnerungen, ihm nacherzählt von E. Ringseis. 2 Bde. Regensburg 1886.

Rosenthal, Dav. Aug., Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Bd. I. Deutschland in 2 Abt. 1865—66.

Schadow, Der moderne Vasari. Berlin 1854.

Scherer, W., Jakob Grimm. Berlin 1885.

Schubert, G. H. v., Der Erwerb aus einem vergangenen u. die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. 3 Bde. Erlangen 1853—56.

Schütz, H. W., Rumohr's Leben u. Schriften. Leipzig 1844.

Sepp, Görres u. Zeitgenossen. Nördlingen 1877.

Speckter, Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Leipzig 1846. Aus den nachgelassenen Papieren v. Erwin Speckter.

Speyer und Mark, Marcus nach seinem Leben und Wirken. Bamberg 1817.

Steig, R., Achim von Arnim u. Clemens Brentano. Stuttgart 1894.

---

v. Arnim, Bettina, Sämmtliche Schriften. 11 Bde. Weimar 1853.

Arnim, Ludw. Ach. v., Sämmtliche Werke. 22 Bde. Leipzig 1856.

Brentano, Clemens, Gesammelte Schriften. 7 Bde. Frankfurt 1852—55.

Daumer, E. Fr., Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. 2 Bde. Frankfurt 1855.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Sämmtliche poetische Werke. 3. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1883.

Fouqué, Fr. de la Motte, Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Braunschweig 1841.

Grillparzer, Franz, Die Ahnfrau. Wien 1817.

Hoffmann, E. Th. A., Gesammelte Schriften. 12 Bde. Berlin 1871—73.

Hölderlin, Joh. Chr. Friedr., Sämmtliche Werke. Hrsg. von Chr. Th. Schwab. 2 Bde. Stuttgart 1846.

Horn, Franz Christ., Guiscardo, der Dichter. Leipzig 1801.

Houwald, C. E. Freih. v., Sämmtliche Werke. 5 Bde. Stuttgart 1851.

Karfunkel, der, oder Klingklingel-Almanach. Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker. 1810. Hrsg. von Baggesen. Tübingen, Cotta.

Kerner, Justinus, Ausgewählte poetische Werke. 2 Bde. Stuttgart 1878.

Kleist, Heinrich v., Gesammelte Schriften. Hrsg. von L. Tieck. 3 Bde. Berlin 1826.

Lenau, Nicol., Sämmtliche Werke. 4 Bde. Stuttgart 1855.

Müllner, Gottfr. Ad., Dramatische Werke. 7 Tle. Braunschweig 1828.

Isidorus Orientalis (Otto H. Graf von Loeben), Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. Mannheim 1808.

— Lotosblätter. Fragmente. 2 Tle. Bamberg 1817.

Werner, Fr. L. Zacharias, Ausgewählte Schriften. 13 Bde. Grimma 1841.

Amoretti. Elementi di elettrometria animale del cav. Carlo A. Mil. 1816.

Baader, Franz v., Sämmtliche Werke. Hrsg. von Franz Hoffmann u. a. 16 Bde. Leipzig 1850—60.

Butte, Arithmetik des menschlichen Lebens. Landshut 1811.

Carus, Karl Gust., Briefe über Landschaftsmalerei. Leipzig 1831.

— Zwölf Briefe über das Erdleben. Stuttgart 1841.

— Psyche, Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Pforzheim 1846.

— Physis, Zur Geschichte des leiblichen Lebens. Pforzheim 1851.

— Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig 1853.

— Ueber Lebensmagnetismus. Leipzig 1857.

— Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt. Wien 1866.

Cassel, F. P., Versuch über die natürlichen Familien der Pflanzen. Köln 1808.

Creuzer, Friedr., Symbolik und Mythologie der alten Völker. 4 Bde. Leipzig und Darmstadt 1810–12.

Daumer, G. Fr., Die dreifache Krone Roms. Münster 1859.

— Aus der Mansarde. Mainz 1860—62.

— Der Tod des Leibes kein Tod der Seele. Zeugnisse u. Thatsachen. Dresden 1865.

— Der Zukunftsidealismus der Vorwelt. Regensburg 1874.

Eichendorff, Jos. Frhr. v., Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands. 2 Bde. Paderborn 1861.

Ennemoser, Jos., Der Magnetismus i. s. geschichtl. Entwickelung. Leipzig 1849.

— Der Geist des Menschen in der Natur oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Stuttgart und Tübingen 1849.

— Der Magnetismus im Verhältnis zu Natur und Religion. Stuttgart 1842.

Eschenmayer, Versuch, die scheinbare Magie des tierischen Magnetismus aus physischen und psychologischen Gesetzen zu erklären. Wien 1816.

— Grundriß der Naturphilosophie. Tübingen.

Friedreich, J. B., Die Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg 1859.

Görres, Jos. v., Gesammelte Schriften. Hrsg. von Maria Görres. 9 Bde. München 1859—74.

Haller, K. L. v., Politische Religion. Zittau 1801.

Hufeland, Frd., Ueber Sympathie. Weimar 1811.

Kanne, J. S., Pantheum der ältesten Naturphilosophie. Tübingen 1811.

Kerner, Just., Die Seherin von Prevorst. 2 Bde. Stuttgart 1829.

Kestner, A., Römische Studien. Berlin 1850.

Kieser, D. G., System der Medizin. Halle 1817.

— System des Tellurismus oder tier. Magnetismus. Leipzig 1826.

Kluge, K. A. F., Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel. Berlin 1811.

Lasaulx, Ernst v., Ueber den Sinn der Oedipussage. 1841. (Progr.)

— Der Fluch bei den Griechen und Römern. 1843. (Progr.)

— Die Linosklage. 1842. (Progr.)

Malfatti, Giov., Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Leipzig 1845.

Marcus u. Schellings Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft. Tübingen 1805.

Menzel, Wolfg., Voß und die Symbolik.

Mesmer. Mesmerismus oder System der Wechselwirkung, Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus, als die allgemeine Heilkunde zur Erhaltung des Menschen von F. J. M. Hrsg. von Karl Chr. Wolfart. Berlin 1814.

Müller, Adam Heinrich, Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Litteratur. Dresden 1806.

— Von der Idee der Schönheit, in Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807. Berlin 1809.

— 12 Reden über die Beredsamkeit und ihren Verfall. Leipzig 1816.

Nees v. Esenbeck, Naturgeschichte des magnetischen Schlafes und Traumes. Bonn 1820.

Oken, Lehrbuch der Naturphilosophie. Jena 1809.

Passavant, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen. Frankfurt a. M. 1821.

— Gedenkblätter. Frankfurt a. M. 1860.

Reil, Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen. 1803.

Ringseis, Joh. Nep., System der Medizin. 1840.

Ritter, Joh. Wilh., Die Physik als Kunst. München 1806.

— Der Siderismus. Tübingen 1808.

— Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers. Heidelberg 1810.

Rixner, Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre, Nürnberg 1808.

Scheitlin, Tierseelenkunde. Stuttgart und Tübingen 1840.

Schelling, Fr. Wilh. J. v., Sämtliche Werke. 14 Bde. Stuttgart 1856—61.

Schubert, G. H. v., Ansichten v. d. Nachtseite d. Naturwissenschaft. Dresden 1808.

— Symbolik des Traumes. Bamberg 1814.

Schütz, Wilh. v., Goethes Faust und der Protestantismus. Bamberg 1844.

Solger, Karl Wilh. Ferd., Nachgelassene Schriften und Briefwechsel hrsg. von L. Tieck und Fr. v. Raumer. 2 Bde. Leipzig 1826.

Steffens, Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde. Freyburg 1801.

— Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft. Berlin 1806.

Steinbeck, Alb., Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen. Leipzig 1836.

Troxler, Grundriß der Theorie der Medizin. Wien 1805.

— Ueber das Leben und sein Problem. Göttingen 1807.

Volk, Wilh. Gust., Die Tiroler ekstatischen Jungfrauen. 2 Bde. Regensb. 1843.

Voß, Joh. Hch., Antisymbolik. Stuttgart 1824.

Wagner, Joh. Jak., Von der Philosophie und der Medicin. Bamberg und Würzburg 1805.

— Religion, Wissenschaft, Kunst nnd Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet. Erlangen 1819.

Weber, Jos., Der tierische Magnetismus oder das Geheimnis des menschlichen Lebens aus dynamisch-psychischen Kräften verständlich gemacht. Landshut 1816.

Wienholt, Heilkraft des tierischen Magnetismus. Lemgo 1802—06.

Wilbrand, J. B., Das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur, dargestellt in den magnetischen, elektrischen und chemischen Naturerscheinungen. Gießen 1819.

Winkelmann, Aug., Einleitung in die dynamische Physiologie. Göttingen 1803.

Windischmann, Ideen zur Physik. Würzburg und Bamberg 1805.

— Ueber etwas, was der Heilkunde not tut. Leipzig 1824.

Namen- und Sachregister

zu beiden Bänden.

Abneigung der Romantiker gegen methodisches Arbeiten I, 131 f.

Actio, Functio und Factio II, 65.

Adler-Optimismus der Romantiker I, 109 f.

Amerika II, 32.

Amoretti II, 97.

Androgyne, Lehre von der I, 202.

Antonius von Padua II, 115.

Arnim, Achim von. Durch und durch norddeutsch II, 180; Schriften II, 207; Halle und Jerusalem II, 16; Verhältnis zur Politik II, 298; zu Joh. Heinr. Voß II, 329.

Ärzte, Romantische II, 264 ff.

Ästhetik der Romantiker I, 107.

Astrologie II, 50, 82.

Athenäum I, 43 ff.

Baader, Franz. Persönlichkeit II, 24; über die Lehre von der Androgyne I, 202; Industrialismus II, 311 f; Liebestheorie I, 268 ff; Philosophisches I, 95. 98. 109. 113. 165. 167. 172; Politisches II, 310; religiöse Anschauungen II, 56. 71. 233; „Unser Leib Gemeinbesitz von noch anderem Wesen" II, 99; über Somnambulismus II, 106; über den Tod II, 61; Goethes Urteil über ihn I, 218.

Bach, Johann Sebastian II, 260.

Baggesen II, 127. 329 f.

Bamberg als Sitz der Romantik II, 15. 18 f.

Bauchsystem und Gehirnsystem II, 88 f. 126 f.

Bauernstand, der II, 309.

Bazillentheorie in der Medizin II, 286.

Beck, Verfasser des „Chamäleon" I, 240.

Beethoven II, 260 f.

Beichte, die II, 238 ff.

Bergbau I, 319.

Berlin ein Sitz der Romantik II, 9.

Bernhardi, Aug. Ferd. II, 9; — Sophie I, 375. II, 38.

Bertram, Joh. Baptist II, 14.

Bettina II, 168 ff; als Dichterin II, 252; in München II, 23 f, 378; politisch-demokratisch begeistert II, 319 ff; Naturgefühl II, 121 f.

Blomberg, Freiherr von I, 209.

Böcklin I, 337 f, II, 30.

Böhme, Jakob I, 108. 164. 170. 188. 189. 201; II, 80.

Böhmer, Bergmedikus I, 27.
Böhmer, Auguste (Karolinens Tochter) I, 29, 369 ff.
Boisserée, Sulpiz und Melchior II, 13 f.
Brentano, Antonie II, 181.
— Christian. Über die Tierseele II, 121; Leben II, 139 f.
— Clemens. Charakteristik II, 167 f; Sein typisch-romant. Lebenslauf II, 128 ff; Wandersucht II, 154; polit. Anschauung II, 298; Verhältnis zur Kirche II, 237 f. 239; über Grimms Märchen II, 8; über den Rhein. Merkur II, 305; sein Verhältnis zu E. T. A. Hoffmann II, 346; im Urteil von Görres und Wilh. Grimm II, 241.
Brown, John (Mediziner) II, 265.
Bücher, Romantische I, 247, 294 ff.
Bürger, Gottfried August, von Wilh. Schlegel gegen Schiller verteidigt I, 10.
Busmann, Auguste II, 132 f. 151.
Butte, Wilhelm, Arithmetik des menschl. Lebens II, 80 f.
Calderon I, 230.
Campetti, der Metallsucher II, 96 f.
Carus, Karl Gustav. Charakteristik II, 275 ff; Aufenthalt in München II, 26; Naturgefühl II, 11; Divination in der Wissenschaft II, 77; über Italien II, 36 f; über den menschlichen Lebenslauf II, 125; über Musik II, 256 f; Seele und Bewußtsein II, 87; Symbolik der menschl. Gestalt II, 66 ff; Tierpsychologie II, 119 f.
Cassel, Kreis und Ellipse II, 85.
Cerebralsystem II, 88.
Cervantes I, 91; Don Quixote I, 296. 311.
Chamisso II, 9.
Charakter, der romanische I, 116 ff.
Charpentier, Julie von I, 77. 234.
Chirurgie II, 294.
Chladni's Klangfiguren II, 83.
Contessa II, 9. 16.
Creuzer, Friedrich. Leben in Heidelberg II, 22; Ehe II, 161; Kampf mit Joh. Heinr. Voß II, 324. 326. 336; Symbolik II, 331; über Görres' Mythengeschichte II, 71 f; über Politik II, 298.
Cromwell I, 135.
Custine, General I, 35.
Dämonismus I, 112.
Dante I, 91.
Darwinismus II, 52. 119.
Daub (Theologe) II, 22.
Daumer, G. F., ein Freund der Tiere II, 123; sein Übertritt zur katholischen Kirche II, 231 f; Idee des Übermenschen II, 54.
Devrient, Ludwig II, 9.
Diepenbrok II, 71. 233; Fürstbischof in Breslau II, 237.

Don Juan I, 250.
Doppelerscheinung des Ich I, 84 f.
Dreieinheit und Ellipse II, 79 f. 84 f.
Dresden II, 10.
Dualität des Genies I, 141.
Ebel (Naturforscher) II, 97; über den Rhein. Merkur II, 305.
Eichendorff, Ahnung und Gegenwart II, 247 ff; Gedichte II, 250 f; schildert Italien II, 34 ff. 37. 38 f.
Ellipse als Bild des romantisierten Universums I, 115; Zeichen der Zweiheit II, 79 f. 84 f.
Emmerich, Katharina, die Nonne von Dülmen II, 106. 136.
Ennemoser II, 64, 87.
Entheismus II, 58.
Ernst, Charlotte II, 10.
Eschenmayer (Arzt und Philosoph) II, 284 f; Erfahrung und Idee müssen abwechseln II, 76; über das Zahlensystem II, 81 f.
Farbensinn I, 94 f.
Fechner II, 51. 53; Gesetz der Schwelle II, 70. 107.
Fichte I, 151 ff; über die Würde des Menschen I, 154 f; in Jena I, 221 f; Atheismusstreit I, 223 f; und Schelling I, 375 f; und Tieck I, 223.
Finkenstein, Gräfin I, 265.
Flugversuche I, 94. 278.
Forster, Georg 34.
— Therese I, 32.
Fouqué II, 9. 41 f. 157. 207 f.
Franciscus von Assisi II, 115.
Frauen der jüngeren Romantiker II, 163.
Freiberg in Sachsen I, 233.
Freundesgruppen unter den Romantikern II, 149.
Freundschaft I, 137 ff.
Friedrich, Kaspar David I, 338 ff. 364; II, 11.
Friedrich Wilhelm IV. I, 236.
Frommanns loben Wilh. Schlegel I, 8.
Galls Phrenologie II, 67.
Gangliensystem II, 88.
Genie I, 90. 99. 141.
Gentz II, 28; Briefwechsel mit Adam Müller II, 316; über den Rhein. Merkur II, 305.
Gluck II, 260 f.
Gmelin, Dr. (Arzt) II, 265.
Görres, Jos. Lebenslauf II, 159 f; Privatdozent in Heidelberg II, 20; Kampf gegen Voß II, 324 f; von der preuß. Regierung verfolgt II, 334; Rhein. Merkur II, 303 ff; Mythengeschichte II, 71 f; Christl. Mystik der Kirche II, 235 f; Physiognomisches II, 64; über die Reformation II, 234; über Clemens Brentano II, 241; über Philipp Otto Runge I, 346.
Goethe I, 92. 97. 147. 176. 201. 203. 204. 207 ff. 237 f; Wilhelm Meister I, 91. 296 f; Unsterblichkeitsglaube I, 190; Griechentum I, 363; Märchen

I, 323 ff; Symbolik I, 329; über Philipp Otto Runge I, 343; Wilh. v. Schütz II, 311; Stolberg II, 333; Zacharias Werner II, 243 f.

Goethes Mutter II, 177 f.

Gotik I, 93 f.

Gotter, Luise I, 27.

— Pauline I, 380.

Gottesidee der Romantik II, 56 ff.

Gries, J. D. (der Übersetzer) I, 230. 377. 381.

Grillparzer I, 257. II, 27; Ahnfrau II, 224. 227.

Grimm, Brüder. Märchen II, 8; Sprach- und Sagenforschung II, 41; über den Rhein. Merkur II, 305.

— Jakob. Über Etymologie II, 75; über die Liberale Partei II, 308; polit. Wandlung II, 318.

— Wilhelm. Unser Schicksal an Himmel und Sterne geknüpft II, 50; über Clemens Brentano II, 241.

Günderode, Karoline v. II, 128.

Halle eine Stätte der Erinnerungen I, 380 f; als Sitz der Romantik II, 15.

Hartl, Nina II, 30.

Hauffe, Friederike, die Seherin von Prevorst II, 106.

Haydn II, 260 f.

Hegel II, 22. 56 f.

Hegner, Ulrich II, 30.

Heidelberg, die Stadt der Romantik II, 19 ff.

Heilkunde, die, eine Kunst II, 295.

Heimatlosigkeit der Romantiker II, 154 f.

Heimweh II, 40.

Heiratsscheu vieler Romantiker II, 151 ff.

Helmont, Johann Baptist von (Arzt) II, 109. 286. 287.

Hemsterhuis I, 169.

Hensel, Louise II, 135. 181.

Herder ein Vorläufer der Romantik I, 97; als Tierfreund II, 116.

Herz, Henriette I, 21. 236. 261. 384. 390.

Heyne, Prof. I, 32; II, 335.

Hippel II, 147. 148. 149.

Hippokrates II, 82.

Hitzig II, 9.

Hoffbauer, Pater II, 27.

Hoffmann, E. T. A. Sein Leben II, 147 ff. 156. 194 ff; in Bamberg II, 19; in Dresden II, 11; nicht in Italien gewesen II, 33; Schicksalsfurcht II, 226; das Schaurige in seinen Schriften II, 217 ff; Musik II, 255. 256. 257; Tier und Mensch II, 116 f; politische Ansichten II, 298 f; im Jahn-Prozeß II, 317 f; Verkehr mit dem Volke II, 314; über Clemens Brentano II, 346; über die „Lotosblätter von Isidorus" II, 7; kritisches Urteil II, 8.

Hofmannsthal, Hugo von II, 127.

Hölderlin. Sein Leben II, 144 f. 151 f. 158; Verehrung

Schillers II, 8; Wandertrieb und Heimatsgefühl II, 155.
Horn, Franz II, 9.
Houwald II, 12. 16.
Huber, L. Ferd. Artikel gegen Wilhelm Schlegel I, 242; H. und Karoline Schlegel I, 379.
Huber, Thereſe (= Thereſe Heyne, Frau Forſter) II, 290.
Hufeland, Wille und Vorſtellung II, 89.
Humboldt, Alexander von, von Goethe und Schiller wegen ſeiner exakten Forſchungsmethode gering geſchätzt II, 77.
— Karoline von I, 378. II, 38.
— Wilhelm von I, 32.
Jacobi I, 95.
Jacobſen I, 123.
Jahrhundertfeier 1800 I, 245 f.
Jean Paul I, 101.
Jena als Sitz der Romantik I, 220 f; II, 16 f.
Jeoffroy Rudell I, 253.
Jeſuiten I, 355.
Iffland I, 240.
Ironie, romantiſche I, 276 ff.
Irritabilität II, 87 f.
Italien, das Land der Sehnſucht II, 33 ff.
Juden II, 126.
Jung Stilling II, 327.
Juſt, Kreisamtmann (Freund von Novalis) I, 62.
Kanne, Arnold. Gottesidee II, 72. 75; ſein Leben II, 146; Pietiſt II, 338.
Kant I, 150 f.
Karfunkel oder Klingklingel-Almanach II, 330.
Karoline. Charakteriſtik I, 26 ff; Schillers Abneigung gegen ſie I, 206; ihr Verhältnis zu Wilh. Schlegel I, 3. 7. 11. 30 f. 39 f. 375; über Wilh. Schlegels Korrektheit I, 10 f; Verhältnis zur Friedr. Schlegel I, 18. 24; Gegenſatz zu Dorothea Schlegel I, 22; beim Tode Hubers I, 379; ihre Beurteilung Georg Forſters I, 34; über Lucinde I, 303; ihr Tod I, 380.
Katholizismus II, 230 ff.
Keller, Gottfried II, 30. 206.
Kepler II, 48. 50.
Kerner, Juſtinus. Als Arzt II, 281 ff; als Knabe von Dr. Weickardt und Gmelin behandelt II, 264 f; als Beichtvater für ſeine Freunde II, 238 f; Gefühl für die Tiere II, 122; über Goethe II, 110; über die Muſik II, 255 f; polit. Anſichten II, 296 f. 313. 319; über den Tod II, 60; über den Wahnſinn II, 103; über das Weib II, 90; in Wien II, 29.
Kielmeyer, Karl Fr. II, 52.
Kleiſt, Heinrich von. Sein Leben II, 141 ff; K. und die Frauen II, 153; Wandertrieb II, 155; der Somnambulismus im Käthchen und d. Prinzen von Homburg II, 222; Familie Schroffenſtein II, 229; Napoleon II, 299.

Klimatische Einflüsse auf den Menschen II, 96.
Klinkowström (der Maler) I, 364. 365.
Köln als Sitz der Romantik II, 12 ff.
Koreff, Joh. Ferd. II, 9. 279.
Kotzebue I, 241 f.
Krankheit I, 101 f. 185.
Kreis und Ellipse II, 84 f.
Kühn, Sophie von I, 70 ff. 257.
Kunst, Symbolische I, 329 ff.
Kunst und Leben II, 344 f.
Kunz, Weinhändler in Bamberg II, 19.
Landshut II, 26.
Lasaulx, Ernst von II, 74.
Lavater II, 92. 327.
Lazzari, Maria II, 106.
Lebensabschluß einzelner Romantiker II, 156 ff.
Lebensläufe, romantische II, 125 ff.
Lenau. Lebenslauf II, 145 f. 152 f; Wandertrieb II, 155; Beichte II, 238.
Leonardo da Vinci I, 91.
Lerntrieb der Romantiker I, 96 ff.
Lessing und Werther I, 249.
Licht I, 92 f.
Liebe, romantische I, 247 ff; II, 161 ff.
Liebe zur Natur II, 232.
Linder, Emilie II, 26.
Loeben, Graf II, 6. 7. 207 f.
Lorelei II, 43.
Ludwig I. v. Bayern II, 337.
Lustspiel der Zukunft I, 283.
Lutter und Wegener (Weinstube) II, 9.
Magie I, 113.
Magnetismus (s. a. Somnambulismus) II, 10. 48 f. 107 ff. 288 ff.
Malerei I, 330 f.
Malfatti, Architektonik d. menschl. Organismus II, 65; Definition der Polarität II, 79; Anarchie u. Hierarchie d. Wissens II, 81 f; über die Leber II, 89; Mannmenschen und Weibmenschen II, 89 f; Magnetismus II, 279.
Mann und Weib I, 86 f; II, 90 f.
Männlichkeit und Weiblichkeit I, 202.
Märchen, das I, 314 ff.
Maria von Mörl II, 106.
Marie Louise, Gemahlin Napoleons II, 14.
Markus, Medizinaldirektor in Bamberg II, 19; Leibarzt des Fürstbischofs II, 266.
Maeterlinck II, 229.
Mathematik II, 79 ff.
Medizin als Kunst II, 295.
Mensch, der, in der romantischen Weltanschauung II, 86 ff.
Mereau, Professor I, 375; — Sophie II, 130 f.
Merkel, Garlieb I, 227.
Merkur, der Rheinische II, 159.
Mesmer, Franz Anton II, 92. 107. 270 f.
Mesmerismus II, 48.
Methoden, wissenschaftliche, der Romantik II, 64 ff.
Metternich II, 28. 317.
Michaelis, Professor I, 26.
Michelangelo I, 341.

Mittelalter und Romantik I, 301.
Monistische Richtung der Romantik II, 77 f.
Mörike, Eduard II, 206. 228.
Mozart II, 260 f.
Müller, Adam II, 28. 235. 310.
Müllner, Adolf II, 226. 228.
München als Stadt der Romantik II, 23 ff.
Musik, die höchste Kunst nach Ansicht der Romantiker II, 255 ff.
Musik und Poesie I, 313.
Mythologie II, 72 f.
Nachtseiten in der Literatur II, 216 ff.
Napoleon. Haß der Romantiker gegen ihn II, 299 f.
Naturgefühl der Romantiker II, 232.
Nazarener, die (Maler) II, 243.
Nerf, Dr. (Arzt) II, 281.
Neujahr 1801 I, 367.
Neurogamie II, 112 f.
Newton, Isaak II, 50. 300.
Nicolai, Fr., und das Theater I, 225.
Nodier, Charles II, 54. 232.
Novalis (Hardenberg). Charakteristik I, 62 ff; Liebe zu Sophie von Kühn I, 70 ff. 257 f; zu Julie von Charpentier I, 77. 234; Verhältnis zu Fichte I, 158 ff; zu Schiller I, 66 f. 199; zu Friedrich Schlegel I, 16. 74 f; zu Tieck I, 76; Schellings Abneigung gegen ihn I, 133; Heinrich v. Ofterdingen I, 306 ff. 314; Geistliche Lieder I, 352; Lehrlinge zu Saïs I, 234; Die Christenheit oder Europa, ein Fragment I, 353 ff; Traktat vom Lichte I, 92; Weltanschauung I, 172 ff; „Gott und Natur muß man trennen" I, 180; Definition der Philosophie als Heimweh I, 70; über Religion I, 178. 183. 184. 187. 189. 196 f; über Unsterblichkeit I, 190; über die Doppelerscheinung des Ich I, 84 f. 93; über methodische Arbeit I, 131; über die Frauen I, 87; über das Genie I, 54. 90. 92. 107; über Krankheiten I, 101 f; über die Liebe I, 267 ff; über das Magische I, 113 f; über Neigungen I, 96; über die Reizbarkeit I, 145; über Sittlichkeit I, 96; Lob der Mathematik I, 69; über das Märchen I, 321. 328; über Lucinde I, 303; über Wilhelm Meister I, 307; sein Tod I, 370.
„Nullisten" I, 245.
Odyssеus I, 249.
Oken, Laurentius. Unveränderlichkeit der Arten II, 52; vergleichende Methode II, 65. 76; „Das Tier ist doppelt" II, 89; Mann und Weib II, 90; Tierseele II, 117 f; führt die pantheistische Richtung Schellings weiter II, 337.
Oelsner II, 308.
Orcagna I, 336.
Orient II, 32.
Österreich und Preußen II, 303.

Ostini, Kardinal II, 30. 239.
Overbeck (Maler) II, 29. 30. 39 f. 241 f.
Paracelsus II, 108. 286 f.
Paris und die Romantiker II, 13.
Passavant, Johann Karl. Äußeres II, 278; Selbstschilderung II, 126; schwankt zwischen Theologie und Medizin II, 278; als Arzt II, 147. 279 ff; Aufgaben der Zukunft II, 350; über die Fortdauer nach dem Tode II, 59 f; kirchliche Anschauungen II, 48. 236 f; Tierwelt II, 120; Versuch zur wissensch. Begründung der kathol. Lehre II, 71; in Wien II, 29; über den Willen II, 109.
Paulus (Theologe) II, 323. — Frau Professor I, 358.
Perthes II, 333 f.
Pesqualez II, 50.
Pflanzenwelt und Mensch II, 98.
Physiognomik II, 64 ff.
Plato I, 202; II, 49.
„Plattisten" II, 322.
Poesie und Musik II, 250 ff.
Polarität, Lehre von der: II, 79 f.
Politik, Romantische II, 296 ff. 315 f.
Prärafaelitische Malerei II, 29.
Preußen, die. Charakterzüge II, 300 f.
Preußen und Österreich II, 303.
Psycho-Physiologie II, 69.
Rahel I, 257.
Ranke, ein romantischer Historiker II, 73 f.
Reichardt, Joh. Friedrich II, 15 f. 18. 260.
Reil (Mediziner) II, 15. 61. 88. 93. 103.
Reiselust I, 122 f.
Reizbarkeit I, 142 ff.
Religion I, 96. 178 ff. 347 ff; II, 325 ff; Idee der R. im Athenäum I, 55 ff; R. u. Kunst II, 345 f; R. und Politik II, 315 f.
Reproduktivität II, 87 f.
Rhabdomantie II, 96.
Rhein, der, und die Romantik II, 14 f. 40 f.
Rheinischer Merkur II, 303 ff.
Rhythmus der Lebenserscheinungen II, 83.
Riepenhausen (Maler) I, 364 f.
Ringseis Joh. Nepomuk. Äußeres II, 273; der erste Diagnostiker seiner Zeit II, 274 f; Lebenserinnerungen II, 1; Freundschaft mit Savigny und Arnim II, 26; polit. Anschauungen II, 310. 312. 339; Unsterblichkeit der Tiere II, 122; über den Wahnsinn II, 103; in Wien II, 29; über den Willen II, 109.
Ritter, Joh. Wilh. Leben I, 235 f; II, 147. 151. 291 f; Experiment mit Rutensuchern II, 96 f; Galvanismus II, 16 f; Physik als Kunst II, 51; über Somnambulismus I, 81.

Rom, die südlichste Station der Romantik II, 29 f.
Roman, der I, 294 ff.
Röschlaub II, 18. 266. 349 f.
Rousseaus Konfessionen I, 294.
Rumohr II, 26.
Runge, Philipp Otto I, 340. 364; II, 10. 153 f. 155. 347.
Sailer (Bischof) II, 27. 136. 233. 238.
Saint Martin II, 50. 71.
Savigny II, 180. 315.
Schauspielkunst I, 133 f.
Schein I, 330 f.
Scheitlin II, 116.
Schelling. Charakteristik I, 132 f. 141 f. 164 ff. 230 ff; Goethes Liebling unter den Romantikern I, 239. 329; Ehe-Leben II, 161; Sch. u. Karoline I, 368 ff; auf dem Katheder II, 17; als Stanzen-Dichter I, 229; bei Auguste Schlegels Tod II, 269 f; Verhältnis zu Fichte I, 375 f; Philosophie in Knüttelversen I, 175; über Gott II, 56; über die Fortdauer nach dem Tode II, 59; Reproduktionskraft, Irritabilität und Sensibilität I, 142; über Somnambulismus II, 102. 104; über Licht und Schwere I, 93; Beziehungen zu Ärzten II, 267 f; Definition der Krankheit I, 185 f; Steffens' Urteil über ihn I, 168; Schellings Vater I, 261.
Schelling, der jüngere II, 293.
Schicksalstragödie II, 223 f.
Schiller und die Romantik I, 97. 198 ff; Feindschaft der Romantiker gegen ihn I, 206 ff; Abneigung gegen Karoline I, 26. 206; von Novalis verehrt I, 66; Wilh. Schlegel versteht ihn nicht I, 4; Aufführung des Wallenstein in Weimar I, 224.
Schiller, Charlotte v. I, 205.
Schlaf und Wachen II, 101 f.
Schlegel, Auguste. Ärztliche Behandlung durch Schelling und Tod II, 269 f.
— Charlotte. über ihren Bruder Wilhelm I, 6; über beide Brüder I, 10.
— Dorothea. Religiöse Ansichten I, 357 ff; über Friedrich Schlegel I, 12. 24; Friedrich Schlegels Liebe zu ihr I, 21 ff; über Goethes Winkelmann I, 363.
— Friedrich. Allg. Charakteristik I, 12 ff; Schwere seines Wesens I, 12; Selbstbeschreibung I, 12 f. 14 f; Lobpreisung des Müßiggangs I, 13; Selbstmordgedanken I, 16; Geselligkeit I, 19 ff; Habilitation in Jena I, 371; Verhältnis zu Schiller I, 198; zu Goethe I, 209 ff; zu Novalis I, 64. 75; zu Jean Paul I, 101; zu Schleiermacher I, 11. 19; Fragmente I, 46 ff; Lucinde I, 96. 302 ff; Ironie I, 279 ff; über das Wesen der Komödie I, 283; über romantische Poesie I, 107; über antike Poesie I,

109; über den Roman I, 294 f; über Wilhelm Meister I, 296 f; über Schillers „Würde der Frauen" I, 203; seine Auffassung Hamlets I, 15; Naturphilosophie I, 169; Religionspläne I, 178 ff; Religiöse Ansichten I, 96. 254. 350; Übertritt zur kathol. Kirche I, 362; Vernunftbegriff I, 4; über die Ehe I, 58; Männlichkeit und Weiblichkeit I, 202; über die Doppelerscheinung des Ich I, 85; letzte Jahre I, 384 ff.

Schlegel, Karoline siehe Karoline.

— Wilhelm. Allgemeine Charakteristik I, 2 ff; seine Eitelkeit I, 4; Virtuosität I, 8; Höflichkeit I, 9; im Alter II, 158 f; Korrektheit I, 10; Urbanität seines Stils I, 10; Benehmen gegen lit. Feinde I, 11; Selbst-Beurteilung I, 9; Shakespeare-Übersetzung I, 5; Gedichte I, 5 ff; Beiträge zum Athenäum I, 49 ff; Zueignung v. „Romeo u. Julia" I, 7 f; Parodie auf Schillers „Würde der Frauen" I, 203 f; Verhältnis zu Schiller I, 198; Goethes Urteil über ihn I, 7; seine protestantische Natur I, 349; W. und Karoline I, 3. 7. 11. 30 f. 37 f; beim Tode Auguste I, 370; Ehe mit Sophie Paulus I, 370; II, 22; über Novalis I, 75.

Schleiermacher. Beiträge zum Athenäum 48 f; Reden über die Religion 55. 188. 194. 235; Freundschaft mit Friedrich Schlegel I, 19 ff; über die Lucinde I, 305 f; Emanzipation der Frauen 57; über die Liebe I, 260; über Henriette Herz I, 261.

Schlosser, Christian II, 30.

Schopenhauer I, 108; II, 57.

Schubert, Gotthilf Heinrich. Sein Leben II, 16. 164 f. 338; als Arzt II, 266 f; Vorträge über die Nachtseiten der Natur II, 10; über die Fortdauer nach dem Tode II, 59; Gefühl für die Tiere II, 122; über den Traum II, 102.

Schultze, Dr. (Schulmann) über den Rhein. Merkur II, 305.

Schütz, Wilhelm v. II, 239. 310.

Schwaben und die Romantik II, 23.

Schwermütigkeit II, 112.

Seele, die menschliche II, 86 f.

Sehnsucht I, 120 ff.

Sensibilität II, 87 f.

Sentimentale, das I, 247.

Shakespeare I, 89. 91.

Siderismus II, 97 ff.

Sinnlichkeit I, 124 ff.

Skandinavien II, 41.

Solger, Karl Wilh. Ferd. über die Liebe I, 254; Symbolik u. Allegorie I, 329 f.

Somnambulismus II, 85. 92. 104 ff.

Speckter, Erwin II, 35. 242.

Staël, Frau von I, 377.

Stahl (Arzt) II, 286. 287.
Stammeseigentümlichkeiten II, 301 f.
Steffens, Heinrich. Lebenserinnerungen I, 13; studiert Fichtes Wissenschaftslehre u. Schlegels Athenäum I, 43; Bergbau I, 234. 319; in Jena I, 221; Verhältnis zu Goethe I, 208. 238; Geschichte des Pfarrers von Drottning I, 232; über wissenschaftl. Methodik II, 76; über Mythologie und Poesie II, 72 f; über Fichte I, 222; Novalis I, 75; Schelling I, 168.
Steinbeck über die Seele II, 86.
Sterne, Lorenz I, 101.
Stolberg und Voß II, 332 ff.
Straßburger Münster I, 94.
Strauß, David Friedrich I, 390.
Sydenham (Arzt) II, 286. 287.
Symbolik I, 329 ff.
Ternar Jakob Böhmes II, 80.
Theaterspielen eine gesellige Leidenschaft der Romantiker I, 133 f. 224 f.
Thouvenel II, 97.
Tieck, Ludwig. Persönliches I, 146; II, 157; Gedichte I, 105 f; naturphilosophische Mystik in seiner Genoveva I, 169; Gespräch zwischen Autor und Bewunderer I, 194 f; Franz Sternbald I, 123, 129. 300. 333; William Lovell I, 264 f. 298 ff; „Der Autor" (Schwank) I, 106; Märchen I, 284 ff. 315 ff. 322 f. 325 ff; als Improvisator I, 134. 226; Schilderer der Liebe I, 253; über den Fortschritt in der Kunst I, 90; über Ironie I, 279 ff; über den Straßburger Münster I, 94; über Symbolik I, 329; über Unsterblichkeit I, 190 f; Abneigung gegen methodisches Arbeiten I, 131; Reizbarkeit I, 142. 144; Unfähigkeit Menschen zu schaffen I, 117; Religiöse Stimmungen I, 348; Bewußtwerdung der Welt I, 176 f; von Wilhelm Schlegel ermuntert I, 9; Musik und Poesie schwanken ineinander über I, 51; Verhältnis zu Novalis I, 63. 76; zu Fichte I, 155 f. 163 f. 223; zu Phil. Otto Runge I, 345; zu Schiller I, 199; Aufenthalt in München II, 26.
Tiecks Frau Amalie I, 245. 265.
Tier, das, in der romantischen Weltanschauung II, 115 ff. Tierwelt und Mensch II, 98; Tiere können nicht lachen I, 88.
Troxler II, 64, 352.
Übermensch II, 54 ff.
Unbewußte, das I, 98 ff. 112 f. 129 f. 136 f; II, 125.
Unsterblichkeitsglaube der Romantiker I, 190 ff. II, 59 ff.
Veit, Jonas I, 361;
— Philipp I, 361; II, 10.

Veränderlichkeit der Arten II, 52.
Virchow II, 285 f.
Volk, Wilhelm Gustav II, 64.
Voß, Johann Heinrich II, 75. 323 ff. 332 ff. 335 f.
— Heinrich II, 329.
Wackenroder. Charakteristik I, 138 ff; Herzensergießungen I, 91 f. 102 ff. 119. 131. 312; II, 347 f; Lob der Musik II, 256; Angst vor dem Beruf II, 147; mangelnder Patriotismus I, 243; Katholizismus I, 348 f.
Wagner, Joh. Jakob II, 81. 307. 350 f.
Wahnsinn eine Art von Traumzustand II, 103.
Wanderlust, romantische II, 31.
Weber, Joseph (Physiker) „Die Seele ist zweilebig" II, 86
Weib und Mann II, 90 f.
Weiblichkeit der Romantiker I, 137.
Weickardt, Dr. (Arzt) II, 264 ff.
Wein I, 126.
Weltanschauung, romantische II, 46 ff.
Werner, Abraham Gottlob (Neptunist) I, 233.
— Zacharias. Sein Leben II, 140 f; Lebesirrungen II, 150; Wanderungen II, 33. 39. 154; in Wien II, 28; die Schicksalstragödie II, 224 f; sein Einfluß auf andere II, 243; Goethes Urteil über ihn II, 243 f; sein Katholizismus II, 30. 244 ff; Grauen vor seinem eigenen Innern II, 110 f; seine Dramen machen Dorothea Schlegel einen unanständigen Eindruck II, 6.
Wieland I, 2. 6.
Wien und die Romantik II, 27 ff.
Wiener Kongreß II, 307.
Wilbrand, J. B., über Forschungsmethoden II, 76 f.
Wille, der menschliche II, 109 ff.
Windischmann. Religiöses II, 50. 70; Magnetismus u. Heilkunde II, 95. 268. 288 ff; über den Willen II, 109.
Winkelmann, August (Physiker) II, 291.
Wissenschaftliche Methoden der Romantiker II, 75.
Wolfarts magnet. Anstalt II, 9.
Wundertätiger Glaube I, 182.
Zahl, die romantische II, 79 ff.
Zeitung für Einsiedler II, 21.
Zelter, Karl Friedrich (Komponist) II, 260.
Zero oder Null II, 83 f.
Zerstreuung der Romantiker II, 5 ff.
Zufriedenheit mit sich selbst I, 147 f.

Von

Ricarda Huch

erschien ferner

*

Gedichte. br. M. 3.—; Ganzl. M. 4.20; handgeb. Ganzlederband M. 16.—.

Erzählungen. 2 Bände. br. M. 6.—; Ganzleinen M. 8.40; handgeb. Ganzleder M. 32.—; in einem Halbpergamentband handgeb. M. 16.—.

Inhalt: Fra Celeste. — Der arme Heinrich. — Der Weltuntergang. — Die Maiwiese. — Haduvig im Kreuzgang. — Der Mondreigen von Schlaraffis. — Teufeleien. — Lügenmärchen.

Einzelausgaben der Erzählungen in der Sammlung „Die Haessel-Reihe“:

Band 3. Fra Celeste. — Band 4. Die Maiwiese. — Band 7. Der Mondreigen von Schlaraffis. — Band 8. Haduvig im Kreuzgang. — Band 12. Der arme Heinrich. — Band 13. Teufeleien und andere Erzählungen (Teufeleien, Weltuntergang, Lügenmärchen). Band 3, 7, 8, 12, 13 je br. M. 1.50; Halbleinenband M. 2.20; Band 4 br. M. —.75; Halbleinenband M. 1.40.

*

H. Haessel, Verlag
Leipzig

Literatur zur Romantik

Bobeth, Johannes: Die Zeitschriften der Romantik. Preisschrift der Knust-Stiftung in Leipzig. Mit 17 Faksimilebeilagen. br. M. 3.—.

Buchmann, Rudolf: Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. Beiträge zu einer Motiv- und Stilparallele. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Heft 6.) br. M. 3.—.

Enders, Carl: Friedrich Schlegel. Die Quellen seines Wesens und Werdens. br. M. 4.—.

Körner, Joseph: Nibelungenforschungen der deutschen Romantik. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte Heft 9.) br. M. 4.—.

Krüger, Hermann Anders: Pseudoromantik. Friedrich Kind und der Dresdener Liederkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. br. M. 2.—; geb. M. 3.—.

Krüger, Hermann Anders: Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. br. M. 1.40; geb. M. 2.—.

Sakheim, Arthur: E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken. Mit 2 Abbildungen nach Aquarellen E. T. A. Hoffmanns. br. 3.—.

Schönemann, Friedrich: L. Achim von Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama „Halle und Jerusalem", erläutert. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Heft 12.) br. M. 4.—.

Zurlinden, Luise: Gedanken Platons zur deutschen Romantik. (Untersuchungen zur neuerem Sprach- und Literaturgeschichte. Heft 8.) br. M. 4.—.

Wandrey, Conrad: Hans Pfitzner. Seine geistige Persönlichkeit und das Ende der Romantik. Pappbd. M. 2.—; flexibler Ganzlederbd. M. 10.—.

H. Haessel, Verlag, Leipzig

Date Due

FEB 26 1975			
FEB 2 3 2004			
MAR 0 3 2004			

bd

CAT. NO. 23 233 PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0105770 2

PT361 .H8

Huch, Ricarda Octavia

Die romantik.

DATE	ISSUED TO
	573322

573322